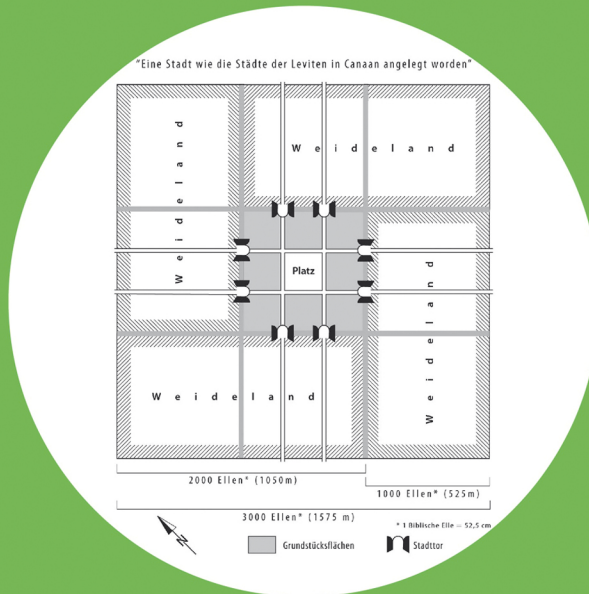


Siedlungsforschung

Archäologie - Geschichte - Geographie

Band 29, 2011



Schwerpunktthema:

**Homogenisierung und Diversifizierung
von Kulturlandschaften**

Umschlagabbildung:

Die Konstruktion der Städte der Leviten durch den Landmesser Christian Gottlieb Reuter (1761) fußt auf der entsprechenden Bibelstelle (4. Mose 35, 1–6) und sollte den im Entstehen begriffenen neuen Siedlungen der Herrnhuter Brüdergemeine beiderseits des Atlantiks als Vorbild dienen. Er fixiert eine quadratische Stadt mit einer Seitenlänge von 3 000 (biblischen) Ellen, die sich aus neun gleichen Blöcken zusammensetzt. Der innere Block wird wiederum in neun Quadrate geteilt. Die quadratische Stadt wird im innersten kleinen Karree vom zentralen Platz eingenommen, von tangierenden Straßen erschlossen und von Blöcken gleicher Größe eingefasst, die der Bebauung dienen. Die acht äußeren großen Blöcke bilden das im biblischen Text vorgesehene Weideland (Entwurf: Jürgen Lafrenz; Quelle: Unitäts-Archiv in Herrnhut, Topografische Sammlung Bd. 13.8)

Siedlungsforschung

Archäologie – Geschichte – Geographie 29, 2011

Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften

Herausgegeben
von

Vera Denzer, Anne Dietrich,
Matthias Hardt, Haik Thomas Porada
und Winfried Schenk
für den

Arbeitskreis
für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa
ARKUM e.V.

SELBSTVERLAG ARKUM e.V. BONN 2011

HERAUSGEBER

Für den Themenschwerpunkt:

Dr. Haik Thomas Porada, M.A.: Leibniz-Institut für Länderkunde e.V. – Schongauerstraße 9, D-04328 Leipzig, E-Mail: H_Porada@ifl-leipzig.de

Für die Zeitschrift Siedlungsforschung:

Prof. Dr. Winfried Schenk: Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 58 71, Email: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

REDAKTION

Drs. Peter Burggraaff: Institut für Integrierte Naturwissenschaften der Universität Koblenz, Geographie – Universitätsstraße 1, D-56070 Koblenz, Tel.: 02 61 / 287 22 86, Email: burggra@uni-koblenz.de

Für die Mitglieder des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. ist der Bezugspreis im Jahresbeitrag enthalten (Anmeldungen an die Geschäftsstelle: Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn).

Der Nachdruck von Beiträgen ohne Genehmigung von ARKUM e.V. ist auch bei Quellenangabe nicht gestattet. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung bleiben vorbehalten. Der Bezug erfolgt unmittelbar bei der Geschäftsstelle (% Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 58 71) oder über den Buchhandel.

Herstellung: Hartmann Satz + Druck / Mignon-Verlag, Winzerstr. 61, 53129 Bonn, Email: peter.hartmann@mignon-verlag.de

Kartographie: Stefan Zöldi: Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 76 52, Email: s.zoeldi@uni-bonn.de

ISSN: 0175-0046

INHALT

Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften

<i>Vera Denzer, Anne Dietrich, Matthias Hardt und Haik Thomas Porada</i>	
Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften – eine Einführung	9
Summary	
<i>Anngret Simms</i>	
Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften aus europäischer Sicht.	17
Mit 4 Abbildungen und 1 Tabelle	
Summary	
<i>Orsolya Heinrich-Tamáska</i>	
Spätromische Villen an der mittleren Donau – Anmerkungen zur Erforschung der Landnutzung am Übergang zwischen Spätantike und Frühmittelalter	39
Mit 4 Abbildungen	
Summary	
<i>Matthias Hardt</i>	
Diversifizierte naturnahe Existenzsicherung versus profitschaffende Homogenisierung. Zur Veränderung der Kulturlandschaft im Zuge des hochmittelalterlichen Landesausbaus im östlichen Mitteleuropa	61
Summary	
<i>Marcin Wołoszyn</i>	
Die Červenischen Burgen und die Frage der Herausbildung der polnisch-altrussischen Grenze vom 10. bis 13. Jahrhundert.	75
Mit 7 Abbildungen und 1 Tabelle	
Summary	
<i>Christian Schneider</i>	
Modernisierung für nachhaltige Landnutzung? Entwicklung einer traditionellen Kulturlandschaft im Süden Polens	107
Mit 6 Abbildungen	
Summary	

Christian Zschieschang

- Eine homogene Landschaft? Wandlungen in der hochmittelalterlichen
Siedlungslandschaft südlich von Lutherstadt Wittenberg und spätere
Entwicklungen 123
Mit 8 Abbildungen
Summary

Christofer Herrmann

- Architekturlandschaftsforschung auf empirisch-statistischer Grundlage –
eine objektive Methode?
Allgemeine Überlegungen und konkrete Erfahrungen am Beispiel
der mittelalterlichen Baukunst des Preußenlands. 155
Mit 15 Abbildungen
Summary

Wieland Carls

- Die Rechtslandschaften des Sachsenspiegels und des Magdeburger
Rechts in Ostmittel- und Osteuropa. 177
Summary

Vera Denzer, Anne Dietrich und Haik Thomas Porada

- Die Hansetage der Neuzeit – Eine europäische Städtelandschaft
als Erinnerungsraum. 199
Mit 7 Abbildungen
Summary

Anton Schindling

- Die protestantischen Universitäten und Hohen Schulen,
ihre Städte und Territorien im Heiligen Römischen Reich und
seinen Nachbarländern. 219
Mit 11 Abbildungen
Summary

Johannes Meier

- Von Europa ans Ende der Welt – Die Niederlassungen des
Jesuitenordens in Süd- und Nordamerika als landschaftsprägendes
Gesellschaftsmodell. 243
Mit 9 Abbildungen
Summary

Jürgen Lafrenz

- Die Ortsgemeinen der Herrnhuter als eigenständige Siedlungen von
typologischer Prägnanz. 265
Mit 8 Abbildungen und 1 Tabelle
Summary

Andreas Dix

- Homogenisierung von Kulturlandschaften durch landwirtschaftliche Großbetriebe. Ein Vergleich von Vergüterungs- und Kollektivierungsprozessen in Mitteleuropa 291
- Summary

Gerhard Gabel

- Vielfalt der Kulturlandschaften Bayerns – Kulturlandschaftliche Gliederung als Beitrag zur Biodiversität 311
- Mit 1 Abbildung
- Summary

Jan Erik Steinkrüger

- Tendenzen der Homogenisierung und Heterogenisierung von (Kultur-)Landschaften in Zoologischen Gärten 319
- Summary

Rolf Peter Tanner

- Politiken der ethnischen und kulturellen Homogenisierung und ihre Auswirkungen auf die Kulturlandschaft 329
- Mit 8 Abbildungen
- Summary

Winfried Schenk

- Homogenisierung oder Diversifizierung der Agrarlandschaften in Mitteleuropa unter dem Einfluss der Agrarpolitik der EU – eine Indikatoren- und Maßstabsfrage? 345
- Mit 6 Abbildungen
- Summary

Rainer Luick

- Kulturlandschaftliche Entwicklungen im Kontext der erneuerbaren Energien 357
- Mit 4 Abbildungen und 4 Tabellen
- Summary

Verena Gawel

- Hochwasser und Eisgang am Niederrhein – grenzüberschreitende Bewältigung von Naturkatastrophen im 19. Jahrhundert 385
- Mit 1 Abbildung
- Summary

Beitrag

Christine Mauelshagen

Ufo-Effekt des Strukturwandels. Die Kulturlandschaft Zollverein in historischer und funktional-genetischer Beziehung zum Stadtteil Essen-Katernberg	393
Mit 8 Abbildungen und 1 Tabelle	
Summary	

Anschriften der Autoren, Herausgeber und Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises.....	417
---	-----

Contents	421
----------------	-----

Vera Denzer, Anne Dietrich, Matthias Hardt
und Haik Thomas Porada

Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften – eine Einführung

Mit dem Thema ›Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften‹ betritt der Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa (ARKUM) Neuland, denn der Titel der 37. ARKUM-Jahrestagung arbeitet mit zwei Begriffen, die im interdisziplinären Themenfeld von Archäologie, Geschichte und Geographie noch nicht als Schnittstellen etabliert zu sein scheinen.

Die Homogenisierung als Verschwinden traditioneller Landschaften oder deren Simplifizierung sind vielbesprochene Phänomene wissenschaftlicher Tagungen und Workshops (*Antrop* 2005, S. 22; *Geri et al.* 2010, S. 377). Im Zuge der Untersuchungen zu einem ihrer »wesentlichen Forschungsobjekte« (*Gunzelmann* 1987, S. 1) – der historisch-gewachsenen Kulturlandschaft und ihrem Wandel – hat sich die angewandte Historische Geographie in den vergangenen 20 Jahren intensiv mit der erhaltenden Kulturlandschaftspflege und ihrem Management beschäftigt (*Gunzelmann* 2001, S. 16; *Schenk* 1997, S. 3f.). Den Begriff der ›Homogenisierung‹ haben bisher jedoch primär Bio-, Umwelt- oder Agrarwissenschaftler aufgegriffen (u.a. *Geri et al.* 2010; *Hietala-Koivu* 1999; *Jongman* 2002).

Sie nutzen ›Homogenisierung‹ als Beschreibung für den Verlust von Biodiversität, Multifunktionalität und das Verschwinden regionaler Landschaftsunterschiede (u.a. *EEA* 2010, S. 4f.). Gesteuert wird diese Vereinfachung des landschaftlichen Erscheinungsbildes durch die technischen und politischen Bedingungen des agrarischen Produktionssystems sowie nivellierende Einflüsse des Weltmarktes (u.a. *Jongman* 2002, S. 211).

Auch der Begriff der Diversifizierung ist bislang vorrangig in (land-)wirtschaftlichen Zusammenhängen gebräuchlich. Dort rekurriert er auf gegensätzliche Entwicklungen wie zum einen die zunehmende Zerschneidung von Landschaften durch Urbanisierung und Infrastrukturanlagen und den damit einhergehenden Verlust des landschaftlichen Zusammenhangs (u.a. *Antrop* 2005, S. 21; *EEA* 2010, 2). Zum anderen beschreibt er die Rückbesinnung auf kleinteilige, traditionelle Landschaften im Sinne des Nachhaltigkeitsparadigmas (*COE* 2006, S. 16). Je nach Maßstabebene und Betrachtungswinkel sind Europas Landschaften folglich gleichzeitig Diversifizierungs- und Homogenisierungsprozessen unterworfen. Die Ursache für den bis dato dominanten Fokus auf agrarische Umgestaltungsprozesse liegt wahrscheinlich in der Tatsache begründet, dass diese Einflüsse zu den signifikantesten sichtbaren Veränderungen der Landschaft führen (*Geri et al.* 2010, S. 370).

Als Vera Denzer, Andreas Dix und Haik Porada 2008 in Leipzig über ein gemeinsames Forschungsprojekt berieten, war es ebenfalls diese paradoxe Parallelität von Homogenisierung und Diversifizierung historisch gewachsener europäischer Kulturlandschaften, die ihnen als aktuelle Fragestellung historischer Geographie in den Sinn kam: Auf der einen Seite führen europaweit politische Maßnahmen und ökonomische Interessen zu einer Vereinheitlichung von Kulturlandschaften. Auf der anderen Seite sind es gerade ihre Kleinteiligkeit und Vielfalt, die es auf verschiedenen Planungsebenen zu fördern und nachhaltig weiter zu entwickeln gilt.

Die Frage war zunächst, welche Prozesse diesem Phänomen seitens der Europäischen Union zugrunde liegen. Es zeigte sich jedoch schnell, dass es ähnliche Vorgänge auch in früheren Phasen der europäischen Geschichte gegeben hat. Allein in den vergangenen zwei Jahrhunderten sind signifikante Homogenisierungstendenzen aufgrund staatlicher Einflussnahmen in weiten Bereichen Europas zu finden. Beispiele hierfür sind die Entstehung großer Staatengebilde wie Österreich-Ungarns, des Russischen oder auch des Deutschen Reiches, die vor allem im 19. und frühen 20. Jahrhundert große Räume in ihrem Erscheinungsbild vereinheitlichten – was bis heute an der Stadtgestalt, am Eisenbahnwesen und in den agraren Kulturlandschaften erkennbar ist. Ähnliche Prozesse lassen sich zudem für den hochmittelalterlichen Landesausbau, davor für das Römische Reich oder auch für einzelne frühgeschichtliche Kulturen beobachten.

Gleichzeitig rückten mit der Betrachtung des visuell wahrnehmbaren Kulturlandschaftswandels auch andere Prozesse in das Blickfeld: So wird landschaftliche Vereinheitlichung häufig mit Identitätsverlust in Verbindung gebracht. Schenk (2002, S. 11) betrachtet insbesondere historisch gewachsene Kulturlandschaften als wichtige Träger von »Geschichtlichkeit und kultureller Identität, die im Zuge des gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandels verloren zu gehen drohen« (siehe auch Antrop 2005, S. 21; EEA 2010, S. 5; Quasten 1997, S. 11; Schenk 1997, S. 3).

Der Blick sollte zudem für Prozesse unterschiedlicher Dynamik, Reichweite und Prägekraft geweitet werden, die in der Vergangenheit die treibenden Faktoren von Landschaftsveränderungen bildeten und sie auch in der Gegenwart weiter bilden: wie Zugänglichkeit zu Orten und Landschaften, Urbanisierungs- und Globalisierungsprozesse sowie Katastrophen (vgl. Antrop 2005, S. 25). Mit diesem Perspektivwechsel rücken sowohl Fragen von Machtstrukturen, die bei den Neu- und Restrukturierungen von Kulturlandschaften eine Rolle spielen, in den Fokus der Untersuchung, als auch Aspekte der Landschaftswahrnehmung und -bewertung in ihrer Zeitlichkeit (vgl. u.a. Graham et al. 2000, S. 1ff.; Czepczyński 2010, S. 68).

Auf diese Weise entstanden die vielfältigen Fragestellungen und Ideen, die bei der ARKUM-Tagung im September 2010 in Leipzig präsentiert werden konnten. Die konzeptionelle Vorbereitung übernahmen Vera Denzer für das Institut für Geographie der Universität Leipzig (IfG), Matthias Hardt für das Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig (GWZO) und Haik Porada für das Leibniz-Institut für Länderkunde (IfL). An der dreitägigen Konferenz im GWZO in Specks Hof nahmen im Schnitt zwischen 80 und 100 Zuhörer teil. An der Redaktion und Herausgabe des Sam-

melbandes beteiligte sich *Anne Dietrich* (IfG). Die Tagungsorganisation und die Redaktion wurden im IfL durch *Corinna Dumke* unterstützt.

Ziel der Tagung und dieses Bandes ist es, einen Einblick in die vielgestaltigen Prozesse der Homogenisierung und Diversifizierung von europäischen und ausereuropäischen Kulturlandschaften zu geben, wobei bewusst ein weit gefasster Begriff von ›Kulturlandschaft‹ zugrunde gelegt wird. Die Beiträge reichen in ihrer zeitlichen Ausrichtung von der Spätantike bis in das 21. Jahrhundert, in der räumlichen Skala vom Bundesland Bayern bis zur gesamten ›Neuen Welt‹.

»Landschaften sind dynamisch und Veränderung gehört zu ihren zentralen Eigenschaften« (nach *Antrop* 2005, S. 32). Entsprechend haben auch Homogenisierungs- und Diversifizierungserscheinungen sehr unterschiedliche Gesichter. Eindeutig ist jedoch ihr Kontrast: Während die Homogenisierung zu Gleichmachung, Vereinheitlichung, Ausräumung, Strukturarmut und dem Verwischen landschaftlicher physisch-materieller, aber auch ideeller Eigenheiten führt, ist das Ergebnis der Diversifizierung Vielgestaltigkeit, Strukturreichtum, Fragmentierung sowie Heterogenität von Landschaften und der ihnen zugehörigen Projektionen.

Die Beiträge verdeutlichen, dass Homogenisierungs- und Diversifizierungsprozesse oft zeitgleich ablaufen, wenn auch auf regional unterschiedlichen Maßstabsebenen. So lassen sich beispielsweise auf der EU-Ebene politisch motivierte Homogenisierungsprozesse im Sinne von Normierung und Modernisierung beobachten, während parallel dazu auf regionaler Ebene Diversifizierung als konstitutives Instrument regionaler Entwicklung eingesetzt wird (vgl. hierzu den Beitrag von *Schenk* im vorliegenden Band). Zum anderen wird aufgezeigt, dass neben der Machtfrage, die mit dem Durchsetzen der einzelnen Prozesse einhergeht, immer auch die Frage nach den verschiedenen zugrunde liegenden Raumkonzepten mit gestellt und thematisiert werden muss.

Am Beispiel der europäischen Siedlungslandschaft des Mittelalters zeigt *Annegret Simms* in ihrem Beitrag die Gleichzeitigkeit von Homogenisierung und Diversifizierung bei der Kulturlandschaftsentwicklung auf. Obwohl die dynamischen Prozesse der mittelalterlichen Stadtwerdung zahlreiche strukturelle Übereinstimmungen aufwiesen, die von der zentralen (Markt-)Funktion, der Stellung der Pfarrkirchen, der Parzellierung der Stadt über die Bedeutung der Stadtmauern und -urkunden reichen, entwickelten sich regional sehr verschiedene Siedlungslandschaften. Die jeweiligen Identitäten der Städte wurden durch die Verwendung regional typischer Baumaterialien und individueller Stadtpläne sowie die Ausprägungen der romanischen und gotischen Baustile beeinflusst, wie *Simms* anhand des irischen Kilkenny, des deutschen Kalkar und des ungarischen Ödenburg illustriert.

Orsolya Heinrich-Tamáska beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Erschließung und Kultivierung der Landschaften um spätrömische Villenwirtschaften, die den Grundstein der landwirtschaftlichen Versorgung der Spätantike bildeten. Ihren Fokus legt *Heinrich-Tamáska* auf die Art, Vielfalt und Intensität der landwirtschaftlichen Produktion und ihre Konsequenzen für die Konzepte der Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften in dieser Zeit. Verein-

heitlichende Tendenzen der Villenwirtschaften im Sinne deutlicher Eingriffe in die Landgestaltung lassen sich dabei in Ansätzen nachweisen. Die wechselnden Machtverhältnisse und militärische Konflikte führten jedoch zu einer Auflösung des römisch geprägten Villennetzwerkes nach dem 5. Jahrhundert. Damit ging eine deutliche Tendenz zur Diversifizierung der Landnutzung in den folgenden Jahrhunderten einher.

Die landwirtschaftlichen Veränderungen im östlichen Deutschland zwischen dem ausgehenden 11. und dem 14. Jahrhundert sind das Thema des Beitrags von *Matthias Hardt*. Die *Germania Slavica* wandelte sich von einer gewässernahen, mit Wald durchsetzten, klein gekammerten Landschaft, in der die Bewohner Fischfang, Jagd, Viehzucht und Ackerbau für die Eigenversorgung betrieben, zu einer großflächigen, teils gewässerfernen Agrarlandschaft zur Produktion von Getreide. Die ›Vergetreidung‹ brachte den Wandel wirtschaftlicher Bedürfnisse mit sich, die verstreuten Kleinsiedlungsformen wurden von größeren, vermessenen und verhuften Niederlassungen abgelöst. Auch das Trockenlegen und Stauen von Gewässern für Ackerbau und Mühlenanlagen veränderte die vorherrschenden Siedlungsmuster. *Hardt* beschreibt, wie die Homogenisierung der Kulturlandschaft zur völligen Transformation der ökologischen, ethnischen und sozialen Strukturen der *Germania Slavica* führte.

Marcin Wołoszyn beleuchtet in seinem Beitrag die Herausbildung der Ostgrenze Polens und legt dabei den Fokus auf die ältesten Überlieferungen (zwischen 950 und 1050), die es zu diesem Thema gibt: unter anderem die *Nestorchronik*, das Prager Bistumsdokument von 1086 und die Schriften des *Gallus Anonymus*. Diese historischen Quellen lassen das Gebiet der Červenischen Burgen als Grenzbereich des lateinischen und griechisch-orthodoxen Europa erscheinen. An die Lokalisierung Červens schließen sich Erklärungen zu den politischen Bedingungen an, die den Verlauf der Ostgrenze Polens bis in das 21. Jahrhundert bestimmen.

Über die gegenläufigen Tendenzen der Homogenisierung und Re-Diversifizierung bei der Entwicklung tragfähiger Landnutzungssysteme berichtet *Christian Schneider*. Dazu stellt er die Lösslandschaft im Süden Polens vor: Traditionell dominieren dort strukturreiche Landschaften, charakteristisch sind kleinbetriebliche Familienhöfe mit hohem Subsistenzanteil. Die Region mit vielfältig strukturierten Landschaften zählt in der EU zu den strukturschwachen Räumen, in denen die Landwirtschaft unter ökonomischer Maßgabe intensiviert – und damit homogenisiert – werden soll. Gleichzeitig gelten solche heterogenen Landschaften als zukunftssträchtige Entwürfe für die vor allem aus ökologischer Perspektive nachhaltige Entwicklung strukturschwacher Räume, wie sie in der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik der EU vorgesehen ist. *Schneider* geht den Fragen nach, welche landschaftlichen Auswirkungen die angestrebten Restrukturierungen aufweisen, wie die ökologische Wertigkeit der erhaltenen traditionellen Kulturlandschaft einzuschätzen ist und wie das Landnutzungssystem hinsichtlich des Nachhaltigkeitsparadigmas bewertet werden kann.

Eben wie ein Tisch und von großen landwirtschaftlichen Nutzflächen dominiert – so stellt sich die Elbaue südlich der Lutherstadt Wittenberg heute dem

Betrachter dar. Dass sich ein zweiter Blick auf die vermeintlich homogene Landschaft lohnt, zeigt *Christian Zschieschang* in seinem Beitrag. Er erläutert, wie vorrangig anthropogene Einflüsse zwar zu einem umfassenden Wandel der ursprünglich stark gekammerten, von kleinen Siedlungen und offenen Gewässern durchsetzten Landschaft führten, diese Entwicklung aber wiederum eine vielgestaltige Landschaft zur Folge hatte. Zur Illustration nutzt *Zschieschang* Reliktgebiete im Norden der Dübener Heide sowie Spuren älterer Siedlungsstrukturen, die im Gegensatz stehen zu großen, planmäßig gestalteten Orten wie Globig und Trebitz.

Den Nachweis einer nach außen hin abgrenzbaren mittelalterlichen Architekturlandschaft des Preußenlandes tritt *Christofer Herrmann* in seinem Beitrag an. Mittels einer empirisch-statistischen Analyse von typologischen Architekturmerkmalen im historischen Raumzusammenhang ermittelte er Ausdehnung und Beschaffenheit dieser Kulturlandschaft. Seine Untersuchung belegt die Existenz einer von äußeren Einflüssen weitgehend isolierten, in sich geschlossenen Architekturlandschaft in einigen Regionen Ostpreußens, während er gleichzeitig andere Regionen identifiziert, die offener waren für Impulse aus angrenzenden Gebieten und ein entsprechend heterogeneres Bild der Architekturausprägung aufweisen.

Grenzüberschreitende Rechtslandschaften, wie sie mit der Verbreitung des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechts ab dem 13. und 14. Jahrhundert in Ostmittel- und Osteuropa entstanden, behandelt *Wieland Carls* in seinem Aufsatz. Zwar bildeten die Rechtslandschaften keine homogene räumliche und rechtlich geschlossene Einheit, sie etablierten jedoch ein überregionales Städtenetz mit verschiedenen strukturellen Gemeinsamkeiten. Die Vorschriften prägten nicht nur die rechtliche Organisation der Städte, sondern auch ihre äußere Erscheinung sowie ihre kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zu anderen Städten.

Mit der aktuellen mythologischen Aufladung des historischen Phänomens ›Hanse‹ beschäftigen sich *Vera Denzer*, *Anne Dietrich* und *Haik Porada*. Bereits in den vergangenen 150 Jahren wurde die hansische Städtelandschaft immer wieder als regionale Einheit konstituiert, ihre Bedeutung und ihr Image an die jeweiligen gesellschaftlichen Bedürfnisse angepasst. In den vergangenen drei Jahrzehnten jedoch hat die Konstruktion dieses homogenen Erinnerungsraumes eine besondere Dynamik unter der Flagge der ›Hansetage der Neuzeit‹ entwickelt. Die historischen Wurzeln der Städtelandschaft werden im Beitrag beschrieben und vergangene wie aktuelle Instrumentalisierungen überprüft, von der deutschen Vormachtstellung auf See bis zur Hanse als vermeintlicher Wiege von Marktwirtschaft, freiem Handel und Demokratie. Auch wird untersucht, welche vereinheitlichenden Wirkungen der Mythos Hanse noch heute auf seine Mitgliedsstädte ausübt.

Von einer heterogenen Landschaft geht *Anton Schindling* in seinem Beitrag aus. Er zeichnet die vielgestaltige Bildungslandschaft des Heiligen Römischen Reiches nach: Mehr als 40 verschiedene Universitäten und universitätsähnliche Hohe Schulen formten hier, nach Konfessionen aufgeteilt, differenzierte Bildungsräume. Diese waren sehr attraktiv für studierwillige junge Männer aus den

Nachbarländern und zogen so ihre Verbindungslinien bis nach Nord- und Ostmitteleuropa. Mit dem Ende des Heiligen Römischen Reiches nach den Revolutionskriegen entstand eine völlig neue territoriale Ordnung und viele Universitäten verschwanden. Die kleinteiligen konfessionellen Bildungsräume wurden nach und nach abgelöst von einem homogenisierten nationalen Bildungsraum.

Die kulturlandschaftlichen Auswirkungen jesuitischer Missionsarbeit im 17. und 18. Jahrhundert stehen im Mittelpunkt des Beitrages von *Johannes Meier*. Auf der Basis dreier exemplarischer Gebiete Südamerikas – Chiloé, Chiquitanía und Niederkalifornien – beschreibt der Autor das Vorgehen der Jesuiten in den peripheren Regionen der Neuen Welt. In der Verfolgung ihrer Ziele, die Menschen zu missionieren und eine auf christlichen Werten fußende neue Gesellschaft zu entwickeln, näherten sich die Jesuiten in pragmatischer Weise der indigenen Kultur durch Abkopplung von der Kolonialgesellschaft und Förderung der einheimischen Sprachen. Der Bau von Häusern und Kirchen, die Einführung neuer Feldfrüchte, Arbeitsgeräte, Handwerksgewerbe und religiöser Bräuche schuf zahlreiche kulturelle und kulturlandschaftliche Gemeinsamkeiten in Südamerika, die jene Gebiete bis in die heutige Zeit prägen und die maßgeblich von Vorbildern nicht zuletzt in Mitteleuropa, von wo viele Missionare stammten, inspiriert wurden.

Ebenfalls religiöse Strukturen nimmt *Jürgen Lafrenz* in seiner Beschreibung der weltweiten Ausbreitung von Siedlungen der Herrnhuter Brüdergemeine in den Fokus. Im 18. Jahrhundert als protestantische Denomination in Herrnhut in der südlichen Oberlausitz gegründet, brachte die pietistisch geprägte Glaubensgruppe bis in das 19. Jahrhundert eine große Anzahl von Niederlassungen hervor. Diese Siedlungen zeichneten sich durch bestimmte physiognomische Merkmale aus, die zum einen aus dem Wissenstransfer unter den Herrnhutern entstanden, zum anderen dem Anspruch folgten, eine räumliche Entsprechung des christlich-sozialen Gemeinwesens zu schaffen.

Dass landwirtschaftliche Homogenisierungsprozesse kein neuartiges Phänomen der vergangenen 20 Jahre, sondern vielmehr typisches Merkmal der europäischen Kulturlandschaftsgeschichte sind, illustriert *Andreas Dix* in seinem Beitrag. Er führt als Beispiele die Prozesse bei der Entstehung der Gutswirtschaft im östlichen Mitteleuropa ab dem 16. Jahrhundert sowie der Kollektivierung der Agrarwirtschaft in der DDR ab 1952 an. Beide Prozesse zeichnen sich durch die Einführung großbetrieblicher Strukturen aus, die in ihrem jeweiligen zeitgenössischen Zusammenhang einen Bruch mit der zuvor dominierenden Agrarstruktur bedeuteten. Eine Ausräumung und großflächige Überschreibung durch hochgradig vereinheitlichte Strukturelemente, wie sie heute im Zusammenhang mit den Einflüssen der EU-Agrarpolitik in Ostmittel- und Südosteuropa wieder zu beobachten sind, waren schon damals die Folge.

Gerhard Gabel beschreibt in seinem Beitrag eine Möglichkeit, der zunehmenden Austauschbarkeit und technischen Überprägung der traditionell vielgestaltigen bayerischen Kulturlandschaften entgegenzutreten: Eine vom Bayerischen Landesamt für Umwelt in Auftrag gegebene, flächendeckende kulturlandschaftliche Gliederung. Sie hält den Status quo der Kulturlandschaftsräume von 2011

fest und soll so eine Orientierungshilfe für zukünftige Projekte des Naturschutzes, der Raumordnung und der Landschaftsplanung bilden. Charakteristische Eigenarten der Landschaften können auf diese Weise nachhaltig entwickelt und gestärkt, ihre Diversität erhalten werden.

Einen historischen Überblick über die Art landschaftlicher Darstellung in Zoologischen Gärten gibt *Jan-Erik Steinkrüger* in seinem Artikel. Zoologische Gärten bilden dabei – aktuell und in der Vergangenheit – Leinwände, auf die verschieden dimensionierte ›Bilder‹ von fernen und nahen Landschaften gemalt werden. Die individuellen Ziele der Besitzer und Auftraggeber von Zoologischen Gärten und Menagerien üben dabei Einfluss auf die Maßstäbe dieser Bilder aus: Werden verschiedene Bilder zu einem großen Ganzen zusammengefügt, kann dies als Homogenisierung verstanden werden, während die Unterteilung von Parklandschaften in kleine ›Bilder‹ als Diversifizierung der ›Kulturlandschaft Zoo‹ bezeichnet werden könnte.

Rolf Peter Tanner widmet seinen Beitrag den Folgen gewaltsamer ethnischer Homogenisierung nach dem Zweiten Weltkrieg sowie deren Auswirkungen auf die Kulturlandschaft. Als Beispiel wählt *Tanner* eine traditionell polyethnische Region: die südostpolnischen Karpaten. Dort sind die Folgen der Vertreibungswelle der 1940er Jahre noch immer wahrnehmbar. Im Fokus des Beitrages stehen allerdings nicht die Wandlungsprozesse an sich, sondern die Fragen nach ihrem Hintergrund: Welche Konstrukte, Narrative und Metaphern liegen einem solchen Homogenisierungsprozess zu Grunde? *Tanner* erläutert dabei territoriale Ansätze und kulturelle Logiken der Nationenbildung, die durch die Angleichung oder Abstoßung des ›Fremden‹ zu nicht-physischen Erscheinungen oder auch völligen Veränderungen der Landschaftsphysiognomie führen können.

Wie relevant ist die seit 1957 betriebene EU-Agrarpolitik für den Landschaftswandel? Und inwieweit sind die Konzepte der Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften geeignet, um diese Entwicklung zu beschreiben? Diesen Fragen geht *Winfried Schenk* nach. Er argumentiert, die EU-Agrarpolitik sei in beide Richtungen wirksam: Weil sie durch ihre preisstabilisierende Subventionspolitik seit Langem industrielle Produktionsweisen fördert, weist sie zum einen homogenisierende, den Strukturreichtum mindernde Einflüsse auf. Gleichzeitig führt sie auf der regionalen Ebene der Bodennutzungssysteme durchaus zu Diversifizierungsprozessen, indem sie dazu beiträgt, dass die natürlichen Rahmenbedingungen sich durchpausen können. Es kommt entsprechend auf den verwendeten Indikator und die daran gebundene Maßstabsebene an, welches der Konzepte zur Beschreibung verwendet werden kann.

Wie schnell Landschaften heute zum Spiegel gesellschaftlicher und politischer Zwänge oder Wünsche werden können, zeigt *Rainer Luick* in seinem Beitrag zur Kulturlandschaftsentwicklung im Kontext erneuerbarer Energien auf. Allein in den vergangenen drei Jahrzehnten haben regenerative Energieträger, befördert von nationalen und internationalen Vorgaben zum Klimaschutz sowie zahlreichen Subventionen, eine immer stärker kulturlandschaftsprägende Rolle eingenommen. Der Mais als wirtschaftlich lukrativste und damit dominante Energiepflanze der Biogasproduktion steht dabei an der Spitze dieser Entwicklungen.

Eine Folge der extrem dynamischen Prozesse sind strukturell immer einheitlicher werdende Landschaften.

Seit Menschen an Flüssen siedeln, sind sie mit dem elementaren Spannungsfeld aus der Fruchtbarkeit der Flussauen und den günstigen Transportbedingungen bei gleichzeitiger Gefahr von Hochwässern vertraut. *Verena Gawel* widmet sich in ihrem Kurzbeitrag, der außerhalb des Rahmenthemas der Tagung gehalten wurde, vor allem den Gefahren, die von Gewässern ausgehen. Sie skizziert den Beginn einer grenzüberschreitenden Warnungsinfrastruktur, die sich ab dem späten 19. Jahrhundert am Niederrhein entwickelte.

Literatur

- Antrop, Marc (2005):* Why landscapes of the past are important for the Future. – In: Landscape and Urban Planning, H. 1–2, S. 21–34.
- Council of Europe (COE) (2006): Landscape and sustainable development. Challenges of the European Landscape Convention. – Strasbourg.
- Czepczyński, Mariusz (2010):* Interpreting post-socialist icons: from pride and hate towards disappearance and/or assimilation. – In: Human Geographies. Journal of Studies and Research in Human Geography 4, H. 1, S. 67–78.
- European Environment Agency (EEA) (2010): Cultural landscapes and biodiversity heritage. – Luxemburg (10 messages for 2010, 10).
- Geri, Francesco; Amici, Valerio u. Rocchini, Duccio:* Human activity impact on the heterogeneity of a Mediterranean landscape. – In: Applied Geography 30, S. 370–379.
- Graham, Brian; Ashworth, G.J. u. Tunbridge, J.E. (2000):* A geography of heritage. Power, culture and economy. – London.
- Gunzelmann, Thomas (1987):* Die Erhaltung der historischen Kulturlandschaft. Ange wandte Historische Geographie des ländlichen Raumes mit Beispielen aus Franken. – Bamberg (Bamberger Wirtschaftsgeographische Arbeiten, 4).
- Gunzelmann, Thomas (2001):* Die Erfassung der historischen Kulturlandschaft. – In: Bayerisches Staatsministerium für Landwirtschaft und Forsten [Hrsg.]: Historische Kulturlandschaft, Materialien zur ländlichen Entwicklung 39, S. 15–32.
- Hietala-Koivu, Reija (1999):* Agricultural landscape change: a case study in Yläne, south-west Finland. – In: Landscape and Urban Planning 46, S. 103–108.
- Jongman, Rob H.G. (2002):* Homogenisation and fragmentation of the European landscape: Ecological consequences and solutions. – In: Landscape and Urban Planning 58, S. 211–221.
- Quasten, Heinz (1997):* Entwicklung der Kulturlandschaftspflege. – In: Schenk, Winfried; Fehn, Klaus u. Denecke, Dietrich [Hrsg.]: Kulturlandschaftspflege. Beiträge der Geographie zu räumlichen Planung. Berlin u. Stuttgart, S. 9–12.
- Schenk, Winfried (1997):* Gedankliche Grundlegung und Konzeption des Sammelbandes ›Kulturlandschaftspflege‹. – In: Schenk, Winfried; Fehn, Klaus u. Denecke, Dietrich [Hrsg.]: Kulturlandschaftspflege. Beiträge der Geographie zu räumlichen Planung. Berlin u. Stuttgart, S. 3–9.
- Schenk, Winfried (2006):* ›Landschaft‹ und ›Kulturlandschaft‹ – ›getönte‹ Leitbegriffe für aktuelle Konzepte geographischer Forschung und räumlicher Planung. – In: Petermanns Geographische Mitteilungen 146, H. 6, S. 6–13.

Anngret Simms

Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften aus europäischer Sicht¹

Mit 4 Abbildungen und 1 Tabelle

Einführung

Das deutsche Fremdwort Homogenisierung hat eine griechisch-lateinische Wurzel und bedeutet ›in allen Teilen gleichmachen, gut vermischen, gleichmäßig verteilen‹. Das Wort Differenzierung bedeutet ›die Hervorhebung der zwischen einzelnen Dingen bestehenden Unterschiede, Verfeinerung, Auseinanderentwicklung, auch biologische Sonderung von ursprünglich gleichartigen Formen (meist durch Anpassung an die Umwelt) in unterschiedliche Formen‹ (Fremdwörterbuch 1954). In beiden Fällen beinhalten die Begriffe dynamische Vorgänge. Es geht hier also nicht darum, Kulturlandschaften zu beschreiben und zu typisieren, sondern darum, die treibenden Kräfte zu identifizieren, die Landschaftswandel über große Räume hinweg bewirkt haben und entweder homogenisierend oder differenzierend Einfluss genommen haben. Die großen historischen Konstellationen, beginnend mit den prähistorischen Kulturen und fortschreitend mit dem Römischen Reich, der Zeit des Feudalismus, des Kapitalismus und des Kommunismus und der Postmoderne haben alle ihre eigene Identität im Siedlungsbild hinterlassen.

Für jede der wichtigen Phasen in der europäischen Kulturlandschaftsentwicklung können wir die am Wandel beteiligten Prozesse identifizieren. Im Neolithikum hat es durch die Ausbreitung der bandkeramischen Kultur vom vorderen Orient nach Mittel- und Westeuropa eine wahrscheinlich nie wieder erreichte Homogenisierung im Siedlungsbild Europas gegeben. Aber Archäologen werden auf regionale Differenzierungen in der Gräberkultur und im Hausbau hinweisen können. Die Ausbreitung der provinzialrömischen Kultur bis nach Mitteleuropa bewirkte, dass das Städtewesen und der Aufbau eines Straßennetzes vom Rheinland bis in die Donauländer hinein gebracht wurde und die Strukturen entstanden, die dem Christentum im Mittelalter zur Ausbreitung verhalfen. Im Mittelalter waren es vor allen Dingen die Gründung der Städte und die Erweiterung des Agrarlandes durch Rodung, welche die Kulturlandschaft veränderten. In der frühen Neu-

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

zeit war es der Einfluss der Territorialherren, die Hauptstädte anlegten und Investitionen tätigten, um ihr Land zu modernisieren. Im Industriezeitalter bestimmten die Einrichtungen zur industriellen Produktion das Landschaftsbild und in der Postmoderne gibt es Formen des städtischen Lebens die in ihrer Mischung von standortunabhängiger Produktion und kulturellen Überlagerungen globale Formen angenommen haben, wie man es am besten in der Umgestaltung von früheren Hafenanlagen sehen kann.

Die bisher veröffentlichten Bände der »Siedlungsforschung« liefern eine Fülle von Beiträgen, die sich mit der Entstehung, Entwicklung und dem Wandel von Siedlungen in Mitteleuropa und seinen Nachbarländern beschäftigen. Leider fehlen mir der Mut und die Zeit, diese Fülle von Fallstudien unter dem hier gestellten Thema durchzuarbeiten.² Stattdessen werde ich das Hauptgewicht meiner Untersuchungen auf Quellenmaterial legen, das das europäische Projekt der Historischen Städteatlanten zur Verfügung stellt, an dessen Weiterentwicklung ich auf europäischer Ebene mitbeteiligt bin (*Conzen* 2008).

Die mittelalterliche Stadt: Einheit und Vielfalt

Ein bedeutsamer Weg zur landschaftlichen Homogenisierung unseres Kontinents war im Mittelalter die Entwicklung der Städte im 12. und 13. Jahrhundert, die von Westen nach Osten und von Süden nach Norden nach dem gleichen Konzept angelegt wurden, das eng an die verschiedenen Funktionen der Stadt gebunden war, von denen der Markt die wichtigste darstellte. Das internationale Forschungsprojekt des »European Historic Towns Atlas« gibt uns die Möglichkeit, diese Behauptung zu prüfen, indem wir Städte auf europäischer Ebene miteinander vergleichen.³ Wer verursachte den Bau von mittelalterlichen Städten? Es waren die mittelalterlichen Könige und Lehnsherren. Aber, die zukünftigen Bürger der Stadt, Kaufleute und Handwerker, waren diejenigen, die die Bauprojekte durchführten, wahrscheinlich unter der Anleitung ihrer Herren. Wir wollen anhand von drei Fallbeispielen, der Städte Kilkenny (Irland), Kalkar (Rheinland) und Ödenburg (Sopron, Ungarn) die Kräfte identifizieren, die den Bau und die Entwick-

2 In England gibt es Lehrbücher zur Historischen Geographie Europas, während man in Deutschland wahrscheinlich aus Angst vor Verallgemeinerungen die Veröffentlichung von regionalen Beispielen unter bestimmter Themensetzung bevorzugt. Zu den bekanntesten englischen Lehrbüchern gehören aus dem 20. Jahrhundert die folgenden: *East* 1935; *Smith* 1967; *Pound* 1990 und *Butlin* u. *Dodgshon* 1998. In Deutschland gehören zu den systematischen Lehrbüchern vor allem *Jäger* (1969), *Denecke* (2005) und *Schenk* (2011).

3 The European Historic Towns Atlas Project wurde 1955 von der Internationalen Kommission für Städtegeschichte gegründet. Diese veranlasste in allen europäischen Ländern, Stadtpläne nach genauen Richtlinien, die den Maßstab 1:2 500 für die Hauptkarte vorsah, zu erstellen, um vergleichende Studien zu ermöglichen. Inzwischen sind 460 Städte in 18 verschiedenen Ländern veröffentlicht worden. Für eine kritische Übersicht s. *Conzen* 2008. *Peter Johanek* (2010) hat eine eingehende Diskussion der theoretischen Ansätze in der Stadtgeschichtsforschung geliefert.

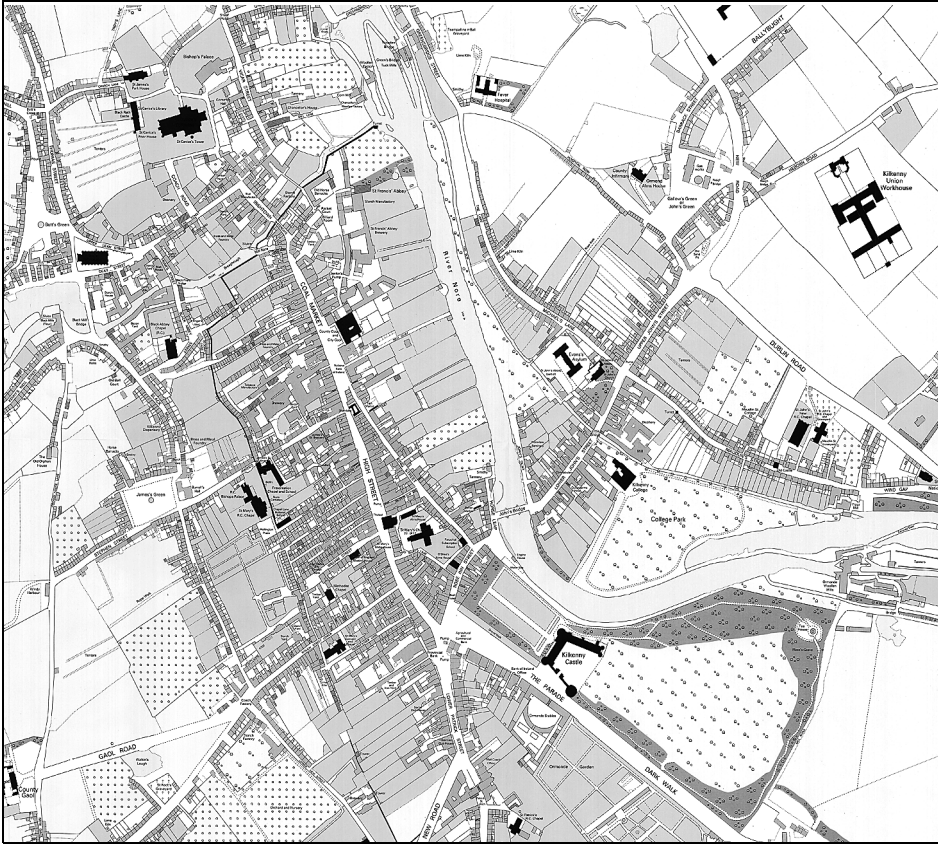


Abb. 1: Kilkenny, 1:2 500, O.S. 1842

Irish Historic Towns Atlas, No. 10, bearbeitet von John Bradley, Irish Historic Towns Atlas, Royal Irish Academy. – Dublin 2000.

lung dieser Städte beeinflussten. Die Auswahl der Städte wurde dadurch beeinflusst, dass der Irische, Rheinische und Ungarische Städteatlas jeweils zu denen gehören, die ein historisches Glossar haben, das einen detaillierten historischen Vergleich erlaubt (Clarke 2010). Wir sind uns der Warnung des Archäologen Matthias Untermann bewusst, auf der Basis von Katasterplänen auf den topographischen Urzustand einer Stadt zurückzuschließen (Untermann 2004, S. 9–10; Untermann 2011).

Kilkenny (Bradley 2000) (Abb. 1), liegt im Südosten von Irland und gehört zu den Städten, deren Ursprung auf eine frühchristliche Klosterkirche zurückgeht, um die eine frühstädtische Siedlung entstand. Der erhaltene Rundturm aus dem 11. oder frühen 12. Jahrhundert ist ein Beweis dafür, dass hier früher ein frühchristliches Kloster gestanden hat. Die abgerundete Straßenführung in diesem Stadtteil zeigt die Umfriedung des ehemaligen Klosters an.

Als die Anglo-Normannen im späten 12. Jahrhundert den fruchtbareren Teil von Irland erobert hatten, wurde dem Baron *Richard Fitz Gilbert de Clare*

(Strongbow) das Land in der heutigen Grafschaft Kilkenny zu Lehen gegeben und er suchte sich Kilkenny als seinen Hauptwohnsitz aus. Dort baute er im Jahre 1173 eine Motte als Burg. 1192 errichtete sein Sohn *William Marshal* an gleicher Stelle eine große Burg aus Stein. Er verlieh den Einwohnern ihre erste Stadturkunde im Jahre 1207. Die anglo-normannischen Siedler bekamen ihre Hausstellen zugewiesen an der Straße zwischen der Burg und dem ehemaligen Kloster, nachdem der Bischof von Ossory und *William Marshal* einem Austausch von Land zugestimmt hatten. Dies geschah wahrscheinlich zwischen ca. 1207 und ca. 1231. Die Stadturkunde von 1207 schrieb vor, dass ein Baugrundstück 20 Fuß breit sein sollte. Der Bürger baute sein Haus mit der Giebelseite zur Straße. Die Baustellen der Bürger lagen an der High Street in lange, schmale Streifen aufgeteilt, die das morphologische Rückgrat der Stadt bildeten. Diese regelmäßige Aufteilung, die wir bereits in verkürzter Form von römischen Städten kennen und dann sehr eindeutig von wikingischen Handelsplätzen, stellten eine wichtige Innovation im Vergleich zu der Art und Weise dar, wie die Wohnplätze in den frühmittelalterlichen gälischen Kloster- und Kathedralstätten angelegt waren.⁴ Auf der Grundlage der Steuerliste (Burgess rent) für 1307 ist für die Hightown eine Bevölkerung von 236 Bürgern angenommen worden.

Die Straße zwischen der Burg und der Kathedrale, bebaut von den Anglo-Normannen auf dem Weg zum ehemaligen Kloster weitete sich zum Markt. Holz, Felle, Getreide und Pflanzen, die zum Bierbrauen gebraucht wurden, waren die wichtigsten Waren auf dem Markt. Das Stadthaus (*Tholsel*), wo das städtische Gericht stattfand und das Stadtparlament tagte, wurde zum ersten Mal im Jahre 1307 erwähnt, aber die Institution könnte älter sein. Der Bau hat nicht überlebt. Die Burg, die eindrucksvoll die Macht der anglo-normannischen Kolonialherren darstellt, hatte administrative Funktionen im 13. und 14. Jahrhundert inklusive eines Gefängnisses innerhalb seiner Mauern. Eindrucksvoll ist die Vielzahl der Kirchengebäude im mittelalterlichen Kilkenny. Die Pfarrkirche St. Mary's wurde ca. 1205 erbaut auf der Achse zwischen der Burg und dem Gelände des ehemaligen Klosters. Der erste anglo-normannische Bischof *Hugh de Rous* baute am Anfang des 13. Jahrhundert die neue gotische Kathedrale. Die Bettelorden siedelten in der Stadt. Im Jahre 1211 gründete *William Marshal der Ältere* St. John's Abbey für die Augustiner. *William Marshal der Jüngere* gründete ca. 1225 das Dominikanerkloster von der Dreifaltigkeit (Black Abbey) außerhalb der Mauern nahe der Kathedrale. Und schließlich gründete *Richard Marshal* um 1245 ein Franziskanerkloster (Grey Abbey), später als das Kloster des heiligen Franziskus bekannt, innerhalb der Mauern.

Die Stadtmauern, nur 1,2–1,4 m breit, wurden im 13. Jahrhundert erbaut und waren das größte gemeinsame Unternehmen der Bürger. Im Vergleich zu den Stadtmauern kontinentaler Städte waren die von Kilkenny von geringer Breite und Höhe.

4 *Bartlett's Karte von der gälischen Kathedralsiedlung von Armagh im Jahre 1602 mit unregelmäßigen Hausparzellen macht das sehr deutlich.*

mit dem durch zwei Tore geschlossenen Straßenmarkt. Die Katasterkarte zeigt einen planmäßigen streng geordneten Stadtgrundriss. Diese Gründung war Teil der Binnenkolonisation der herzoglichen Länder. Dieses Beispiel wie zuvor Kilkenny ist ein Beweis für die starke Dynamik der Feudalherren in dem Prozess ihr Land zu entwickeln. Die Stadturkunde wurde den Bürgern A.D. 1242 verliehen und gab ihnen bestimmte Rechte und regulierte den Markt. Der Markt, zuerst 1358 schriftlich erwähnt, wurde an der Stelle angelegt, wo die von Süden nach Norden führende Straße die von Westen nach Osten gerichtete Straße kreuzte.

Die Stadturkunde bestimmte, dass die einzelnen Bürgergrundstücke 44 Fuß breit und 140 Fuß lang sein sollten. Die Katasterkarte zeigt sehr regelmäßig ausgelegte gleichgroße Bürgergrundstücke auf beiden Seiten der Hauptstraße durch die ein Graben läuft, der 1338 schriftlich erwähnt wird. Der beste Beweis für den Reichtum der Bürger im 14. und 15. Jahrhundert ist das Rathaus, ein dreistöckiger Bau aus Backstein, der 1442–1446 erbaut wurde. Das städtische Gericht fand hier statt. Es wird angenommen, dass die mittelalterliche Stadt ungefähr 1 000 Einwohner hatte. Der Reichtum der Stadt beruhte hauptsächlich auf dem Handel mit Wolle, Tuch und Getreide, was zum ersten Mal 1308 schriftlich erwähnt wird. Der Graf von Kleve unterstützte die wirtschaftliche Entwicklung seiner Stadt.

Die Stadt war lange Zeit nur mit Erdwällen und Gräben umgeben. Eine Steinmauer wird zum ersten Mal im Jahre 1349 erwähnt. Im Jahre 1657 begann der Große Kurfürst, *Friedrich Wilhelm von Brandenburg*, mit dem Bau der Zitadelle, die auf der vollen Katasterkarte im südöstlichen Teil der Stadt zu sehen ist.

Der erste Eindruck der Katasterkarte von Kalkar ist die geringe Anzahl von öffentlichen Gebäuden. *Napoleon* erzwang 1802 die Säkularisierung der Klöster und so sieht man auf der Karte nur die katholische und protestantische Pfarrkirche. Eine von *Margret Wensky* veröffentlichte Karte (*Wensky* 2006, S. 524) erlaubte mir, die mittelalterlichen Kirchen in die Tabelle 1 aufzunehmen. Die erste Nennung einer Kirche in Kalkar, *ecclesia*, datiert von 1273 und bezieht sich auf die Pfarrkirche St. Nikolaus. Nach einem Feuer im Jahre 1409 wurde die Kirche im Stil einer spätgotischen Pfeilerbasilika wieder aufgebaut. Sie war dem Heiligen Nikolaus geweiht, den *Karlheinz Blaschke* als den Patron in Kirchen, die von Kaufleuten in Städten an Fernstraßen erbaut wurden, bezeichnet (*Blaschke* 2003, Abb. 15). Der Standort der Kirche, abseits vom Markt ist typisch für Gründungstädte. In Städten, die in der Karolingerzeit verwurzelt sind, stehen die ältesten Pfarrkirchen direkt am Markt, der aus dem ehemaligen Friedhof hervorgegangen ist (*Simms* 2006). Der Reichtum der Bürger in Kalkar fand seinen Ausdruck in der Ausstattung der Pfarrkirche mit 17 wertvollen Altären. Es waren die Bruderschaften in der Stadt, die sich die Finanzierung angelegen sein ließen.

Die Gasthauskirche, 1358 zum ersten Mal genannt, war mit dem Hospital des Heiligen Georg und der Heiligen Barbara verbunden. Sie wurden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der Reformierten Gemeinde übernommen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden zwei *beginhuis* der Heiligen Cecilia und der Heiligen Ursula geweiht. Das Geld dafür wurde von Bürgern gespendet. Im Jahre 1465 nahmen die Beginen in Kalkar die Regeln des Heiligen Augustinus an. Dieses Frauenkloster bestand bis zur Säkularisierung im Jahre 1802. Im Jahre



Abb. 3: Ödenburg, 1:2 500, 1856
Hungarian Atlas of Historic Towns, Nr. 1, bearbeitet von Katalin Szende et al., Sopron 2010.

1455 veranlasste Herzog *Johann I.* die Niederlassung eines Dominikanerklosters in Kalkar, wo Theologie gelehrt wurde. Das Kloster wurde erst mit der Säkularisierung aufgelöst. Am Ende des Mittelalters hatte Kalkar ungefähr 5 000 Einwohner. Mit dem Niedergang des Tuchhandels um die Mitte des 16. Jahrhunderts kam auch der Niedergang der Stadt.

Ödenburg (Szende et al. 2010) (Abb. 3), unser letztes Beispiel liegt an der Grenze zwischen Ungarn und Österreich, an einer alten Handelsstraße, die Ungarn über den Donauübergang bei Pressburg (Bratislava) mit Wien verband. Der Stadt ist der erste Band im Ungarischen Städteatlas gewidmet, der seit 2010 erscheint. Ödenburg ist auf den Ruinen einer römischen Stadt, Scarbantia, erbaut worden, die an der Bernsteinstraße lag, welche Italien und die Ostsee seit prähistorischen Zeiten miteinander verband. Die Stadt wurde wahrscheinlich im 1. Jahrhundert erbaut, als die Provinz Pannonien in das römische Reich eingegliedert wurde. Die römischen Stadtmauern wurden erst im 4. Jahrhundert erbaut. Gegen Ende der Römerzeit, als die Völkerwanderungszeit schon begonnen hatte, wurde die bereits halb in Ruinen liegende römische Stadt Scarbantia ein Bischofssitz. Vom Ende des 6. Jahrhunderts an blieb die Stadt für 400 Jahre lang unbewohnt. Während dieser Zeit sammelte sich eine drei Meter hohe Erdschicht innerhalb der Mauern an. Diese Schicht von Schwarzerde ist von den Verfassern so

gedeutet worden, dass die neuen Siedler, die Awaren, nicht innerhalb der römischen Mauern siedeln wollten, sondern lieber außerhalb. Als die Ungarn im frühen 10. Jahrhundert in diese Gegend kamen, fanden sie nicht eine Stadt in Ruinen vor, sondern einen offenen Platz, der von sechs bis acht Meter hohen Mauern umgeben war. Sie bauten eine Burg in diesen umschlossenen Raum und sie verstärkten die römische Stadtmauer durch einen Wall, der an seinem Fundament 18–20 m breit war und acht Meter hoch, dem dann noch ein zwei Meter hoher Holzzaun folgte. Die Burg blieb über 200 Jahre in Gebrauch. Im Jahre 1096 gelang es den Verteidigern, die Kreuzritter des *Gottfried von Bouillon* abzuwehren und 1241/42 schreckten sie die Mongolen ab. Vom 11. Jahrhundert an übte Ödenburg zentralörtliche Funktionen für das agrarische Umland aus und war ein wichtiger Verwaltungsort und militärischer Stützpunkt. Vororte wurden außerhalb der Umwallungen erbaut. Weil nördlich der Burg ein wichtiger Straßenknotenpunkt lag, wurde hier die Pfarrkirche St. Michael errichtet.

Im Jahre 1247 verwandelte König *Béla IV.* Ödenburg von einer Burgstadt in eine freie königliche Stadt. Dieser Schritt war Teil der königlichen Politik, Städte zu gründen, um daraus wirtschaftlichen Vorteil zu ziehen, aber z.T. auch als Schutz gegen die Mongolen. Wie wurde die militärische Burg in eine mittelalterliche Stadt verwandelt? Die Urkunden im Zusammenhang mit dem Johanniterorden, der ein Kloster und eine Kirche in Ödenburg baute, geben Auskunft über die Umwandlung des umschlossenen Raumes in eine Stadt. Um 1240 herum wurde das Land innerhalb der Mauern aufgeteilt und Straßen und private Grundstücke wurden von der Umwallung ausgehend vermessen. Eine zweite Reihe von privaten Grundstücken wurde in der Straße, die jetzt *Templon utca* (Neugasse) heißt, ausgemessen. Der linsenförmig ausgebildete Raum nördlich dieser Besitzstücke konnte nicht regelmäßig aufgeteilt werden. Deshalb sind die Grundstücke hier von unterschiedlicher Größe.

Der größte Platz in der Stadt war der *För tér*, der heutige Hauptplatz. Der Platz wird nach Süden hin von der Franziskanerkirche mit dem zugehörigen Kloster abgeschlossen. Das Kloster war eine königliche Gründung. Es wird erstmals 1278 genannt. Das Kloster muss zu derselben Zeit angelegt worden sein, in der die Grundstücke in den benachbarten Straßen vermessen wurden. Auf diese Weise kam das Kloster in eine zentrale Lage in der Stadt, was nicht typisch in westeuropäischen Städten war. Das Kloster hat an diesem Standort vom 13. Jahrhundert an durchgehend seine Funktion ausgeübt.

Ein weiteres Anzeichen für den zunehmend städtischen Charakter von Ödenburg war die Ankunft von jüdischen Familien, die zur gleichen Zeit wie die Gründung des Franziskanerklosters erfolgte. Die älteste Synagoge aus dem 13./14. Jahrhundert wurde in Ödenburg in der *Uj utca* (Neu Gasse, später Judengasse) erbaut. Im Jahre 1526 wurden die Juden von Ödenburg ausgewiesen und ihre Häuser und Synagogen wurden von Christen übernommen.

Die Stadturkunde aus dem Jahre 1277 wurde von *Ladislav IV.* ausgestellt. Sie enthält Privilegien, die auf *Béla IV.* zurückgehen, sich auf die Freiheit der Einwohner beziehen und auf Bestimmungen, wie Richter ernannt werden sollten und wie Kirchensteuer zu zahlen sei. Wahrscheinlich galten diese Privilegien den

hospites, die als Gastsiedler in die Stadt kamen. In der Urkunde wird auch eine Geldzuwendung erwähnt, damit die Stadtmauern wieder repariert werden konnten. Die Stadturkunde zog Siedler aus Österreich und Böhmen an. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde in der Stadtverwaltung Deutsch gesprochen. Im 14. und 15. Jahrhundert wurde Ödenburg eine der wichtigsten Städte in Ungarn. Der Weinhandel war ein wesentlicher Faktor und die Bevölkerung nahm zu. Um 1440 lebten ungefähr 4 200 Menschen in und um die Stadt herum.

Die Bürger von Ödenburg erwarben ihr wichtigstes öffentliches Gebäude, das Stadthaus, das am Hauptplatz steht, im Jahre 1422; im Jahre 1496 übernahmen sie eines der elegantesten Gebäude in der Stadt, auch am Hauptplatz, von den Erben des Bischofs von Raab (Győr), um dessen Schulden zu decken. Der Stadtrat zog in dieses Gebäude ein und das alte Rathaus wurde eine Münzanstalt. Bis heute wird die Stadt von diesem Rathaus aus regiert. Märkte entstanden in verschiedenen Teilen der Stadt, aber überall waren sie beengt. Historische Bauuntersuchungen haben festgestellt, dass fast alle Baugrundstücke in Ödenburg mittelalterlichen Ursprungs sind. Eine Bevölkerungszählung von 1379 lässt erkennen, dass die Häuserfronten in eine kontinuierliche Straßenfront zusammenwuchsen, die nur von engen Gassen unterbrochen wurden. Auf jedem Baugrundstück stand ein Haus mit zwei Stockwerken. Die Vororte hatten ihre eigenen Mauern und Tore. Ein Steuerregister von 1424 zeigt, dass fünfmal so viele Steuerzahler in den Vororten lebten wie in der ummauerten Stadt. Zu dieser Zeit hatte Ödenburg seine größte mittelalterliche Ausbreitung erreicht mit ca. 4 070 Einwohnern. Eine Anzahl mittelalterlicher Kirchen wurden in den Vororten gebaut: die Jakobskirche, die Maria-Magdalen-Kapelle, die Heilgeistkirche und die Elisabethkapelle.

Die folgende Übersicht fasst die wichtigsten Aspekte der bisher kurz skizzierten Geschichte dieser drei Städte im 13. Jahrhundert zusammen:

Tab. 1: *Morphologische Akteure im 13. Jahrhundert in Kilkenny (Bradley 2000), Kalkar (Wensky 2001) und Ödenburg (Szende 2010)*

	Kilkenny (Irland)	Kalkar (Rheinland)	Ödenburg (Ungarn)
Gründer	<i>Richard füz Gilbert de Clare</i> (Strongbow) baute eine Burg aus Erdwerk (Motte) in Kilkenny 1173 südlich der frühchristlichen Kathedrale und nahe am Flussübergang.	Graf <i>Dietrich VI.</i> von Kleve gründete die Stadt im Jahre 1230 auf <i>tabula rasa</i> (mit der Erlaubnis des Erzbischofs von Köln).	König <i>Béla IV.</i> gründete die Stadt in den späten 1240er Jahren am Standort einer ehemaligen römischen Stadt (keine Siedlungskontinuität zur römischen Zeit, aber zu einer <i>ispán</i> genannten Burg der Awaren).
Stadturkunden	Urkunde ausgestellt von <i>William Marshal</i> , Graf von Pembroke, 1207.	Älteste Urkunde vom Jahre 1347.	Urkunde ausgestellt von <i>Ladislav IV.</i> im Jahre 1277, die sich auf Privilegien bezieht, die <i>Béla IV.</i> und <i>Stephan V.</i> einst vergaben.

	Kilkenny (Irland)	Kalkar (Rheinland)	Ödenburg (Ungarn)
Straßenführung	Gerade nord-südlich ausgerichtete Hauptachse mit einer Seitenstraße über den Fluss.	Gerade nord-südlich ausgerichtete Hauptachse, die von einer West-Ost-Straße gekreuzt wird.	Drei nord-südlich ausgerichtete Straßen und Vororte entlang der wichtigsten Straßenführungen.
Hausparzellen	20 Fuß weit (Urkunde von 1207)	44 Fuß weit und 140 Fuß lang (Urkunde von 1347)	Keine schriftlichen Quellen.
Marktplatz	Erweiterung der Hauptstraße für den Marktplatz; das Marktkreuz wurde 1335 errichtet.	Rechteckiger Marktplatz mit Erstnennung von 1326, später vergrößert.	Ein unregelmäßiger Platz vor dem Stadthaus für teure Waren; Fleisch auf dem Salzmarkt verkauft; Fisch, Geflügel und Gemüse an den Stadttoren und umfänglichere Waren auf den Märkten in den Vororten vor der Stadtmauer.
Stadtmauern	<i>Murage-grants</i> ca. 1248, Stadtmauern fertig gestellt ca. 1300. Umschlossenes Gebiet 28 ha.	Vor dem 14. Jahrhundert doppelte Erdwälle und Gräben. Erste Steinmauer erwähnt im Jahre 1349. Umschlossenes Gebiet ca. 25 ha.	Mittelalterliche Mauern erbaut 1297–1340 auf den Ruinen der römischen Stadtmauern und den Mauern der <i>ispán</i> (Burg aus der Awarenzeit) Umschlossenes Gebiet ca. 8,7 ha, weitläufige Vororte.
Pfarrkirche	St. Mary's seit ca. 1205 (1960 geschlossen).	St. Nikolai, erwähnt 1273, wieder aufgebaut nach einem Feuer 1409. Heute noch Pfarrkirche.	St. Michaelis Pfarrkirche, vor 1278 gebaut außerhalb der Mauern nördlich der Stadt. Heute noch Pfarrkirche.
Klöster, Hospitäler und Synagogen	St. Canice's Cathedral: erbaut ca. 1205–1285 (am Standort der früheren romanischen Kirche des frühchristlichen Klosters). Rundturm erbaut ca. 1100. St. John's Abbey, Augustiner Abtei, von <i>William Marshal</i> the Elder 1211 gegründet, aufgelöst 1540. Ruine. Black Abbey Church, Dominikaner Abtei, von <i>William Marshal the Younger</i> ca. 1225 gegründet, aufgelöst 1540, wiedereröffnet 1816 für katholischen Gottesdienst.	Gasthauskirche (Hospital), erwähnt 1358. St. Cäcilie, Kleiner Beginenkonvent 1413 gegründet von <i>Albert Paepe</i> und seiner Frau <i>Eva</i> . Übernahme der Augustinischen Regel 1465. St. Ursula, Großer Beginenkonvent gebaut vor 1430 von <i>Arnd Snoick</i> . Zusammenlegung der beiden Beginenkonvente 1578. Aufgelöst 1802.	St. Johanniskirche und Konvent der Johanniter mit Hospital (an verschiedenen Standorten), erbaut 1247. Kirche heute noch eine Kapelle. Kloster im 19. Jahrhundert geschlossen und als Waisenhaus benutzt. Zurzeit Renovierungsarbeiten. Krankenhaus 1797 geschlossen.

	Kilkenny (Irland)	Kalkar (Rheinland)	Ödenburg (Ungarn)
Klöster, Hospitäler und Synagogen	St. Francis' Abbey, Franziskaner Abtei, gegründet von <i>Richard Marshal</i> ca. 1231–1234, aufgelöst 1540. Ruine. St. John the Evangelist Hospital eingerichtet vor 1202, ersetzt durch St. John's Abbey 1211, wahrscheinlich im 14. Jahrhundert geschlossen. St. John the Baptist's Hospital (Ritter des Heiligen Märtyrers St. Thomas von Acan) gegründet vor 1219, wahrscheinlich im 14. Jahrhundert geschlossen. St. Mary Magdalen's Hospital. Leprakrankenhaus 1327, seit 1541 Ruine.	Dominikaner Abtei gegründet von Johann I. von Kleve nach seiner Rückkehr vom Heiligen Land 1455. aufgelöst 1802. Gebäude abgerissen.	Franziskanerkirche und -kloster, später Benediktiner, erbaut 1278 auf königliches Geheiß. Noch als Kirche benutzt; frühere Abteigebäude heute Altersheim. Gotische Synagoge, am Übergang vom 13. zum 14. Jahrhundert erbaut, wahrscheinlich mit königlicher Billigung. Gebäude heute ein jüdisches Museum.
Stadthaus	<i>Tholsel</i> auf der High Street, 13. Jahrhundert, abgerissen ca. 1795.	Altes Stadthaus ersetzt durch neues repräsentatives Gebäude 1438–1446. Noch in Gebrauch.	Erstes Stadthaus am Hauptplatz erwähnt 1422; neuer Standort in der Nähe 1496, dritter Standort am Hauptplatz 1496. Noch als Stadthaus genutzt.
Bevölkerung	ca. 2 800 Einwohner im späten 12. Jahrhundert. (2006 borough and environs: ca. 22 000 Einwohner).	ca. 1 000 Einwohner im Hohen Mittelalter; ca. 5 000 Einwohner im Spätmittelalter (2009: ca. 1 400 Einwohner).	4 200 Einwohner in den frühen 1440er Jahren. (z.Z. ca. 59 000 Einwohner).

Zusammenfassend können wir sagen, dass die zentrale Rolle des Marktes, die Parzellierung der Stadt in individuelle Baugrundstücke, die Stellung der Pfarrkirchen als erste öffentliche Bauten und später die klösterlichen Einrichtungen, die Stadtmauern mit Toren und wesentlich die Verleihung der Stadtkunden einen Rahmen schufen, der eine homogenisierende Auswirkung auf die Entwicklung der Städte im 13. Jahrhundert hatte. Aber, wenn wir das Blickfeld über unsere Beispiele hinweg erweitern, stellen wir fest, dass es regionale Ausbildungen des Typus mittelalterliche Stadt gibt, je nachdem ob wir es z.B. mit einer Gründungsstadt wie Freiburg oder mit einer gewachsenen Stadt auf älteren Wurzeln wie Köln zu tun haben, ob sich die Stadterweiterungen an den Ausfallsstraßen vollzogen wie in Ödenburg oder ob parallele Neustädte gegründet wurden wie in Thorn

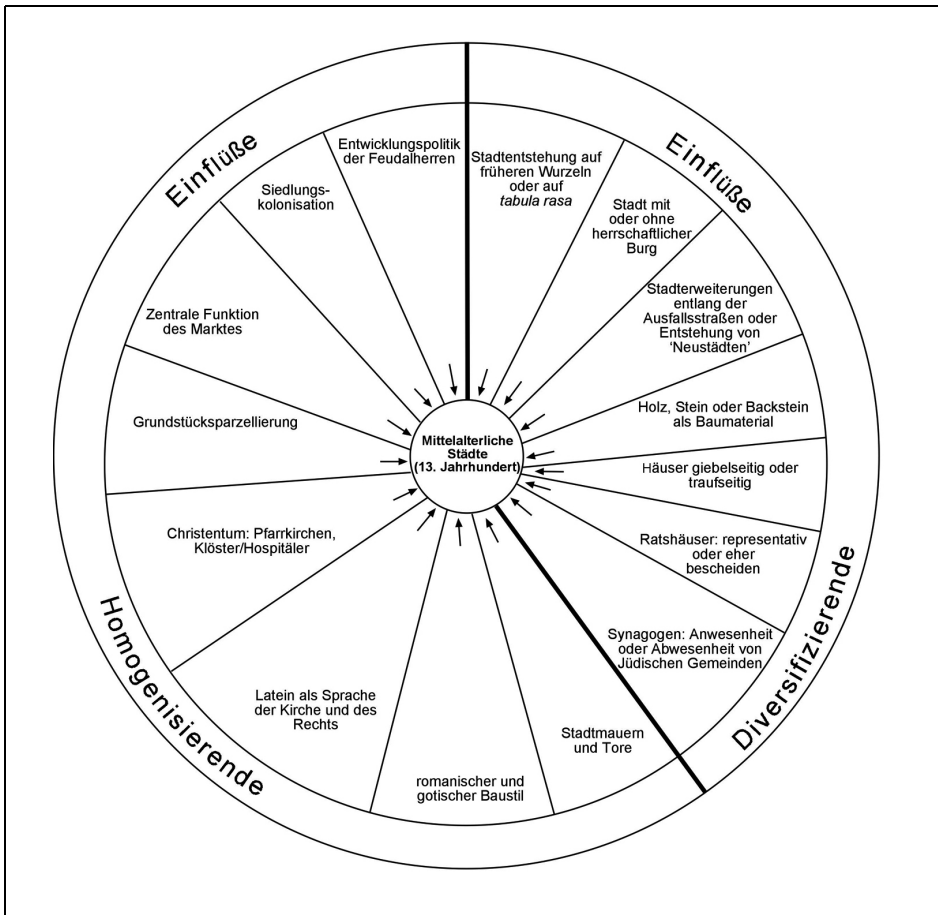


Abb. 4: Diagramm zu den homogenisierenden und differenzierenden Einflüssen auf die Gestaltung europäischer Städte im 13. Jahrhundert.

(Torún), aus welchem Material Häuser und Monumentalbauten erbaut wurden und ob der Markt eine Straßenerweiterung war oder ein rechteckiger oder ungleichmäßiger Platz, oder in welcher architektonischen Landschaft wir uns befinden (Simms 2007)

Homogenisierende und diversifizierende Kräfte

Ich habe versucht die dynamischen Vorgänge, die zur hochmittelalterlichen Stadtwerdung führten und die in der Tabelle 1 durch Fallbeispiele historisch verankert sind, in einem Diagramm (Abb. 4) zusammenzufassen, das homogenisierende und diversifizierende Einflüsse auf europäische Stadtlandschaften im 13. Jahrhun-

dert zeigt. Die homogenisierenden Kräfte überwiegen dabei, was nach meiner Meinung der Realität der mittelalterlichen Kulturlandschaftsentstehung entspricht. Wie wir gesehen haben wurden Kilkenny und Kalkar in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von Feudalherren (Herzögen) gegründet und Ödenburg vom ungarischen König. Diese Gründungen wurden mit dem Ziel unternommen, die wirtschaftliche Entwicklung der jeweiligen Territorien zu stärken und Steuern einzuziehen. In Kilkenny und in Ödenburg ging es auch um geopolitische Aspekte. Kilkenny war ein wichtiger Stützpunkt in der anglo-normannischen Kolonie in Irland. Ödenburg stärkte die ungarische Verteidigung gegen Mongoleneinfälle. Im Gebiet der deutschen Ostsiedlung sind viele Städte im Zusammenhang mit territorialer Entwicklungspolitik geschaffen worden. Zum Beispiel schrieb Herzog *Barnim I.* von Pommern im Jahre 1234 »aus dem Bedürfnis für unsere eignen Erfordernisse zu sorgen und uns selbst zu stärken mit den Sitten anderer Gebiete, haben wir beschlossen freie Städte in unserem Land zu errichten« (*Bartlett* 1994, S. 167). Bei Städten, die aus mittelalterlichen Kolonisationsprozessen hervorgegangen sind wie Kilkenny unter den Anglo-Normannen oder Riga unter dem Deutschen Orden wurden Burgen errichtet, die die Macht der herrschenden Schicht widerspiegeln.

Die treibende Kraft für die Entstehung von Städten war der Markt, für den Nahhandel und für den Fernhandel. Hier trafen sich das Interesse der Stadtbewohner mit dem des Grundherren, der von den Marktabgaben profitierte. Der Marktplatz war der öffentliche Platz in der Stadt, wo anfangs der Grundherr Verwaltungsaufgaben wahrnahm (Gericht und Strafen) und wo im Spätmittelalter die Bürger ihre Rathäuser errichteten, die die repräsentativsten Bauten am Marktplatz darstellten.

Das institutionelle Gerüst des lateinischen Christentums im Mittelalter waren die Pfarrkirchen und die das ganze Abendland umspannenden Orden, die im 12. Jahrhundert gegründet wurden und im 13. Jahrhundert zur Blüte kamen. Sie bildeten morphologische Dominanten innerhalb des Stadtbildes. Einen ganz entscheidenden Einfluss auf die Gestalt der mittelalterlichen Stadt hatten die regelmäßigen Hausparzellen. Hier handelt es sich um eine Entwicklung, die man in der Intention durchaus mit der Herausbildung von gleichgroßen Hofstellen (Hufen) auf dem Lande in der karolingischen Zeit mehr als zwei Jahrhunderte früher vergleichen kann. Eine solche Hausparzelle wurde den Bewohnern in Erbpacht übergeben und war die Grundlage für den Status eines Bürgers. Sie zahlten in den meisten Teilen Europas üblicherweise einen Jahreszins von einem Schilling für ihr Grundstück, das dem Grundherrn gehörte, während das Bürgerhaus privater Besitz war. In den Stadturkunden wurden die Einwohner, die im Besitz einer Hausparzelle waren, als *cives* oder *burgenses* beschrieben. Aus kunsthistorischer Sicht wird argumentiert, dass das steile Giebeldach das Haus in einfache rechteckige Grundrissform zwang (*Paul* im Druck). Um das Einziehen der Steuern zu erleichtern und um das weitere Ausmessen von Bauland zu ermöglichen, war es vorteilhaft, die individuellen Baugrundstücke so genau wie möglich entlang der Straße anzulegen. Diese Unterteilung in individuelle Baugrundstücke ist deutlich auf den Katasterkarten des frühen 19. Jahrhundert zu sehen. Aber ohne archäo-

logische Ausgrabungen ist es nicht möglich, zu wissen, wie weit diese Unterteilungen in die Vergangenheit reichen (*Stercken* 2006). Obwohl viele der Stadturkunden die Größe der individuellen Bürgergrundstücke vorschreiben, ist es schwierig, diese Größeneinheiten mit denen auf den Katasterkarten zu vergleichen, weil wir nicht sicher sein können, wie groß ein mittelalterlicher Fuß war. Aber relativ gesehen, entsprechen die kleineren Einheiten für Kilkenny den kleineren Grundstücken auf der Katasterkarte für Kilkenny im Vergleich mit den größeren Einheiten für Kalkar und Ödenburg, die größeren Grundstücken auf deren Katasterkarten entsprechen. Die Stadturkunde von Kilkenny spricht von 20 Fuß für ein Bürgergrundstück, die von Kalkar von 44 Fuß und für Ödenburg haben wir keine Überlieferung in diesem Zusammenhang. *Winfried Schich* (1993) hat eine vergleichende Analyse von Bürgergrundstücken in den verschiedenen Ländern Europas vorgenommen und ist zu der Einsicht gekommen, dass die Größe der Grundstücke in den Urkunden mehr oder minder nur eine Absicht darstellte.

Ein Faktor, der ohne Zweifel stark zur Vereinheitlichung in der mittelalterlichen Welt beigetragen hat, war die Anwendung von Latein im liturgischen Bereich und bei Rechtsgeschäften. Die Stadturkunden, die im 13. Jahrhundert verliehen wurden, waren in Latein geschrieben und folgten mehr oder minder einem vorgegebenen Muster.

Die Frage ist berechtigt, ob regelmäßig ausgelegte Stadtpläne des 13. Jahrhunderts mit ihren geraden Straßen und Besitzgrenzen nicht nur praktische Gründe hatten, sondern ob sie auch von der mittelalterlichen Vorstellung beeinflusst waren, dass Form auch Schönheit darstellen sollte und kosmographische Bedeutung hatte (*Lilley* 2009, S. 95). Es ist bestimmt richtig, dass die Menschen im Mittelalter das Bedürfnis hatten, Schönheit durch Ordnung zu schaffen, was eindrucksvoll in den großen Klosteranlagen z.B. der Benediktiner und der Zisterzienser auf dem Land zu sehen ist. Fest steht, dass ohne ein Wissen in der theoretischen und praktischen Geometrie mittelalterliche Gründungsstädte nicht so genau ausgelegt hätten werden können. Das Beispiel der Hausparzellen zeigt uns, wie komplex in seiner Motivierung ein Strukturelement wie die Parzellierung der mittelalterlichen Stadt sein kann.

Was waren nun die Einflüsse, die trotz aller Gemeinsamkeiten, unseren drei Städten ihre regionale Identität gaben? Die Stadtpläne unserer drei Städte spiegeln ihren Werdegang wider. Kilkenny und Ödenburg haben Vorgängersiedlungen. In Kilkenny war es das frühchristliche Kloster aus der Zeit vor der anglo-normannischen Kolonisation, das sowohl durch den Ortsnamen (*kil* bedeutet Kirche im Gälischen), das Überleben des Rundturms wie auch durch die abgerundete Straßenführung auf dem Gelände des frühchristlichen Klosters bis heute nachwirkt. In Ödenburg bestimmt bis in unsere Zeit die Größe der ehemaligen römischen Stadt das Ausmaß der Innenstadt. Kalkar war eine Neugründung des Grafen von Kleve, was wahrscheinlich den regelmäßigen Stadtplan erklärt. Kilkenny hat einen Straßenmarkt, wie er im Herkunftsland der Anglo-Normannen in England üblich war und Kalkar hatte einen rechteckigen Marktplatz abseits des Marktes, wie er bei Gründungsstädten auf dem Kontinent verbreitet war. Der

Hauptplatz in Ödenburg war unregelmäßig, weil die bereits bestehenden Mauern eine regelmäßige Unterteilung des Stadtgeländes erschwerten. In Kilkenny residierte der Stadtherr am Rande der Stadt in einer großen Burg, während in Kalkar der Grundherr in der Stadt nicht fassbar war. In Ödenburg war die gesamte Siedlung in der Awarenzeit eine Burg, von der aber nur die erhöhten Mauern übrig geblieben sind.

Ein wichtiger Faktor, der die regionale Identität bis heute bestimmt, ist das Baumaterial. In Kilkenny lösten im 13. Jahrhundert Steinhäuser die früheren Holzhäuser ab, während es in Kalkar der Backstein war. In Kilkenny wurden die Monumentalbauten wie Kirchen, Klöster und Stadtmauern aus Stein erbaut, aber in Kalkar aus Backstein. In Ödenburg benutzte man den Steinbau. Die Kathedrale in Kilkenny und die große Pfarrkirche in Kalkar sind beide gotische Bauten, aber mit erheblichen architektonischen Unterschieden. Die Kunsthistoriker sprechen von den steinernen Zähringerstädten im Gegensatz zu den Backsteinstädten der norddeutschen Tiefebene. *Christofer Herrmann* (2007, S. 269, S. 271) weist darauf hin, dass den Bettelorden im Baubereich eine wichtige Rolle beim Technologietransfer zukam, da sie ihre frühen Kirchen in einer Umgebung bauten, wo der gotische Stil eine Innovation war. Wie *Herrmann* (2007, S. 291) für das Preußenland gezeigt hat, ist es dort unter dem Einfluss des Deutschen Ordens zur Ausbildung einer eigenen Architekturlandschaft gekommen. Im frühen 14. Jahrhundert zeigten sich architektonische Innovationen, die zur Herausbildung des preußischen Stils führten. Dazu gehörten die Staffelgiebel, die Chorlosigkeit der Kirchen, Sterngewölbe, Putzbänder als Horizontalgliederung zwischen Giebelzone und Unterbau. Der preußische Stil ist als Reduktionsstil bezeichnet worden, weil er sich auf die Kategorien Fläche, Masse und Raum beschränkte und bewusst auf plastische Verzierungen verzichtete.⁵

Ein weiteres wichtiges differenzierendes Element für mittelalterliche Stadtlandschaften war die Stellung der Häuser zur Straße. Im Rheinland und in den Hansestädten an der Nord- und Ostsee standen die Häuser mit der Giebelseite zur Straße, während sie südlich des Mains, z.B. in den Zähringerstädten, eine Traufstellung hatten, d.h. der First des Daches läuft parallel zur Straße.

Auffallend ist, dass in Kilkenny die Klöster am Rande der Stadt gestiftet wurden, während in Ödenburg das Benediktiner-, später Franziskanerkloster am Hauptplatz der Stadt liegt. Das lag daran, dass in Ödenburg das Kloster gleichzeitig mit der Auslegung der mittelalterlichen Stadt erbaut wurde, während in Kilkenny die Stiftungen der Klöster nach der Errichtung der Stadt erfolgten. Kalkar und Ödenburg waren das Ergebnis von mittelalterlicher Binnenkolonisation, und daher scheint ein geringeres Bedürfnis für die internationalen Orden bestanden zu haben als in Kilkenny, wo sie als Stiftungen zahlreich vertreten waren und dem

5 *Herrmann* (2007) ermutigt uns, nachzuforschen, ob ähnliche Entwicklungs- und Verbreitungsmuster wie in der Architekturlandschaft des mitteleuropäischen Preußen auch in anderen mittelalterlichen Kolonisationsgebieten anzutreffen sind.

Feudalherrn helfen sollten, die Kolonialgesellschaft kulturell zu verankern und eine gälisch sprechende Bevölkerung in den Bannkreis der neuen kontinentalen Orden zu ziehen und eine neue kulturelle Identität zu schaffen.

In Kilkenny und Ödenburg hätte man im 13. Jahrhundert eine multikulturelle Bevölkerung angetroffen. In Kilkenny sprachen die Einheimischen Gälisch, die Kolonisten eine Art von Alt-Französisch, wie noch auf den Grabsteinen in der Kathedrale nachzuvollziehen ist und Mittelenglisch. In Ödenburg hätte man im Mittelalter außer ungarischen und deutschen Stimmen auch Hebräisch gehört, denn es gab auch eine jüdische Bevölkerung. In Kalkar war Niederdeutsch beherrschend, aber es wird auch niederländische Stimmen gegeben haben.

In allen drei Städten hat es im 13. Jahrhundert Rathäuser gegeben, die in Kalkar und Ödenburg bis heute existieren, aber in Kilkenny nicht, wo es im 18. Jahrhundert abgerissen wurde. Das scheint mir daran zu liegen, dass die städtische Bürgergemeinde von Kalkar und Ödenburg mit einer autonomen Ratsverfassung stärker war als die in Kilkenny, wo wie in allen irischen Landstädten der landesherrliche Zugriff stärker war.⁶ Die repräsentativen Rathäuser sind aber auch Ausdruck für die Tatsache, dass in Kalkar und Ödenburg im 13. Jahrhundert ein blühender Handel herrschte, was in Kilkenny aufgrund der prekären politischen Situation der neuen Kolonie der Anglo-Normannen nicht der Fall war. Ein Aspekt der geringeren Wirtschaftskraft der irischen Städte im Mittelalter war auch, dass es dort im Mittelalter keine jüdischen Gemeinden und daher keine Synagogen gab, die in Ödenburg stark und in Kalkar weniger bedeutsam vorhanden waren.

Ein Faktor der Differenzierung in nachmittelalterlicher Zeit, den die Katasterkarten deutlich machen, ist der Einfluss der Säkularisierung der Klöster, entweder durch den Staat wie unter *Heinrich VIII.* auf den britischen Inseln im 16. Jahrhundert, unter lutherischen Fürsten auf dem Kontinent im 16. Jahrhundert oder unter *Napoleon* in Frankreich und dem Rheinland Anfang des 19. Jahrhunderts. Im Gegensatz zu den aufgelösten Klöstern in Kilkenny und Kalkar sind die mittelalterlichen Klostergebäude in Ödenburg bis heute auf verschiedene Weise erhalten geblieben.

Mittelalterliche Siedlungskolonisation

Wenn wir von unseren Fallstudien auf die konzeptionelle Ebene übergehen, dann können wir davon sprechen, dass bestimmte historische Vorgänge Siedlungslandschaften mit eigenem Charakter geschaffen haben, die sich von anderen deutlich unterscheiden. Bleiben wir beim Mittelalter und erwähnen die mittelalterliche Siedlungskolonisation, die sich am westlichen Rand Europas, d.h. in Irland durch die Wikinger und Anglo-Normannen zugetragen hat und in Ostmitteleuropa

6 Stattdessen finden wir in irischen Städten architektonisch attraktive *Courthouses*, die von dem jeweiligen Grundherrn meist im 18. Jahrhundert erbaut wurden.

durch die deutsche Ostsiedlung. Beide Siedlungskolonisationen waren ein Teil der großen Bevölkerungsbewegung aus den dichter besiedelten Kernbereichen des westlichen Europas in die mehr peripheren Regionen. Es handelt sich also um geschichtliche Räume in Randlage, die nie zum Römischen Reich gehört haben und deren Siedlungsgeschichte wiederholt stark von externen Kolonisationsbewegungen mitbestimmt wurde. Mittelalterliche Kolonisation bestand darin, die Gesellschaft und Einrichtungen des Ursprungslandes auf die Kolonie zu übertragen. Neue Städte wurden nach dem Muster der Städte angelegt, die im Heimatland vorherrschten. *Edith Ennen* hat bereits die Bedeutung der relativen Lage zum ehemaligen Römischen Reich für die Stadtentstehung betont (*Ennen* 1967). *Joachim Herrmann* hat sie kartographisch dargestellt (*Herrmann* 1977), wobei Irland und Ostmitteleuropa zur äußeren Zone gehören. Das Ergebnis der mittelalterlichen Siedlungskolonisation war die Anlage zahlreicher Städte (mit Stadtkunden), die Verbesserung des Straßensystems, die Aufsiedlung des Landes und die Einführung der Marktwirtschaft. In den meisten Fällen geschahen diese Entwicklungen nicht auf einer *tabula rasa*, sondern knüpften an Vorgängersiedlungen an. Dadurch entstanden, kulturell gesehen, multi-ethnische Gebiete, was sich in der Ortsnamengebung widerspiegelte, mit gälischen neben englischen Komponenten oder mit slawischen neben deutschen. Hier haben wir Siedlungslandschaften an beiden Enden Europas, die auf Grund der historischen Prozesse strukturell viel Ähnlichkeit miteinander haben, aber in den Ausprägungen der Landschaften aufgrund von unterschiedlichem Baumaterial, Stadtplänen und verschiedener Ausbildung des romanischen und gotischen Baustils viele regionale Unterschiede aufweisen. Diese Siedlungskolonisationen schufen komplexe Situationen, in denen die Kontinuität von älteren Siedlungselementen in den Neubesiedlungen nicht übersehen werden dürfen.

Mitte und Peripherie: die mentale Ebene

Das Konzept von Mitte und Peripherie gab es bereits im Bewusstsein der Menschen im 12. Jahrhundert. In *Ennens* und *Herrmanns* mittlerer Zone, d.h. dort wo sich das lateinische Erbe mit dem germanischen vermischte, betrachteten sich die Menschen als die kulturellen Erben des lateinischen Christentums. Das religiöse und kulturelle Sendungsgefühl dieser Leute war eines der Hauptmotive für die mittelalterliche Siedlungskolonisation. Die Kehrseite dieser Bewusstseinsstruktur war, dass die Anglo-Normannen in Irland und deutsche Siedler im Gebiet der Westslawen, Balten und Magyaren die Einheimischen für unterentwickelt hielten und sie schlicht als »barbarisch« beschrieben, d.h. Menschen, die Heiden waren oder schlechte Christen, nomadisierende Hirten anstatt Feldbau betreibende Landwirte, und auf jeden Fall Menschen, die nicht in Städten lebten. Diese Aspekte tauchen in den zeitgenössischen Chroniken auf, wie in den Schriften von *Giraldus Cambrensis* (1146–1223) über Irland und *Helmold von Bosau* (ca. 1120–1170), der über die Slawen schrieb und *Otto von Freising* (ca. 1112–1158), der über die Ungarn berichtete (*Simms* 1988).

Zusammenfassung

Die Stadtlandschaften unserer drei Städte hatten strukturell so viel gemeinsam. Die herrschende Schicht im Europa des 13. Jahrhunderts hielt die Gründung von Städten für den erfolgreichsten Weg, ihre Territorien wirtschaftlich und kulturell zu entwickeln und in Grenzlagen zu schützen. Der wirtschaftliche Erfolg der mittelalterlichen Städte beruhte auf dem Marktgeschehen, das von den Aktivitäten der Kaufleute und Handwerker getragen wurde. Der Marktplatz war der wichtigste Ort in der mittelalterlichen Stadt, unabhängig davon, in welcher Gegend des damaligen Europas man sich befand. Der konstitutionelle Rahmen, den die Stadturkunden bilden, die Verleihung von individuellen Grundstücken durch den Grundherrn im Austausch für Steuerzahlung und bestimmte Verpflichtungen, spiegelte sich in der Topographie der mittelalterlichen Städte wider. Die Parzellenreihen lieferten das feste Gerüst für die bauliche Entwicklung der Stadt.

Es war das lateinische Christentum (im Alleingeltungsanspruch gegen die orthodoxe Kirche), das für die Konstruktion von kultureller Identität im mittelalterlichen Europa sorgte und ein gemeinsames Bewusstsein verlieh. Die Gruppenidentität der Christen im 13. Jahrhundert gegenüber den Mongolen bestand darin, dass die Christen ein Volk mit einem bestimmten Territorium waren. Gregor VII. sprach von *fines Christianitatis*. Die Absicht des Deutschen Ordens im Preußenland war, die Grenzen des Christentums zu erweitern (*ad dilatandum*) (Bartlett 1994, S. 252f.).

Der Kunsthistoriker Jürgen Paul schreibt, dass im 12. und 13. Jahrhundert eine fortschreitende Systematisierung der Grundrissstrukturen der Städte zu beobachten ist (Paul im Druck). Am stärksten ausgeprägt zeigte sich diese Erscheinung in den Gebieten von Siedlungskolonisationen (Clarke u. Simms 1985). Ein wichtiger Aspekt für die Ausbildung von mehr oder weniger einheitlichen Siedlungslandschaften war auch die Frage, ob es Vorsiedlungen gegeben hat, wie das im germanischen und slawischen Raum durch Burgen mit ihren *suburbia* der Fall war.

Die Entwicklung der Städte in den durch Eroberung neugewonnen Territorien wurde von Rittern, Geistlichen, Kaufleuten und Handwerkern getragen. Der Mittelalterhistoriker Robert Bartlett hat darauf hingewiesen, dass es relativ einfach war, die neuen Territorien zu entwickeln, weil es im lateinischen Westen Rechtsmodelle gab, die leicht in die neuen Länder übertragen werden konnten. Das beste Beispiel dafür waren die Stadturkunden. Sie waren einheitlich in ihrer lateinischen Wortgestalt und sie konnten immer wieder neu vergeben werden. Diese rechtlichen Modelle konnten im Siedlungsneuland auch ohne zentrale politische Macht angewendet werden. Deutsches Stadtrecht wurde in den neuen Städten in Ostmitteleuropa verwandt, auch dort, wo ein einheimischer Fürst Binnenkolonisation betrieb. Die Vielfalt des 11. und 12. Jahrhunderts wurde durch die Uniformität des 13. Jahrhunderts ersetzt, was für die einheimische Bevölkerung einen tiefgreifenden kulturellen Wandel mit sich brachte (Moździoch 1995; Piekalski 2001). Die schmerzhafteste Gegenseite des in sich gefestigten Europas ist ein Kontinent der Intoleranz und der Verfolgungen wie sie sich z.B. in den Pogromen gegen die Juden im Mittelalter zeigten. Im 13. Jahrhundert trugen die Städte zu einer

zunehmend homogenen Gesellschaft bei, die das Werden Europas als einem geschlossenen Kulturbereich ermöglichte, der trotz aller Einheitlichkeit im materiellen, gesetzlichen und kulturellen Bereich auch die für europäische Landschaften so typische regionale Vielfalt mit einschloss.

Summary

This chapter attempts to identify the dynamic processes that have had either a unifying or diversifying influence on the formation of cultural landscapes in Europe. The analysis is focused on the foundation and formation of towns in medieval Europe and in particular on the comparison of three case studies: Kilkenny (Ireland), Kalkar (Rhinelands) and Sopron (Hungary), based on the evidence of the respective national historic towns atlases.

The unifying processes dominate (Abb. 5), because they derive from the structure of medieval society, where the feudal elite took the initiative of founding towns for economic or geopolitical reasons or both. The underlying logic of founding towns all over medieval Europe was the creation of markets for local and long-distance trade and market places became the focus of all medieval towns, although their lay-out might have differed. Merchants and craftsmen identified with individual house-plots that made up the fine grain of medieval towns all over Europe, while the actual pattern of town-plans differed. – The use of Latin in liturgy and law would have been a unifying factor all over Europe as was the spread of Romanesque and Gothic building styles. The granting of town-charters guaranteed an almost unified legal framework for new towns.

But, in spite of these unifying forces there were those that created regional identities, built on the specific lay-out of town-plans or on the characteristic formation of architectural styles or the use of different building-material. Medieval settlement colonisation promoted such regional identities, often consisting of a symbiosis between the traditions of native settlements and those of the colonisers. In the 13th century towns constituted a unifying element within medieval civilisation, while simultaneously exhibiting regional variations. Unity in diversity remains the main characteristic of European cultural landscapes.

Literatur

- Bartlett, Robert (1994):* The making of Europe, conquest, colonization and cultural change 950–1350. – Penguin.
- Blaschke, Karlheinz (2003):* Stadtplanforschung. Neue Methoden und Erkenntnisse zur Entstehung des hochmittelalterlichen Städtewesens in Mittel-, Ost- und Nordeuropa. – Stuttgart u. Leipzig (Sitzungsberichte der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philosophisch-historische Klasse, 138, 4).
- Brachmann, Jürgen [Hrsg.] (1995):* Burg – Burgstadt – Stadt. Zur Genese mittelalterlicher nichtagrarischer Zentren in Ostmitteleuropa. – Berlin (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 1).
- Butlin, Robin Alan u. Dodgshon, Robert [Red.] (1998):* An historical geography of Europe. – Oxford.
- Clarke, Howard Brian u. Simms, Anngret (1985):* The comparative history of urban origins in Non-Roman Europe: Ireland, Wales, Denmark, Germany, Poland and Russia from the ninth to the thirteenth century. 2 Bde. – Oxford (British Archaeological Reports Serie, 255).
- Clarke, Howard Brian (2010):* Joining the club: A Spanish historic towns atlas? – In: *Imago Temporis. Medium Aevum* (2), S. 27–43.
- Conzen, Michael (2008):* Retrieving the pre-industrial built environments of Europe. The Historic Towns Atlas programme and comparative morphological study. – In: *Urban Morphology*, 12, H. 2, S. 143–156.
- Denecke, Dietrich (2005):* Wege der Historischen Geographie und Kulturlandschaftsforschung. Ausgewählte Beiträge. Hrsg.: Klaus Fehn und Anngret Simms. – Stuttgart.
- East, William Gordon (1935):* An historical geography of Europe. – London.
- Ennen, Edith (1967):* The different types of formation of European towns. – In: Thrupp, Silvia [Hrsg.]: *Early medieval society*. New York, S. 174–182.
- Fremdwörterbuch, VEB Bibliographisches Institut. – Leipzig 1954.
- Herrmann, Christopher (2007):* Mittelalterliche Architektur im Preußenland. – Petersburg.
- Herrmann, Joachim (1977):* Research into the early history of the town in the territory of the German Democratic Republic. – In: Barley, Maurice Willmore [Hrsg.]: *European towns. Their archaeology and early history*. London, S. 243–259.
- Jüger, Helmut (1969):* Historische Geographie. Das Geographische Seminar. – Braunschweig.
- Johanek, Peter (2006):* Frühe Zentren – werdende Städte. – In: Jarnut, Jörg, Johanek, Peter u. Wemhoff, Matthias [Hrsg.]: *Vom Umbruch zur Erneuerung. Das 11. und beginnende 12. Jahrhundert – Position der Forschung*. München, S. 511–538.
- Johanek, Peter (2011):* Stadtgründung und Stadtwerdung im Blick der Stadtgeschichtsforschung. – In: Opll, Ferdinand [Hrsg.]: *Stadtgründung und Stadtwerdung*. Linz, S. 127–160 (Beiträge von Archäologie und Stadtgeschichtsforschung, 22).
- Johanek, Peter (2010):* Stadtgeschichtsforschung – ein halbes Jahrhundert nach Ennen und Planitz. – In: Opll, Ferdinand u. Sonnlechner, Christoph [Hrsg.]: *Europäische Städte im Mittelalter*. Innsbruck, Wien u. Bozen, S. 45–92.
- Moździoch, Slawomir (1995):* Zur Genese der Lokationsstädte in Polen in stadtgeschichtlicher Sicht. – In: Brachmann, Jürgen [Hrsg.]: *Burg-Burgstadt-Stadt. Zur Genese mittelalterlicher nichtagrarischer Zentren in Ostmitteleuropa*. Berlin, S. 149–160.
- Lilley, Keith (1998):* Taking measures across the medieval landscape. Aspects of urban design before the Renaissance. – In: *Urban Morphology* 2, H. 2, S. 82–92.
- Lilley, Keith (2009):* City and cosmos. The medieval world in urban form. – London.

- Opll, Ferdinand u. Sonnlechner, Christoph [Hrsg.] (2010):* Europäische Städte im Mittelalter. – Innsbruck, Wien u. Bozen.
- Opll, Ferdinand [Hrsg.] (2011a):* Stadtgründung und Stadtwerdung. – Linz (Beiträge von Archäologie und Stadtgeschichtsforschung, 22).
- Opll, Ferdinand (2011b):* The European Atlas of Historic Towns. Project, vision, achievements. – In: *Ler história* 60, S. 169–182.
- Paul, Jürgen (im Druck):* Die Entstehung der mittelalterlichen Städte in Mitteleuropa und die Kunstgeschichte. – In: Clarke, Howard Brian u. Simms, Anngret [Hrsg.]: *Medieval urban form in comparative perspective. The contribution of the European Historic Towns Atlas Project.* – Farnham (Surrey).
- Piekalski, Jerzy (2001):* Von Köln nach Krakau. Der topographische Wandel früher Städte. – Bonn (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft, 13).
- Pound, Norman John Greville (1990):* A historical geography of Europe. – Cambridge.
- Schenk, Winfried (2011):* Historische Geographie. Geowissen Kompakt. WBG. – Darmstadt.
- Schich, Winfried (1993):* Zur Größe der Area in den Gründungsstädten im östlichen Mitteleuropa nach den Aussagen der schriftlichen Quellen. – In: Jenks, Stuart, Sarnowsky, Jürgen u. Landage, Marie-Luise [Hrsg.]: *Vera Lex Historiae. Studien zu mittelalterlichen Quellen. Festschrift für Dietrich Kurze zu seinem 65. Geburtstag am 1. Januar 1993.* Köln, Wien u. Weimar.
- Simms, Anngret (1988):* Core and periphery in medieval Europe. The Irish experience in a wider context. – In: Smyth, William J. u. Whelan, Kevin [Hrsg.]: *Common ground. Essays on historical geography of Ireland.* Cork, S. 22–40.
- Simms, Anngret (2006):* Interlocking spaces. The relative location of medieval parish churches, churchyards, marketplaces and town halls. – In: Clarke, Howard Brian u. Phillips, Seymour [Hrsg.]: *Ireland, England and the continent in the middle ages and beyond. Essays in memory of a turbulent friar, F.X. Martin, O.S.A.* Dublin, S. 222–232.
- Simms, Anngret (2007):* Mittelalterliche Gründungsstädte als Ausdruck regionaler Identität. – In: Jeute, Gerson H.; Scheeweiß, Jens u. Theune, Claudia [Hrsg.]: »aedicatio terrae«. Beiträge zur Umwelt- und Siedlungsarchäologie Mitteleuropas. Festschrift für Eike Gringmuth-Dallmer zum 65. Geburtstag. Raden (Westf.) (Internationale Archäologie. *Studia honoraria*, 26), S. 347–354.
- Smith, Clifford Thorpe (1967):* An historical geography of Western Europe before 1800. – London.
- Siercken, Martina (2006):* Gebaute Ordnung, Stadtvorstellung und Planung im Mittelalter. – In: Fritzsche, Bruno u. Gilomen, Hans-Jörg [Hrsg.]: *Städteplanung-Planungsstädte.* Zürich, S. 15–37.
- Untermann, Matthias (2004):* Planstadt, Gründungsstadt, Parzelle. Archäologische Forschungen im Spannungsfeld von Urbanistik und Geschichte. Einführende Bemerkungen. – In: Untermann, Matthias u. Falk, Alfred [Hrsg.]: *Die vermessene Stadt. Mittelalterliche Stadtplanung zwischen Mythos und Befund.* Paderborn (Mitteilungen Deutsche Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, 15), S. 9–10.
- Untermann, Matthias (2011):* Stadtgründung und Stadtwerdung im Blick der Archäologie des Mittelalters. – In: Opll, Ferdinand. [Hrsg.]: *Stadtgründung und Stadtwerdung.* Linz (Beiträge von Archäologie und Stadtgeschichtsforschung, 22), S. 407–446.
- Wensky, Magret (2006):* Kalkar. – In: *Handbuch der historischen Stätten Nordrhein-Westfalens.* Stuttgart, S. 524.

Orsolya Heinrich-Tamáska

Spätrömische Villen an der mittleren Donau – Anmerkungen zur Erforschung der Landnutzung am Übergang zwischen Spätantike und Frühmittelalter¹

Mit 4 Abbildungen

Einführung

Die Grundlage der römischen ländlichen Besiedlung bildeten Villenwirtschaften, die zugleich auch Mittelpunkte für die Erzeugung von Lebensmitteln waren. Hinsichtlich ihrer Größe reicht die Palette von kleinen, auf Selbstversorgung ausgerichteten Gehöften bis hin zu auf Großproduktion eingestellten Betrieben, die meist auf der Basis von Monokulturen wie Oliven- oder Weinanbau arbeiteten. Ein wichtiger Aspekt ihrer Erforschung ist also die Frage der Landnutzung, der Art, Vielfalt und Intensität der landwirtschaftlichen Produktion, die mit der Erschließung und Kultivierung der Landschaften in den Provinzen einherging.²

Es gibt einige grundlegende Schriftquellen zum römischen Gutsbetrieb, die das Idealbild von Villenwirtschaften prägten: »*De agri cultura*« von *Cato d.Ä.*, »*Rerum rusticarum libri tres*« von *Varro*, »*Rei rusticae libri duodecim*« von *Colu-*

-
- 1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde. Der Beitrag entstand im Rahmen des vom BMBF geförderten Forschungsprojektes »Die frühmittelalterlichen Zentren an der Donau. Städtische Topographie, Christentum und Handel zwischen Mitteleuropa und dem Schwarzen Meer« am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO). Vgl. http://www.uni-leipzig.de/~gwzo/index.php?option=com_content&view=article&id=727&Itemid=1111 (22.03.2012).
 - 2 Im 1. Jahrhundert v. Chr. galten Landsitze der römischen *nobiles* in Italien als Ort des *otium*, der *vita contemplativa*, also als eine Art Rückzugsort; diese ländliche Umgebung versinnbildlichte eine andere Lebensform gegenüber der städtischen Dekadenz (Gross 1979; Diedrich 2007, S. 327–337). Diese Bedeutung soll jedoch hier im Weiteren nicht verfolgt werden. Zu den römischen Villenwirtschaften gibt es eine umfangreiche Forschungsliteratur. Hier sei nur auf einige neuere Überblickswerke verwiesen: Heimberg 2011; Oehme 1988; Flach 1990 sowie Reutti 2006 mit weiterführender Literatur.

mella und »*Opus agriculturae*« von *Palladius*.³ Diese Werke sind eine Art Aufzeichnung einer Reihe von Empfehlungen, die darauf ausgerichtet sind, das Gut als Einnahmequelle ideal ausschöpfen zu können. Nachdem sich *Catos* Werk (Mitte 2. Jahrhundert v. Chr.) den republikanischen Verhältnissen entsprechend auf Kleinbetriebe bezog, wurden im Werk *Varros* (37 v. Chr.) bereits die Abläufe einer großflächigen Plantagenwirtschaft mit Öl- und Weinproduktion berücksichtigt (*Gummerus* 1906, S. 24, S. 48, S. 56f.; *Flach* 1990, S. 184f.; *Diedrich* 2007, S. 11–52). *Columellas* Arbeit aus der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts und die oft als Abschrift dieses Werks deklarierten Bücher von *Palladius* aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. waren bereits fast ausschließlich an Großgrundbesitzer gerichtet (*Gummerus* 1906, S. 73–93; *Rex* 2002, S. 67–78; *Flach* 1990, S. 198; *Diedrich* 2007, S. 53–74). Die Vorschriften hinsichtlich der Einrichtung und Betriebsweise der Villa trugen durchweg das Gepräge eines Landwirtschaftsbetriebes im großen Stil. Während *Cato* noch 60 ha Ölwaldung und 25 ha Weinberg als eine ausreichende Größe betrachtete, beschrieb *Columella* Güter mit mehr als 125 ha Ölpflanzung und 50 ha Weinland (*Gummerus* 1906, S. 24, S. 48, S. 78f.; *Pleket* 1990, S. 90f.). Die genannten Werke nahmen die Verhältnisse in Italien als Vorbild – mit einzelnen Ausblicken nach Spanien und Nordafrika – und nannten die Produktion von Wein und Öl als Grundlage des Gutsbetriebs, Acker- und Weidewirtschaft spielte nur für den eigenen Bedarf eine Rolle (*Gummerus* 1906, S. 7f.; *Flach* 1990, S. 250–324). Ihre Beschreibungen können demnach nur mit Einschränkungen – vor allem was die Massenproduktion auf der Grundlage von Monokulturen betrifft – auf die Villenwirtschaften anderer Provinzen übertragen werden (*Pékary* 1994, S. 70f.). Es bedeutet zugleich, dass in den Provinzen homogenisierende Tendenzen in der Landnutzung weniger zum Vorschein traten, vor allem wenn es um den Zeitraum am Übergang von der Spätantike zum frühen Mittelalter geht.

Zur Erforschung von *villae rusticae* in Pannonien und Moesien⁴

Die Erforschung der ländlichen Besiedlung konzentriert sich sowohl in Pannonien als auch in Moesien auf *villae rusticae*; Stand und Methoden fallen jedoch recht unterschiedlich aus. In diesem Sinne werden Villen in folgenden Zusammenhängen untersucht:

- als Besitztum, mit der Frage nach der Herkunft und dem Stand der ehemaligen Eigentümer, der Besitzverhältnisse;

3 Zu den Quelleneditionen vgl. *Cato*, *De agri cultura*; *Varro*, *Rerum rusticarum*; *Columella*, *Rei rusticate*; *Palladius*, *Opus*. – Zu den römischen Agrarschriftstellern vgl. *Flach* 1990, S. 184–215; *Heimberg* 2011, S. 29–33; *Diederich* 2007.

4 Territorial beschäftigt sich dieser Beitrag mit Fundorten aus den Provinzen *Pannonia* und *Moesia*, die unter *Diokletian* eine neue Aufteilung erfuhren (*Demandt* 1998, S. 35f., S. 217f.). In Pannonien entstanden *Valeria*, *Pannonia Prima*, *Savia* und *Pannonia Secunda* (*Mócsy* 1990a, S. 55), in Moesien *Moesia Prima*, *Dardania* sowie *Dacia Ripensis et Mediterranae* (Abb. 1: vgl. dazu *Mirković* 2007, S. 91). Die folgenden Beispiele konzentrieren sich auf die Gebiete der südlichen *Pannonia Prima* und *Valeria* sowie *Dacia Ripensis et Mediterranae*.

- als Repräsentationsbauten, bezüglich ihrer Typologie aus architektonischer Sicht und ihrer Ausstattung mit Mosaiken und Wandmalereien (*pars domestica*);
- als Gehöfte, im Hinblick auf ihre Größe und Funktion (Landwirtschaft und Gewerbe): der Typologie der Wirtschaftsbauten und der verschiedenen Wirtschaftszweige (*pars rustica*);
- der Frage nach der Größe und Nutzungsart ihrer Wirtschaftsflächen (*pars rustica*);
- der Frage nach ihrer topographischen Lage in den jeweiligen Siedlungskammern und ihrem Verhältnis zu den weiteren infrastrukturellen Einheiten: anderen *villae*, Städten, Kastellen, Straßen etc.;
- als *refugia* und als *nuclei* römischen Lebens unter dem Aspekt der Kontinuität.

Die einzelnen Aspekte sind je nach Quellenstand unterschiedlich intensiv erforscht, teils nur punktuell am Beispiel von Einzelfällen bearbeitet. Die bis heute als Standardwerk geltende Arbeit über römische Villen in Pannonien stammt von *Edith Thomas* aus dem Jahre 1964 (*Thomas* 1964). Sie unternahm als Erste den Versuch, die Villen anhand der beiden ersten oben genannten Punkte zu typologisieren. Diesen Weg beschritt auch *Mária Bíró* (1974), als sie rund zehn Jahre später aufgrund neuer Forschungsergebnisse die Villenarchitektur weiter differenzierte, ebenso wie *Gyula Hajnóczy* (1975). In den verschiedensprachigen Handbüchern zum römischen Pannonien erschienen einige Zusammenfassungen zum Thema Villen (z. B. *Thomas* 1980; *Lányi* 1990), die sich primär erneut dem Aufbau und der Funktion der Gebäude widmeten. Ein weiteres Forschungsfeld bildet die Inschriftenforschung, die der Ermittlung der ethnisch-sozialen Herkunft der einstigen Eigentümer dient (z. B. *Alföldy* 1959) bzw. der Frage der Bodenaufteilung und -zuordnung⁵ in diesem Kontext. Die Villen Südosteuropas und deren Produktionsspektrum aufgrund landwirtschaftlicher Geräte untersuchte *Joachim Henning* (1987).⁶ Eine Zusammenfassung bezüglich der Verbreitung und topographischen Lage der Villen bzw. der ländlichen Besiedlung geben zudem *Zsolt Visy* (1994) und *Dénes Gabler* (1994) für Pannonien, *Helmut Bender* (1994) und *Joachim Henning* (1994) für Moesien.

Zu erwähnen sind an dieser Stelle noch einige besonders gut erforschte Fundorte wie beispielsweise Balácsa (zuletzt mit früherer Lit.: *Palágyi* 2011), Kövágózóllós (*Burger* 1985–1986) oder Bruckneudorf (*Zabehlicky* 2011). Einen neuen Ansatz verfolgt die Aufarbeitung und Auswertung der Villa von Halbturn im heutigen Österreich. Hier wurden zum ersten Mal die Art und Größe der Wirtschaftsflächen und deren topographischer Bezug mit modernen Methoden untersucht (*Doneus* 1996). Ein besonderes Interesse der Forschung gilt zudem den

5 *Miloje Vasić* (1970) nimmt diesen Versuch für *Moesia* vor, er geht allerdings zugleich auf die Villenarchitektur ein.

6 Für Ungarn liegt auch eine Studie zu den landwirtschaftlichen Eisengeräten vor, die allerdings den Zeitraum von der späten Eisenzeit bis zum 16. Jahrhundert umfasst (*Müller* 1982).

spätromischen Großvillen bzw. Palästen auf dem Balkan, wie *Mediana*, *Romuliana* oder Šarkamen (Brandl u. Vasić 2007; Mulvin 2002; Milošević 2011; Bülow 2011; Bülow u. a. 2009; Vasić u. Tomović 2005). In diesem Kontext wurden auch die so genannten pannonischen Innenbefestigungen herangezogen, ob als Plätze der *annona*-Verwaltung oder der imperialen Repräsentation (Heinrich-Tamáska 2011, S. 692–696).

Über die Architektur hinaus bietet vor allem die Auswertung von archäozoologischem und archäobotanischem Fundmaterial weitere wichtige Erkenntnisse über die römische Agrarwirtschaft (Heimberg 2011, S. 42–47; Bender 1997, S. 304–309): über die angebauten Pflanzenarten, die landwirtschaftlichen Praktiken (Küster 1994; für Pannonien: Gyulai 2005, S. 268f.; Gyulai 2011, S. 581–587; Mócsy 1990a, S. 128), die Viehzucht (Peters 1994; 1998; für Pannonien: Bökönyi 1988) und schließlich auch über Ernährungsgewohnheiten.⁷ Allerdings müssten diese Daten nach verschiedenen Siedlungstypen ausgewertet werden, um eine vergleichende Analyse speziell für Villenwirtschaften vornehmen zu können.⁸

Naturräumliche Voraussetzungen

Das pannonische Gebiet prägen weite Ebenen, die lediglich durch Hügellandschaften und Mittelgebirge in der nördlichen Balaton-Region und um *Sopianae* gegliedert werden und im Südwesten in den Ausläufern der Julischen Alpen münden (Abb. 1). Die fruchtbaren Ebenen mit Aueböden und Braunerden auf Lösssedimenten eignen sich bestens für eine landwirtschaftliche Nutzung, werden aber auch durch große Sumpf- und Waldflächen unterbrochen (Graf 1936, S. 5–13; Soproni 1980; Visy 1994, S. 422). Es sind mehrere schriftliche Angaben über die Erschließung der Landschaft durch Waldrodung, Trockenlegung von Mooren und Kanalbauten überliefert (Mócsy 1990a, S. 128).

Das moesische Territorium zeigt hingegen, wie *Miroslava Mirković* bemerkte, zwei ökonomisch und politisch unterschiedliche Zonen, das Tiefland des Donautals und das bergige Inland Dardaniens (Mirković 2007, S. 11). Das offene Flusstal der Donau verengt sich hinter *Viminacium* zum Đerdap (Eisernes Tor) und öffnet sich erst in *Moesia Inferior* weiter in Richtung Osten (Abb. 1). Es wurde überwiegend in den Bereichen der Donau, in den Bergwerkdistrikten und im Umfeld der Städte gesiedelt. Aber auch die Flussebenen von Morava, Mlava und Timok, die durch hügeliges Gelände zu beiden Seiten flankiert werden, sind klimatisch bestens für eine Besiedlung geeignet und weisen gute Böden auf (Bender 1994, S. 454f.; Mócsy 1990b, S. 595f.).

Aus diesen bisher nicht vergleichend analysierten naturräumlichen Vorbedingungen resultieren die Forschungsmeinungen über das landwirtschaftliche

⁷ Zur Methode vgl. Alt, Knörr u. Nehlich 2008.

⁸ Firnigl 2007 hat eine Tabelle (Tab. 1) über die archäobotanischen Analysen einiger pannonischer Fundorte (nicht nur Villen) zusammengestellt.

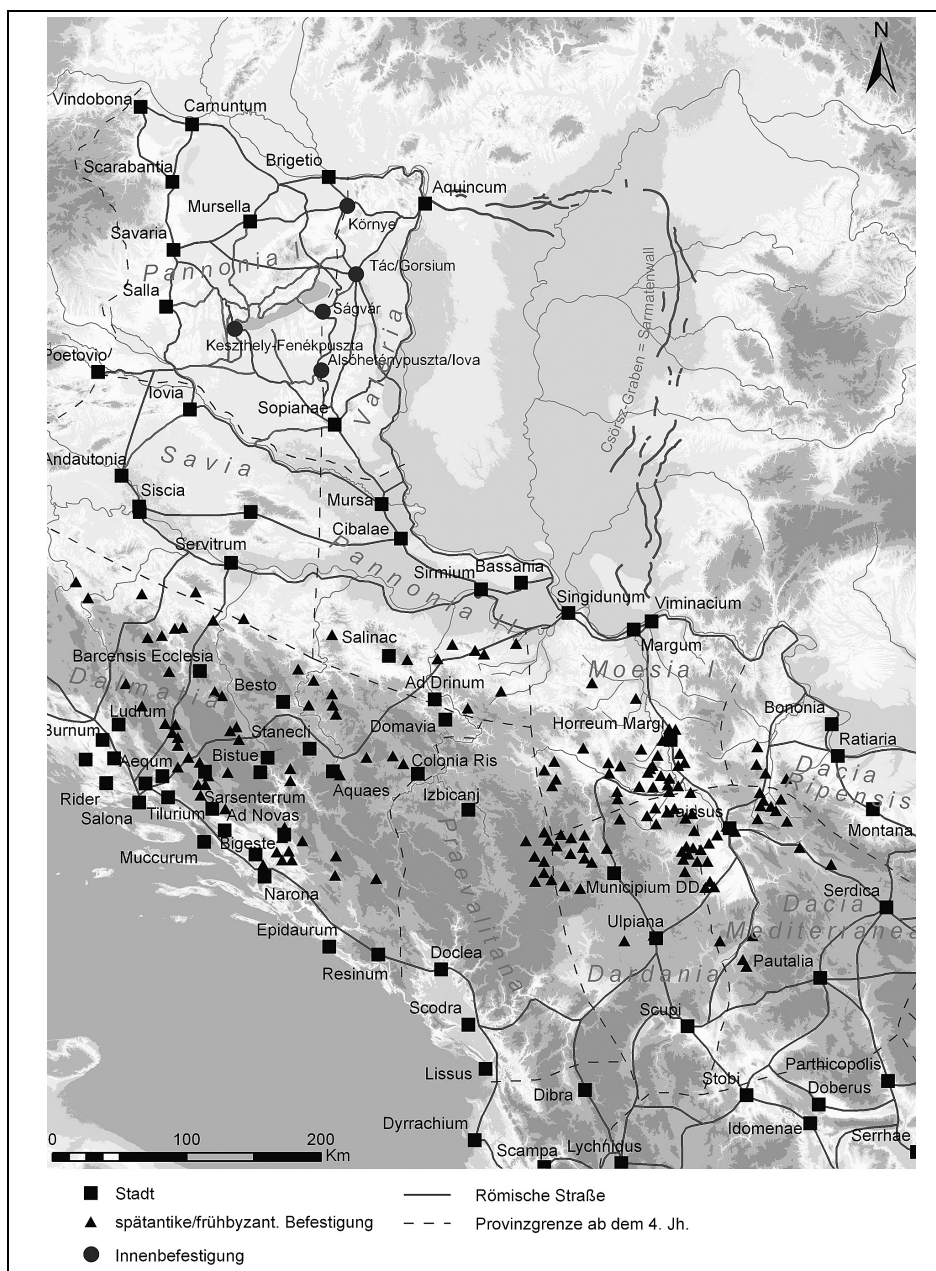


Abb. 1: Die römischen Provinzen (Pannonia, Moesia) an der mittleren und unteren Donau vom 4. bis 5. Jahrhundert mit den wichtigsten Städten, mit den pannonischen Innenbefestigungen und mit Verkehrswegen

Kartiert sind zudem spätantik-frühbyzantinische Befestigungen in den illyrischen Provinzen.

Nach Milinković 2011: Abb. 1 und nach Špehar 2008: map 1. Zusammengestellt auf der Grundlage der oben genannten Fundlisten

Potenzial beider Regionen: Für Pannonien werden aufgrund von Inschriften und archäobotanischen Überresten Getreideanbau und Forstwirtschaft angenommen, die durch Gartenwirtschaft und Weinanbau ergänzt wurden (Mócsy 1990a, S. 128). In Bezug auf *Moesia Superior* hingegen wird ein anderes Bild vermittelt: »Der Ackerbau hatte für das Wirtschaftsleben der Provinz wohl nur eine zweitrangige Bedeutung; in den Hochgebirgen wurde Almwirtschaft betrieben. [...] Zweifellos waren ökonomisch am wichtigsten Blei, Silber und Kupfer der obermösischen Bergwerke« (Mócsy 1990b, S. 598).

Für den südwestpannonischen Raum gilt für ländliche Siedlungen, dass sie in der Nähe von Gewässern, auf niedrigen, überschwemmungsfreien Hügelrücken, am Fuß größerer Hügel oder Berge errichtet wurden, möglichst nach Süden oder Südwesten gerichtet. Sie reihen sich entlang von Hügelrücken, welche die nordwestlich bis südöstlich angrenzenden Flusstäler voneinander trennen (Visy 1994, S. 424, Abb. 19,1).

Diese Bedingungen sind in Transdanubien bestens zu beobachten (Abb. 2): Vor allem wurde der Norden des Balaton-Seeufers durch große Villenwirtschaften genutzt (z.B. Balácapusza, Örvényes, Kékkút, Hévíz: Abb. 2). Neue Ausgrabungen entlang der Südufer belegen jedoch auch hier – trotz der ausgedehnten Sumpfflächen – Fundorte nach den eben beschriebenen Lagekriterien (z. B. Fonyód, Balatonszentgyörgy, Balatonszabadi: Abb. 2, Németh 2007, S. 44f.). Allerdings sind am Nordufer die qualitativ höherwertigen und prachtvolleren Villen zu finden, die als Zentren von größeren und reicheren Landwirtschaftsbetrieben gelten (Gábler 1994, S. 394–398, Abb. 18,5). Auffallend ist insgesamt zudem, dass in der späten Römerzeit mehrere Villen erbaut bzw. erneuert wurden (Visy 2008, S. 216).

Die Villenwirtschaft als Agrarfaktor lässt sich auch anhand der archäobotanischen Untersuchungen am Balaton erschließen (Gyulai 2011, S. 581–587). Ebenso sind für das 4. Jahrhundert Trockenlegungen und Entwaldungen in der südlichen Plattenseeregion überliefert, paläoökologische Analysen signalisieren zudem eine künstlich herbeigeführte Absenkung des Seespiegels, und lokale Pollenprofile deuten Rodung und intensiven Getreideanbau an (Heinrich-Tamáska u. Hipp 2009; Sümegi et al. 2011).

Die Verbreitung der Villen in *Moesia* zeigt ebenfalls die Bevorzugung der Gewässernähe: Eine Ansiedlung ist in den Flussebenen von Morava und Mlava festzustellen, zudem ist eine Konzentration um Städte wie *Naissus* und *Scupi* erkennbar. Eine Hauptader der Besiedlungsstruktur südlich der Donau bildet die fruchtbare Morava-Talaue (Abb. 3). Aufgrund bisher fehlender paläoökologischer Analysen kann die Ausdehnung der Flächen, die in der spätrömischen Zeit gerodet und bestellt waren, z. Z. nicht ermittelt werden. Es wird jedoch angenommen, dass die ländliche Siedlungsdichte ihre Blütezeit während des 4. Jahrhunderts erreichte (Bender 1994, S. 457f.; Vasić 1970, S. 62–64).

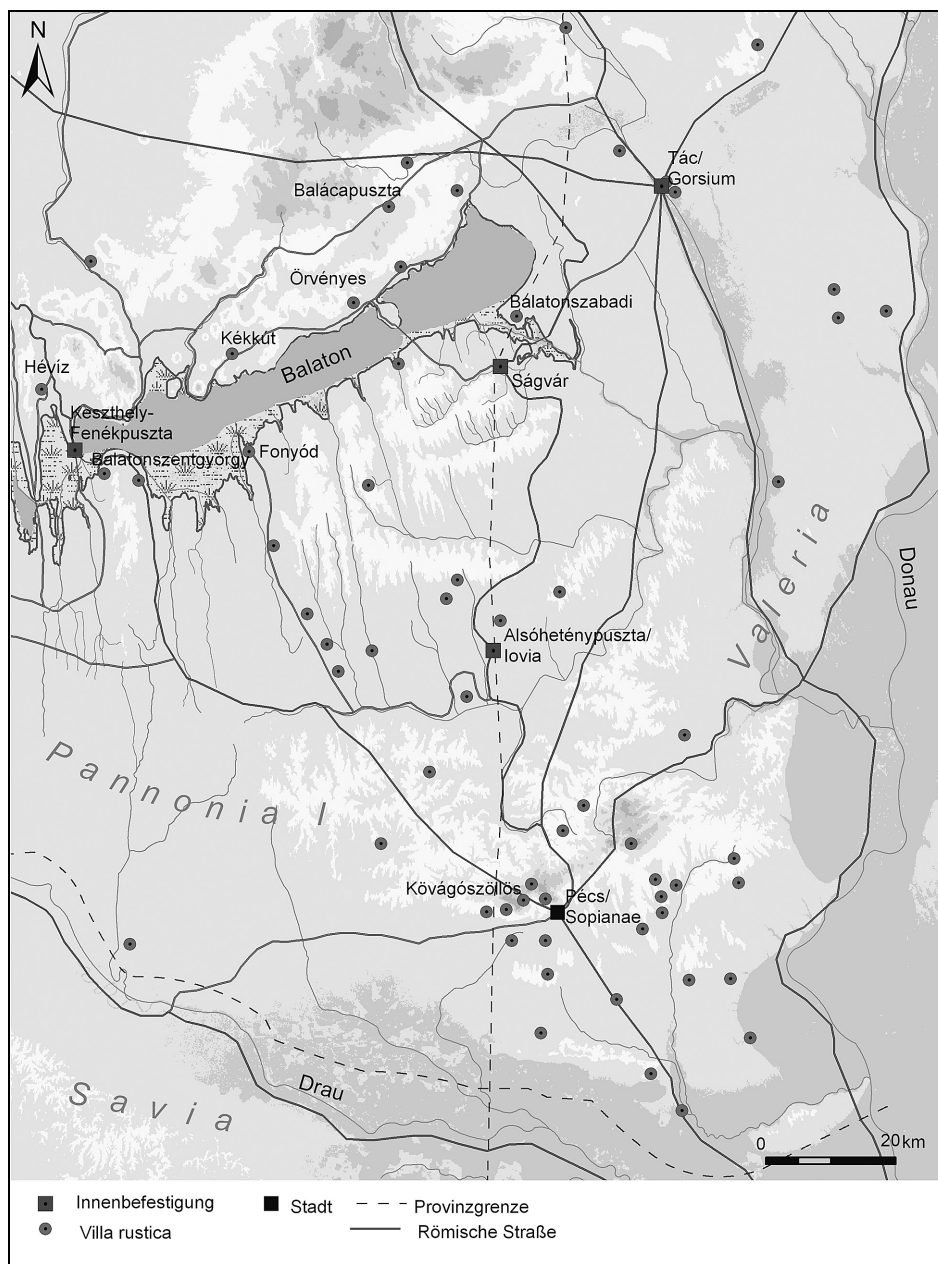


Abb. 2: Spätromische Villen (im Text erwähnte Fundorte mit Namen), Innenbefestigungen und Städte zwischen Balaton und Drau, im südlichen Transdanubien (südliche Pannonia Prima und Valeria)

Kartierung nach Visy 1994: Bd. 2, S. 143, Abb. 19.1 (nur 3.–5. Jahrhundert), Gábler 1994: Bd. 2, S. 141, Abb. 18.5 und Németh 2007: Abb. 38. Zusammengestellt durch die Autorin

Villen und ihre Wirtschaftsflächen

Die Wirtschaftsweise und die Ausdehnung der Wirtschaftsflächen sind nur selten aus den archäologischen Quellen zu erschließen. Immer wieder haben sich Flurbegrenzungen erhalten, sie lassen sich jedoch nicht über ein größeres Gebiet verfolgen und zeigen daher nicht die Grenzen der insgesamt genutzten Flächen an. Die Ländereien römischer Gutshöfe wurden zudem außerhalb Italiens in der Regel nicht immer durch ein rechtwinkliges System römischer Landvermessung (*limitatio*) bestimmt,⁹ sondern konnten sich auch über ihre natürlichen (Flusslauf, Bergfuß) oder künstlichen (Straße, Nachbargrundstück) Außengrenzen definieren (Heimberg 1977; Reutti 2006, S. 377; Kunow 1994, S. 156f.; Gaitsch 1991). Hier lassen sich also deutliche Eingriffe in die Landgestaltung im Sinne einer Homogenisierung fassen, wenngleich örtliche Gegebenheiten eine Berücksichtigung fanden.

Deshalb wird in der Regel versucht, die Größe der Wirtschaftsflächen aus der räumlichen Verteilung der Villen zu ermitteln: Für diese Methode wird eine *villa rustica* als ein Einzelhof definiert, der seine Wirtschaftsflächen in unmittelbarer Umgebung besaß (Blockflur). Anhand einer Formel, nach der man die Entfernung von einem zum nächsten Gutshof halbiert, wird der ungefähre Umfang der Güter errechnet (Hodder 1972, S. 899f. [Thiessen-Polygone]). Dieser Zugang bedarf jedoch eines ausreichend dichten Quellenbestands. Zudem müssen lokal abweichende naturräumliche Spezifika (z. B. Ausdehnung von Sümpfen oder periodisch überflutete Flussauen) berücksichtigt werden (z. B. Gaitsch 1986, S. 405–414; Fliedner 1970).

Die Wirtschaftsflächen, die für den mehrphasigen Doppelhof von Halbtorn (2.–5. Jahrhundert), 30 km südlich von Carnuntum, nach dieser Methode ermittelt werden können, ergaben für jeden der beiden Höfe eine Größe von ca. 65 ha (Doneus 1996, S. 168–171), die mit Beispielen aus den Rheinprovinzen vergleichbar ist (50–100 ha: zusammenfassend bei Kunow 1994, S. 150–158). Mithilfe von bodenkundlichen Daten hat man zudem in Halbtorn versucht, das Nutzungspotenzial einzelner Flächen zu ermitteln, also herauszufinden welche Böden für Wiesen und Weiden, für Ackerbau, für Waldbestand und Garten ideal gewesen sind. Die Standortwahl der *villae* weist auf eine Mischwirtschaft hin, sie liegen nämlich an einer Schnittstelle zwischen Ackerland und Wiesen (Doneus 1996, S. 152f., Abb. 14).¹⁰

Unter dem Aspekt der Landnutzung sollen die im 4. Jahrhundert in Pannonien errichteten Innenbefestigungen ebenfalls Erwähnung finden, sind sie doch von der früheren Forschung u. a. auch als Villenwirtschaften angesprochen worden.

9 Zur *limitatio* bzw. zur *centuriatio* vgl. Flach 1990, S. 1–28. Im Mittelmeerraum sind die regelmäßigen quadratischen Flurformen (*centuriae* [entspricht 200 *iugera* oder 100 *heredia* = ca. 50 ha], s. dazu Ziehler 1979, Bd. 3, S. 666f.) zum Teil bis heute im Gelände erkennbar. Vgl. am Beispiel Kroatiens Matijašić 2007, 74f., Abb. 64. Mit weiteren Beispielen vgl. Flach 1990: Taf. 1–5.

10 Ähnlich für Niedergermanien Kunow 1994, S. 166.

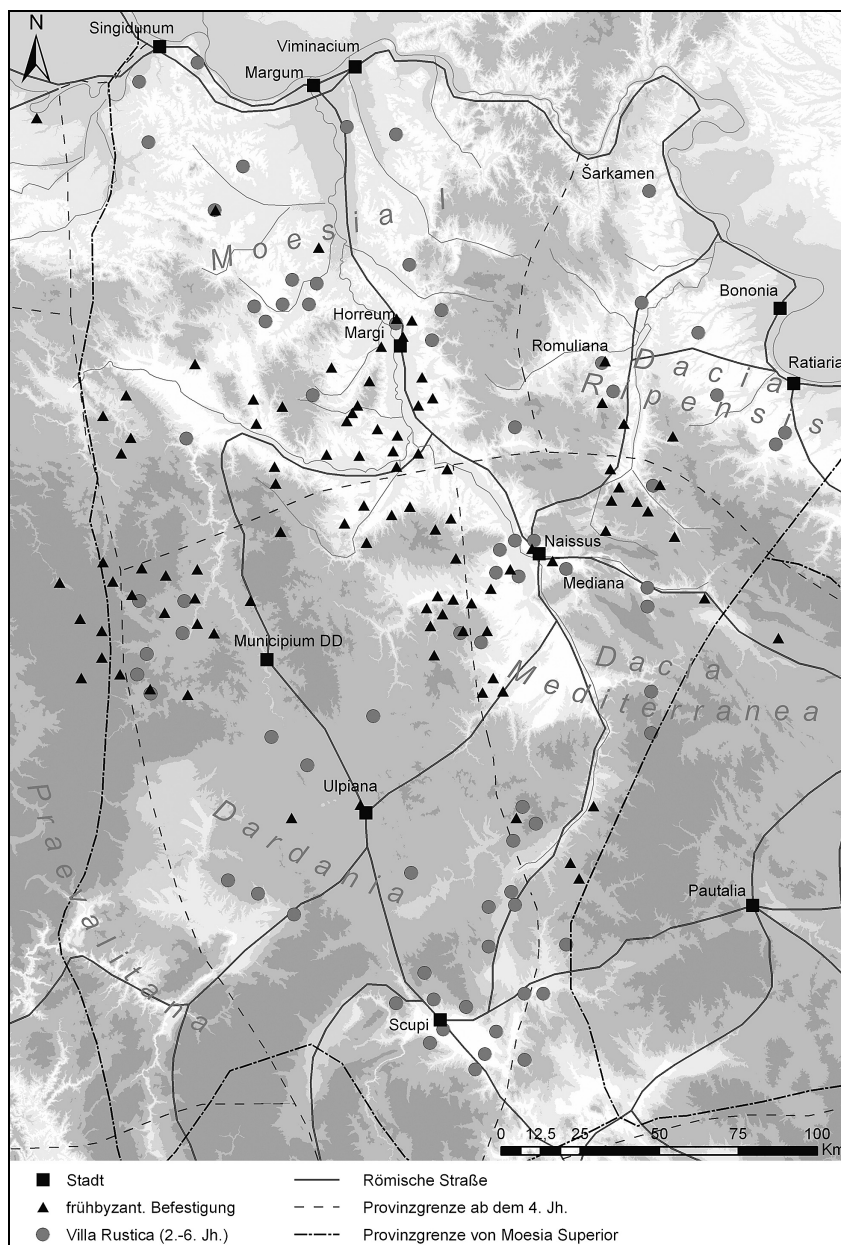


Abb. 3: Villen (2.–6. Jahrhundert) und Städte sowie frühbyzantinische Befestigungen im Provinzinneren (teils in Höhenlagen) in Moesia Superior und die Fundorte Šarkamen, Gamzigrad und Mediana
Kartierung nach Bender 1994: Bd. 2, 152, Abb. 20.8 und der Befestigungen nach Milinković 2011: Abb. 1. Zusammengestellt durch die Autorin

Sie wurden ausnahmslos in Niederungen, in teils sumpfigem, gewässernahem Gelände errichtet.¹¹ Neben zahlreich überlieferten landwirtschaftlichen Geräten und Backöfen sind an diesen Fundorten auch große Getreidespeicher nachgewiesen (Tóth 2009, S. 63, S. 74–76), ein Phänomen, das sowohl aus den *villae* (Kunow 1994, S. 165, Anm. 105) als auch aus den Kastellen und Städten der Spätantike bekannt ist (Borhy 1996). Für den Speicher von Keszthely-Fenékpuszta (Heinrich-Tamáska 2011, S. 679–681) nahm Zsolt Visy aufgrund seiner Größe an, dass dort eine Erntemenge von ca. 5 000 m³ gelagert werden konnte, die die Bewirtschaftung einer entsprechend großen Fläche – Siedlungsareal, Wiesen und Felder mit eingerechnet – voraussetzte.¹² Archäobotanische Analysen legen aber nahe, dass ein Teil der in Fenékpuszta gelagerten und verbrannten Körner als Importgetreide einzustufen ist (Gyulai 2011, S. 591). Daher kann die Größe des Speichers nur bedingt einen Rückschluss auf die Größe der Wirtschaftsflächen erlauben. Die in den Innenbefestigungen von Ságvár und Alsóheténypuszta mehrfach nachgewiesenen *horrea* (Tóth 2009, Taf. 1 und 11) verraten allerdings vermutlich mehr über die Sicherung und Verwaltung von *annonae* als über die Produktionskapazität der umliegenden Felder.¹³ Das Einzugsgebiet von Keszthely-Fenékpuszta dürfte aufgrund der Befundlage (südlich der Wallanlage, ohne Festungsareal und Gräberfeld) und der hydrologisch-bodenkundlichen Gegebenheiten eine Fläche von ca. 100 ha umfasst haben (Abb. 4). Dies entspricht den größten angenommenen Wirtschaftsflächen der oben genannten Beispiele.

Auch in und um die anfangs erwähnten Villenanlagen in *Dacia Ripensis et Mediterranea*, in *Mediana* (Vasić 2007, S. 101, Abb. 1), Šarkamen (Vasić u. Tomović 2005: Fig. 2 und 31, S. 299) und in Gamzigrad konnten große *horrea* nachgewiesen werden. Im Falle des Letzteren konnte außerhalb der Umfassungsmauer, in ca. 500 m Entfernung, ein 106 m langer Speicherbau erschlossen werden (Bülow et al. 2009, S. 112–116, Abb. 7). Ob die Menge an Getreide, die hier gelagert werden konnte, auch lokal produziert wurde, sollen aktuelle Forschungen zur landwirtschaftlichen Nutzungsintensität um Gamzigrad und zur Bedeutung der Erzverarbeitung für die Siedlungsentwicklung beantworten (Bülow et al. 2009, S. 164f., Anm. 145–146).

Bemerkenswert ist allerdings das Bild, welches die aktuellen geophysikalischen Messungen in Gamzigrad über die Umgebung der befestigten Anlage vermitteln. Es zeigt sich, dass die Siedlung nicht nur aus den bisher bekannten zentralen Befestigungs- und Innenbauten bestand, sondern dass sich auch *extra*

11 Heute dominiert eine Deutung, gemäß der diese Anlagen in einem militärischen Kontext standen, als Nachschubbasis für die Versorgung am Limes. Zur Funktion und Lage der Innenbefestigungen vgl. Tóth 2009, 71–81; Heinrich-Tamáska 2008b; Heinrich-Tamáska 2007/2008, S. 208–215.

12 Zsolt Visy (1994, S. 430) gibt eine Fläche von 100 km² an, die jedoch ein Fehler im Text sein dürfte (es wären 10 000 ha!). Es könnten 100 ha gemeint sein, die eine Erwirtschaftung von ca. 200 m³ Getreide pro Hektar ermöglichen würden.

13 So im weiteren Sinne auch Tóth 2009, S. 78, ferner: Visy 1994, S. 430f.; Borhy 1996, S. 220–223; Heinrich-Tamáska 2011b, S. 696.

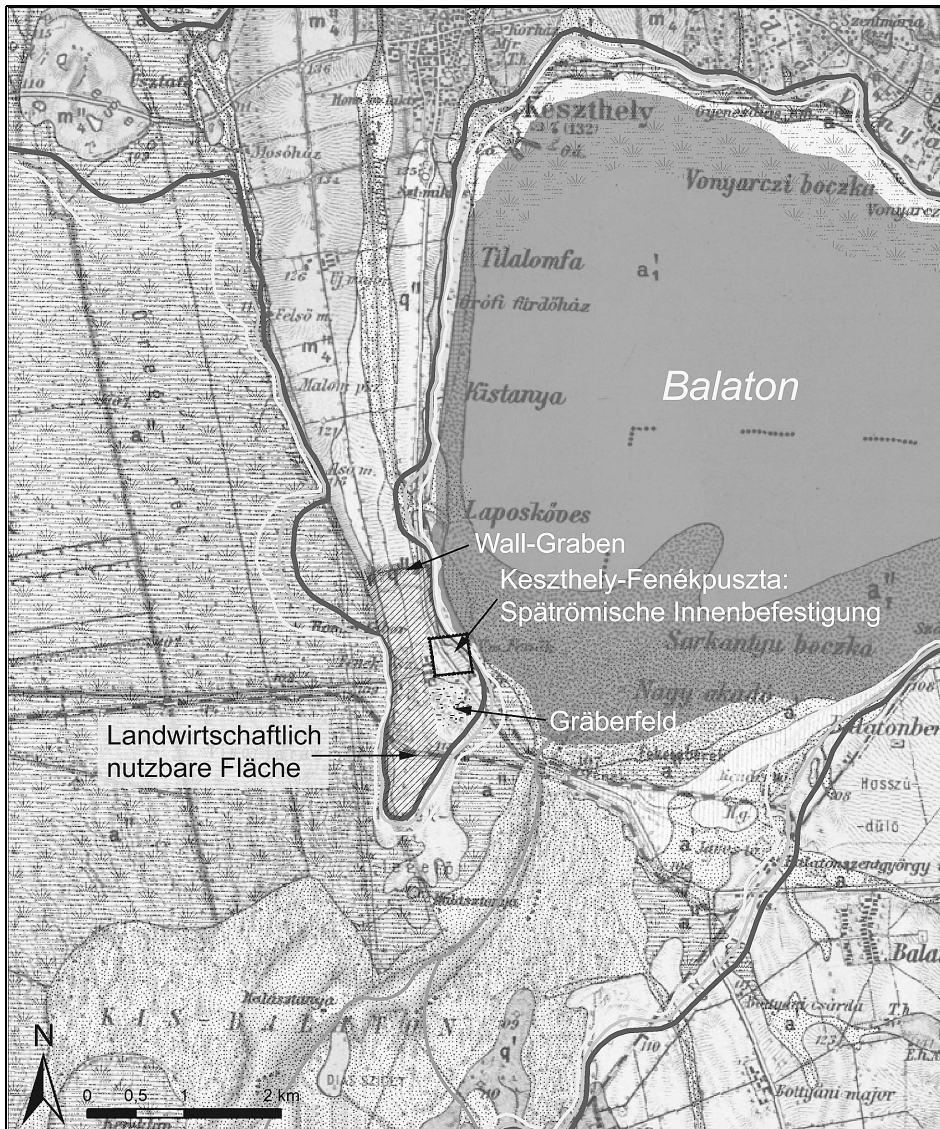


Abb. 4: Geologische Karte der Umgebung der spätromischen Innenbefestigung von Keszthely-Fenekpuszta. Die breiten Linien (hell-, mittel-, dunkelgrau) deuten verschiedene Wasserstandshöhen (105–107 m) an, die die Ausdehnung der Halbinsel beeinflussten; die Wirtschaftfläche wurde auf Gebiete südlich der Wallanlage (ohne das Festungsareal und das südlich davon lokalisierte Gräberfeld) auf ca. 100 ha berechnet

Kartengrundlage: Lóczy, Ludwig: Geologische Spezialkarte der Umgebung des Balaton-sees in 4 Blättern. Hrsg. von der Ungarischen Geographischen Gesellschaft, nach den in den Jahren 1869–70 erfolgten Aufnahmen der Königlich Ungarischen Geologischen Gesellschaft. – Budapest 1920. Zusammengestellt durch die Autorin

muros Gebäudestrukturen befanden: Neben dem erwähnten Speicher konnten u.a. Kirchengrundrisse, ebenfalls im Westen, nachgewiesen werden. Eine der Kirchen und das *Horreum* weisen eine spezielle Einfriedung auf. Letzteres soll durch ein eigens dafür zuständiges Wachpersonal bewacht worden sein (Bülow et al. 2009, S. 112–116, Abb. 5–7).

Villen als *Refugia* und als *Nuclei* römischen Lebens

Abschließend sollte die Frage der Nachnutzung römischer Villen und des Landes, das sie bewirtschafteten, angesprochen werden. Mit den kriegesischen Turbulenzen des späten 4. bis 6. Jahrhunderts werden mehrere Phänomene verbunden: der Rückgang der Bevölkerung und ihre Zuflucht auf Anhöhen statt in Tälern, die Ruralisierung der Städte und schließlich auch die Aufgabe von *villae rusticae* (Popović 1987, S. 545–548; Henning 1987, S. 35–40; Milinković 2008, S. 537f.; Ciglencčki 2008, S. 485f.; Ciglencčki 1999, S. 290f.¹⁴) In diesem Kontext muss den ökonomischen Faktoren der Versorgung eine besondere Beachtung geschenkt werden: Wer übernahm die Produktion, wenn der Grundstein der römischen landwirtschaftlichen Versorgung, die Villen, nicht mehr in Betrieb war? Bedeutete die Aufgabe von Gebäuden, die man archäologisch fassen kann, tatsächlich auch ein gleichzeitiges Auflassen des Landes? Wirkten abnehmende Produktion und demographischer Rückgang aufeinander ein?¹⁵

Als ein wesentliches Problem bereits für die Spätantike wird die Verödung der Landflächen – *agri deserti* – genannt (Demandt 1998, S. 304f.). Für die Donauprovinzen wird angenommen, dass die Barbareneinfälle einen der wesentlichen Gründe dafür darstellten, dass eine regelmäßige Bodenbestellung unmöglich wurde. Auch für das Auflassen der Villen wird dies als einer der wichtigsten Faktoren angeführt (Henning 1987, S. 35–40). Während man in Pannonien aber auch über einen Abzug der romanisierten Bevölkerung debattiert (dagegen: Tóth 1987), kann in Moesien eine Kontinuität nachverfolgt werden, wenn auch hier meist Siedlungen in Tallage verlassen wurden und Neugründungen auf Anhöhen erfolgten und somit die Gutsbetriebe ebenfalls spätestens ab Mitte des 5. Jahrhunderts aufgegeben worden waren (Curta 2001b, S. 205; Henning 1987, S. 22–35, Abb. 10).¹⁶

14 Auch in den Nordprovinzen lassen sich ähnliche Tendenzen feststellen. Vgl. dazu Pleket 1990, S. 75; Bender 2011, S. 19–24; Reutti 2006, S. 385f.; Eismann 2011.

15 Henning (2004, S. 420f.) weist auf einen Systemwechsel zwischen Villen und dörflichen Siedlungen am Beispiel der nordwestlichen Provinzen hin, der in Nordgallien bereits ab dem 4. Jahrhundert zu beobachten ist.

16 Mihailo Milinković (2008, S. 545f.) betont, dass es zu der dauerhaften Nutzung der Höhenanlagen erst im Laufe des 6. Jahrhunderts kam, die Villen wurden jedoch bereits zur Mitte des 5. Jahrhunderts aufgegeben. Die Lücke zwischen den beiden Horizonten lässt sich z. Z. nicht schließen. Eine mehrfach unterbrochene Besiedlung zwischen dem 4. und 7. Jahrhundert weisen auch die meisten Höhensiedlungen im heutigen Slowenien auf (Ciglencčki 2008, S. 485–490).

Wie wirkten sich die kriegerischen Ereignisse auf die Ressourcenpflege und -nutzung in den einzelnen Regionen aus? Grundsätzlich wäre danach zu fragen, ob diese Veränderungen auch in der Landnutzung spürbar waren, ob sich neben einer abnehmenden Intensität auch ein Wechsel von der Getreide- und Gartenkultur zur Weidewirtschaft¹⁷ vollzog. *Florin Curta* (2001b; *Curta* 2001a, S. 142–150) vermutet, dass die Versorgung der Städte und Kastelle während des 6. Jahrhunderts weiterhin über die zentrale *annona*-Verwaltung des römischen Reiches erfolgte, was sich u.a. durch das Vorkommen von Importkeramik für den Transport von Wein, Öl und *garum*¹⁸ in den Siedlungen nachweisen lasse.

In den Höhensiedlungen im heutigen Slowenien findet sich ebenfalls Importkeramik (z.B. *Knific* 1994; *Vidrih Perko* und *Trkman Žbona* 2005, S. 283, Anm. 57; *Milavec* u. *Modrijan* 2007, S. 116–119, Fig. 10). Hier lässt sich jedoch ein Wandel der Landnutzung zur Viehhaltung annehmen, der auf eine weitgehend autarke Wirtschaftsweise schließen lässt: Große Mengen an Tierknochen und anthropologische Untersuchungen, die auf eine auf Milch und Fleisch basierende Ernährung der Bewohner schließen lassen, unterstützen diese These, auch wenn die Äcker in den Tälern weiterhin bestellt wurden, wie einzelne Beispiele zeigen (zusammenfassend: *Ciglencečki* 1987, S. 144f.).

Ein dichtes Vorkommen von Höhensiedlungen kann in den illyrischen Provinzen nachgewiesen werden (Abb. 3). Ihre Lage, teils über 500 m über NN, schließt nicht grundsätzlich aus, dass nahegelegene Täler für Ackerbau genutzt worden sind (*Milinković* 2008, S. 545–575, Abb. 1–2; *Milinković* 2011, S. 285, Abb. 16; *Špehar* 2008, S. 586–592, map 1). Trotz dieses deutlichen Strukturwandels wurden auch Siedlungen in tieferen Lagen entdeckt, so in den Morava- und Moravica-Tälern (*Tomović, Bulatović* u. *Kapuran* 2005, S. 268–278; *Rasković* 2002, S. 72). Aber auch die oben erwähnte Anlage in Gamzigrad zeigt eine Weiternutzung bis ins 7. Jahrhundert hinein (*Petković* 2011). Dieser Befund deutet insgesamt eine hohe Besiedlungsdichte vom 6. bis frühen 7. Jahrhundert an, die auch in Prokops Werk »*De Aedificiis*« aus der Regierungszeit Justinians¹⁹ vermittelt wird.

Aber auch in Gebieten wie *Pannonia Prima* – wo die römische Administration sich bereits nach der Mitte des 5. Jahrhunderts zurückzog – konnte die Tradition der römischen Landnutzung erhalten bleiben. Die Pollenanalysen aus Keszthely-

17 Selbstverständlich war die Viehhaltung ein Bestandteil der römischen Agrarwirtschaft (*Flach* 1990, S. 290–315), auch Almwirtschaft wird für den Mittelmeerraum rekonstruiert (*Waldherr* 2001). Hier ging es mehr um die Frage, inwiefern eine Intensivierung dieses Wirtschaftszweigs stattfand im Gegensatz zur Bodenbestellung. – Zur Frage der Agrarkontinuität bzw. -diskontinuität vgl. *Henning* 2004, S. 399–419.

18 Die verschiedenen spätromisch-frühbyzantinischen Amphora-Typen (LR 1, 2, 4, 5, 6, *Spatheia*) und die rote Feinkeramik (LRC) zeigen abweichende Verbreitungskreise. Dieses Bild wird mit einem Modell erklärt, nach dem einzelne Regionen an den freien Handel angeschlossen waren, andere hingegen durch die staatliche Organisation versorgt wurden. Vgl. dazu *Swan* 2007; *Curta* 2001b, S. 209–211.

19 Es werden 654 Kastelle auf der Balkanhalbinsel genannt (*Prokopios*, Bauten, S. 171–245). – *Mihailo Milinković* (2008, S. 546) betont, dass anhand des heute bekannten Bildes davon auszugehen ist, dass Prokop nur einen Teil der Kastelle aufzählt.

Fenékpuszta zeigen, dass hier bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts offenlandtypische Arten wie Weizen, Walnuss und Wein existierten, die in Verbindung mit einer erhöhten Flugaschekonzentration und dem Fehlen von Schilfrohr- und Rohrkolbenpollen auf großflächige Rodungen und auf eine intensive landwirtschaftliche Nutzung der Region hinweisen. Diese Walnuss-Getreide-Subzone blieb bis zum 7. Jahrhundert erhalten und stützt die Annahme einer kontinuierlichen Nutzung des Siedlungsplatzes (Sümegei et al. 2011, S. 561–566; Heinrich-Tamáska 2008a, S. 436f.; Heinrich-Tamáska 2011, S. 694).

Trotz der gezeigten Einzelbeispiele lässt sich nicht leugnen, dass die wechselnden Machtverhältnisse und militärischen Konflikte auch in der Art und Intensität der landwirtschaftlichen Produktion ihre Spuren hinterließen. So konnte das Netzwerk der römisch geprägten Villenwirtschaften das 5. Jahrhundert nicht überleben und es bedeutete eine deutliche Tendenz zur Diversifizierung der Landnutzung während der folgenden Jahrhunderte.

Zusammenfassung

Römische Gutsbetriebe, die *villae rusticae*, waren die Kernpunkte für die Kultivierung der Landschaft und ihr Netz bildete eine wichtige Grundlage für die Versorgung innerhalb des Reiches. Sie passten sich in ihrer Produktion den lokalen klimatischen und topographischen Gegebenheiten an, mit Rodung und Ackerbau machten sie große Flächen urbar und führten neue Pflanzenarten und Landwirtschaftstechniken in den eroberten Provinzen ein. Ab dem 4. Jahrhundert traten jedoch defensive Aspekte in der Siedlungsstruktur immer mehr zum Vorschein und spätestens ab dem 6. Jahrhunderts kam es in topographisch hierfür geeigneten Regionen zum Rückzug auf Höhenlagen. Diese neuen befestigten Orte besaßen kleinere Einzugsbereiche als die Villen und ihr primäres Interesse galt nicht mehr der Aufrechterhaltung eines Netzwerks für die großräumige Versorgung mit Lebensmitteln. Dieser Prozess kann in manchen Regionen auch zur Dominanz der Viehhaltung gegenüber dem Ackerbau geführt haben. Anderenorts, wo die Geländebedingungen einen Zuzug auf Anhöhen nicht ermöglichten, konnten aber vereinzelt römische Landnutzungsstrukturen erhalten bleiben. Wie und in welchem Umfang jedoch diese Siedlungen ihre Kontakte zu den imperialen Verkehrs- und Handelswegen aufrechterhalten konnten, soll im Einzelnen noch erforscht werden. Insgesamt handelt es sich um Veränderungen, die am Übergang zwischen Spätantike und Frühmittelalter die Diversifizierung der Landnutzung immer mehr verstärkten. Die Analyse dieser vielschichtigen Prozesse steht erst am Anfang und es bedarf mehrerer lokaler Studien, um überregionale Vergleiche durchführen zu können.

Summary

The large Roman estates (*villae rusticae*) built the centres for the cultivation of the landscape and their network was an important basis for the supply of necessary goods and services within the Roman Empire. They adjusted their production to the local climatic and topographical conditions and cultivated large areas by clearing and farming the land. Moreover, they introduced new plant species and agricultural techniques in the conquered provinces. Since the 4th century AD, however, defensive aspects within the settlement structure came more and more to the fore, followed, at the latest since the 6th century, by a retreat into topographically suitable regions in elevated areas. Such new fortified places possessed smaller catchment areas than a villa did. Their primary interest was not to maintain a large-scale network for the food supply anymore. This process might have been also a cause for the dominance of animal husbandry over arable farming. Elsewhere, in high altitude regions with topographical conditions that are unsuitable for settlements, some solitary Roman land use structures could survive. How and to what extent these settlements could maintain their contacts to imperial traffic and trade routes is still supposed to be researched in more detail. On the whole, this concerns changes which intensified the diversification of land use patterns at the transition time between the Late Antiquity and the early Middle Ages. The analysis of these complex processes has just started and several local studies are required in order to carry out supra-regional comparisons.

Quellen

- Marcus Porcius Cato*: Über den Ackerbau (*De agri cultura*). Herausgegeben, übersetzt und erläutert von *Flach, Dieter*. – Stuttgart 2005.
- Marcus Terentius Varro*: *Rerum rusticarum libri tres*. Gespräche über die Landwirtschaft 1–3. Herausgegeben und erläutert von *Flach, Dieter*. – Darmstadt 2002.
- Lucius Iunius Moderatus Columella*: *Rei rusticae libri duodecimo*. Zwölf Bücher über Landwirtschaft. Herausgegeben und übersetzt von *Richter, Will u. Heine, Rolf*. – München 1982.
- Palladius Rutilius Taurus Aemilianus vir inlustris [illustis]*: *Opus agriculturae, De veterinaria medicina, De insitione*. Herausgegeben von *Rodgers, Robert H.* – Leipzig 1975.
- Prokopios von Caesarea*: Werke (gr.–dt.) 5: Bauten. Herausgegeben und übersetzt von *Veh, Otto*. – München 1977.

Literatur

- Alföldy, Géza (1959):* Municipális középirtokok Aquincum környékén. – In: *Antik Tanulmányok. Studia Antiqua VI*, S. 21–30.
- Alt, Kurt W.; Knörr, Juliane u. Nehlich, Olaf (2008):* Man ist, was man isst! Ernährung als Ausdruck kultureller und geschichtlicher Sozialisation. – In: Falkenstein Frank; Schade-Lindig, Sabine u. Zeeb-Lanz, Andrea [Hrsg.]: *Kumpf, Kalotte, Pfeilschaftglätter. Zwei Leben für die Archäologie. Gedenkschrift für Annemarie Häusser und Helmut Spatz. Rahden/Westf. (Internationale Archäologie: Studia Honoraria, 27)*, S. 21–36.
- Bender, Helmut (1994):* Die ländliche Besiedlung und Landwirtschaft in Obermoesien während der Kaiserzeit (bis zum 5. Jahrhundert einschließlich). – In: Bender, Helmut u. Wolff, Harmut [Hrsg.]: *Ländliche Besiedlung und Landwirtschaft in den Rhein-Donau-Provinzen des Römischen Reiches. Espelkamp (Passauer Universitätsschriften zur Archäologie, 2). Bd. 1, S. 451–461, Bd. 2, S. 145–152.*
- Bender, Helmut (1997):* Agrargeschichte Deutschlands in der römischen Kaiserzeit innerhalb der Grenzen des Imperium Romanum. – In: Lünig, Jens et al. [Hrsg.]: *Deutsche Agrargeschichte. Vor- und Frühgeschichte. Stuttgart*, S. 263–374.
- Bender, Helmut (2011):* Bauliche Gestalt und Struktur römischer Landgüter in den nord-westlichen Provinzen des Imperium Romanum. – In: Herz, Peter u. Waldherr, Gerhard [Hrsg.]: *Landwirtschaft im Imperium Romanum. Pharos – Studien zur griechisch-römischen Antike 14. St. Katharinen*, S. 1–40.
- Bíró Mária (1974):* Roman villas in Pannonia. – In: *Acta Archaeologica Academiae Scientiarum Hungaricae*, Nr. 26, S. 23–57.
- Bökönyi, Sándor (1988):* Animal breeding on the Danube. – In: Whittaker, Charles R. [Hrsg.]: *Pastoral economies in Classical Antiquity. Cambridge*, S. 171–176.
- Borhy, László (1996):* »Non castra sed horrea ...«. Zur Bestimmung einer der Funktionen spätrömischer Befestigungen. – In: *Bayerische Vorgeschichtsblätter* 61, S. 207–224.
- Brandl, Ulrich u. Vasić, Miloje [Hrsg.] (2007):* Roms Erbe auf dem Balkan. Spätantike Kaiservillen und Stadtanlagen in Serbien. – Mainz.
- Bülow, Gerda von (2011):* Romuliana-Gamzigrad – Ort der Erinnerung oder Herrschaftsort? – In: Bülow, Gerda von u. Heinrich Zabehlicky [Hrsg.]: *Bruckneudorf und Gamzigrad: spätantike Paläste und Großvillen im Donau-Balkan-Raum; Akten des internationalen Kolloquiums in Bruckneudorf vom 15. bis 18. Oktober 2008. Bonn (Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte, 15)*, S. 153–165.
- Bülow, Gerda von et al. (2009):* Das deutsch-serbische Gemeinschaftsprojekt »Romuliana-Gamzigrad«. Bericht über die Arbeitskampagnen 2004 bis 2007. – In: *Germania* 87, S. 105–171.
- Burger Sz., Adrien (1985–1986):* The Roman villa and mausoleum at Kövágószőlös. – In: *A Janus Pannonius Múzeum Évkönyve* 30–31, S. 65–228.
- Ciglènečki, Slavko (1987):* Höhenbefestigungen aus der Zeit vom 3. bis 6. Jh. im Ostalpenraum. – Ljubljana.
- Ciglènečki, Slavko (1999):* Results and problems in the archaeology of the late antiquity in Slovenia. – In: *Archeološki Vestnik* 50, S. 287–309.
- Ciglènečki, Slavko (2008):* Castra und Höhensiedlungen von 3. bis 6. Jahrhundert in Slowenien. – In: Steuer, Heiko; Bierbrauer, Volker [Hrsg.]: *Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria. Berlin u. New York (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 58)*, S. 481–532.
- Curta, Florin (2001a):* The making of the slavs. History and archaeology of the Lower Danube Region, c. 500–700. – Cambridge.

- Curta, Florin (2001b)*: Sixty-century settlement patterns in the Balkan. – In: Burns, Thomas S. and Eadie, John W. [Hrsg.]: Urban centers and rural contexts in Late Antiquity. Michigan, S. 199–217.
- Demandt, Alexander (1998)*: Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian. – München.
- Diederich, Silke (2007)*: Römische Agrarhandbücher zwischen Fachwissenschaft, Literatur und Ideologie. – Berlin (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte, 88).
- Doneus, Nives (2004)*: Fundplatz und Landschaft – Interpretation und Kontext. – In: Daim, Falko u. Doneus, Nives [Hrsg.]: Halbturn I. Das kaiserzeitliche Gräberfeld und die Villa von Halbturn, Burgenland: Naturräumliche Voraussetzungen, Prospektion und Vorbericht. Innsbruck (Monographien zur Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie, 10), S. 137–175.
- Eismann, Stefan (2011)*: Siedeln in römischen Ruinen – Formen und Motive im Wandel der Zeit. – In: Drauschke, Jörg; Prien, Roland u. Ristow, Sebastian [Hrsg.]: Untergang und Neuanfang. Tagungsbeiträge der AG SAFM 3 und 4. Hamburg (Studien zu Spätantike und Frühmittelalter, 3), S. 125–161.
- Firniġ, Anett (2007)*: Balaton-felvidéki római villák a történeti tájban – Kísérlet egy villacsoporth történeti környezetének rekonstrukciójára. Ungedruckte Magisterarbeit der Budapester Corvinus Univ., Tájépítészeti Kar, Kertművészeti Tanszék. – Budapest.
- Flach, Dieter (1990)*: Römische Agrargeschichte. Handbuch der Altertumswissenschaft, Abt. 3, Teil 9. – München.
- Fliedner, Dietrich (1970)*: Zur Problematik der römischen und frühalemannischen Flurformen im Bereich der südwestdeutschen Gewannsiedlungen. – In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 18, S. 16–35.
- Gábler, Dénes (1994)*: Die ländliche Besiedlung Oberpannoniens. – In: Bender, Helmut u. Wolff, Harmut [Hrsg.]: Ländliche Besiedlung und Landwirtschaft in den Rhein-Donau-Provinzen des Römischen Reiches. Espelkamp (Passauer Universitätsschriften zur Archäologie, 2). Bd. 1, S. 377–419, Bd. 2, S. 137–141.
- Gaitsch, Wolfgang (1986)*: Grundformen römischer Landsiedlungen im Westen der CCAA. – In: Bonner Jahrbuch 186, S. 397–427.
- Gaitsch, Wolfgang (1991)*: Römische Hof- und Wirtschaftsräume im Rheinischen Braunkohleabbau am Beispiel des Hambacher Forstes. – In: Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam 25, S. 125–134.
- Graf, Andreas (1936)*: Übersicht der antiken Geographie von Pannonien. – Budapest.
- Gross, Walter Hatto (1976)*: Villa. – In: Der kleine Pauly. Lexikon der Antike. München, Bd. 5, S. 1274.
- Gummerus, Herman (1906)*: Der römische Gutsbetrieb als wirtschaftlicher Organismus nach den Werken des Cato, Varro und Columella. – In: Beiträge zur Alten Geschichte, Beiheft 5. Leipzig.
- Gyulai, Ferenc (2005)*: Archaeobotanikai kutatások a Balaton környékén. Archaeobotanical researches around Lake Balaton. – In: Zalai Múzeum 14, S. 263–297.
- Gyulai, Ferenc (2011)*: Pannonische Pflanzenbaukultur am Beispiel der Makroreste von Keszthely-Fenékpuszta. – In: Heinrich-Tamáska, Orsolya [Hrsg.]: Keszthely-Fenékpuszta im Kontext spätantiker Kontinuitätsforschung zwischen Noricum und Moesia. Budapest u.a. (Castellum Pannonicum Perlsonense, 2), S. 581–595.
- Hajnóczy, Gyula (1975)*: Pannonia villaépítészete. – In: Építés- Építészettudomány VII, 1–2. Budapest, S. 3–61.
- Heinrich-Tamáska, Orsolya (2007/2008)*: Bemerkungen zur Transformation spätantiker Strukturen in Pannonien am Beispiel von Keszthely-Fenékpuszta. – In: Acta Archaeologica Carpathica 17–18, S. 199–229.

- Heinrich-Tamáska, Orsolya (2008a)*: Bemerkungen zur Landschafts- und Raumstruktur auf dem Gebiet der »Keszthely-Kultur«. – In: Bemann, Jan u. Schmauder, Michael [Hrsg.]: Kulturwandel in Mitteleuropa. Langobarden – Awaren – Slawen. Akten der Internationalen Tagung in Bonn vom 25. bis 28. Februar 2008. Bonn (Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte, 11), S. 431–447.
- Heinrich-Tamáska, Orsolya (2008b)*: Das Umland spätrömischer Innenbefestigungen Pannoniens (4. Jh. n. Chr.). – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 26, S. 251–266.
- Heinrich-Tamáska, Orsolya (2011)*: Die spätrömische Innenbefestigung von Keszthely-Fenékpuszta: Innere Chronologie und funktioneller Wandel. – In: Heinrich-Tamáska, Orsolya [Hrsg.]: Keszthely-Fenékpuszta im Kontext spätantiker Kontinuitätsforschung zwischen Noricum und Moesia. Budapest u.a. (Castellum Pannonicum Personense, 2.), S. 653–702.
- Heinrich-Tamáska, Orsolya u. Hipp, Sylvia (2009)*: Naturwissenschaftlich-archäologische Forschungen am Balaton (Plattensee, Pelso). Stand und Perspektiven. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 27, S. 67–91.
- Heimberg, Ursula (2011)*: Villa rustica. Leben und Arbeiten auf römischen Landgütern. – Darmstadt.
- Henning, Joachim (1987)*: Südosteuropa zwischen Spätantike und Mittelalter. Archäologische Beiträge zur Landwirtschaft des 1. Jahrtausends u. Z. – Berlin (Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, 42).
- Henning, Joachim (1994)*: Die ländliche Besiedlung im Umland von Sadovec, Nordbulgarien (Vit-Tal) und die römischen Agrarstrukturen im europäischen Vorland von Byzanz (Thrakien/Niedermösien). – In: Bender, Helmut u. Wolff, Harmut [Hrsg.]: Ländliche Besiedlung und Landwirtschaft in den Rhein-Donau-Provinzen des Römischen Reiches. Espelkamp (Passauer Universitätsschriften zur Archäologie, 2). Bd. 1, S. 463–503, Bd. 2, S. 154–179.
- Henning, Joachim (2004)*: Germanisch-romanische Agrarkontinuität und -diskontinuität im nordalpinen Kontinentaleuropa – Teile eines Systemwandels? Beobachtungen aus archäologischer Sicht. – In: Hägermann, Dieter; Haubrich, Wolfgang u. Jarnut, Jörg [Hrsg.]: Akkulturation. Probleme einer germanisch-romanischen Kultursynthese in Spätantike und frühem Mittelalter. Berlin u. New York (Römisch-Germanische Altertumskunde, Ergänzungsband 41), S. 396–435.
- Hodder, Ian R. (1972)*: Locational models and the study of Romano-British settlement. – In: Clarke, David L. [ed.]: Models in archaeology. London, S. 887–909.
- Knific, Timotej (1994)*: Vranje near Sevnica: a late Roman settlement in the light of certain pottery finds. – In: Archeološki Vestnik 45, S. 211–238.
- Küster, Hansjörg (1994)*: Botanische Untersuchungen zur Landwirtschaft in den Rhein-Donau-Provinzen vom 1. bis zum 5. Jahrhundert. – In: Bender, Helmut u. Wolff, Harmut [Hrsg.]: Ländliche Besiedlung und Landwirtschaft in den Rhein-Donau-Provinzen des Römischen Reiches. Espelkamp (Passauer Universitätsschriften zur Archäologie, 2). Bd. 1, S. 21–36, Bd. 2, S. 7–13.
- Kunow, Jürgen (1994)*: Die ländliche Besiedlung im südlichen Teil von Niedergermanien. – In: Bender, Helmut u. Wolff, Harmut [Hrsg.]: Ländliche Besiedlung und Landwirtschaft in den Rhein-Donau-Provinzen des Römischen Reiches. Espelkamp (Passauer Universitätsschriften zur Archäologie, 2). Bd. 1, S. 141–197, Bd. 2, S. 53–72.
- Lányi, Vera (1990)*: Villák és vidéki kőépületek. – In: Mócsy, András u. Fitz, Jenő [ed.]: Pannonia régészeti kézikönyve. Budapest, S. 222–234, S. 360f.
- Matijašić, Robert (2007)*: Die römische Zeit – Wirtschaft und Verkehr. – In: Sanader, Mirjana [Hrsg.]: Kroatien in der Antike. Mainz, S. 71–81.

- Milavec, Tina u. Modrijan, Zvezdana (2007):* L'abito taroantico die Tonovcov grad presso Kobarid alla luce dei reperti cheramichi e metallici. – In: Banchig, Giorgio; Magnani, Stefano; Pesina, Andrea [ed.]: Terre d'incontro. Contatti e scambi lungo le Valli del Natisone e dell'Isonzo dall'antichità al medioevo. Cividale del Friuli, S. 108–127.
- Milinković, Mihailo (2008):* Die spätantik-frühbyzantinischen befestigten Höhenanlagen in Serbien. – In: Steuer, Heiko u. Bierbrauer, Volker [Hrsg.]: Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria. Berlin u. New York (Römisch-Germanische Altertumskunde, Ergänzungsband 58), S. 533–557.
- Milinković, Mihailo (2011):* Höhensiedlungen des 6. und 7. Jahrhunderts in Serbien. – In: Heinrich-Tamáska, Orsolya [Hrsg.]: Keszthely-Fenékpuszta im Kontext spätantiker Kontinuitätsforschung zwischen Noricum und Moesia. Budapest u.a. (Castellum Pannonicum Perlsonense, 2), S. 286–302.
- Milošević, Gordana (2011):* A residential complex at Mediana. The architectural perspective. – In: Bülow, Gerda von u. Heinrich Zabehlicky [Hrsg.]: Bruckneudorf und Gamzigrad: spätantike Paläste und Großvillen im Donau-Balkan-Raum. Akten des internationalen Kolloquiums in Bruckneudorf vom 15. bis 18. Oktober 2008. Bonn, S. 129–141.
- Mirković, Miroslava (2007):* Moesia Superior. Eine Provinz an der mittleren Donau. – Mainz.
- Mócsy, András (1990a):* IV. Tartmányhatárok. – Földbritok. Mezőgazdaság. – In: Mócsy, András u. Fitz, Jenő [Hrsg.]: Pannonia régészeti kézikönyve. Budapest, S. 53–55, S. 301, S. 125–129, S. 323–338.
- Mócsy, András (1990b):* § 9.III. Moesia Superior. – In: Wittinghoff, Friedrich [Hrsg.]: Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte der römischen Kaiserzeit. Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bd. 1. Stuttgart, S. 595–599.
- Müller, Róbert (1982):* A mezőgazdasági vaseszközök fejlődése Magyarországon a késővaskortól a törökkor végéig. – In: Zala Gyűjtemény 19. Zalaegerszeg.
- Mulvin, Lynda (2002):* Late Roman villas in the Danube-Balkan region. – Oxford (BAR International Series, 1064).
- Németh, Péter G. (2007):* A Balaton deli partvidéke és a Dél-Dunántúl a római korban, Kr. u. 1–5 század. – In: Belényesi, Károly; Honti, Szilvia u. Kiss, Viktória [Hrsg.]: Gördülő idő. Régészeti feltárások az M7-es autópálya Somogy megyei szakaszán Zamárdi és Ordacsehi között (Rolling Time. Excavations on the M7 Motorway in County Somogy between Zamárdi and Ordacsehi). Kaposvár u. Budapest, S. 41–46.
- Oehme, Marlis (1988):* Die römische Villenwirtschaft: Untersuchung zu der Agrarschriften Catos und Columellas und ihrer Darstellung bei Niebuhr und Mommsen. – Bonn (Habelts Dissertationsdrucke: Reihe Alte Geschichte, 24).
- Palágyi, Sylvia (2011):* Balács als repräsentative Großvilla in Pannonien. – In: Bülow, Gerda von u. Heinrich Zabehlicky [Hrsg.]: Bruckneudorf und Gamzigrad: Spätantike Paläste und Großvillen im Donau-Balkan-Raum. Akten des internationalen Kolloquiums in Bruckneudorf vom 15. bis 18. Oktober 2008. Bonn, S. 247–258.
- Pékary, Thomas (1994):* Die römischen Agrarschriftsteller und die nördlichen Provinzen. – In: Bender, Helmut u. Wolff, Harmut [Hrsg.]: Ländliche Besiedlung und Landwirtschaft in den Rhein-Donau-Provinzen des Römischen Reiches. Espelkamp (Passauer Universitätsschriften zur Archäologie, 2). Bd. 1, S. 265–272.
- Peters, Joris (1994):* Nutztiere in den westlichen Rhein-Donau-Provinzen während der römischen Kaiserzeit. – In: Bender, Helmut u. Wolff, Harmut [Hrsg.]: Ländliche Besiedlung und Landwirtschaft in den Rhein-Donau-Provinzen des Römischen Reiches. Espelkamp (Passauer Universitätsschriften zur Archäologie, 2). Bd. 1, S. 37–63, Bd. 2, S. 15–23.

- Peters, Joris (1998):* Römische Tierhaltung und Tierzucht. Eine Synthese aus archäozoologischer Untersuchung und schriftlich-bildlicher Überlieferung. – Rahden/Westf. (Passauer Universitätschriften zur Archäologie, 5).
- Petković, Sofija (2011):* Late Roman Romuliana and mediaeval Gamzigrad from the end of the 4th to the 11th centuries AD. – In: Heinrich-Tamáska, Orsolya [Hrsg.]: Keszthely-Fenékpuszta im Kontext spätantiker Kontinuitätsforschung zwischen Noricum und Moesia. Budapest u.a. (Castellum Pannonicum Perlsonense, 2), S. 267–283.
- Pleket, Henri W. (1990):* § 2. Wirtschaft. – In: Wittinghoff, Friedrich [Hrsg.]: Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte der römischen Kaiserzeit. Stuttgart (Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bd. 1) S. 25–160.
- Popović, Vladimir (1982):* Desintegration und Ruralisation der Stadt im Ost-Illyricum vom 5. bis 7. Jahrhundert n. Chr. – In: Papenfuss, Dietrich u. Strocka, Michael V. [Hrsg.]: Palast und Hütte. Beiträge zum Bauen und Wohnen im Altertum von Archäologen, Vor- und Frühgeschichtlern. Mainz, S. 545–566.
- Rasković (Рашковић, Дејан) (2002):* Рановизантијски археолошки локалитети и комуникације у ширем крушевачком окружју. In: Максимовић, Љубомир; Радошевић, Нинослава; Радуловић, Евангелос [ed.]: Трећа југословенска конференција византолога, Крушевац 1013. мај 2000. Београд, Крушевац, S. 29–73.
- Reutti, Fridolin (2006):* Villa. – In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 32. Berlin u. New York, S. 374–387.
- Rex, Hannelore (2002):* Die lateinische Agrarliteratur von den Anfängen bis zur frühen Neuzeit. Dissertation. – Wuppertal (<http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/edocs/dokumente/fb04/diss2001/rex>).
- Thomas, Edit B. (1964):* Römische Villen in Pannonien. Beiträge zur pannonischen Siedlungsgeschichte. – Budapest.
- Soproni, Sándor (1980):* Geography of Pannonia. – In: Lengyel, Alfonz u. Radan, George T.B. [Hrsg.]: The Roman Archaeology of Roman Pannonia. Budapest, S. 57–63.
- Špehar, Perica (2008):* Late Antique and Early Byzantine fortifications in Bosnia and Herzegovina (hinterland of the province of Dalmatia). – In: Steuer, Heiko u. Bierbrauer, Volker [Hrsg.]: Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria. Ergänzungsband. Berlin u. New York (Römisch-Germanische Altertumskunde, 58), S. 559–594.
- Sümeği, Pál et al. (2011):* Reconstruction of the environmental history of Keszthely-Fenékpuszta. – In: Heinrich-Tamáska, Orsolya [Hrsg.]: Keszthely-Fenékpuszta im Kontext spätantiker Kontinuitätsforschung zwischen Noricum und Moesia. Budapest u.a. (Castellum Pannonicum Perlsonense, 2), S. 541–572.
- Swan, Vivien: Dichin (Bulgaria) (2007):* Interpreting the ceramic evidence in its wider context. – In: Poulter, Andrew [Hrsg.]: The transition to Late Antiquity on the Danube and beyond. Oxford u. New York (Proceedings of the British Academy, 141), S. 251–280.
- Thomas, Edit B. (1964):* Römische Villen in Pannonien. Beiträge zur pannonischen Siedlungsgeschichte. – Budapest.
- Thomas, Edit B. (1980):* Villa settlements. – In: Lengyel, Alfonz u. Radan, George T.B. [Hrsg.]: The Roman Archaeology of Roman Pannonia. Budapest, S. 275–321.
- Tomović, Miodrag, Bulatović, Aleksander u. Kapuran, Aleksandar (2005):* Samoljica – Crkvište (Sector II), E 75. (2004). Belgrade (Archaeological Research, 1), S. 253–278.
- Tóth, Endre (1987):* Bemerkungen zur Kontinuität der römischen Provinzialbevölkerung in Transdanubien (Nordpannonien). – In: Hänsel, Bernhard [Hrsg.]: Die Völker Süd-

- osteuropas im 6. bis 8. Jahrhundert. München u. Berlin (Südosteuropa Jahrbücher, 17) S. 255–264.
- Tóth, Endre (2009):* Studia Valeriana. Az alsóhetényi és ságvári késő római erődök kutatásának eredményei. – Dombóvár.
- Vasić, Miloje (1970):* Römische Villen vom Typus der Villa rustica auf jugoslawischem Boden. – In: *Archaeologia Iugoslavica* 11, S. 45–81, T. I–VII.
- Vasić, Miloje (2007):* Mediana – die kaiserliche Villa bei Niš. – In: Brandl, Ulrich u. Vasić, Miloje: Roms Erbe auf dem Balkan. Darmstadt 2007, S. 96–107.
- Vasić, Miloje u. Tomović, Miodrag (2005):* Šarkamen (East Serbia). An Imperial residence and memorial complex of the Tetrarchie period. – In: *Germania* 83, S. 257–307.
- Vidrih Perko, Verena u. Trkman Žbona, Beatrice (2005):* Ceramic finds from Ajdeščina-Fluvio Frigido, an early Roman road station and late Roman fortress castra. – In: *Acta RCRF* 39, S. 277–286.
- Visy, Zsolt (1994):* Die ländliche Besiedlung und Landwirtschaft in Niederpannonien. – In: Bender, Helmut u. Wolff, Harmut [Hrsg.]: Ländliche Besiedlung und Landwirtschaft in den Rhein-Donau-Provinzen des Römischen Reiches. *Espekkamp (Passauer Universitätsschriften zur Archäologie, 2).* Bd. 1, S. 421–449, Bd. 2, S. 143.
- Visy, Zsolt (2008):* A pannoniai Seuso-kincs. – In: *Alba Regia* 37, S. 213–219.
- Waldherr, Gerhard (2011):* Antike Transhumanz in Mediterran. Ein Überblick. – In: Herz, Peter u. Waldherr, Gerhard [Hrsg.]: *Landwirtschaft im Imperium Romanum. St. Katharinen (Pharos – Studien zur griechisch-römischen Antike, 14)*, S. 331–357.
- Zabehlicky, Heinrich (2011):* Die Villa von Bruckneudorf – Palast oder Großvilla? – In: Bülow, Gerda von u. Zabehlicky, Heinrich [Hrsg.]: *Bruckneudorf und Gamzigrad. Spätantike Paläste und Großvillen im Donau-Balkan-Raum. Akten des Internationalen Kolloquiums in Bruckneudorf vom 15. bis 18. Okt. 2008.* – Bonn (Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte, 15), S. 89–99.

Matthias Hardt

Diversifizierte naturnahe Existenzsicherung versus profitschaffende Homogenisierung. Zur Veränderung der Kulturlandschaft im Zuge des hochmittelalterlichen Landesausbaus im östlichen Mitteleuropa¹

Die Geschichte der Integration der von Slawen bewohnten Landschaften östlich von Elbe und Saale in das werdende mittelalterliche Deutschland ist auch eine Geschichte der Homogenisierung der Kulturlandschaft. Wie im gesamten östlichen Mitteleuropa, dem Gebiet zwischen Ostsee, Adria und schwarzem Meer, verlief auch im späteren Mittel- und Ostdeutschland zwischen dem ausgehenden 11. und dem 14. Jahrhundert ein Veränderungsprozess (*Conze* 1992, S. 58–104), der durch bewusste menschliche Einflussnahme eine in sich vielfach differenzierte Kulturlandschaft in eine homogenisierte Landschaft zum Zwecke agrarischer Produktion verwandelte. Dieser Vorgang, der sich facettenreich darstellt und an dem sowohl die autochthonen Bevölkerungen als auch zahlreiche Zuwanderer beteiligt waren, soll im Folgenden mit ausgesuchten Beispielen beschrieben werden. Aufgrund der geringen schriftlichen Überlieferung ist die Erforschung dieses Prozesses in besonderem Maße auf inter- und transdisziplinäre Arbeit angewiesen (*Hardt* 2011), denn archäologische, namenkundliche und kartographische Quellen sind in der Lage, viele offene Fragen besonders im Bereich der Siedlungsgeschichte und der Veränderung der Agrarlandschaft (*Hardt* 2005), im weitesten Sinne der Umweltgeschichte also, besser zu beantworten, als dies durch die alleinige Auswertung historiographischer oder urkundlicher Texte möglich wäre. Die folgende kurze Darstellung des Homogenisierungsprozesses in der sogenannten *Germania Slavica*² ist Beispiel einer inzwischen langjährigen erfolgreichen interdisziplinären Zusammenarbeit. Sie beruht auf der Grundlage Leipziger historisch-landeskundlicher und sprachwissenschaftlicher Forschungen der Vorkriegszeit (*Held* u. *Schirmer* 1999), die an verschiedenen Orten weiter entwickelt wurden. Wegweisend waren das Wirken des Zentralinstituts für Alte

-
- 1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.
 - 2 Zur Prägung und Definition dieses Forschungsbegriffs vgl. *Schlesinger* 1963, S. 237 und *Zernack* 1994.

Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR unter dem im Februar 2010 verstorbenen *Joachim Herrmann* (Herrmann 1985; Gringmuth-Dallmer 1983a; Gringmuth-Dallmer 1993; Gringmuth-Dallmer 2001; Gringmuth-Dallmer 2006) sowie eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe an der Freien Universität Berlin (Schich 2002a; Fritze 1980; Kahl 1981). Nicht zuletzt sind die unter *Hans Walther* und *Ernst Eichler* in den Deutsch-slawischen Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften in Leipzig erarbeiteten Studien maßgeblich geworden (Walther 2003; Bily 1999; Eichler 2005). Das Leipziger Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas schließt an diese Forschungstraditionen an und betrachtet die Frühzeit des östlichen Mitteleuropa besonders unter den Aspekten von kulturellem Austausch und wirtschaftlichen ebenso wie sozialen Transformationsprozessen (Brachmann 1994; Lübke 1998a; Lübke 1998b; Hardt 2002).

Nach der Eroberung der slawischen Gebiete Mittel- und Ostdeutschlands im 10. Jahrhundert durch die Heere des ostfränkisch-sächsischen Königtums und seiner Markgrafen (Lübke 2001; Lübke 2004, S. 137–160) wurden dort die Voraussetzungen geschaffen, mit der Veränderung der Agrarlandschaft zu beginnen, die aber erst nach der wirklichen Befriedung des Nordostens (Lübke 2004, S. 232–239, 276–289) im 12. Jahrhundert ihre Wirkung entfalten konnte und seitdem auch auf die slawischen Fürstenherrschaften in Pommern, Polen, Schlesien und Böhmen ausgeweitet wurde (Schlesinger 1975; Menzel 1978; Fritze 1977; Higounet 1990). Dabei wurde eine gewässernahe Siedlungsstruktur, in der die Bewohner eine sowohl auf Viehzucht und Ackerbau sowie Fischfang und Jagd ausgerichtete Subsistenzwirtschaft betrieben (Hardt 2008a), in eine auf große, auch gewässerferne Flächen ausgedehnte Agrarlandschaft zur Produktion von Getreide umgewandelt. Dieser Prozess war mit weitreichenden ökologischen und sozialen Veränderungen verbunden.

Die Verbreitung slawenzeitlicher Siedlungsfunde ebenso wie die Kartierung der ältesten Ortsnamenschichten zeigen die häufige Gewässernähe der frühen Wohnplätze. Entlang von Elbe und Saale, Havel (Kirsch 2004, S. 79–89; Weiß 2008, S. 266), Oder und Neiße (Zschieschang 2007, S. 38–41, 82; Eichler u. Zschieschang 2011, S. 76–81.), aber auch an kleineren Flüssen und den Seen finden sich die Fundpunkte aufgereiht³, die offenbar häufig von ausgesprochen kleinen Siedlungen zeugen, die darüber hinaus wohl auch noch oft ihren Standort wechselten (Gringmuth-Dallmer 1998b, S. 392–294; Schneeweiß 2003, S. 74f.; Schneeweiß 2007, S. 20f.). Sie lagen auf leicht zu bearbeitenden Böden und waren von Wäldern umgeben, in denen sich die Siedlungskammern wie Inseln im Meer ausmachten. Schon diese Verbreitung der Wohnplätze lässt eine Landwirtschaft erkennen, die in einer Mischung aus Ackerbau und Viehzucht auf die Eigenversorgung mit Lebensmitteln, kaum auf die Produktion von Überschüssen ausgerichtet war (Třeštík u. Krzemieńska 1967, S. 89; Herrmann 1985, S. 66–92; Brather

3 Herrmann 1985, Kartenbeilage.

2001, S. 164–182). Die mit dem einfachen Hakenpflug (*Brather* 2001, S. 166–168) bearbeiteten Felder waren klein und umgaben blockförmig die verstreut liegenden, aus Einzelhöfen oder Weilern bestehenden Siedlungsplätze. Diese schon als Dörfer zu bezeichnen, erscheint unzulässig, weil letztere ihre Struktur erst durch die Vermessung der Feldfluren und die damit einhergehende Kontinuität erhielten (*Hardt* 1999). Seit dem 11. Jahrhundert gab es in Böhmen Anhaltspunkte für die Vermessung und Verhufung von Siedlungen, die bis dahin als *ujezd*, in Polen als *opole* und im später mecklenburgischen Norden vielleicht als *solitudines* bezeichnet wurden (*Hardt* 1999). Damit waren Siedlungsgefülle gemeint, die noch nicht mit geordneten Fluren versehen waren und deshalb bei den sie in die Schriftlichkeit einführenden Mönchen der Klöster in den Verdacht der Unordnung, der Einöde, der *solitudo*, kommen konnten (*Brachmann et al.* 2003, S. 80–86, S. 214–220).

Die siedlungsnahen Gewässer lieferten die mit Netzen, Reusen, aber auch mit Angelhaken oder dreizackigen Speeren gefangenen Krebse und den Fisch (*Herrmann* 1985, S. 95–98), der mit der Christianisierung als Fastenspeise wohl noch größere Attraktivität erhielt und mit dem vor allem in Kolberg, aber auch in Halle an der Saale, an der Tollense in Vorpommern und im Vorland der Karpaten gewonnenen Salz (*Schich* 2000) haltbar und damit transportabel gemacht wurde.

Die Fluren, welche die kleinen Siedlungen umgaben, wurden außer zum gebäudenahen Garten- und Obstbau in Feld-Gras-Wechselwirtschaft zum Anbau von Roggen, Weizen und in geringerem Maße von Hafer und Rispenhirse genutzt. Die Felder blieben von kleiner Ausdehnung, denn sie wurden mit dem von Ochsen gezogenen hölzernen Hakenpflug, der nur selten mit eisernen Tüllen- oder Stielscharen verstärkt war und mit dem der Boden nur aufgerissen, nicht aber umgewendet werden konnte, jeweils kreuz und quer gepflügt, besser gesagt geritzt und danach mit der Egge bearbeitet (*Gringmuth-Dallmer* 1983b; *Herrmann* 1985, S. 71–74; *Gringmuth-Dallmer* 1998a, S. 586–588). Spuren solcher Anbautechnik fanden sich auf der Dominsel in Brandenburg an der Havel (*Gringmuth-Dallmer* 1983b). Anhaltspunkte für Fruchtwechsel im Rahmen einer Dreifelderwirtschaft im Sinne von Wintergetreide, Sommergetreide und Brache sind selten. Das mit Sicheln geerntete Korn, zwei- bis dreimal, höchstens achtmal mehr als man ausgesät hatte, wurde in Vorratsgefäßen, Speichern oder in Gruben aufbewahrt. Gemahlen wurde in Handdrehmühlen, deren Mühlsteine bei den Vorkommen geeigneter Gesteine, wie etwa im Rochlitz-Müglener Porphyrgelände mit der Mahlsteinhauersiedlung Sornzig, im böhmischen Elbtal bei Leitmeritz (*Třešník u. Krzemieńska* 1967, S. 82f.) oder am Zobten in Schlesien hergestellt und von dort weiterverhandelt wurden.

Auf den Weiden und Wiesen wurden in Sommer und Winter, also wohl nur ausnahmsweise in Stallhaltung, Rinder, Ziegen und Schafe mit deutlich niedrigeren Widerristhöhen als heute gehalten, und eine Reihe von Ortsnamen wie etwa Connewitz (*Eichler, Lea u. Walther* 1960, S. 26f.; *Eichler u. Walther* 2010, S. 154f.) oder Kuhblanck (*Wauer* 1989, Nr. 233, S. 149f.) von *kobyła*, Stutenweide, zeigen die Zucht von Pferden an. Nach *Ibrahim ibn Jacob*, einem jüdisch-arabischen Handlungsreisenden des 10. Jahrhunderts, wurden Pferde aus dem Obodriten-

reich auch exportiert (*Herrmann* 1981, S. 38). Mit den schließlich bei den frühen Slawen unvermeidlichen Schweinen, die häufig in Urkunden als Abgaben etwa an das Moritzkloster in Magdeburg erscheinen, betreten wir bereits den Bereich der Nutzung der Wälder, die, wie bereits erwähnt, die Siedlungen wie Inseln im Meer umgaben. Die Eichelmast nährte die Schweine, vor allem aber gaben die Wälder neben der Möglichkeit zur Jagd und zum Sammeln von Pilzen und Wildfrüchten Gelegenheit zur Zeidelwirtschaft, welche die Slawen offenbar mit besonderen Fähigkeiten und bis in das tiefe Innere der Wälder hinein betrieben (*Warnke* 1987, S. 550–556). Schon die 889 erwähnte *steora vel osterstuopha* der Main- und Rednitzwenden (*Kehr* 1955) konnte in Honig aufgebracht werden. Im niederschlesischen Gau Diadesi traf das Heer Heinrichs II. im Jahr 1015 nach Angaben Thietmars von Merseburg in tiefster Waldeinsamkeit auf einen dort lebenden *magister apum*, einen Bienenmeister (*Holtzmann* 1935). Die halbwilden Waldbienen, denen nicht einfach nachgejagt, sondern denen von den slawischen Zeidlern zwischen Limes Sorabicus und dem Baltikum mit Bienenbäumen und Klotzbeuten besondere Bedingungen zur Abschöpfung ihrer gesammelten Vorräte bei gleichzeitiger Überlebenssicherung geschaffen worden waren, produzierten in großen Mengen jenen Honig, der als Süßstoff unentbehrlich und als Grundlage alkoholischer Getränke beliebt war. Der Honig und das aus den Bienenwaben gewonnene Wachs finden sich häufig als Abgabe und Steuer in den hochmittelalterlichen Urkunden, etwa jene 300 Töpfe Honig jährlich, die das Kloster Nienburg im 11. Jahrhundert aus der Niederlausitz erhielt.⁴ Die Raffelstettener Zollordnung aus dem Jahr 905 (*Johanek* 1982) zeigt, dass Wachs auch als Exportgut gehandelt wurde. Wachs war in den Kirchen des Westens und Südens notwendige Grundlage der Messe und der Liturgie geworden, insbesondere auch im Rahmen von Gebetsverbrüderung und Totengedenken, bei der Memoria also, und hatte die traditionellen Öllampen als Beleuchtungsspende verdrängt (*Warnke* 1987, S. 548–550). Kerzenspenden galten in der West- ebenso wie in der Ostkirche als Mittel für alle Lebenslagen, und der Bedarf war so groß, dass die Eigenproduktion Mitteleuropas schon früh nicht mehr ausreichte, die Nachfrage zu befriedigen.

Die Wälder waren aber auch Zielpunkte erster Ausdehnungen der landwirtschaftlichen Produktion, früher Landesausbauprozesse durch Rodung. So sind z.B. die zentralen Siedlungsgebiete Großpolens durch großflächige Niederlegung der Laubbaumbestände in der Zeit um 900 entstanden (*Tobolski* 2000, S. 88f.). Viele der dabei anfallenden Hölzer mögen beim Bau der Burgen verwendet worden sein (*Herrmann* 1985, S. 226–232), die mit der Errichtung der Fürstenherrschaft unumgänglich verbunden waren, und beim Aufbau der Brücken und Dämme, welche die Infrastruktur zwischen Zentren und Burgen herstellten (*Herrmann* 1985, S. 111–115). Auch feuerintensive Gewerbe, wie die Gewinnung

4 Nienburger Bruchstück, in: *Lehmann* 1968: hier 577: *Olim dabantur fratribus de eodem beneficio CCC urne mellis, et eodem modo servierunt Sclavi ibidem commanentes, quo Niemiceses*. Vgl. auch *Schrage* 1998, S. 249.

von Eisen aus Raseneisenstein, Pech- und Salzsiederei, Kalkbrennerei, Schmieden und Töpferei sowie schließlich der Haus- und Bootsbau werden zur weiteren Reduzierung der Wälder beigetragen haben. Schon vor dem Beginn der eigentlichen Kolonisation unter Zuwanderung westlicher Immigranten also war von der slawischen Bevölkerung das agrarisch nutzbare Land ausgeweitet worden (*Gringmuth-Dallmer* 1998a). Auch mit diesen Maßnahmen wurde der Weg geebnet zu einem zunehmenden Getreideanbau, der offenbar auch zu einem langsamen, aber stetigen Bevölkerungswachstum um ein Vielfaches führte (*Bartlett* 1998, S. 287–294). Allerdings zeigen archäologisch-paläobotanische Untersuchungen immer wieder, wie sehr der Ernteertrag durch gesundheitsschädliche, von Weizenkörnern kaum zu unterscheidende Beimengungen wie Kornrade und ähnlichem durchsetzt war (*Alsleben* u. *Kroll* 1998, S. 106). Trotzdem gehörte dem Getreideanbau die Zukunft, auch weil mit der Einführung des Wendepfluges die schwereren, aber besseren Moränenböden der großen Platten Mittel- und Ostdeutschlands zu bearbeiten waren (*Gringmuth-Dallmer* 1998a). Auf diese Weise wurde nun endlich eine Ernährungsgrundlage möglich für eine Bevölkerung, deren demographischer Überschuss bis dahin immer wieder in einen transkontinentalen Sklavenhandel in die arabischen Länder Mittelasiens, Nordafrikas und der iberischen Halbinsel eingespeist worden war, dessen Umfang nicht gering geschätzt werden sollte (*Hardt* 2008a, S. 746–748; *Lombard* 1992, S. 197–201).

Das hohe Mittelalter wurde zu einer Zeit der Umstrukturierung, in der sich aus weit in die Landschaft gestreut gelegenen Kleinsiedlungen unterschiedlicher innerer Verfassung die Dörfer des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit erst in einem länger andauernden Prozess entwickelten (*Hardt* 1999; für Rügen zuletzt *Reimann, Ruchhöft* u. *Willich* 2011, S. 117–126). In der zweiten Hälfte des 12. und im 13. Jahrhundert kamen Zuwanderer hauptsächlich aus den Nieder- und den Rheinlanden (*Schlesinger* 1975, 2008; *Stellmacher* 2004; *Bünz* 2008), aber auch aus Franken (*Hoyer* 1966, S. 126f.) und Westfalen in die Gebiete östlich von Elbe und Saale. Sie ließen sich zunächst ebenfalls in noch kleinen Siedlungen zwischen den slawischen Bewohnern nieder (*Krenzlin* 1983; *Schich* 1987a). Schon wenig später begann eine große Welle von Rodung und Neubesiedlung, während der bis dahin unbesiedeltes Land auf schwereren Böden erschlossen wurde. Eine wahrscheinlich von den Grafen von Lüchow und denjenigen von Dannenberg in die Wege geleitete Frühform von Landesausbau war die Anlage von Rundlingsdörfern in der niederen Geest westlich der beiden Grafensitze (*Meibeyer* 1964; *Hardt* u. *Schulze* 2006, S. 26f.). Um einen runden Platz mit nur einem Zugang entstanden meist am Rande kleinerer Flussniederungen die Höfe mit ihren Gartengrundstücken, und auf der niederungsabgewandten Flur wurden jeweils so viele sogenannte Riegenschläge abgemessen, wie Hofstellen im Dorf vorhanden waren. Die Riegenschläge wiederum waren jeweils nach den Bedürfnissen der Dreifelderwirtschaft eingeteilt, so dass sich eine Vielzahl von Langparzellen nebeneinander ergab. Die ebenfalls an das Rundlingsdorf angrenzende Niederung wurde als Viehweide genutzt. Die gesamte niedere Geest wurde mit solchen Rundlingen überzogen (*Meibeyer* 1992, S. 72; *Meibeyer* 2001, S. 28–32). Ihre slawischen Namen zeigen, dass hier eine slawische Bevölkerung ansässig wurde, die wahrschein-

lich aus den Tälern von Elbe und Jeetzel kam und die bis zum Jahr 1700 ihre dravänapolabische Sprache beibehielt (*Schmitz* 1999).

Große Straßen-, Anger-, Marschhufen- und Waldhufendörfer mit planmäßig angelegten Fluren entstanden in den weiter östlich gelegenen Teilen der *Germania Slavica*, Dörfer, die noch deutlicher als die Rundlinge an den Notwendigkeiten der Dreifelderwirtschaft mit gemeinschaftlichem Fruchtwechsel und Flurzwang ausgerichtet waren (*Krenzlin* 1952). An dem berühmten Beispiel von Schönfeld auf dem Barnim ist sehr schön zu erkennen, dass in den drei Großgewannen, die dem Anbau von Winter- und Sommergetreide sowie der regenerierenden Brache dienten, jeweils so viele Parzellen wie Vollhufner im Dorf vorhanden waren. Den deutschen und slawischen Fürsten, die maßgeblich an der Anwerbung von Zuwanderern und der Initiierung des Transformationsprozesses beteiligt waren, boten sich erheblich erhöhte Einkünfte durch die Besteuerung vermessener Produktionsflächen sowie Verkaufssteuern auf die zu erwartenden Ernten (*Hardt* 2008b).

Den Bedürfnissen einer solchen landwirtschaftlichen Produktion wurden zunehmend auch die patriarchalischen Gruppensiedlungen der slawischen Bewohner angepasst. Die Streusiedlungen der slawischen Zeit, die nun für die Möglichkeiten des Einsatzes des eisernen Wendepfluges vorbereitet wurden, waren von ihrer topographischen Lage her für solche Verhältnisse oft nicht geeignet. Dies bedeutete den Abschied von den Kleinsiedlungen, eine Vermessung und Verhufung der Fluren sowie die verbindliche Einführung eines bestimmten Fruchtwechsels bzw. einer Fruchtfolge, an die sich alle Bewohner einer Siedlung zu halten hatten. Die Vergrößerung der Fluren zur Gewinnung von Anbaufläche machte in allen Regionen Rodungen notwendig, oft auch die Trockenlegung von Flussmarschen und Sümpfen. Der mit der Vergetreidung einhergehende Mühlenbau verlangte den Stau von oft nur geringe Fließgeschwindigkeiten aufweisenden Gewässern (etwa bei der Unterhavel wegen des geringen Gefälles von nur 5 cm pro Kilometer = 0,05 Promille), der oft weiterhin zur Veränderung der Siedlungslandschaft beitrug, weil gewässernahe Orte aufgegeben werden mussten (*Schich* 1994). Ihre Bewohner siedelten sich, wahrscheinlich oft vereint mit Gruppen von Zuwanderern, an bisher unbewohnten Plätzen auf bis dahin mit den hölzernen Hakenpflügen nicht zu bearbeitenden Böden an, um dort neue, vielleicht wirklich nach planmäßigen Kriterien strukturierte Siedlungen anzulegen. Der Abnahme und Distribution des mehr produzierten Getreides diente eine verdichtete Städtelandschaft (*Schich* 1980; *Schich* 1987b; *Schich* 2008), verbunden durch ein ausgebauten Straßen- und Wasserwegenetz (*Schich* 2002b), über das die großen Flüsse, ja, wie etwa die Eintragungen im Hamburger Schuldbuch (*Lehe* 1956) zeigen, die Seehäfen der Nord- und Ostsee für den Export nach Übersee erreicht werden konnten (*von Lehe* 1963; *von Lehe* 1966).

Konsequenzen aus der Intensivierung der Landwirtschaft durch vermehrten Getreideanbau waren ein verstärktes Bevölkerungswachstum, die Vermehrung der bestehenden Siedlungen, eine Vertiefung geldwirtschaftlicher Strukturen sowie ein erhöhtes Selbstbewusstsein der ländlichen Bevölkerung in ihren neu gebildeten Gemeinden aufgrund verbesserter Rechte, besserer Eigentumsformen

und höherer Einkommen. Resultierend aus all dem kam es zu einem Wirtschaftswachstum in Stadt und Land, in Handel und Gewerbe, so dass Ostmitteleuropa im 14. Jahrhundert, vor Beginn der nun einsetzenden Krise (Abel 1980), mehr oder weniger die Strukturen angenommen hatte, die noch heute in ihren Grundzügen erkennbar sind. In weiten Teilen der Germania Slavica war damit allerdings auch die Assimilierung und Akkulturisierung der slawischen Bevölkerung verbunden (Vogel 1960), nicht so jedoch in Rückzugsgebieten wie den Lausitzen, dem Hannoverschen Wendland und der mecklenburgischen Jabelheide, in der die Zuwanderer offenbar nie so zahlreich wurden, dass ihre Sprache sich durchsetzte. Die Homogenisierung der Kulturlandschaft aufgrund gewandelter wirtschaftlicher Bedürfnisse und herrschaftlich-fiskalischer Interessen führte in der Germania Slavica also zur völligen Transformation der ökologischen, ethnischen und sozialen Strukturen.

Summary

The development of the High Medieval cultural landscape significantly changed the structure and environment of the Slavic settlements in East Central Europe. Up to the mid-12th century, small, largely unstructured settlements existed close to the many bodies of water and engaged in a subsistence economy geared towards self-sufficiency and based on farming and livestock herding. After the arrival of immigrants from the West, and in co-operation with the autochthonous population, agricultural areas were significantly expanded and prepared for large-scale cereal cultivation. In this context, large villages also emerged, either grouped around village greens (*Angerdorf*), in rows along streets (*Straßendorf*) and along roads or streams through forests (*Waldhufendorf*; *Hagenhufendorf*). Their fields were organised according to the demands of three-field crop rotation. Water mills were built in order to process the crops for sale in urban markets, also developing at this time, which led to a rise in the water table of rivers and lakes and thereby significantly impacted on the natural environments of the earlier, water-oriented settlements. Their inhabitants moved into the new villages, where they assimilated to the immigrants and lost their Slavic language and identity, but possibly achieved a higher quality of life through an improved legal status and increased food production.

Quellen

- Kehr, Paul [Bearb.] (1955):* MGH Diplomata regum Germaniae ex stirpe Karolinorum Bd. 3. Die Urkunden Arnolfs. 2. Aufl. Berlin, Nr. 69, S. 104.
- Lehe, Erich von [Bearb.] (1956):* Das Hamburgische Schuldbuch von 1288. – Hamburg (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv Hamburg, 4).
- Holtzmann, Robert [Ed.] (1935):* Thietmar von Merseburg, Chronicon VII, 20. – Berlin (MGH SS rer. Germ. N. S. IX).
- Lehmann, Rudolf (1968):* Nienburger Bruchstück. – In: Lehmann, Rudolf: Urkundeninventar zur Geschichte der Niederlausitz bis 1400. – Köln u. Graz, S. 575–577.

Literatur

- Abel, Wilhelm (1980):* Strukturen und Krisen der spätmittelalterlichen Wirtschaft. – Stuttgart u. New York (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, 32).
- Alsleben, Almuth u. Kroll, Helmut (1998):* Paläoethnobotanische Untersuchungen als Bestandteil der Erforschung slawischer Siedlungsplätze. – In: Lübke, Christian [Hrsg.]: Struktur und Wandel im Früh- und Hochmittelalter. Eine Bestandsaufnahme aktueller Forschungen zur Germania Slavica. Stuttgart (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 5), S. 101–110.
- Bartlett, Robert (1998):* Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350. – München.
- Bily, Inge (1999):* Die Reihe ‚Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte‘. – In: Penzlin, Heinz [Hrsg.]: Geschichte ausgewählter Arbeitsvorhaben, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Stuttgart u. Leipzig, S. 131–150.
- Brachmann, Hansjürgen (1994):* Germania Slavica – zur Geschichte der Forschung und den Aufgaben eines im Rahmen interdisziplinär ausgerichteter Ostmitteleuropastudien neu eingerichteten Forschungsbereiches. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 12, S. 301–316.
- Brachmann, Hansjürgen et al. (2003):* Das Zisterzienserkloster Dargun im Stammesgebiet der Zirzipanen. Ein interdisziplinärer Beitrag zur Erforschung mittelalterlicher Siedlungsprozesse in der Germania Slavica. – Stuttgart (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 17).
- Brather, Sebastian (2001):* Archäologie der westlichen Slawen. Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im früh- und hochmittelalterlichen Ostmitteleuropa. – Berlin u. New York (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 30).
- Bünz, Enno (2008):* Die Rolle der Niederländer in der Ostsiedlung. – In: Bünz, Enno [Hrsg.]: Ostsiedlung und Landesausbau in Sachsen. Die Kührer Urkunde von 1154 und ihr historisches Umfeld. Leipzig (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 23), S. 95–142.
- Conze, Werner (1992):* Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Klaus Zernack. – München.
- Eichler, Ernst; Lea, Elisabeth u. Walther, Hans (1960):* Die Ortsnamen des Kreises Leipzig. – Halle (Saale) (Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte, 8).

- Eichler, Ernst (2005): Methoden und Ergebnisse der Namenforschung in der *Germania Slavica*. – In: Brather, Sebastian u. Kratzke, Christine [Hrsg.]: Auf dem Weg zum *Germania Slavica*-Konzept. Perspektiven von Geschichtswissenschaft, Archäologie, Onomastik und Kunstgeschichte seit dem 19. Jahrhundert. Leipzig (GWZO-Arbeits-hilfen, 3), S. 61–78.
- Eichler, Ernst u. Walther, Hans (2010): Alt-Leipzig und das Leipziger Land. Ein historisch-geographisches Namenbuch. – Leipzig (Onomastica Lipsiensia. Leipziger Unter-suchungen zur Namenforschung, 7).
- Eichler, Ernst u. Zscheschang, Christian (2011): Die Ortsnamen der Niederlausitz östlich der Neiße. – Stuttgart u. Leipzig (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wis-senschaften zu Leipzig; philologisch-historische Klasse, 81).
- Fritze, Wolfgang H. (1977): Phänomene und Probleme des westslavischen Bauerntums am Beispiel des frühpfemyslidischen Böhmen. – In: Jankuhn, Herbert; Schützeichel, Rudolf u. Schwind, Fred [Hrsg.]: Das Dorf der Eisenzeit und des frühen Mittelalters. Siedlungsform – wirtschaftliche Funktion – soziale Struktur. Göttingen (Abhandlun-gen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, philologisch-historische Klasse, 3. Folge, 101), S. 494–529.
- Fritze, Wolfgang H. (1980): *Germania Slavica*. Zielsetzung und Arbeitsprogramm einer interdisziplinären Arbeitsgruppe. – In: Fritze, Wolfgang H. [Hrsg.]: *Germania Slavica* I. Berlin (Berliner Historische Studien), S. 11–40.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (1983a): Die Entwicklung der frühgeschichtlichen Kulturland-schaft auf dem Territorium der DDR unter besonderer Berücksichtigung der Sied-lungsgebiete. – Berlin (Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, 35).
- Gringmuth-Dallmer, Eike (1983b): Frühgeschichtliche Pflugsuren in Mitteleuropa. – In: Zeitschrift für Archäologie 17, S. 205–221.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (1993): Die Ur- und Frühgeschichtsforschung an der Berliner Akademie der Wissenschaften nach Wilhelm Unverzagt. Versuch einer Bilanz. – In: Ausgrabungen und Funde 38, S. 275–280.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (1998a): Bevölkerungsexplosion um die Jahrtausendwende? Zur Umgestaltung der slawischen Siedlungslandschaft in Nordostdeutschland. – In: Küster, Hansjörg et al. [Hrsg.]: Archäologische Forschungen in urgeschichtlichen Sied-lungslandschaften. Festschrift für Georg Kossack zum 75. Geburtstag. Regensburg (Regensburger Beiträge zur prähistorischen Archäologie, 5), S. 577–601.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (1998b): Zur Dynamik ur- und frühgeschichtlicher Siedlungs-strukturen. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 16, S. 381–400.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (2001): Die Berliner Akademie der Wissenschaften und die Mittelalterarchäologie in der DDR. – In: Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft Arch-äologie des Mittelalters und der Neuzeit 12, S. 25–31.
- Gringmuth-Dallmer, Eike (2006): Die Ur- und Frühgeschichte an der Berliner Akademie der Wissenschaften/AdW der DDR und am Deutschen Archäologischen Institut. – In: Haspel, Jörg u. Wilfried Menghin [Hrsg.]: *Miscellanea Archaeologica* III. Berlin und Brandenburg. Geschichte der archäologischen Forschung. Berlin (Beiträge zur Denk-malpflege in Berlin, 22), S. 122–128.
- Hardt, Matthias (1999): Das slawische Dorf und seine kolonisationszeitliche Umformung nach schriftlichen und historisch-geographischen Quellen. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 17, S. 269–291.
- Hardt, Matthias (2002): Der Arbeitsbereich »Germania Slavica« am Geisteswissenschaft-lichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig. – In: Siedlungs-forschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 20, S. 267–276.

- Hardt, Matthias (2005):* Die Veränderung der Kulturlandschaft in der hochmittelalterlichen Germania Slavica – offene Fragen beim derzeitigen Forschungsstand. – In: Biermann, Felix u. Mangelsdorf, Günter [Hrsg.]: Die bäuerliche Ostsiedlung des Mittelalters in Nordostdeutschland. Untersuchungen zum Landesausbau des 12. bis 14. Jahrhunderts im ländlichen Raum. Frankfurt am Main u.a. (Greifswalder Mitteilungen, 7), S. 17–28.
- Hardt, Matthias (2008a):* Fernhandel und Subsistenzwirtschaft. Überlegungen zur Wirtschaftsgeschichte der frühen Westslawen. – In: Ludwig, Uwe u. Schilp, Thomas [Hrsg.]: Nomen et Fraternitas. Festschrift für Dieter Geuenich zum 65. Geburtstag. Berlin u. New York (Ergänzungsbande zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 62), S. 741–763.
- Hardt, Matthias (2008b):* Von der Subsistenzwirtschaft zur marktorientierten Produktion von Getreide: der hochmittelalterliche Wandel der Agrarstruktur in den westslawischen Gebieten. – In: Herrmann, Bernd [Hrsg.]: Beiträge zum Göttinger Umwelthistorischen Kolloquium 2007–2008 (Graduiertenkolleg Interdisziplinäre Umweltgeschichte). Göttingen, S. 87–116.
- Hardt, Matthias (2011):* Von der Subsistenzwirtschaft zur marktorientierten Getreideproduktion. Das Beispiel der Germania Slavica. – In: Meier, Thomas u. Tillessen, Petra [Hrsg.]: Über die Grenzen und zwischen den Disziplinen. Fächerübergreifende Zusammenarbeit im Forschungsfeld historischer Mensch-Umwelt-Beziehungen. Budapest, S. 313–328.
- Hardt, Matthias u. Schulze, Hans K. (2006):* Altmark und Wendland als deutsch-slawische Kontaktzone. – In: Schmidt, Roderich [Hrsg.]: Wendland und Altmark in historischer und sprachwissenschaftlicher Sicht. Lüneburg 1992, S. 1–44. Nachdruck. – In: Schulze, Hans K.: Siedlung, Wirtschaft und Verfassung im Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze zur Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Köln, Weimar u. Wien (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts, 5), S. 53–93.
- Held, Wieland u. Schirmer, Uwe [Hrsg.] (1999):* Rudolf Kötzschke und das Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde an der Universität Leipzig. Heimstatt sächsischer Landeskunde. – Beucha (Schriften der Rudolf-Kötzschke-Gesellschaft, 1).
- Herrmann, Joachim (1981):* Frühe Kulturen der Westslawen. Zwischen Hradschin und Vineta. – 3. Aufl. Leipzig, Jena u. Berlin.
- Herrmann, Joachim [Hrsg.] (1985):* Die Slawen in Deutschland. Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert. Ein Handbuch. Neubearbeitung. – Berlin (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR, 14).
- Higounet, Charles (1990):* Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter. – München.
- Hoyer, Siegfried (1966):* Wiprecht von Groitzsch und der Beginn des Landesausbaus im Mulde/Elstergebiet. – In: Knorr, Heinz A. [Red.]: Probleme des frühen Mittelalters in archäologischer und historischer Sicht. Berlin (Deutsche Historiker-Gesellschaft), S. 119–129.
- Kahl, Hans-Dietrich (1981):* Germania Slavica. Ein neues Vorhaben zur deutsch-slavischen Geschichte in Mitteleuropa und seine Bedeutung für die Forschung der Ostalpenländer. – In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 89, S. 93–105.
- Kirsch, Kerstin (2004):* Slawen und Deutsche in der Uckermark. Vergleichende Untersuchungen zur Siedlungsentwicklung vom 11. Bis zum 14. Jahrhundert. – Stuttgart (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 21).
- Krenzlín, Anneliese (1952):* Dorf, Feld und Wirtschaft im Gebiet der großen Täler und Platten östlich der Elbe. – Remagen (Forschungen zur deutschen Landeskunde, 70).

- Krenzlin, Anneliese (1983)*: Deutsche und slawische Siedlungen im inneren Havelland. – In: Ausgrabungen und Funde 4, 1956, S. 1–12. Neudruck. – In: Nitz, Hans-Jürgen u. Quirin, Heinz [Hrsg.]: Anneliese Krenzlin – Beiträge zur Kulturlandschaftsgenese in Mitteleuropa. Gesammelte Aufsätze aus vier Jahrzehnten. Wiesbaden (Erdkundliches Wissen, 63; = Geographische Zeitschrift, Beihefte), S. 103–114.
- Lehe, Erich von (1963)*: Hamburgische Verbindungen mit der Mark Brandenburg in hansischer Frühzeit. – In: Jahresgabe des Altmärkischen Museums Stendal 17, 1963, S. 59–66.
- Lehe, Erich von (1966)*: Die Märkte Hamburgs von den Anfängen bis in die Neuzeit (1911). – Wiesbaden (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft, 50).
- Lombard, Maurice (1992)*: Blütezeit des Islam. Eine Wirtschafts- und Kulturgeschichte 8.–11. Jahrhundert. – Frankfurt am Main.
- Lübke, Christian (1998a)*: Die Prägung im Mittelalter: frühe ostmitteleuropäische Gemeinsamkeiten. – In: Hadler, Frank [Hrsg.]: Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in vergleichender Absicht. Leipzig (Comparativ 8, 1998, 5), S. 14–24.
- Lübke, Christian (1998b)*: Einführung: Germania-Slavica-Forschung im Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V. Die Germania Slavica als Bestandteil Ostmitteleuropas. – In: Lübke, Christian [Hrsg.]: Struktur und Wandel im Früh- und Hochmittelalter. Eine Bestandsaufnahme aktueller Forschungen zur Germania Slavica. Stuttgart (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 5), S. 9–16.
- Lübke, Christian (2001)*: Die Ausdehnung ottonischer Herrschaft über die slawische Bevölkerung zwischen Elbe/Saale und Oder. – In: Puhle Matthias [Hrsg.]: Otto der Große, Magdeburg und Europa, Bd. I, Essays. Mainz, S. 65–74.
- Lübke, Christian (2004)*: Das östliche Europa. Die Deutschen und das europäische Mittelalter. – München.
- Meibeyer, Wolfgang (1964)*: Die Verbreitung und das Problem der Entstehung von Rundlingen und Sackgassendörfern im östlichen Niedersachsen. Diss. – Braunschweig.
- Meibeyer, Wolfgang (1992)*: Rundlingsdörfer im Hannoverschen Wendland und in anderen Gebieten. – In: Schmidt, Roderich [Hrsg.]: Wendland und Altmark in historischer und sprachwissenschaftlicher Sicht. Lüneburg, S. 63–86.
- Meibeyer, Wolfgang (2001a)*: Rundlinge und andere Dörfer im Wendland. Ein Begleiter zu den Siedlungen im Landkreis Lüchow-Dannenberg von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert. – Billerbeck.
- Menzel, Josef Joachim (1978)*: Die schlesischen Lokationsurkunden des 13. Jahrhunderts. Studien zum Urkundenwesen, zur Siedlungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte einer ostdeutschen Landschaft im Mittelalter. – Würzburg (Quellen und Darstellungen zur Schlesischen Geschichte, 19).
- Reimann, Heike; Ruchhöft, Fred u. Willich, Cornelia (2011)*: Rügen im Mittelalter. Eine interdisziplinäre Studie zur mittelalterlichen Besiedlung auf Rügen. – Stuttgart (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 36).
- Schich, Winfried (1980)*: Stadtwerdung im Raum zwischen Elbe und Oder im Übergang von der slawischen zur deutschen Periode. Beobachtungen zum Verhältnis von Recht, Wirtschaft und Topographie am Beispiel von Städten in der Mark Brandenburg. – In: Fritze, Wolfgang H. [Hrsg.]: Germania Slavica I. Berlin (Berliner Historische Studien, 1), S. 191–238.
- Schich, Winfried (1987a)*: Das Verhältnis der frühmittelalterlich-slawischen zur hochmittelalterlichen Siedlung im Havelland. – In: Ribbe, Wolfgang [Hrsg.]: Das Havelland im Mittelalter. Untersuchungen zur Strukturgeschichte einer ostelbischen Landschaft in slawischer und deutscher Zeit. Berlin (Berliner Historische Studien, 13; Germania Slavica, V), S. 177–245.

- Schich, Winfried (1987b)*: Die Entstehung des Städtewesens im Havelland. Die großen Städte. – In: Ribbe, Wolfgang [Hrsg.]: Das Havelland im Mittelalter. Untersuchungen zur Strukturgeschichte einer ostelbischen Landschaft in slawischer und deutscher Zeit. Berlin (Berliner Historische Studien, 13; Germania Slavica, V), S. 342–381.
- Schich, Winfried (1994)*: Die Havel als Wasserstraße im Mittelalter. – In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 45, 1994, S. 31–55.
- Schich, Winfried (2000)*: Die Rolle der Salzgewinnung in der Wirtschaftsentwicklung der Ostseeslawen. – In: Leciejewicz, Lech u. Rębkowski, Marian [Hrsg.]: Salsa Cholbergensis. Kołobrzeg w średniowieczu. Kołobrzeg, S. 95–107.
- Schich, Winfried (2002a)*: »Germania Slavica« – Die ehemalige interdisziplinäre Arbeitsgruppe am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin. – In: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Zeitschrift für vergleichende und preußische Landesgeschichte 48, S. 269–297.
- Schich, Winfried (2002b)*: Oppida, Kirchenbauten und Fernhandelsstraße zwischen Berlin und Oderberg im 13. Jahrhundert. – In: Felten, Franz J.; Irgang, Stephanie u. Wesoly, Kurt [Hrsg.]: Ein gut gefüllter Willkomm. Festschrift für Knut Schulz zum 65. Geburtstag. Aachen, S. 143–171.
- Schich, Winfried (2008)*: Veränderungen im Verhältnis von Zentrum und Peripherie innerhalb der Germania Slavica durch den hochmittelalterlichen Landesausbau – mit besonderer Berücksichtigung der brandenburgischen Mittelmark. – In: Bulach, Doris u. Hardt, Matthias [Hrsg.]: Zentrum und Peripherie in der Germania Slavica. Beiträge zu Ehren von Winfried Schich. Stuttgart (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropas, 34), S. 13–37.
- Schlesinger, Walter (1963)*: West und Ost in der deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters. – In: Kaufmann, Ekkehard [Hrsg.]: Festgabe für Paul Kirn zum 70. Geburtstag. Berlin 1961, S. 111–131, Nachdruck. – In: Schlesinger, Walter: Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters, Bd. II, Städte und Territorien. Göttingen, S. 233–253.
- Schlesinger, Walter [Hrsg.] (1975)*: Die deutsche Ostsiedlung als Problem der europäischen Geschichte. Reichenau-Vorträge 1970–1972. – Sigmaringen (Vorträge und Forschungen, 18).
- Schlesinger, Walter (2008)*: Flemmingen und Kühren. Zur Siedlungsform niederländischer Siedlungen des 12. Jahrhunderts im mitteldeutschen Osten. – In: Schlesinger, Walter [Hrsg.]: Die deutsche Ostsiedlung als Problem der europäischen Geschichte. Reichenau-Vorträge 1970–1972. Sigmaringen 1975 (Vorträge und Forschungen, 18), S. 263–309. Nachdruck. – In: Bünz, Enno [Hrsg.]: Ostsiedlung und Landesausbau in Sachsen. Die Kührener Urkunde von 1154 und ihr historisches Umfeld. Leipzig (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 23), S. 209–260.
- Schmitz, Antje (1999)*: Die Siedlungsnamen und Gewässernamen des Kreises Lüchow-Dannenberg. – Neumünster (Kieler Beiträge zur deutschen Sprachgeschichte, 19).
- Schneeweiß, Jens (2003)*: Der Werder zwischen Altentreptow-Friedland-Neubrandenburg vom 6. Jahrhundert vor bis zum 13. Jahrhundert n.Chr. Siedlungsarchäologische Untersuchungen einer Kleinlandschaft in Nordostdeutschland. – Bonn (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, 102).
- Schneeweiß, Jens (2007)*: Die Rolle des Gewässersystems bei der slawischen Einwanderung am Beispiel des Werders bei Neubrandenburg – ein Beitrag zur Kontinuitätsdiskussion. – In: Biermann, Felix u. Kersting, Thomas [Hrsg.]: Siedlung, Kommunikation und Wirtschaft im westslawischen Raum. Langenweißbach (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, 46), S. 19–28.

- Schrage, Gertraud Eva (1998):* Die Niederlausitzer Besitzungen des Klosters Nienburg an der Saale. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte. – In: Lübke, Christian [Hrsg.]: Struktur und Wandel im Früh- und Hochmittelalter. Eine Bestandsaufnahme aktueller Forschungen zur Germania Slavica. Stuttgart (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropas, 5), S. 241–255.
- Stellmacher, Dieter [Hrsg.] (2004):* Sprachkontakte. Niederländisch, deutsch und slawisch östlich von Elbe und Saale. – Frankfurt am Main u.a. (Wittenberger Beiträge zur deutschen Sprache und Kultur, 3).
- Tobolski, Kazimierz (2000):* Die natürliche Umwelt Mittelgroßpolens zur Zeit des Aktes von Gnesen. – In: Wiczorek, Alfred u. Hinz, Hans-Martin [Hrsg.]: Europas Mitte um 1000. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Archäologie. Handbuch zur Ausstellung. Bd. 1. Stuttgart, S. 85–89.
- Třešník, Dušan u. Krzemińska, Barbara (1967):* Zur Problematik der Dienstleute im frühmittelalterlichen Böhmen. – In: Graus, František u. Ludat, Herbert [Hrsg.]: Siedlung und Verfassung Böhmens in der Frühzeit. Wiesbaden, S. 70–103.
- Vogel, Werner (1960):* Der Verbleib der wendischen Bevölkerung in der Mark Brandenburg. – Berlin.
- Walther, Hans (2003):* Sprachgeschichtlich-onomastische und landesgeschichtlich-siedlungshistorische Lehre und Forschung zum mitteldeutschen Osten im Rudolf-Kötzschke-Institut der Universität Leipzig in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. – In: Walther, Hans: Namenkunde und geschichtliche Landeskunde. Leipzig (Onomastica Lipsiensia, 1), S. 369–420.
- Warnke, Charlotte (1987):* Der Handel mit Wachs zwischen Ost- und Westeuropa im frühen und hohen Mittelalter. – In: Düwel, Klaus et al. [Hrsg.]: Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa. Teil IV. Der Handel der Karolinger- und Wikingerzeit. Göttingen (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen; philologisch-historische Klasse, 3. Folge, 156), S. 545–569.
- Wauer, Sophie (1989):* Brandenburgisches Namenbuch. Teil 6. Die Ortsnamen der Prignitz. – Weimar (Berliner Beiträge zur Namenforschung, 7).
- Weiß, Uwe (2008):* Die slawische Besiedlung im Müritzgebiet und ihr Einfluss auf die deutsche Landesgliederung. – In: Henker, Jens; Schöffbeck, Tilo u. Weiß, Uwe: Slawen und Deutsche im Hochmittelalter östlich der Elbe. Bonn (Studien zur Archäologie Europas, 8), S. 227–366.
- Zernack, Klaus (1994):* Ostkolonisation in universalgeschichtlicher Perspektive. – In: Hübinger, Gangolf; Osterhammel, Jürgen u. Pelzer, Erich: Universalgeschichte und Nationalgeschichten. Ernst Schulin zum 65. Geburtstag. Freiburg im Breisgau (Rom-bach Wissenschaft, Reihe aktuell), S. 105–116.
- Zscheschang, Christian (2007):* *Terra Selpuli*. Mittelalterliche Siedlungsgeschichte zwischen unterer Neiße und Bober auf der Grundlage der Ortsnamen. – In: Onomastica Slavogermanica XXVI, S. 33–108.

Marcin Wołoszyn¹

Die Červenischen Burgen und die Frage der Herausbildung der polnisch-altrussischen Grenze vom 10. bis 13. Jahrhundert²

Mit 7 Abbildungen und 1 Tabelle

1 Einleitung

Der erste Band der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von *Jan Długosz* verfassten, insgesamt zwölf Bände füllenden *Annales seu Cronicae incliti Regni Poloniae* beginnt mit einer geographischen Beschreibung des Herrschaftsgebietes der Jagiellonen. Die *Chorographia* von *Długosz* stellt damit die erste detaillierte und umfassende Beschreibung des *Regnum Poloniae* während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dar (*Szelińska* 1980; *Tyszkiewicz* 2003; *Kürbis* 1987).³ *Długosz* nennt und beschreibt auch die *Flumina Poloniae primaria septem* und widmet ein ganzes Kapitel dem Bug.

Diese geographische Beschreibung, in der die Quellen und Nebenflüsse sowie die Mündung des Bugs genannt werden, beginnt mit einer bezeichnenden Einleitung, in der uns *Długosz* informiert, dass der Fluss Bug allen Ruthenen abscheulich sei (*Długosz*, Lib. I, S. 84).

Diese Abscheu gegen den Bug seitens der Ruthenen führte *Długosz* auf ihre Erinnerungen an den Triumph *Bolesławs* des Tapferen gegen *Jaroslaw* im Jahre 1018 zurück (*Długosz*, Lib. I, S. 84). Die Kämpfe am Bug wurden auch im historischen Teil der *Annales* detailliert festgehalten. So erfahren wir, dass die spezifische Farbe des Bugs auf das Blut der gefallenen Krieger *Jaroslaws* zurückzuführen sei (*Długosz*, Lib. II, a. 1008, S. 259–263, a. 1009, S. 264–267, a. 1018,

1 Der Verfasser dieser Arbeit war von 2008 bis 2010 Mitarbeiter am GWZO. Von 2011 bis 2013 bearbeitet er in Leipzig – als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung – das Projekt *Treuer Freund oder unüberwindlicher Gegner? Die Westslawen vom 10. bis 12. Jahrhundert und ihre Beziehungen zur byzantinisch-altrussischen Welt* (Betreuer: *Christian Lübke*).

2 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

3 Die Fachliteratur wurde auf ein notwendiges Minimum beschränkt, dabei wurden vor allem deutsche und englische Publikationen zitiert.

S. 280–281; zur Farbe des Bugs siehe auch a. 1009, S. 267). Bei der Darstellung der Kämpfe *Bolesławs* folgte *Długosz* den älteren polnischen Chroniken. Die Erwähnung der *ex solido ferro* gefertigten Grenzsäulen, die *Bolesław in flumine Dnyepre* gerammt habe, um die *Polonorum terminos* zu markieren (*Annales*, Lib. II, a. 1008, S. 262), beruht auf den Schilderungen des *Gallus Anonymus*. Nach seinen Angaben zähmte *Bolesław* die Sachsen „[...] mit solcher Tapferkeit, daß im Flusse Saale mitten in ihrem Lande eine eiserne Grenzsäule das Gebiet Polens begrenzte« (*Gallus I*, 6, S. 16–17; deutsche Fassung s. *Gallus II*, 6, S. 56).

Diese historisch-geographischen Passagen belegen sowohl die Bedeutung des Zeitalters *Bolesławs* des Tapferen für die altpolnische Geschichtsschreibung als auch die Bedeutung der Frage nach der Formierung der Grenze Polens gegenüber der rurikidischen Rus’.

Die wichtigsten Quellen zum Verlauf des Kiewer Feldzuges *Bolesławs* (1018) sind die Überlieferungen des 11. und 12. Jahrhunderts: Es handelt sich zum einen um die authentische, zeitnahe, auf der Darstellung der sächsischen Teilnehmer dieses Feldzuges basierende Überlieferung Thietmars von Merseburg († 1018) und zum anderen um die beiden zu Beginn des 12. Jahrhunderts verfassten »Geschichten« der piastischen und rurikidischen Monarchien – die *Cronicae et gesta ducum sive principum Polonorum* des *Gallus Anonymus* und die sogenannte *Nestorchronik*.

In all diesen Überlieferungen werden für das Jahr 1018 erbitterte Kämpfe zwischen den Polen und Ruthenen an einem Fluss geschildert. Dabei nennen sowohl *Gallus* als auch *Nestor* den Namen dieses Flusses – den Bug. Aber nur die *Nestorchronik* informiert darüber, dass sich *Bolesław* auf seiner Rückkehr von Kiew der sogenannten Červenischen Burgen bemächtigte.

Dieses von den Piasten und Rjurikiden während des 10. bis 11. Jahrhunderts gleichermaßen beanspruchte Gebiet befindet sich höchstwahrscheinlich westlich des mittleren Bugs und stellt eines der Forschungsfelder dar, die im GWZO im Rahmen des Projektes »Vergleichende Untersuchungen zum sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Wandel in den Grenz- und Kontaktzonen Ostmitteleuropas im Mittelalter«⁴ untersucht wurden.

Die Tatsache, dass die Herrscher Polens das lateinische Christentum gewählt und die Rurikiden hingegen die Taufe von Konstantinopel angenommen hatten, führte dazu, dass das Gebiet der Červenischen Burgen einer jener Grenzbereiche des lateinischen und griechisch-orthodoxen Europas darstellt. Somit sollten die Ergebnisse der Forschungen zu den Červenischen Burgen in einer breiteren Per-

4 Projektleitung: *Christian Lübke* und *Matthias Hardt*. Mitarbeiter der Projektgruppe: *Sabine Altmann*, *Volodymyr Bak*, *Roman Grabolle*, *Martina Kotková*, *Vincent Múcska*, *Przemysław Sikora*, *Marcin Wołoszyn* und *Christian Zschieschang*. Für Anregungen, Diskussionen und Literaturhinweise möchte ich mich bei allen oben genannten KollegInnen sowie bei *Karin Reichenbach* (Leipzig) bedanken. Besonders dankbar bin ich *Doris Wollenberg* sowie *Matthias Hardt* (Leipzig), die mit großem Engagement die sprachlichen Korrekturen vornahmen.

spektive dargestellt werden (zur Frage der Grenzen und Grenzbereiche in der europäischen Mediävistik (*Hardt* im Druck).

Gleichzeitig muss betont werden, dass das Bild der materiellen und geistigen Kultur der von den Slawen im 6. bis 10. Jahrhundert bewohnten Gebiete sehr einheitlich ist. Die Homogenität der Kultur der Slawen zwischen Elbe und Dnepr führt dazu, dass die Begriffe West- und Ostslawen für die Zeit vor 1000 eher ungebräuchlich sind. Erst die lateinische bzw. byzantinische Taufe der Piasten und Rurikiden und die daraus resultierenden umfassenden Veränderungen der slawischen Gesellschaftsstruktur führten zu einer Differenzierung der Kulturlandschaft der frühen Slawen (*Zoll-Adamikowa* 1996; *Parczewski* 1998).

2 Die Ostgrenze Polens – von den Červenischen Burgen bis zur Curzon-Linie

Zu den ältesten Überlieferungen, die für die Erforschung der Ostgrenze Polens zwischen 950 und 1050 relevant sind, gehören (*Rhode* 1955, S. 23–70; *Kuczyński* 1965; *Isaevič* 1972; *Labuda* 1981; 1988; *Nazarenko* 2001, S. 391–410; *Lübke* 2003, S. 25–31; *Tyszkiewicz* 2004, S. 194–204; *Parczewski* 2007; *Sikora u. Wołoszyn* 2011):

1. *Ibrâhîm ibn Ja'qûb* und seine Beschreibung der slawischen Mächte in Ostmitteleuropa;
2. das sogenannte *Dagome iudex* Dokument;
3. das Prager Bistumsdokument von 1086;
4. die *Nestorchronik*;
5. *Thietmar von Merseburg*, *Gallus Anonymus*;
6. der *Bayerische Geograph* sowie *De Administrando Imperio* des byzantinischen Kaisers *Konstantin VII.*

2.1 Die Ostgrenze Polens zwischen 950 und 1018

Die ersten beiden Quellen (*Ibrâhîm*, S. 12, S. 14; *Dagome iudex* [...], S. 395) informieren lediglich darüber, dass die piastische Domäne bis nach Preußen und in die Rus' reichte. Es ist anzunehmen, dass neben Großpolen auch Masowien zum piastischen Herrschaftsgebiet gehörte. *Ibrâhîm ibn Ja'qûb* bestätigte die Zugehörigkeit Krakaus zu den böhmischen Přemysliden für die 960er Jahre, wie es auch in der Chronik des *Cosmas von Prag* überliefert ist (*Cosmas* I, I.34, S. 61; deutsche Fassung s. *Cosmas* II, S. 105). In diesem Kontext ist die Beschreibung der Grenzen des Prager Bistums von Bedeutung, die sich im sogenannten Prager Bistumsdokument des Jahres 1086 befindet und (angeblich) die Grenzen des Prager Bistums im Jahre 973 bzw. 985 beschreibt (Codex, Urkundennummer 86, S. 94). Die Nordostgrenze des Prager Bistums sollen demnach die Flüsse Bug (westlicher Bug) und Styr (rechter Nebenfluss des Prypjat'; Abb. 1) gebildet haben. Die Frage der Glaubwürdigkeit des sogenannten Prager Bistumsdokuments und die Gründe für die enorme Ostausdehnung der Grenzen des Prager Bistums sind längst Gegenstand heftiger Debatten unter Historikern geworden (*Matla-*

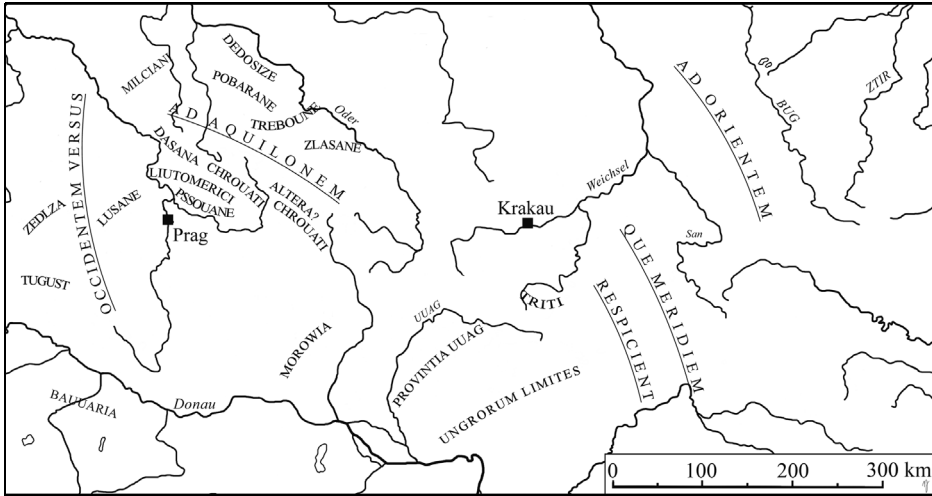


Abb. 1: Der südliche Teil Ostmitteleuropas nach dem sogenannten Bayerischen Geographen nach Labuda 1988, Abb. 3, umgezeichnet von I. Jordan

Kozłowska 2008, S. 170–219). Glaubt man der Quelle, dann wäre sie ein Beleg für die Ansprüche der lateinischen Kirche und somit eines westslawischen Fürstenhauses (diesmal der Přemysliden)⁵ auf das Gebiet des heutigen Ostpolens bzw. der Westukraine.⁶ Die Schriftquellen überliefern nur wenig über die Stämme, die zwischen Weichsel und heutiger Westukraine bzw. dem westlichen Weißrussland lebten.

- 5 In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts existierte in Kleinpolen (im oberen Weichselgebiet) das Wislanenland. Dieses Gebiet sollte dem großmährischen Reich unter *Sventopluk* († 894) zum Opfer fallen. Man nimmt an, dass die Ansprüche des Prager Bistums auf das obere Weichselgebiet, aber auch auf das obere Buggebiet mit dem Erbrecht der Wislanen zu erklären sind. Es muss jedoch eingeräumt werden, dass wir nicht über eine einzige Angabe verfügen, um uns über die Ostgrenze des Wislanenlandes zu äußern. Die archäologischen Funde, die sich mit dem großmährischen Einfluss in Verbindung bringen lassen, manifestieren sich vor allem in Schlesien und Kleinpolen (im oberen Weichselgebiet), s. dazu zuletzt *Poleski* 2009.
- 6 Der Vollständigkeit halber sollte man die Nestorchronik nennen, die über die Beutezüge der Awaren gegen die am Bug lebenden Duleben berichtet: »Diese Awaren führten Krieg gegen die Slawen und peinigten die Duleben, welche Slawen sind, und taten den dulebischen Frauen Gewalt an. Wenn ein Aware zu fahren hatte, ließ er nicht ein Pferd oder einen Stier anspannen, sondern er befahl, drei oder vier oder fünf Frauen vor den Wagen zu spannen und den Awaren zu fahren. Und so peinigten sie die Duleben« (*Povest'* [...], S. 15; deutsche Fassung s. Nestorchronik, S. 11). Zwar sind auch aus dem oberen Buggebiet awarische Funde bekannt (*Poliski* 2009, S. 124, Kat. Nr. 6–9), aber aufgrund der topischen Elemente in der zitierten Überlieferung ist eine gewisse Skepsis bei der Auswertung dieser Quelle geboten.

Die vom sogenannten Bayerischen Geographen genannten *Uislanen* / *Vuislane* (Descriptio civitatum [...], S. 221) werden an der oberen Weichsel lokalisiert und die *Busani* (*ibidem*) am Bug. Letztere werden auch in der Nestorchronik als Bužanen bezeichnet. Die älteste altrussische Überlieferung nennt sogar drei Stämme in diesem Gebiet: die Bužanen, die Volynier und die Duleben (Povest' [...], 14; deutsche Fassung s. *Nestorchronik* [...], S. 10).

Der sogenannte Bayerische Geograph nennt außerdem den Stamm der Lendzanen (*Lendizi*) mit 98 *civitates*, leider ohne Hinweise auf seine Lokalisierung. Die Gleichsetzung von Lendzanen (*Lendizi*) mit den von Konstantin Porphyrogennetos genannten *Lendzaninoi*/*Lendzeninoi*, die den Status von Verbündeten bzw. Tributpflichtigen der Kiewer Rus' hatten und wahrscheinlich das Gebiet westlich des Dnjepr-Flusssystem bewohnten (DAI, Kap. 9, S. 57, Kap. 37, S. 169), erlaubt es, diesen Stamm östlich der *Uislanen* / *Wislanen* – also am Bug zu lokalisieren.

Erst in diesem Kontext sollte man die Nestorchronik zitieren, die für das Jahr 981 Folgendes überliefert: »Volodímer zog zu den Ljachen und nahm ihre Städte: Peremyśl', Červen und die anderen Städte, die bis zu diesem Tag unter [der Herrschaft] der Rus' sind« (Povest' [...], J. 6489 [981], S. 58; deutsche Fassung s. *Nestorchronik* [...], J. 6489 [981], 100). Bei der in diesem Text genannten Ortschaft Peremyśl' handelt es sich um das heutige Przemyśl an der Ostgrenze Polens (Abb. 2).

Erheblich schwieriger ist die Identifikation Červens. Die Červenischen Burgen wurden in der Nestorchronik zweimal erwähnt – für das Jahr 1018 und für das Jahr 1031. Diese Angaben erlauben jedoch lediglich eine Lokalisierung dieses Ortes irgendwo im Grenzbereich zwischen Polen und der Kiewer Rus'. Auf die Frage nach der Lokalisierung Červens wurden zahlreiche Vorschläge geäußert. Zu den ersten zählt jene von *Zorian Dołęga Chodakowski* (eigentlich *Adam Czarnocki* [1784–1825]) vorgeschlagene Identifikation mit dem Burgwall von Czeremo an der Huczwa (einem Nebenfluss des Bugs).

Heutzutage gilt diese Identifikation als die wahrscheinlichste. Eine Schlüsselrolle spielt dabei die sogenannte Galizisch-Wolhynische Chronik, die in der *Hypatiuschronik* enthalten ist. Die Beschreibung der Kämpfe des Jahres 1268, in der viele Ortschaften am oberen Bug genannt wurden, erlaubt mit großer Wahrscheinlichkeit die Gleichsetzung von Červen mit Czeremo (IL, col. 865; *Łowmiański* 1953, S. 61–62, Anm. 17; *Rhode* 1955, S. 49; *Kuczyński* 1965, S. 86–87; *Kowalczyk* 1987, S. 201, Anm. 33).

Nach der Lokalisierung der in der Beschreibung des Feldzuges von *Wolodymir* genannten Ortschaften bleibt noch die Frage der Identifikation der Ljachen zu beantworten. Da die Bezeichnung Ljach ein allgemein angenommener Volksname der Polen in Osteuropa ist, könnte man den Text der Nestorchronik dahingehend verstehen, dass der Kiewer Fürst die Städte Peremyśl' und Červen den Polen (d. h. Piasten) entriss.

Heutzutage nimmt man jedoch an, »[...] dass sich unter den Ljachen in der Eintragung von 981 nicht die neuen Ljachen, d.h. die Polanen, Mazovšanen, Pomoranen u.a. verbergen, sondern die alten, ursprünglichen Lędzanen, d.h. jener Stamm, von dem die Polanen und andere polnische Stämme aus der Perspektive von Kiew

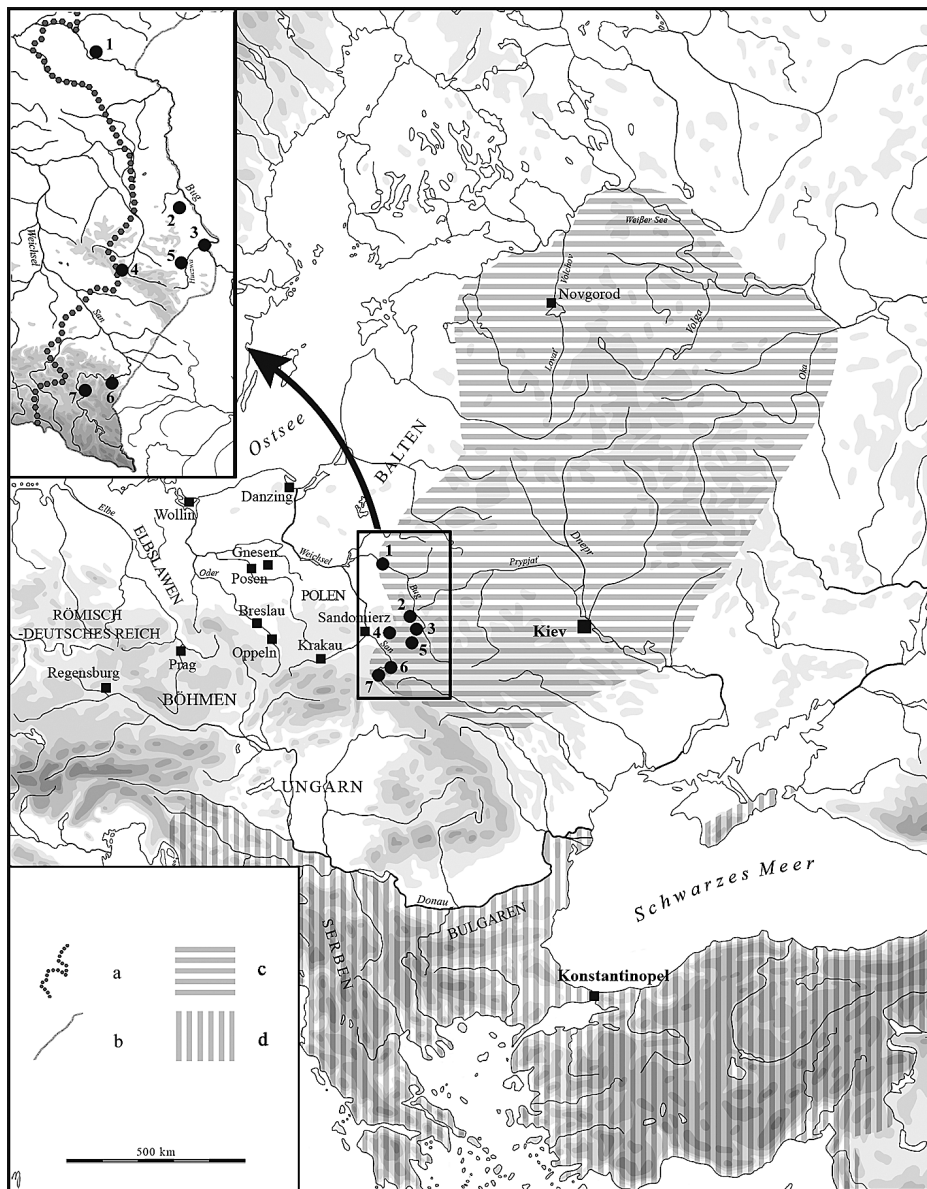


Abb. 2: Die wichtigsten frühmittelalterlichen Fundstellen im Osten Polens im europäischen Kontext um 1000 n. Chr.

gez. von I. Jordan. a – mittelalterliche polnisch-altrussische Grenzlinie (nach Makarski 1996); b – Ostgrenze des heutigen Polens; c – Kiever Rus' um 1000 (nach Obolensky 1971); d – Byzanz um 1025 (nach Haldon 2010). 1 – Drohiczyn, Kreis Siemiatycze; 2 – Chełm, Kreis Chełm; 3 – Gródek, Kreis Hrubieszów; 4 – Sasiadka, Kreis Zamość; 5 – Czeremno, Kreis Tomaszów Lubelski; 6 – Przemyśl, Kreis Przemyśl; 7 – Trepcza, Kreis Sanok

den Namen *Ljachi* erhalten hatten. [...]«. Aus dem Bericht des byzantinischen Kaisers *Konstantinos* wissen wir bereits, dass sich die *Łędzanen* in der Mitte des 10. Jahrhunderts in einem Tributverhältnis zu den Russen befanden. »[...] Wie lange sich die *Łędzanen* nachher unter der Botmäßigkeit der russischen Fürsten befanden, wissen wir nicht. Nehmen wir die Angaben des Reiseberichts *Ibrâhim ibn Jakûbs* aus dem Jahre 966 wörtlich, dass das Land des Herzogs *Miseko* an die Russen grenzte, könnte man behaupten, dass die *Łędzanen* damals noch den russischen Tributär-Stämmen angehörten und ihr Siedlungsgebiet an die polnischen Siedlungen grenzte. Die böhmische Herrschaft über die *Łędzanischen* Gebiete bis zum *Bug* und *Styr* müsste sich demnach erst nach dem Jahre 966 ausgedehnt haben. [...] Es ist leicht verständlich, dass mit der Entstehung des *Prager Bistums* im Jahre 973 und mit der Absteckung seiner Grenzen das Land der *Łędzanen* enger an den böhmischen Staat gebunden wurde, was auch die Loslösung vom russischen Staat nach sich gezogen haben mag. Diesen Lauf der Dinge konnte der russische Großfürst kaum ruhig hinnehmen. Der Heereszug des Fürsten *Vladimir* im Jahre 981 diente vor allem dazu, die alten Bindungen der Abhängigkeit der *Łędzanen/Ljachen* vom russischen Staat wieder herzustellen« (Labuda 1981, S. 17–18).⁷

Somit lässt sich vermuten, dass der Feldzug *Wolodymirs* von 981 nicht gegen die *Ljachen* – also Polen (die Untertanen der *Piasten*) – sondern gegen den Stamm der *Lendzanen* geführt wurde (Parczewski 2007, Abb. 6). Die von den *Piasten* kontrollierten Gebiete befanden sich also 950–981 westlich des *Bugs*. Die Burgen *Červen* / *Czermno* sowie *Peremyśl* / *Przemyśl* lagen außerhalb (östlich) der von den *Piasten* kontrollierten Gebiete.

Erst die Erfolge *Boleslav* des Tapferen (Salmon 1993; Poppe 1995; Nazarenko 2001, S. 451–504) führten zu einer Veränderung dieser Situation. Wie bereits erwähnt, kam es während des Kiewer Feldzuges zu erbitterten Kämpfen zwischen Polen und Ruthenen.

2.2 Die Ostgrenze Polens zwischen 1018 und 1031

In diesem Kontext ist die Überlieferung *Thietmars* von *Merseburg* besonders glaubwürdig. Er konnte wahrscheinlich die Erzählung eines deutschen Teilnehmers am Feldzug für seine Darstellungen nutzen. Er beschreibt die Ereignisse wie folgt: »Am 22. Juli erreichte der Herzog [*Bolesław der Tapfere* – *M.W.*] einen Fluss, an dem er sein Lager und die erforderlichen Brücken vorbereiten ließ. In gespannter Erwartung [...] lag der Russenkönig mit den Seinen ganz in der Nähe. Da ließ sich der Feind in seiner Stellung durch polnische Herausforderungen zum Kampfe verleiten und mit überraschendem Erfolge vom Flussufer vertreiben, das er sichern sollte. Ermutigt durch dieses Getümmel ließ *Boleslaw* seine Leute schleunigst alarmieren und so kam er, wenn auch nicht ohne Mühe, rasch über den Fluss« (*Thietmar*, VIII.31, S. 472 [lateinisch], S. 473 [deutsch]).

7 Zum besseren Verständnis wurde das Zitat grammatikalisch leicht geändert.

Die altrussischen und insbesondere die polnischen Quellen beschreiben dieses Ereignis wesentlich detaillierter, vor allem aber nennen sie den Namen des Flusses. Nach *Gallus Anonymus* kam es zu mehreren Kämpfen am Bug. »Als er (Boleslaw der Tapfere – M.W.) in ungeheurer Freude und mit dem Geld auf dem Rückweg [von Kiew – M.W.] war und sich schon den Grenzen Polens näherte, folgte ihm der flüchtige König der Russen [...] im Rücken und siegessicher versuchte er am Flusse Bug eine Feldschlacht.« Die Schlacht endete mit dem enormen Erfolg der Truppen Boleslaws gegen die Russen, »[...] die meisten [der Russen – M.W.], die nach vielen Tagen von weither zum Kampfplatz kamen, um Freunde oder Verwandte zu finden, versicherten, dass dort soviel Blut geflossen sei, dass niemand über das ganze Feld gehen konnte außer Blut oder über Leichen und dass der ganze Fluß Bug mehr das Aussehen von Blut als das eines Flusses hatte« (*Gallus* I, 7, S. 24 [ad fluvium Bugam]; deutsche Fassung s. *Gallus* II, S. 61–63).

Im nächsten Kapitel seiner Chronik teilt uns *Gallus Anonymus* mit: »Es traf sich nämlich, das zu ein und derselben Zeit König Boleslaw nach Russland, der König der Russen aber nach Polen in feindlicher Absicht einfiel, wobei keiner es vom anderen wusste, und dass sie an einem Fluss, der eine an der Landesgrenze des anderen, wobei zwischen ihnen der Fluss war, ein Lager für das Kriegsvolk aufschlugen. Und als man dem König der Russen gemeldet hatte, dass auf der anderen Seite Boleslaw den Fluss schon überschritten und im Grenzgebiet seines Herrschaftsbereiches mit seinem Heere sich niedergelassen habe, glaubte der König in seiner Torheit, dass er ihn wie das Wild in den Netzen mit seiner Menge (schon) eingeschlossen habe, und er soll befohlen haben, ihm das Sprichwort für grossen Stolz gegen sein Haupt zu schleudern: ›Boleslaw wisse, dass er wie ein Wildschwein auf dem Suhlplatz von meinen Hunden und Jägern eingeschlossen sei.« Daraufhin entbot der polnische König als Antwort: ›Treffend, so möchte ich sagen, hast du (mich) einen Wildeber auf dem Suhlplatz genannt, weil ich im Blute des Jägers und deiner Hunde, d.h. der Fürsten und Krieger, die Hufe meiner Pferde tranken und dein Land und die Städte wie ein vereinzelt Wild abweichen werde«. Nach solchen beiderseits hin und her gewechselten Worten stand am folgenden Tag ein Fest an. Da König Boleslaw die Absicht hatte, es zu feiern, verschob er den Beginn des Kampfes auf den dritten Tag. An jenem Tage wurden nämlich zahllose Tiere geschlachtet, die man bei der darauffolgenden Festfeier für die Tafel des Königs zubereitete, der die Absicht hatte, mit allen seinen Fürsten in gewohnter Weise zu speisen. Während deshalb alle Köche, Mietsleute, Diener und das Heeresgesinde zur Reinigung des Fleisches und der Eingeweide der Tiere am Flussufer versammelt waren, höhnten vom anderen Ufer aus die Hörigen und Schildträger der Russen mit lauten Zurufen und reizten sie mit schmähenden Beleidigungen zum Zorn. Sie aber erwiderten im Gegenteil nichts Beleidigendes, aber sie schleuderten zur Vergeltung den Unrat der Eingeweide und die Abfälle gegen ihre Augen. Und als die Russen sie immer mehr reizten und sogar mit Pfeilen ziemlich hart bedrängten, überließen sie das, was sie gerade (in den Händen) hielten, den Hunden und Vögeln, durchschwammen mit den Waffen der um die Mittagszeit schlafenden Krieger den Fluss, und das Heer des Gesindes Boleslaws

siegte über eine so grosse Zahl der Russen« (*Gallus* I, 10, S. 28 [hier wurde der Name des Flusses nicht genannt!]; deutsche Fassung s. *Gallus* II, 10, S. 66–67).

Die am Anfang des 12. Jahrhunderts entstandenen *Cronicae et gesta ducum sive principum Polonorum* sollten den Ruhm der Vertreter der Dynastie der Piasten als *domini naturales* Polens bezeugen (*Stopka* 2010; *Mühle* 2011a). Eine spezielle Rolle spielten in der Frühgeschichte Polens drei *Bolesławs*: *Bolesław der Tapfere* (992–1025), *Bolesław der Kühne* (1058–1079) und *Bolesław Schiefmund* (1102–1138). Schon deswegen bemühte sich *Gallus Anonymus*, die Taten *Bolesław I.* als möglichst erfolgreich darzustellen. *Gallus Anonymus* – so zuletzt *Althoff* – »[...] wollte zeigen, welch tolle Kerle *Bolesław* und seine Krieger waren, und das wollte er auf vergnügliche Weise tun. Grundvoraussetzung seiner Darstellung war gewiss, dass das Publikum Ironie verstand und zu schätzen wusste. [...] Bei einem der zahlreichen Kämpfe gegen die Russen besiegten *Bolesławs* ›Köche, Mietsleute, Diener und das Heeresgesinde‹ angeblich eine große Zahl Russen, indem sie sich ›Waffen der die Mittagszeit schlafenden Krieger‹ heimlich nahmen, mit ihnen den Fluss durchschwammen, der die Heere trennte, und so den Kriegern zuvorkamen und deren Arbeit übernahmen. In dieser Erzählung fallen gleich zwei Transgressionen denkbaren Verhaltens auf: Weder haben Köche und Diener eine Chance gegen Krieger der anderen Seite; noch lassen schlafende Krieger sich heimlich ihre Waffen entwenden. Beide undenkbaren Details aber werden hier konsequent zum Ruhme der Polen eingesetzt« (*Althoff* 2009, S. 410; *Althoff* u. *Meier* 2011, S. 67–68; *Banaszkiewicz* 1991; *Cetwiński* 2005; *Żmudzki* 2009, *passim*).

Interessanterweise berichtet aber auch die Nestorchronik über die Konflikte zwischen den Polen und Russen am Bug im Jahre 1018: »*Jarosláv* aber sammelte eine Menge Russen, Waräger, Slovenen und zog *Bolésław* und *Svatopólk* entgegen. Und er kam nach Volynien, und sie stellten sich auf beiden Seiten des Flusses Bug. Und bei *Jarosláv* war sein Pfleger und Heerführer, mit Namen *Búdy*. Und *Búdy* begann, den *Bolésław* zu schmähen, indem er sprach: Wir werden dir mit einem Holzschleit den dicken Bauch durchbohren! Denn *Bolésław* war gross und schwer, so dass er nicht auf einem Pferd sitzen konnte, aber er war klug. Und *Bolésław* sagte zu seiner Gefolgschaft: Wenn euch diese Schmähung nicht kränkt, so werde ich allein zugrunde gehen. Und er setzte sich aufs Pferd und ritt in den Fluss und ihm nach seine Krieger. *Jarosláv* aber fand nicht Zeit, sich zur Schlacht aufzustellen, und *Bolésław* besiegte den *Jarosláv*« (*Povest'* [...], J. 6526 [1018], S. 96–97; deutsche Fassung s. *Nestorchronik* [...], S. 177).

Die letzte Quelle erwähnt nicht nur den Bug, sondern auch eine Burganlage namens Volyn'. Diese ist höchstwahrscheinlich mit der Befestigung in Gródek am rechten Ufer der Huczwa in der Nähe von deren Mündung in den Bug gleichzusetzen. Diese Erklärung, die sich schon in der am Anfang dieses Beitrages erwähnten *Chorographia* von *Długosz* (*Długosz*, Liber I, S. 22) befindet, bestätigen auch andere Überlieferungen, die grundlegend von *Poppe* zusammengestellt und ausgewertet wurden (*Poppe* 1958).

Wie bereits hervorgehoben, erwähnt nur die Nestorchronik die Červenischen Burgen in der Beschreibung des Feldzuges von 1018. In diesem Jahr floh *Bo-*

Iestław I. der Tapfere »[...] aus Kiew und nahm wertvolle Habe und die Bojaren des Jarosláv und seine Schwestern. [...] Und eine Menge Leute führte er mit sich, und die Červenischen Städte nahm er sich, und er kam in sein Land« (Povest' [...], J. 6526 [1018], S. 97; deutsche Fassung nach *Nestorchronik*, 178). Für das Jahr 1031 hören wir zum letzten Mal von den Červenischen Burgen: »Jarosláv und Mstisláv sammelten viele Krieger und zogen gegen die Ljachen. Und sie gewannen die Červenischen Städte zurück« (Povest' [...], J. 6539 [1031], S. 101; deutsche Fassung s. *Nestorchronik* [...], S. 185).

Wie bereits erwähnt, scheint die Frage der Lage der Červenischen Burgen mit der Gleichsetzung von Červen mit Czermno an der Huczwa gelöst zu sein. Unter dem Begriff Červenische Burgen sollte man vor allem die Burganlagen in Czermno und Gródek verstehen, die beide an der Huczwa liegen. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die polnisch-alttrussische Grenze zwischen 1018 und 1031 am mittleren Bug verlief. Die innere Krise, die Polen nach dem Tod von *Bolesław dem Tapferen* (1025) erreichte, ermöglichte *Jaroslav dem Großen* (1019–1054) im Jahre 1031 die Rückeroberung der Gebiete der Červenischen Burgen.

Abschließend sollte erneut hervorgehoben werden, dass die Feldzüge *Bolesławs II. des Kühnen* (1058–1079) gegen Kiew (1069, 1077) zur Eingliederung dieses Gebietes in das Piastenreich führten bzw. führen konnten (*Grudziński* 1986, S. 51–58; *Lübke* 2003, S. 32–35). Der Name der Červenischen Burgen wurde aber in den uns bekannten schriftlichen Überlieferungen nicht erwähnt.

2.3 Die Ostgrenze Polens zwischen dem 12. und 21. Jahrhundert – ein Überblick

Seit der Wende zum 12. Jahrhundert wurde das Gebiet am oberen und mittleren Bug von den polnischen Piasten und den ungarischen Arpaden beansprucht (*Włodarski* 1966; *Font* 1991; *Lübke* 2003, S. 37–52), aber erst im Jahre 1340 erfolgte die Eingliederung dieser Gebiete sowie der weiter östlich bis Podolien gelegenen Regionen in die *Corona Regni Poloniae* (*Rhode* 1955, S. 172–293; *Lübke* 2003, S. 52–58; *Mühle* 2011b, S. 97–104).

Es ist ausdrücklich zu betonen, dass der Bug bis zum Ende des 18. Jahrhunderts *nicht* als Grenzfluss fungierte. Vor 1340 lag die Ostgrenze Polens *westlich* des Bugs, nach 1340 aber *östlich* dieses Flusses. Grundsätzlich spielte der Bug auch als innere (administrative weltliche sowie kirchliche) Grenze keine Rolle (*Wünsch* u. *Janeczke* 2004; *Janeczke* 2011; *Zazuliak* 2011).

Der Verlauf der heutigen Ostgrenze Polens entlang des mittleren Bugs ist das Ergebnis rein pragmatischer Entscheidungen der Teilungsmächte im 18. und 19. Jahrhundert (1795, 1815) sowie Nazi-Deutschlands und der Sowjetunion (1939) und schließlich der drei alliierten Mächte während der zweiten Phase des Zweiten Weltkriegs (1943, 1945).

Nach 1795 teilte der Bug das österreichische und russische Gebiet, nach den Umwandlungen während der napoleonischen Zeit und nach dem Wiener Kongress (1815) teilte der mittlere Lauf des Flusses jene Gebiete, die direkt in das Zarenreich integriert wurden und jene, die das von Russland abhängige König-

reich Polen (Kongresspolen) bildeten (*Grodziski* 1999; *Bömelburg, Gestrich* u. *Schnabel-Schüle* im Druck; *Pacholkiv* 2000).

Über die Grenzen der Zweiten Polnischen Republik (1918–1939) sollte grundsätzlich die Pariser Friedenskonferenz entscheiden, da Russland aber wegen der Oktober-Revolution auf der Konferenz nicht vertreten war, entstand die Ostgrenze Polens vor allem durch militärische Maßnahmen. In diesem Zusammenhang sollte man neben dem polnisch-sowjetischen Krieg außerdem zwei lokale Konflikte nennen: jenen in Ostgalizien mit den Ukrainern in Lemberg (1918) und jenen im Wilnagebiet mit den Litauern (1920). Der Friedensvertrag zwischen Polen und dem revolutionären Russland wurde in Riga am 18. März 1921 unterschrieben (*Borodziej* 2010, S. 97–124). Die Rigaer Grenze lag 200 bis 300 km östlich des Bugs.

Nach dem Hitler-Stalin-Pakt vom August 1939 sollten die Flüsse San, Weichsel und Pisa die deutsche von der sowjetischen Besatzungszone trennen. Die endgültige Grenzregelung wurde am 28. September 1939 getroffen. Deutschland erhielt die Woiwodschaft Lublin, so dass die Grenze wie im 19. Jahrhundert (zwischen Kongresspolen und dem Zarenreich), zwischen dem Generalgouvernement und der UdSSR entlang des Bugs (und des San) verlief (*Kaminsky, Müller* u. *Troebst* 2011; *Sienkiewicz* u. *Hryciuk* 2009, S. 26 [Karte]).

Entscheidend für die Festlegung der heutigen Ostgrenze Polens waren die Gespräche zwischen den Regierungschefs der drei alliierten Mächte in Teheran im Jahre 1943 und auf der Krim (Jalta) im Jahre 1945. Die Entscheidungen von Teheran stellten die Grundlage für die Vereinbarung zwischen dem (in Moskau von *Stalin* gegründeten) Polnischen Komitee der Nationalen Befreiung (sog. Lubliner Komitee) und der UdSSR am 27. Juli 1944 dar. Die Unterzeichnung des endgültigen Abkommens zwischen Polen und der Sowjetunion über den Verlauf der polnisch-sowjetischen Grenze, die entlang des mittleren Bugs verlief und häufig als Curzon-Linie bezeichnet wird (*Hecker* 2009), erfolgte am 16. August 1945 (*Eberhardt* 2006; *Borodziej* 2010, S. 234–252).

1951 kam es zum Tausch kleinerer Grenzregionen zwischen Polen und der UdSSR, in dem Polen ein Gebiet am Bugknie (die Stadt Belz) an die Sowjetunion übergab und Polen ein Gebiet in den Ostbeskiden übereignet wurde (*Smoleń* 2004). Seitdem gab es keine Veränderungen des Verlaufs der Ostgrenze Polens (*Tebinka* 1994), das seit 1991 am mittleren Bug an die Ukraine grenzt. Der aktuelle Grenzverlauf wurde in einem Übereinkommen von 1992 von beiden Seiten anerkannt (*Stepień* 2001; *Borodziej* 2010, S. 387–388, S. 453 [Anm. 6]).

3 Die Červenischen Burgen (Czermno, Gródek) im Lichte der archäologischen Grabungen – der Forschungsstand

Sowohl in den 1950er Jahren (*Rhode* 1955, S. 23; *Poppe* 1958, S. 227) als auch gegenwärtig (*Labuda* 1996, S. 28; *Kowalczyk* 2000, S. 56) werden große Hoffnungen auf die archäologischen Untersuchungen gesetzt, deren Ergebnisse die Streitig-

keiten von Historikern bezüglich der Lokalisierung der Červenischen Burgen entscheiden könnten.

Zur vollständigen Klärung der Frage des polnisch-altrussischen Grenzgebietes bedarf es nicht nur der Erforschung der Burganlagen von Czeremno (wahrscheinlich Čermno) und Gródek (wahrscheinlich Volyn'), sondern auch der anderen frühgeschichtlichen Zentren, die sich im Osten des heutigen Polens befinden, d.h. Trepcza bei Sanok, Przemyśl, Sasiadka, Chełm mit dem nahegelegenen Stołpie sowie Drohiczyn (Abb. 2). Nach der Wende stieg die Zahl der Untersuchungen dieser Anlagen (*Ginalski* im Druck; *Sosnowska* 2010; *Kalaga* im Druck; *Buko* im Druck; *Jusupović* 2007; *Musianowicz* 1969). Selbstverständlich müssen die Ergebnisse dieser Forschungen mit den Studien zu den westukrainischen und westbelarussischen Fundstellen verglichen werden, was den intensiven Kontakten mit Kollegen aus Lemberg, Luck, Brest oder Minsk zu verdanken ist, die erst nach der Wende möglich geworden sind (*Parczewski* 1996; *Cygan*, *Glinianowicz* u. *Kotowicz* 2011).⁸ Im Rahmen unserer Forschungen am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas entschieden wir, uns auf die Ergebnisse der Untersuchungen der Burgwälle von Czeremno und Gródek zu konzentrieren (Abb. 3).

Der Siedlungskomplex von Czeremno (ca. 50–75 ha) bestand aus einer Burganlage (Innendurchmesser 155 x 119 m) und einem Netz offener Siedlungen (deren Anzahl sowie Größe, d.h. territorialer Umfang, nicht gesichert ist; *Kowalczyk* 2000, S. 61), die am sumpfigen Ufer der Huczwa, einem Nebenfluss des Bugs, lagen. Die archäologisch nachgewiesenen Dämme erlaubten eine Kommunikation über die Huczwa hinaus. Dendrochronologische Daten waren die Grundlage für die Datierung dieser Dämme, die im 12. bis 13. Jahrhundert in Betrieb waren. Bis heute wurden in dieser Region keine Brandbestattungen aus dem 6. bis 10. Jahrhundert entdeckt. In der Nähe der Burganlage befindet sich ein noch nicht untersuchtes Körpergräberfeld.

Der Burgwall von Gródek (Ost-West-Achse 112 m; Nord-Süd-Ausdehnung 97 m) ist Bestandteil eines großen frühmittelalterlichen, ca. 15 ha umfassenden Siedlungskomplexes an der Flussmündung der Huczwa in den Bug, der neben dem Burgwall selbst außerdem mehrere offene Siedlungen, einen großen Kurgan (*Księżycowa Mogiła*) und wahrscheinlich weitere Kurgane umfasste, die jedoch nicht erhalten sind. Dabei sollte man betonen, dass man bei den Grabungen im Innenbereich des Burgwalls sowohl auf neolithische als auch auf bronzezeitliche (Lausitzer Kultur) und kaiserzeitliche Funde und Befunde stieß. Außerdem fand man ein mittelalterliches Gräberfeld, Wohn- und Wirtschaftsgebäude aus dem Frühmittelalter, Gutshofgebäude des 17. Jahrhunderts sowie Münzen und Schützengräben aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg.

8 Auch die vom GWZO gemeinsam mit der Polnischen, Russischen und Serbischen Akademie der Wissenschaften sowie den Universitäten Krakau und Rzeszów organisierte Tagung *Rome, Constantinople and Newly-Converted Europe: Archaeological and Historical Evidence* (Krakau 2010) lässt sich in die Reihe dieser Tagungen einordnen (*Salamon*, *Wołoszyn*, *Musin*, *Špehar*, *Hardt*, *Kruk* u. *Sulikowska-Gąska* im Druck).

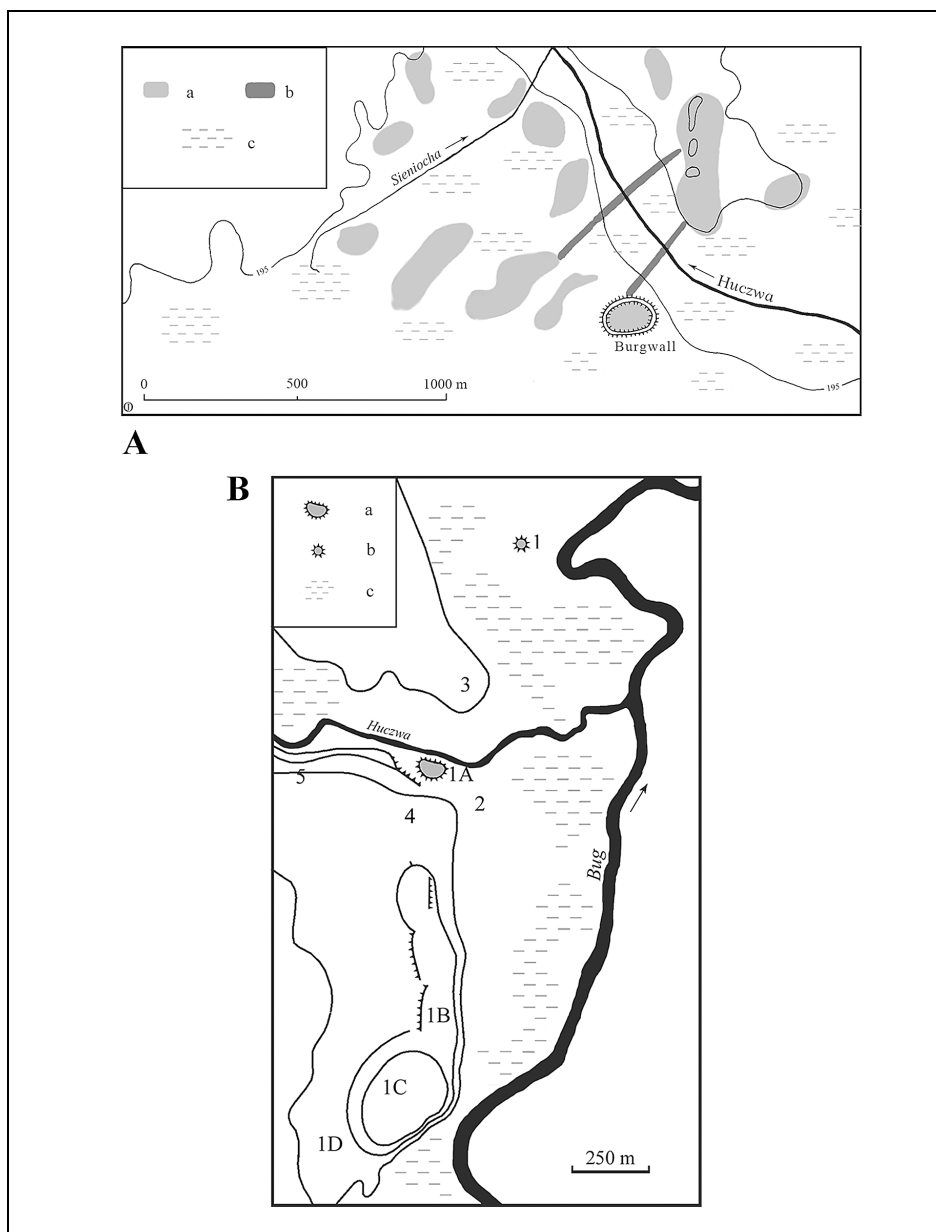


Abb. 3: Die frühmittelalterlichen Siedlungskomplexe von Czermino und Gródek (vereinfacht); nach *Urbański* 2000, Abb. 1 sowie *J. Kuśnierz* (im Druck, Abb. 2) umgezeichnet von *I. Jordan* u. *J. Ożóg*. A – Czermino, Kreis Tomaszów Lubelski, Wojewodschaft Lublin. a – Besiedlungszonen; b – die Dämme, c – Sumpfgebiet. B – Gródek, Kreis Hrubieszów, Wojewodschaft Lublin. a – Burganlage (mit Körpergräberfeld im Hof); b – großer Kurgan Księżycowa Mogiła; c – Sumpfgebiet. Fundstellennummerierung (1 – 5; 1 – großer Kurgan Księżycowa Mogiła; 1A – Burgwall; 1C – Fundstelle Bocian)

Die archäologischen Ausgrabungen in Czeremo und Gródek wurden in den 1940er-, 1950er- und 1970er Jahren durchgeführt. Der Verlauf der Grabungen lässt sich zusammenfassend wie folgt darstellen (Tab. 1).

Tab. 1: Grabungen in Czeremo und Gródek – eine Übersicht

IA UMCS, Lublin – Institut für Archäologie, Maria Curie-Skłodowska Universität, Lublin

	Czeremo	Gródek
1940–1949	Grabungen 1940 Lev Čikalenko <i>Ukrains'kij Tsentral'nyi Komitet</i>	keine Grabungen
1950–1959	Grabungen 1952 Konrad Jażdżewski <i>Der Vorstand zur Erforschung der Červenischen Burgen</i>	Grabungen 1952–1955 Zdzisław Rajewski <i>Der Vorstand zur Erforschung der Červenischen Burgen</i>
1960–1969	keine Grabungen	keine Grabungen
1970–1979	Grabungen 1976–1979 Jan Gurba <i>IA UMCS, Lublin</i>	keine Grabungen
1980–1989	Grabungen 1985 Andrzej Urbański <i>Museum in Zamość</i>	Grabungen 1983(Fst. 1c) Sławomir Jastrzębski <i>IA UMCS, Lublin</i>
Seit den 1980er Jahren illegale Raubgrabungen		
1990–1999	Grabungen, Entnahme von Dendroproben 1997 Irena Kutylowska <i>IA UMCS, Lublin</i> (Fst. 3) Andrzej Urbański <i>Museum in Zamość</i>	keine Grabungen
2000–2011	Prospektionen 2010–2011 Andrzej Kokowski, Marcin Piotrowski <i>IA UMCS, Lublin</i>	2008– Teile der Funde wurden vom Museum in Hrubieszów durch einen Ankauf gerettet

Die Ergebnisse dieser Grabungen sind im Grunde unbekannt. Diejenigen des Jahres 1940 wurden in einem kurzen, erst nach der Wende in der Ukraine veröffentlichten Beitrag von *Lev Čikalenko* (1996) publiziert.

Die Gruppe der Archäologen aus Łódź, die an den Grabungen in Czeremo (1952) teilnahm, bereitete eine Reihe ausführlicher Berichte vor, in denen die Untersuchungsergebnisse präsentiert wurden (*Abramowicz* 1959; *Jazdżewski* 1959; *Nadolski* 1959; *Zbierski* 1959).

Die Ergebnisse der erheblich umfangreicheren Arbeiten in Gródek (1952–1955; vor allem ein mittelalterliches Gräberfeld mit ca. 500 Bestattungen [!]) wurden jedoch nicht veröffentlicht (*Rauhut* 1956a; 1956b; *Kuśnierz* im Druck).

Die Burg in Czeremo wurde in den 1970er Jahren zum Forschungsgegenstand *Jan Gurbas*. Trotz der Veröffentlichung einer ganzen Serie von Fundmeldungen und Fundberichten (*Gurba* 1980/81; *Koj* u. *Koj* 1983) sind die Untersuchungsergebnisse dieser Forschungen im Grunde genommen bis heute unbekannt.

Im Jahre 1997 wurden kleine Geländearbeiten mit dem Ziel durchgeführt, Proben für dendrochronologische Analysen zu entnehmen (*Urbański* 2000). Die Untersuchungen erbrachten eine Serie von Dendrodaten, sowohl für die Datierung der Dämme als auch der Befestigung. Die Dendrodaten beweisen, dass die Dämme im 12. und 13. Jahrhundert in Gebrauch waren, wobei es um 1203 und 1240/42 zu einem Umbau oder zur Erneuerung kam. Die ältesten Daten des Burgwalls von Czeremo (nach 1007, 1027, 1030 und 1050) scheinen für die Streichung dieses Burgwalls aus der Liste jener Anlagen des 10. bis 11. Jahrhunderts zu sprechen, was weitreichende historische Konsequenzen hätte (*Kowalczyk* 2000, S. 62; *Tyszkiewicz* 2004, S. 194–204; *Matla-Kozłowska* 2008, S. 293–294). Auffällig ist jedoch, dass *Andrzej Urbański* in der Veröffentlichung der Untersuchungsergebnisse aus dem Jahre 1997 schreibt, dass »[...] die Stratigraphie am Ort der Probenentnahme nicht dokumentiert wurde [...]« (*Urbański* 2000, S. 242). *E. Kowalczyk* (2000, S. 62) selbst unterstreicht, dass »[...] die Art und Weise, auf welche das Material für die [dendrochronologischen] Untersuchungen gewonnen wurde, prinzipienwidrig war.« Demnach können die veröffentlichten Dendrodaten kein entscheidendes Argument in der Diskussion über die Chronologie des Komplexes in Czeremo sein (ähnlich *Poleski* 2011, S. 253–354).

Seit den 1980er Jahren werden in Gródek und Czeremo illegale Raubgrabungen vorgenommen, die durch den Einsatz von Metalldetektoren (vor allem seit den 1990er Jahren) eine enorme Anzahl von Funden erbrachten (ein Teil der Funde aus Gródek wurde in erster Linie durch *Andrzej Kokowski* in die wissenschaftliche Diskussion gebracht; *Kokowski* u. *Kokowski* 1998; *Panasiewicz* u. *Wołoszyn* 2002).

Ein Teil der Funde aus Gródek (ca. 550 Stücke) wurde vom Museum in Hrubieszów (Muzeum imienia Stanisława Staszica w Hrubieszowie) durch einen Ankauf gerettet. Im Fall von Czeremo wollte man den Raubgräbern zuvorkommen und führte aus diesem Grunde 2010 und 2011 Prospektionen durch. Diese Forschungen wurden – unter der Leitung von *Andrzej Kokowski* und *Marcin Piotrowski* (beide Universität Lublin) beaufsichtigt. Alle Funde wurden mit Hilfe von Metalldetektoren genau dokumentiert und mittels GPS-System kartiert.

Sowohl die zahlreichen Grabungskampagnen in Czeremo und Gródek, deren Ergebnisse unbekannt sind, als auch die Zahl der Lesefunde aus Gródek führten dazu, dass die Lösung der mit den Červenischen Burgen verbundenen Fragen nur schrittweise beantwortet werden können.

Auf dieser Grundlage konzentrieren wir uns zunächst auf die Untersuchungsergebnisse von Czeremo (Saison 1952 – Przemysław Sikora) und auf die Lesefunde aus Gródek (*Marcin Wołoszyn*). Unter den bisher bearbeiteten Funden dominieren eindeutig Gegenstände von altrussischer Provenienz. Der Erfolg der am GWZO vorgenommenen Forschungen zu den Červenischen Burgen ist selbstverständlich nur mit der freundlichen und aktiven Zusammenarbeit mit den Archäologen und Historikern aus Polen und Osteuropa möglich.⁹

Das betrifft vor allem eine große Serie von Devotionalien, aber auch andere Erzeugnisse wie die sogenannten Dorohičin-Plomben, Elemente von Rüstung und Bewaffnung der Krieger, Trachtbestandteile sowie Alltagsgegenstände (*Wołoszyn* 2003; 2006; *Panasiewicz u. Wołoszyn* 2002; Abb. 4–7).

Besonders eindrucksvoll sind die Ergebnisse der Prospektionen von 2010/11. Es handelt sich um 2 500 (!) hochwertige Fundstücke, darunter ca. 400 Exemplare sogenannter Dorohičin-Plomben, 30 Bleisiegel sowie zwei besonders prächtige Schatzfunde, die dank der Unterstützung des *Bundesministeriums für Bildung und Forschung* und des GWZO restauriert und wissenschaftlich dokumentiert werden konnten (*Piotrowski u. Wołoszyn* 2012).

Leider lässt sich nur eine kleine Gruppe der Gegenstände aus Czeremo oder Gródek in das 10. bzw. 11. Jahrhundert datieren, die Mehrheit der Fundstücke stammt aus dem 12. und 13. Jahrhundert bzw. aus dem Spätmittelalter.

Die absolute Mehrheit der Kleinfunde hat Analogien auf dem Gebiet der Kiewer Rus' oder in der byzantinisch-altrussischen Welt. Viel seltener sind hingegen Erzeugnisse mit polnischen, westslawischen (lateinischen) Entsprechungen. Diese Beobachtungen, die auf Grund der Analysen der Metallfunde basieren, müssen noch um Keramikuntersuchungen ergänzt werden.

Die Dominanz der altrussischen Funde in Czeremo und Gródek stellt natürlich einen archäologischen Beleg für die Zugehörigkeit der Gebiete am oberen Bug zur Kiewer Rus' dar (archäologisch lässt sich dies für das 12. und 13. Jahrhundert einwandfrei nachweisen). Andererseits muss betont werden, dass

9 Dabei sollten vor allem die Kollegen aus Hrubieszów (*Anna Bartecka, Bartłomiej Bartecki, Waław Panasiewicz*), Lublin (*Marek Florek, Andrzej Kokowski, Marcin Piotrowski*), Rzeszów (*Michał Parczewski, Andrzej Rozwałka*), Warschau (*Andrzej Buko, Jolanta Kalaga*), Tomaszów Lubelski (*Jolanta Bagińska, Eugeniusz Hanejko*) und Zamość (*Jerzy Kuśnierz*) genannt werden. Zu den wichtigsten Partnern gehören Archäologen aus St. Petersburg (*Aleksander E. Musin, Anna A. Peskova*), Minsk (*Krystyna Lavysh*), Belgrad (*Vujadin Ivanišević, Perica Špehar*) und Split (*Maja Petrinc*). 2010 ist durch die Kooperation des Institutes für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften, des Institutes für Archäologie der Universität Rzeszów und des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig die Reihe »Frühzeit Ostmitteleuropas« begründet worden, die sich zunächst auf die Veröffentlichung der gemeinsamen Erforschung der Region der Červenischen Burgen konzentrieren soll.

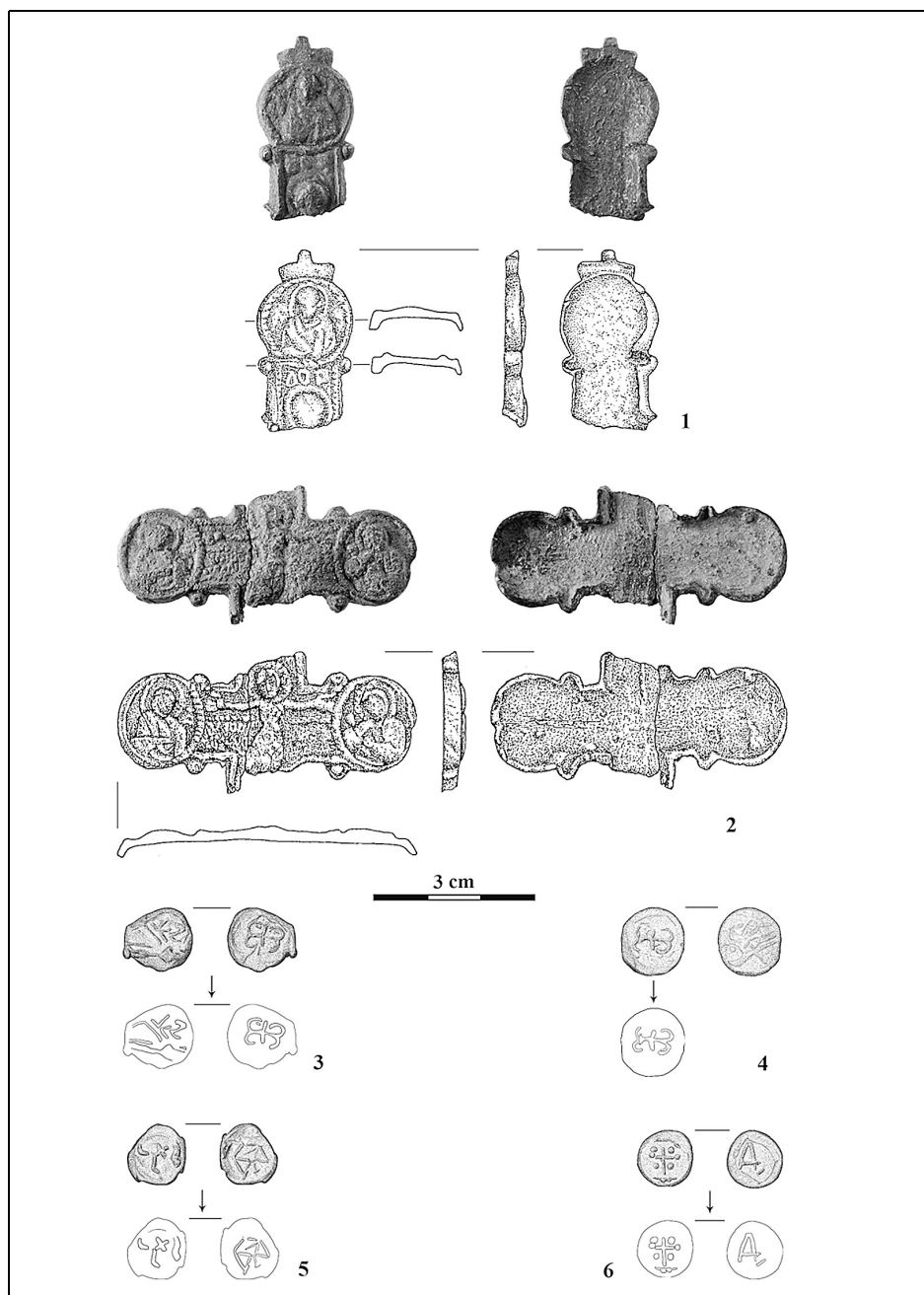


Abb. 4: Gródek, Kreis Hrubieszów, Wojewodschaft Lublin. Lesefunde aus dem Museum in Hrubieszów (Muzeum im. St. Staszica w Hrubieszowie) – Devotionalien und die sogenannten Dorohičin-Plomben gezeichnet von R. Janicki, E. Osipowa, J. Ożóg u. U. Potyrała. 1–2 – Enkolpien; 3–6 – die sogenannten Dorohičin-Plomben

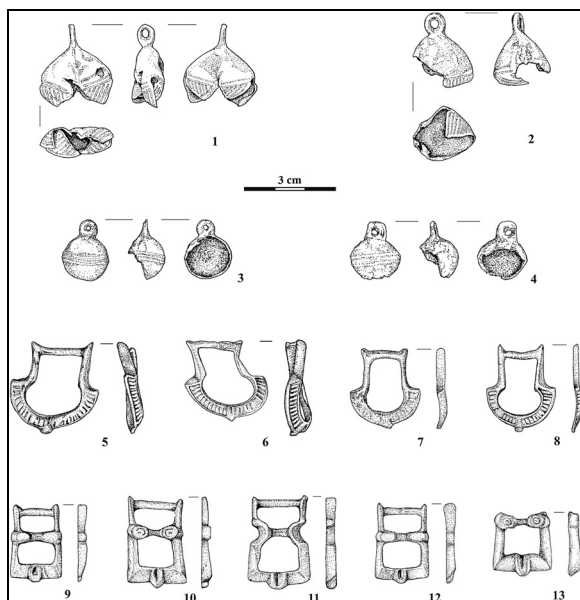


Abb. 5:
Gródek, Kreis Hrubieszów,
Wojewodschaft Lublin.
Lesefunde aus dem Museum in
Hrubieszów (Muzeum im.
St. Staszica w Hrubieszowie) –
Trachtbestandteile
gezeichnet von E. Osipowa,
J. Ożóg u. U. Potyrała.
1–4: glockenähnliche Anhänger;
5–13: lyraförmige Gürtel-
schnallen

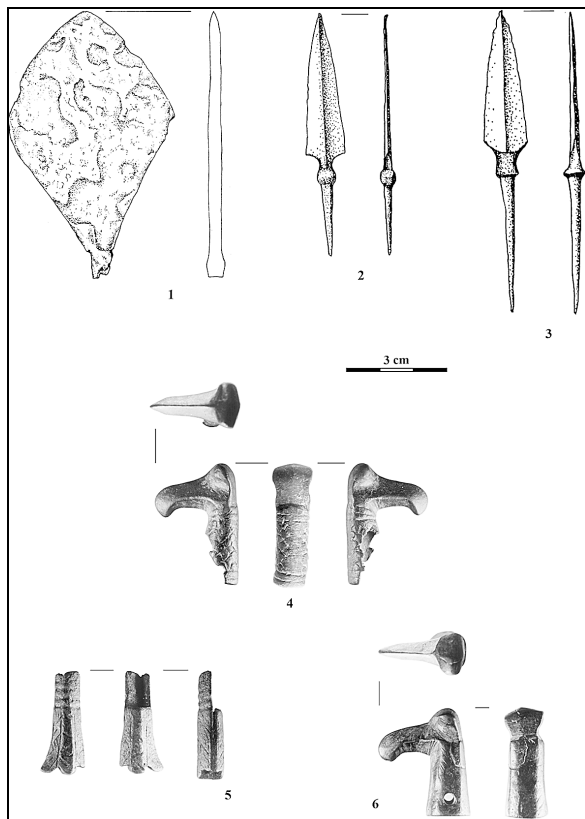


Abb. 6:
Gródek, Kreis Hrubieszów,
Wojewodschaft Lublin.
Lesefunde aus dem Museum in
Hrubieszów (Muzeum im.
St. Staszica w Hrubieszowie) –
Elemente der Rüstung und
Bewaffnung der Krieger
gez. von E. Osipowa,
Foto M. Wołoszyn
1–3: Pfeilspitzen;
4–6: Peitschkolben.

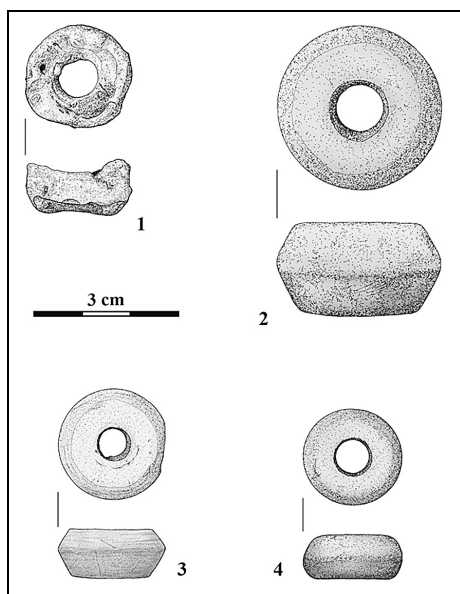


Abb. 7:
Gródek, Kreis Hrubieszów, Wojewodschaft
Lublin. Lesefunde aus dem Museum in
Hrubieszów
Muzeum im. St. Staszica w Hrubieszowie) –
Alltagsgegenstände; gezeichnet von R. Jani-
cki. 1–4 – Spinnwirtel aus Ovrucher Schiefer.

das archäologisch erfassbare byzantinische bzw. byzantinisch-altrussische Kulturerbe viel offensichtlicher und leichter erkennbar ist als jenes der lateinischen Welt.

Die enorme Fundmenge der beiden Burgkomplexe zeigt, dass es sich im Falle der Červenischen Burgen nicht etwa um kleine Grenzburgen handelte, sondern um große Siedlungs- und Handelszentren, die wahrscheinlich eine wichtige Rolle auf der Handelsstraße Regensburg–Kiew spielten (Osterrieder 2000; Hardt 2007).

4 Die Červenischen Burgen (Czermno, Gródek) – Zur Forschungsgeschichte

Diese Funde werfen aber auch die Frage auf, warum derart interessante Fundstellen nicht schon längst bekannt geworden sind. Der Grund dafür liegt vor allem in den engen Verflechtungen zwischen Politik und Wissenschaft im Forschungsbe-
reich der Červenischen Burgen.

In diesem Zusammenhang sollten folgende Punkte genannt werden:

1. der polnisch-russische Streit um die Ukraine vom 18. bis 20. Jahrhundert;
2. der polnisch-ukrainische Streit um die rechtmäßige Festlegung der Ostgrenze Polens bzw. der Westgrenze der Ukraine im 20. Jahrhundert;
3. die politisch, aber auch emotional motivierte »Westverschiebung« der polnischen Geschichtsforschung;
4. die fehlende Herrschaftslegitimation des kommunistischen Regimes Polens;
5. die negative Einstellung Polens gegenüber der Sowjetunion und die Zusammenarbeit mit dem »großen Bruder«.

Die Teilungen Polens (1772, 1793 und 1795) bedeuteten nicht nur das Ende Polens im politischen Sinne, sondern auch die Eingliederung seiner Gebiete in den Herrschaftsbereich der Nachbarmächte Russland, Preußen und Österreich. Dabei ist die Tatsache, dass alle Gebiete östlich des mittleren Bugs direkt an das Zarenreich angeschlossen wurden, von großer Bedeutung. Durch diese weitreichenden Veränderungen des Verlaufs der Ostgrenze Polens während des 10. bis 18. Jahrhunderts sowie den direkten Anschluss der östlich des mittleren Bugs gelegenen Gebiete an Russland, das sich als rechtmäßiger Nachfolger der Kiewer Rus' erklärte, hatten die Forschungen zu den Červenischen Burgen nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine politische Dimension. So betonte bereits *Adam Naruszewicz* (1733–1796), der erste moderne polnische Historiker, in seiner *Historia Narodu Polskiego*, dass die Červenischen Burgen ursprünglich zu Polen gehörten und erst von den Ruthenen gewaltsam erobert worden seien (*Naruszewicz* 1836, S. 7–8; *Błachowska* 2008).

Im Laufe des 19. Jahrhunderts begannen sich nicht nur polnische und russische, sondern auch ukrainische und litauische Historiker an der Diskussion zur Frage der Ostgrenze Polens zu beteiligen: »*We must, however, remember that the Polish-Russian dispute proceeded – so to speak – above the heads of the majority of the inhabitants of the lands in question – Belarussians, Lithuanians, Ukrainians and Latvians. With the passage of time, more or less from the turn of the nineteenth to the twentieth century, other national historiographies – primarily the Ukrainian and Lithuanian – tried to make their mark on this dispute*« (*Stobiecki* 2011, S. 125).

Im 20. Jahrhundert kam es innerhalb kürzester Zeit zur Wiedervereinigung Polens und zu dessen Westverschiebung, was für die Frage nach der rechtmäßigen Festlegung der polnischen Ostgrenze von enormer Bedeutung war. Im polnisch-russischen Streit um die Ukraine sowie in den polnisch-ukrainischen geschichtswissenschaftlichen Diskursen nimmt die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte die wichtigste Rolle ein, so etwa die Kosakenaufstände des 17. Jahrhunderts (*Aust* 2009). Große Bedeutung kam aber auch den Darstellungen der Anfänge der piastischen und rurikidischen Dynastien zu, darunter dem goldenen Zeitalter der frühpiastischen Monarchie unter Bolesław dem Tapferen (992–1025) und den Červenischen Burgen.

Die polnisch-ukrainischen Kämpfe um Lemberg (1918) führten zu einer Emotionalisierung der Frage nach der Lokalisierung der Červenischen Burgen und der ältesten polnischen Ostgrenze. Zwei Lemberger Professoren äußerten dazu fast gleichzeitig eine jeweils gegenläufige Meinung. Für den Polen *Stanisław Zakrzewski* (1873–1936) lag die Grenze am Zbrucz – also genau an der Ostgrenze der Zweiten Polnischen Republik (*Zakrzewski* 1919, S. 13; *Błachowska* 2005; *Tyszkiewicz* 2008). Der Ukrainer *Michael Hruschewskyj* (1866–1934) zählte das gesamte Gebiet bis nach Krakau zur Kiewer Rus' (*Hruschewskyj* 1916, S. 80; *Adamski* 2009; *Golczewski* 2010, S. 30, S. 32–35).

Während des Zweiten Weltkrieges hören wir erneut von den Červenischen Burgen. In einem Vortrag im Oktober 1939 in Moskau, sagte *Boris D. Grekov*, dass es dank »[...] der Fortbewegung unserer heldenhaften Roten Armee in den

großen Septembertagen 1939 [...]« zur »Befreiung der Westukraine vom polnischen Joch [...]« gekommen war. Weiterhin setzte Grekov die Červenischen Burgen mit der Westukraine gleich (Grekov 1939, S. 248).

Während des Krieges blieben die Gebiete westlich des Bugs (einschließlich der Červenischen Burgen) unter deutscher Herrschaft. Sie befanden sich jetzt an der Ostgrenze des Generalgouvernements. 1940 fanden in Czeremno die ersten Grabungen unter der Aufsicht des Ukrainischen Zentralkomitees statt, die von *Lev Čikalenko* geleitet wurden. Das Zentralkomitee versuchte, dem Vorstand des Generalgouvernements zu einer pro-ukrainischen und antipolnischen Politik im Osten des Generalgouvernements zu bewegen (Grelka 2005, S. 192–208; Motyka 2011, S. 41–71). Somit lässt sich vermuten, dass die Grabungen in Czeremno archäologische Beweise dafür liefern sollten, dass es sich im Falle der Červenischen Burgen um »ukrainisches Volksgebiet« handelte.

Gleichzeitig entschieden *Roosevelt* und *Churchill* zugunsten *Stalins* über die Westverschiebung Polens. Die kommunistische Regierung Polens bemühte sich bei der Entscheidung bezüglich der Ostgrenze Polens nicht um gesellschaftliche Akzeptanz: Im Volksreferendum des Jahres 1946 wurde ausschließlich die Frage nach der Westgrenze Polens gestellt (Borodziej 2010, S. 266). Die einzige Garantie für eine stabile Ostgrenze war das Abkommen mit der UdSSR. Die Rechtmäßigkeit dieser Grenze wurde aber von Vertretern der ukrainischen Nationalbewegung infrage gestellt. Für sie ging die Westverschiebung Polens nicht weit genug, sie forderten daher auch die Gebiete des heutigen Südostpolen. Dabei sollte man betonen, dass es in den Jahren 1943 bis 1947 einen ukrainisch-polnischen Konflikt gab, dem nach neuesten Schätzungen 100 000 Polen und 15 000 Ukrainer zum Opfer fielen (Motyka 2011 [Zahl der Opfer, 446–449]; Hryciuk 2010a; 2010b; Pohl 2010). Das Ergebnis dieses Konfliktes war die Entpolonisierung der Westukraine (vor allem Wolhyniens). 1947 kam es zur Zwangsumsiedlung der ukrainischen Bevölkerung aus den südöstlichen Gebieten der Volksrepublik Polen »in die wiedergewonnenen Gebiete«.

Es waren also drei Faktoren, die zu einer anhaltenden Unbeständigkeit der Ostgrenze der Volksrepublik Polens führten: die Umstände der Festlegung der Ostgrenze Polens durch *Stalin*, das blutige Ende der 600jährigen gemeinsamen Geschichte von Polen und Ukrainern am Bug und die Angst vor ukrainischen Ansprüchen auf Gebiete westlich des Bugs. Gleichzeitig gehören sie zu den wichtigsten emotionalen Gründen für die »Westverschiebung« der polnischen Geschichtsforschung nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Art und Weise, in der sich die Westverschiebung Polens vollzog, ist einer der Gründe für die fehlende Herrschaftslegitimation des kommunistischen Regimes Polens (Borodziej 2000, S. 146; 2010, S. 234–252). Nach 1945 war die anti-deutsche Haltung der Volksrepublik Polen eine der wichtigsten Legitimationsformen der kommunistischen Regierung (Zaremba 2011). Die »wiedergewonnenen Gebiete« spielten dabei eine große Rolle und auch die Archäologie wurde genutzt, um die Legitimität der polnischen Herrschaft in Schlesien bzw. Pommern zu begründen (Kobyliński u. Rutkowska 2005; Hackmann 2011). Dabei sollte man berücksichtigen, dass die Mitarbeit der Archäologen an den aus politischen Grün-

den finanzierten Forschungen auch »[...] mit bestimmten gesellschaftlichen Bedürfnisse[n], wie [des] Bedürfnis[ses], den Schrecken des Krieges abzureagieren [...]«, zu erklären sind (Kurnatowska 1997, S. 150; Kurnatowska u. Kurnatowski 2002, S. 100; Lech 1998, S. 65–66; Stobiecki 1993, S. 75; Zaremba 2011, S. 175). Die Studien zu den Anfängen des polnischen Staates waren ein wichtiges Hilfsmittel gegen das Trauma des Zweiten Weltkrieges.

Gleichzeitig versuchte die kommunistische Regierung, die Zustimmung für die Überlassung der Ostgebiete der Zweiten Republik an die UdSSR durch die Betonung der positiven Folgen der ethnischen Homogenität des 1944/45 neuformierten Polen auszugleichen (Zaremba 2011, S. 142, S. 164). In diesem Polen gab es aber weder Platz für deutsches Kulturerbe (Rutowska 2000), noch für materielle Spuren der byzantinisch-alt russischen Welt (Losy cerkwii [...] 1997). Diese Tendenz erklärt, warum die Forschungen in Ostpolen schlechter finanziert wurden.

Für das Scheitern der als polnisch-sowjetisches Gemeinschaftsprojekt angelegten Grabungen in Czeremo und Gródek nach dem Zweiten Weltkrieg waren auch emotionale Beweggründe verantwortlich. Damit meine ich die polnischen Vorstellungen über die Sowjetunion und die polnisch-sowjetische Freundschaft.

Einer der beiden Grabungsleiter, Konrad Jażdżewski, schrieb 1952 »[...] musste ich ein bisschen ›gegen meinen Willen‹ an den Untersuchungen der Červenischen Burgen teilnehmen [...]. Ein Fernbleiben von dieser Veranstaltung hätte für einen Boykott der Zusammenarbeit gehalten werden können. [...]«. Weiter erinnert sich Jażdżewski, wie er vom Burgwall in Gródek den polnisch-sowjetischen Grenzstreifen beobachtete: »Es wurde uns gesagt, dass es bisher nur einmal vorkam, dass jemand aus Polen auf die sowjetische Seite floh. Bei der Untersuchung des Flüchtlings stellte sich heraus, dass er geisteskrank gewesen war« (Jażdżewski 1995, S. 266–267).

Die Tatsache, dass die Forschungen zu den Červenischen Burgen die politische Situation negativ beeinflussten, bestätigt die Belebung der Forschungen zu Ostpolen, die in den letzten Jahren zu beobachten ist.

5 Schlussbemerkungen

Die seit 2008 am GWZO laufenden Untersuchungen werden in enger Kooperation sowohl mit den polnischen als auch weißrussischen, russischen, ukrainischen, serbischen und kroatischen Kollegen durchgeführt. Die gemeinsam organisierten Tagungen und Konferenzen und die 2010 gegründete Reihe »Frühzeit Ostmitteleuropas« dienen der Bekanntmachung der Forschungen der Červenischen Burgen in der europäischen Fachwelt. Populärwissenschaftliche Beiträge (Lübke u. Wołoszyn in Zusammenarbeit mit Piotrowski 2012) richten sich an ein breiteres Publikum.

Kürzlich bewilligte das polnische Ministerium für Nationales Kulturerbe (*Ministerium Kultury i Dziedzictwa Narodowego*) ein Projekt im Rahmen der Wanderausstellung »Červen – eine Burg zwischen Ost und West«. Diese Ausstellung soll auch in Leipzig präsentiert werden. Das internationale Konzept die-

ses Projektes, das bewusst auch die osteuropäischen Wissenschaftler einbezieht, soll zeigen, dass es auch seitens der Frühgeschichtsforschung einen Anstoß gibt, aus dem langen Schatten des 20. Jahrhunderts herauszutreten.

6 Zusammenfassung

Die in der Nestor-Chronik erwähnten Červenischen Burgen werden heutzutage im südöstlichen Polen lokalisiert und mit den mittelalterlichen Burgwällen von Czermno und Gródek identifiziert. Die Ergebnisse der archäologischen Forschungen aus den 1950er und 1970er Jahren sind nahezu unbekannt, vor allem weil die Erforschung dieser Region während des 18. und 20. Jahrhunderts durch den polnisch-russischen (polnisch-sowjetischen) und polnisch-ukrainischen Konflikt negativ beeinflusst wurde. Aus Czermno und Gródek sind zahlreiche Funde bekannt, deren Mehrheit mit der byzantinisch-ruthenischen und nicht mit der lateinischen (polnischen) Welt in Verbindung stehen. Die vom GWZO in Verbindung mit den polnischen Institutionen durchgeführten Forschungen sollen einen Beitrag für ein besseres Verständnis des polnisch-altrussischen Grenzgebietes vom 10. bis 13. Jahrhundert liefern.

Summary

The Cherven Towns of the Primary Chronicle are now being placed in the southeastern region of Poland and identified with medieval strongholds discovered at Czermno and Gródek. The results of archaeological research made during the 1950s and 70s never entered wider circulation, largely because in the period 18th to 20th century the region was the object of rivalry between Poland, Ukraine and Russia (or Soviet Union). Czermno and Gródek yielded a great quantity of archaeological objects, mostly attributable to the sphere of Byzantine-Rus' rather than Latin (Polish) civilization. Their present analysis, made by GWZO in cooperation with Polish institutions, should improve our understanding of the Polish-Rus' border zone, 10th to 13th century.

Quellen

- Codex: Codex Diplomaticus et Epistolaris Regni Bohemiae. Hrsg. v. *Gustav Friedrich*. – Prag 1904–1907, Bd. I, S. 805–1197.
- Cosmas I*: Cosmae Pragensis Chronica Boemorum. Hrsg. v. *Berthold Bretholz*. – Berlin 1955 (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum, N.S., 2).
- Cosmas II*: Cosmas von Prag, Die Chronik Böhmens. Hrsg. v. *Franz Huf* u. *Alexander Heine*. – Essen u. Stuttgart 1987.
- DAI: Constantine Porphyrogenitus, De Administrando Imperio. Hrsg. v. *Gyula Moravcsik* u. *Romily J.H. Jenkins*. – Washington 1967 (Corpus Fontium Historiae Byzantinae, 1).
- Dagome iudex: Dagome iudex – studium krytyczne. Hrsg. v. *Brigitta Kürbisówna*. – In: Tymieniecki, Kazimierz [Hrsg.]: Początki Państwa Polskiego. Księga Tysiąclecia. Poznań 1962, Bd. I, Organizacja polityczna, S. 363–424.
- Descriptio civitatum: Descriptio civitatum (Geographus Bavarus). Erläuterungen und Edition. – In: Herrmann, E.: Slawisch-Germanische Beziehungen im südostdeutschen Raum von der Spätantike bis zum Ungarnsturm. Mit Quellenbuch mit Erläuterungen. München 1965, (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 17), S. 212–221.
- Długosz, Jan*: Annales seu Cronicae incliti Regni Poloniae. Hrsg. v. *Ioannes Dąbrowski et al.* – Warszawa 1964, libri I–II.
- Gallus Anonymus I*: Galli Anonymi cronicae et gesta ducum sive principum Polonorum. Hrsg. v. *Karol Maleczyński*. – Kraków 1952 (Monumenta Poloniae Historica, Seria II, 2).
- Gallus Anonymus II*: Polens Anfänge – Gallus Anonymus: Chronik und Taten der Herzöge und Fürsten von Polen. Hrsg. v. *Josef Bujnoch*. – Graz, Wien u. Köln 1978 (Slawische Geschichtsschreiber, 10).
- Ibrâhîm*: Bericht des *Ibrâhîm ibn Jaqûb* von seiner Reise in die Slavenländer in der Überlieferung des al-Bekrî, [in:] Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Hrsg. v. *Georg Jacob*. – Berlin u. Leipzig 1927 (Quellen zur deutschen Volkskunde, 1), S. 9–18.
- IL: Ipat'evskaja letopis', Polnoe Sobranie Russkich' Letopisej, 2. – Peterburg 1908.
- Nestorchronik*: Die Nestorchronik. Die altrussische Chronik, dem Mönch des Kiewer Höhlenklosters Nestor zugeschrieben, in der Redaktion des Abtes Sil'vestr aus dem Jahre 1116, nach den Handschriften rekonstruiert. Lavrent'evskaja, Radzivilovskaja, Akademičeskaja, Troickaja, Ipat'evskaja und Chlebnikovskaja, *Ludolf Müller* [Hrsg.], Forum Slavicum, 56. – München 2001.
- Thietmar*: Thietmar von Merseburg, Chronik. Hrsg. v. *Werner Trillmich*. – Darmstadt 1957 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, 9).
- Povest': Povest' vremennych let. Bd. I, Tekst i perevod. Hrsg. v. *Dmitrij S. Lichačev et al.* – Moskva u. Leningrad 1950.

Literatur

- Abramowicz, Andrzej* (1959): Ceramika z Czeremna nad Huczwą. – In: Archeologia Polski 4, S. 149–185.
- Adamski, Łukasz* (2009): Naukowo-polityczna działalność Mychajła Hruszewskiego a konflikty narodowościowe na Uniwersytecie Lwowskim. – In: Kwartalnik Historyczny 116, S. 129–156.
- Althoff, Gerd* (2009): Spielregeln und Ironie im Gallus Anonymus. – In: Althoff, Gerd; Keller, Hagen u. Meier, Christel [Hrsg.]: Frühmittelalterliche Studien. Berlin u. New York (Frühmittelalterliche Studien, 43), S. 407–415.

- Althoff, Gerd u. Meier, Christel (2011):* Ironie im Mittelalter. Hermeneutik – Dichtung – Politik. – Darmstadt.
- Aust, Martin (2009):* Polen und Russland im Streit um die Ukraine. Konkurrierende Erinnerungen an die Kriege des 17. Jahrhunderts in den Jahren 1934 bis 2006. – Wiesbaden (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 74).
- Banaszkiewicz, Jacek (1990):* Bolesław i Peredśława. Uwagi o uroczystości становienia władcy w związku z wejściem Chrobrego do Kijowa. – In: *Kwartalnik Historyczny* 97, H. 3–4, S. 3–35.
- Blachowska, Katarzyna (2005):* Dzieje Rusi w badaniach historyków lwowskich dwudziestolecia międzywojennego. – In: Maternicki, Jerzy u. Zaszkilniak, Leonid [Hrsg.]: *Wielokulturowe środowisko historyczne Lwowa w XIX i XX w., Bd. III.* Rzeszów, S. 380–391.
- Blachowska, Katarzyna (2008):* Ruś Czerwona w oczach koryfeuszy polskiej historiografii – Adama Naruszewicza i Joachima Lelewela. – In: Pisulińska, Joanna; Sierżęga, Paweł u. Zaszkilniak, Leonid [Hrsg.]: *Historia-Mentalność-Tożsamość. Miejsce i rola historii oraz historyków w życiu narodu polskiego i ukraińskiego w XIX i XX wieku.* Rzeszów, S. 144–156.
- Bömelburg, Hans-Jürgen; Gestrich, Andreas u. Schnabel-Schüle, Helga [Hrsg.] (im Druck):* Die Teilungen Polen-Litauens: Inklusions- und Exklusionsmechanismen – Traditionsbildung – Vergleichsebenen. Osnabrück.
- Borodziej, Włodzimierz (2000):* Die polnische Grenzdiskussion im Lande und im Exil (1939–1945). – In: Lemberg, Hans [Hrsg.]: *Grenzen in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Aktuelle Forschungsprobleme.* Marburg (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, 10), S. 137–148.
- Borodziej, Włodzimierz (2010):* Geschichte Polens im 20. Jahrhundert. – München.
- Bosl, Karl (1976):* Wirtschaftlich-politische Beziehungen der Residenz- und Fernhandelsstadt Regensburg zum slavischen Osten. – In: Bosl, Karl: *Böhmen und seine Nachbarn. Gesellschaft, Politik und Kultur in Mitteleuropa.* München, Wien (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 32), S. 157–165.
- Buko, Andrzej (im Druck):* Byzantine cultural enclave in Central Europe? An example of the mortared tower complex at Stołpie (south-eastern Poland). – In: Salamon, Maciej et al. [Hrsg.]: *Rome, Constantinople and Newly-Converted Europe: Archaeological and historical evidence*, Bd. I, *U Źródeł Europy Środkowo-Wschodniej / Frühzeit Ostmitteleuropas* 1,1. Kraków u.a.
- Cetwiński, Mariusz (2005):* ›Rex insulsius‹ i ›parasitis exercitus‹ czyli pycha Rusina ukarana (Gall, I,10; Kadłubek, II, 12). – In: Dudek, Jarosław; Janiszewska, Daria u. Świdarska-Włodarczyk, Urszula [Hrsg.]: *Europa Środkowo-Wschodnia. Ideologia, historia a społeczeństwo. Księga poświęcona pamięci Profesora Wojciecha Peltza.* Zielona Góra, S. 323–334.
- Čikalenko, Lev (1996):* Spravozdannja z rozkopok v okolicjach starodav'nogo Června vlitku 1940 roku. – In: *Zapiski Naukovogo Tovaristva im. Ševčenka* 235, S. 623–635.
- Cygan, Sylwia; Glinianowicz, Marcin u. Kotowicz, Piotr N. [Hrsg.] (2011):* In campis, silvis... et urbe. Średniowieczny obrządek pogrzebowy na pograniczu polsko-ruskim. – Rzeszów u. Sanok (*Collectio Archaeologica Ressoviensis*, 14).
- Eberhardt, Piotr (2006):* Polish eastern border changes in 1939–1945. – In: *Annales Geographicae* 39, H. 2, S. 29–44.
- Font, Márta (1990 (1991):* Politische Beziehungen zwischen Ungarn und der Kiever Rus' im 12. Jahrhundert. – München (*Ungarn-Jahrbuch*, 18), S. 1–18.
- Ginałski, Jerzy (im Druck):* Ein frühmittelalterlicher Sakralkomplex auf dem Burgwall »Horodyszcze« in Trepcza bei Sanok. – In: Salamon Maciej et al. [Hrsg.]: *Rome,*

- Constantinople and Newly-Converted Europe: Archaeological and historical evidence, Bd. I, U Źródeł Europy Środkowo-Wschodniej / Frühzeit Ostmitteleuropas 1,2. Kraków u.a.
- Golczewski, Frank (2010)*: Deutsche und Ukrainer 1914–1939. – Paderborn u.a.
- Grekov, Boris (1939)*: Drevnejšie sud'by Zapadnoj Ukrainy. – In: Novyj mir 10–11, S. 248–256.
- Grelka, Frank (2005)*: Die ukrainische Nationalbewegung: unter deutscher Besatzungsherrschaft 1918 und 1941/42. – Wiesbaden (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, 38).
- Grodziski, Stanisław (1999)*: Polska w czasach przełomu (1764–1815). – Kraków (Wielka Historia Polski, 6).
- Gurba, Jan (1980/1981)*: Kamienna ikonka z wyobrażeniem Chrystusa z Czerwna-Czerwienia. – In: Annales Universitatis Mariae Curie-Skłodowska Lublin-Polonia, 35/36.2., 1 sectio F: S. 2–29.
- Hackmann, Jörg (2011)*: German east or Polish west? Historiographical discourses on the German-Polish overlap between confrontation and reconciliation, 1772–2000. – In: Frank, Tibor u. Hadler, Frank [Hrsg.]: Disputed territories and shared pasts. Overlapping national histories in modern Europe. Basingstoke (Writing the Nation, 6), S. 92–124.
- Haldon, John (2010)*: The Palgrave atlas of Byzantine history. – Basingstoke.
- Hardt, Matthias (2007)*: Die Donau als Verkehrs- und Kommunikationsweg zwischen der ostfränkischen Residenz Regensburg und den Zentren an der mittleren Donau im 9. Jahrhundert. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 25, S. 103–120.
- Hardt, Matthias (im Druck)*: Frühe Grenzen im Blick der europäischen Mediävistik. – In: Salamon, Maciej et al. [Hrsg.]: Rome, Constantinople and Newly-Converted Europe: Archaeological and historical evidence, Bd. I, U Źródeł Europy Środkowo-Wschodniej / Frühzeit Ostmitteleuropas 1,1. Kraków u.a.
- Hecker, Hans (2009)*: Curzon-Linie. – In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd u. Renz, Irina [Hrsg.]: Enzyklopädie erster Weltkrieg. Paderborn, S. 421.
- Hruschewskij, Mychajlo (1916)*: Geschichte der Ukraine, Teil I. – Lemberg.
- Hryciuk, Grzegorz (2010a)*: Polen aus Wolhynien und Ostgalizien: Ermordung und Flucht. – In: Brandes, Detlef; Sundhaussen, Holm u. Troebst, Stefan [Hrsg.]: Lexikon der Vertreibungen. Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts. Wien, Köln u. Weimar, S. 529–532.
- Hryciuk, Grzegorz (2010b)*: Aktion ›Weichsel‹. – In: Brandes, Detlef; Sundhaussen, Holm u. Troebst, Stefan [Hrsg.]: Lexikon der Vertreibungen. Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts. Wien, Köln u. Weimar, S. 27–28.
- Isaewič, Jaroslav D. (1972)*: ›Grady červenske i Peremyšlskaja zemlja v političeskich vzaimootnošenijach meždu vostočnymi i zapadnymi slavjanami (konec IX – načalo XI v.). – In: Issledovanija po istorii slawjanskich i balkanskich narodov. Epocha srednevekovja. Moskva, S. 107–124.
- Janeczek, Andrzej (2011)*: Towns on the frontier. The frontier in towns. Multiethnic urban communities in Red Ruthenia in late middle ages. – In: Quaestiones Mediae Aevi Novae 16, S. 235–264.
- Jażdżewski, Konrad (1959)*: Ogólne wiadomości o Czerwnie – Czerwieniu. – In: Archeologia Polski 4, S. 67–91.
- Jażdżewski, Konrad (1995)*: Pamiętniki. Wspomnienia polskiego archeologa z XX wieku. – Łódź.

- Jusupović, Adrian (2007):* Tak zwany »Latopis Połocki« w przekazie Wasilja Tatišceva. Rola Drohiczyzna w kontaktach polsko-ruskich drugiej połowy XII wieku. – In: *Studia Źródłoznawcze* 45, S. 15–32.
- Kalaga, Joanna (Im Druck):* The early medieval hillfort at Sasiadka in the light of 1930s–1950s research. Current status of post-excavation analysis of the archival record in the University of Warsaw. – In: Salamon, Maciej et al. [Hrsg.]: *Rome, Constantinople and Newly-Converted Europe: Archaeological and historical evidence*, Bd. I, U Źródeł Europy Środkowo-Wschodniej / Frühzeit Ostmitteleuropas 1,1. Kraków u.a.
- Kaminsky, Anna; Müller, Dietmar u. Troebst, Stefan [Hrsg.] (2011):* Der Hitler-Stalin-Pakt 1939 in den Erinnerungskulturen der Europäer. – Göttingen (Moderne Europäische Geschichte, 1).
- Kobyliński, Zbigniew u. Rutkowska, Grażyna (2005):* Propagandist use of history and archaeology in justification of Polish rights to the »Recovered Territories« after World War II. – In: *Archeologia Polona* 43, S. 51–124.
- Koj, Lidia u. Koj, Jacek (1983):* Wyniki badań wału grodziska wczesnośredniowiecznego w Czerminie-Czerwieniu. – In: *Archeologiczne Listy* 6, S. 1–4.
- Kokowski, Andrzej u. Kokowski, Ewa (1998):* Dalsze wczesnośredniowieczne relikwiarze- enkolpiony i metalowe krzyżyki z Gródka nad Bugiem. – In: *Archeologia Polski Środkowowschodniej* 3, S. 300–302.
- Kowalczyk, Elżbieta (1987):* Systemy obronne wałów podłużnych we wczesnym średniowieczu na ziemiach polskich. – Wrocław u.a. (Biblioteka Archeologiczna, 26).
- Kowalczyk, Elżbieta (2000):* Momenty geograficzne państwa Bolesława Chrobrego. Na styku historii i archeologii. – In: *Kwartalnik Historyczny* 57, S. 41–76.
- Kuczyński, Stefan Maria (1965):* O wyprawie Włodzimierza I ku Lachom na podstawie wzmianki z r. 981 w Opowieści lat doczesnych. – In: Kuczyński, Stefan Maria: *Studia z dziejów Europy Wschodniej X–XVII w.* Warszawa, S. 33–118.
- Kurnatowska, Zofia (1997):* Czy millenium było »tragedią polskiej archeologii«? – In: *Archeologia i starożytnicy. Studia dedykowane Profesorowi Andrzejowi Abramowiczowi w 70 rocznicę urodzin.* Łódź, S. 147–156.
- Kurnatowska, Zofia u. Kurnatowski, Stanisław (Poznań):* Der Einfluss nationalistischer Ideen auf die mitteleuropäische Urgeschichtsforschung. – In: Piskorski, Jan M.; Hackmann, Jörg u. Jaworski, Rudolf [Hrsg.]: *Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Disziplinen im Vergleich.* Osnabrück (Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung, 1), S. 93–103.
- Kürbis, Brigitte (1987):* Johannes Długosz als Geschichtsschreiber. – In: Patze, Hans [Hrsg.]: *Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein im späten Mittelalter.* Stuttgart (Vorträge und Forschungen, 31), S. 483–496.
- Kuśnierz, Jerzy (im Druck):* Das mittelalterliche Körpergräberfeld auf dem Burgwall von Gródek (altrussischer Volyn') in Anbetracht der erhaltenen Grabungsdokumentation des Vorstandes zur Erforschung der Červenischen Burgen (1952–1955). – In: Salamon, Maciej et al. [Hrsg.]: *Rome, Constantinople and newly-converted Europe: Archaeological and historical evidence*, Bd. I, U Źródeł Europy Środkowo-Wschodniej / Frühzeit Ostmitteleuropas 1,1. Kraków u.a.
- Labuda, Gerard (1981):* Der Zug des russischen Großfürsten Vladimir gegen die Ljachen im Jahre 981. Ein Beitrag zur Ausbildung der polnisch-russischen Grenze im 10. Jahrhundert. – In: Haustein, Ulrich; Strobel, Georg W. u. Wagner, Gerhard [Hrsg.]: *Ostmitteleuropa. Berichte und Forschungen.* Stuttgart, S. 11–19.
- Labuda, Gerard (1988):* Studia nad początkami państwa polskiego, Uniwersytet im. Adama Mickiewicza, Bd. II. – Poznań (Seria Historia, 140).

- Labuda, Gerard (1996)*: Diskussionsbeitrag. – In: Parczewski, Michał [Hrsg.]: Początki sąsiedztwa. Pogranicze etniczne polsko-rusko-słowackie w średniowieczu. Rzeszów, S. 27–28.
- Lech, Jacek (1997/1998)*: Between captivity and freedom: Polish archaeology in the 20th century. – In: *Archaeologia Polona*, 35–36 (1997–1998 [Special theme: Archaeology in the 20th century. Ideas-People-Research]), S. 25–222.
- Lübke, Christian (2003)*: Außenpolitik im östlichen Mitteleuropa: Expansion und Hegemonie am Beispiel Polens und des Landes Halič-Volyn' (bis 1387). – In: Wünsch, Thomas [Hrsg.]: Das Reich und Polen. Parallelen, Interaktionen und Formen der Akkulturation im hohen und späten Mittelalter. Sigmaringen (Vorträge und Forschungen, 59), S. 21–58.
- Lübke, Christian (2004)*: Kernräume und Peripherien als Faktoren der Gestaltung Polens im Laufe eines Jahrtausends (10. bis 20. Jahrhundert). – In: *Siedlungsforschung. Archäologie-Geschichte-Geographie* 22, S. 89–103.
- Lübke, Christian u. Wołoszyn, Marcin* [in Zusammenarbeit mit *Piotrowski, Marcin*] (2012): Bevor Skrzetuski Bohun kennenlernte. Die Archäologie und das mittelalterliche Grenzgebiet zwischen Polen und der alten Rus'. – In: *Mitropa. Jahresheft des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas* 2012, S. 8–15
- Losy cerkwi w Polsce po 1944 roku. – Rzeszów 1997.
- Łowmiański, Henryk (1953)*: Problematyka historyczna Grodów Czerwieńskich w związku z planem zespołowych badań polsko-radzieckich. – In: *Kwartalnik Historyczny* 60, S. 58–85.
- Makarski, Władysław (1996)*: Pogranicze polsko-ruskie do połowy wieku XIV. Studium językowo-etniczne. – Lublin.
- Matla-Kozłowska, Marzena (2008)*: Pierwsi Przemyślidzi i ich państwo (od X do połowy XI wieku). Ekspansja terytorialna i jej polityczne uwarunkowania. – Poznań.
- Motyka, Grzegorz (2011)*: Od Rzezi Wołyńskiej do akcji ›Wisła‹. Konflikt polsko-ukraiński 1943–1947. – Kraków.
- Mühle, Eduard (2011a)*: Neue Vorschläge zur Herkunft des Gallus Anonymus und zur Deutung seiner Chronik. – In: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 60, S. 267–285.
- Mühle, Eduard (2011b)*: Die Piasten. Polen im Mittelalter. – München.
- Musianowicz, Krystyna (1969)*: Drohiczyn we wczesnym średniowieczu. – In: *Materiały Wczesnośredniowieczne* 6, S. 7–235.
- Nadolski, Andrzej (1959)*: Prace wykopaliskowe w Czerminie nad Huczwą, pow. Tomaszów Lubelski, w 1952 r. – In: *Archeologia Polski* 4, S. 93–103.
- Naruszewicz, Adam (1836)*: *Historia narodu polskiego*, Bd. IV. – Lipsk³.
- Nazarenko, Alexandre V. (2001)*: Drevnjaja Rus' na meždunarodnych putjach. Meždisciplinarnye očerki kul'turnych, torgovych, političeskich svjazej IX–XII vekov. – Moskwa.
- Obolensky, Dimitri (1971)*: The Byzantine Commonwealth. Eastern Europe, 500–1453. – Suffolk.
- Osterrieder, Markus (2000)*: Kulturverbindungen zwischen Regensburg und Kiev (10.–13. Jh.) und die Rolle der Iren. – In: Beyer-Thoma, Hermann [Hrsg.]: Bayern und Ost-europa. Aus der Geschichte der Beziehungen Bayerns, Frankens und Schwabens mit Russland, der Ukraine und Weißrussland. Wiesbaden, S. 25–56.
- Pacholkiv, Svjatoslav (2000)*: Das Werden einer Grenze. – In: Heindl-Langer, Waltraud u. Saurer, Edith [Hrsg.]: Grenze und Staat. Passwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht

- und Fremden gesetzgebung in der österreichischen Monarchie (1750–1867). Wien, S. 517–618.
- Panasiewicz, Waclaw u. Wołoszyn, Marcin (2002)*: Staroruskie miniaturowe toporki z Gródka, pow. Hrubieszów. – In: *Archeologia Polski* 47, S. 245–286.
- Parczewski, Michał (1997)*: Die Teilung des Ost- und Westslawentums als Ergebnis staatlicher und ideologischer Trennung im 10. und 11. Jahrhundert. – In: Müller-Wille, Michael [Hrsg.]: *Rom und Byzanz im Norden. Mission und Glaubenswechsel im Ostseeraum während des 8.–14. Jahrhunderts. Internationale Fachkonferenz der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Kiel, 18.–25. September 1994, Bd. II, Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, 1997/3.I.* Mainz u. Stuttgart, S. 215–226.
- Parczewski, Michał (2007)*: Das Problem der Lendzanen und die Bildung der polnisch-altrussischen ethnischen Grenze. – In: Dębiec, Maciej u. Wołoszyn, Marcin [Hrsg.]: *Frühzeit Ostmitteleuropas. Das polnisch-ukrainische Grenzgebiet aus archäologischer Perspektive.* Rzeszów (Collectio Archaeologica Ressoviensis, 5), S. 161–176.
- Parczewski, Michał. [Hrsg.] (1996)*: Początki sąsiedztwa. Pogranicze etniczne polsko-rusko-słowackie w średniowieczu. – Rzeszów.
- Piotrowski, Marcin u. Wołoszyn, Marcin (2012)*: Skarby bizuterii z Czeramna – konteksty. – In: *Zamojski Kwartalnik Kulturalny* 110, H. 1, S. 51–55.
- Pohl, Dieter (2010)*: Ukrainische Aufstandsarmee und Polen in der Westukraine 1943/44. – In: Brandes, Detlef; Sundhaussen, Holm u. Troebst, Stefan. [Hrsg.]: *Lexikon der Vertreibungen. Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts.* Wien, Köln u. Weimar, S. 675–677.
- Poleski Jacek (2009)*: Awarische Funde in Polen. Zur Frage der Gestaltung von Kulturregionen bei den Westslawen in der zweiten Hälfte des 7. Jhs. – Anfang des 10. Jhs. – In: *Acta Archaeologica Carpathica* 44, S. 97–136.
- Poleski, Jacek (2011)*: Naszacowice. Ein frühmittelalterlicher Burgwall am Dunajec, Bd. II, Fundstoff, Funktion, interregionale Beziehungen. Burgenbau in Klempolen. – Kraków (Moravia Magna. Seria Polona, 3).
- Poppe, Andrzej (1958)*: Gród Wołyń. Z zagadnień osadnictwa wczesnośredniowiecznego na pograniczu polsko-ruskim. – In: *Studia Wczesnośredniowieczne* 4, S. 227–300.
- Poppe, Andrzej (1995)*: Spuścizna po Włodzimierzu Wielkim. Walka o tron kijowski 1015–1019. – In: *Kwartalnik Historyczny* 102, S. 3–22.
- Rauhut, Lechosław (1956a)*: Sprawozdanie z badań w 1954 r. nad konstrukcją wału grodowego w Gródku Nadbużnym. – In: *Sprawozdania Archeologiczne* 2, S. 65–68.
- Rauhut, Lechosław (1956b)*: Średniowieczne cmentarzysko szkieletowe na stanowisku 1 A w Gródku Nadbużnym. – In: *Sprawozdania Archeologiczne* 2, S. 78–81.
- Rhode, Ghode (1955)*: Die Ostgrenze Polens. Politische Entwicklung, kulturelle Bedeutung und geistige Auswirkung, Band I, Im Mittelalter bis zum Jahre 1401. – Köln u. Graz.
- Rutowska, Maria (2000)*: Elementy polityki wobec niemieckiej spuścizny kulturowej na Ziemiach Zachodnich i Północnych (1945–1950). – In: Mazur, Zbigniew. [Hrsg.]: *Wspólne dziedzictwo? Ze studiów nad stosunkiem do spuścizny kulturowej na Ziemiach Zachodnich i Północnych.* Ziemia Zachodnie – Studia i materiały 22. Poznań, S. 167–200.
- Salamon, Maciej (1993)*: ›Amicus‹ or ›hostis‹? Boleslav the Valiant and Byzantium. – In: *Byzantinoslavica* 54, S. 114–120.
- Salamon, Maciej et al. (im Druck) [Hrsg.]*: Rome, Constantinople and Newly-Converted Europe: Archaeological and Historical Evidence, Band I–II, U Źródeł Europy Środkowo-Wschodniej / Frühzeit Ostmitteleuropas 1,1–2. Kraków u.a.

- Sienkiewicz, Witold u. Hryciuk, Grzegorz [Hrsg.] (2009):* Atlas Zwangsumsiedlung, Flucht und Vertreibung. Ostmitteleuropa 1939–1959. – Warszawa.
- Sikora, Przemysław u. Wołoszyn, Marcin (2011):* 981 – Volodimer zog zu den Ljachen und nahm ihre Städte: Peremyśl', Červen und die anderen Städte. Forschungsgeschichte und neuere Untersuchungen zu den Červenischen Burgen. – In: Biermann, Felix; Kersting, Thomas u. Klammt, Anna [Hrsg.]: Der Wandel um 1000. Beiträge der Sektion zur slawischen Frühgeschichte der 18. Jahrestagung des Mittel- und Ostdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Greifswald, 23. bis 27. März 2009. Langenweissbach (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, 60), S. 233–248.
- Smoleń, Mieczysław (2004):* Wymiana terytoriów między Polską a ZSRR w 1951 r. – In: Diec, Joachim, Tyszkiewicz, Adrian [Hrsg.]: Związek Radziecki wobec krajów Europy Środkowej i Wschodniej 1920–1991. Kraków, S. 85–101.
- Sosnowska, Ewa [Hrsg.] (2010):* Przemysł wczesnośredniowieczny. – Warszawa (Origines Polonorum, 3).
- Stepień, Stanisław (2001):* Die polnisch-ukrainische Grenze in den zurückliegenden fünfzig Jahren. – In: Schultz, Helga [Hrsg.]: Grenzen im Ostblock und ihre Überwindung. Berlin (Frankfurter Studien zur Grenzregion, 6), S. 259–271.
- Stobiecki, Rafał (1993):* Historia pod nadzorem. Spory o nowy model historii w Polsce (II połowa lat czterdziestych – początek lat pięćdziesiątych). – Łódź.
- Stobiecki Rafał (2011):* National history and imperial history: A look at Polish-Russian historiographical disputes on the borderlands in the nineteenth and twentieth Centuries. – In: Tibor, Frank u. Hadler, Frank [Hrsg.]: Disputed territories and shared pasts. Overlapping national histories in modern Europe. Basingstoke (Writing the Nation, 6), S. 125–151.
- Stopka, Krzysztof [Hrsg.] (2010):* Gallus Anonymous and his chronicle in the context of twelfth-century historiography from the perspective of the latest research. – Kraków.
- Szelińska, Wacława (1980):* Chorografia Regni Poloniae Jana Długosza, Prace monograficzne Wyższej Szkoły Pedagogicznej w Krakowie, 40. – Kraków.
- Tebinka, Jacek (1994):* Proponowana zmiana polskiej granicy wschodniej w 1952 r. – In: Dzieje Najnowsze, z. 3, S. 71–75.
- Tyszkiewicz, Jan (2003):* Przyroda i kraj ojczysty w pracach Jana Długosza. – In: Tyszkiewicz, Jan: Geografia historyczna Polski w średniowieczu. Warszawa, S. 173–187.
- Tyszkiewicz, Jan (2004):* The oldest border of the Piast State – an attempted summary. – In: Questiones Medii Aevi Novae, 9, S. 183–204.
- Tyszkiewicz, Jan (2008):* Uwagi o działalności politycznej St. Zakrzewskiego. – In: Pisulińska, Joanna; Sierżęga, Paweł u. Zaskilniak, Leonid [Hrsg.]: Historia-Mentalność-Tożsamość. Miejsce i rola historii oraz historyków w życiu narodu polskiego i ukraińskiego w XIX i XX wieku. Rzeszów, S. 459–470.
- Urbański, Andrzej (2000):* Nowe datowanie grodziska w Czermnie nad Huczwą. – In: Buko, Andrzej u. Świechowski, Zbigniew [Hrsg.]: Osadnictwo i architektura ziem polskich w dobie Zjazdu Gnieźnieńskiego. Warszawa, S. 239–243.
- Włodarski, Bronisław (1966):* Polska i Ruś 1194–1340. – Warszawa.
- Wołoszyn, Marcin (2003):* Archeologiczne zabytki pochodzenia bizantyńskiego i ruskiego z okresu od połowy X do połowy XIII w. z obszaru Polski południowej, Bd. I–VII [Dissertation – Typoskript im Archiv des Instituts für Archäologie der Jagiellonen-Universität]. – Kraków.
- Wołoszyn, Marcin (2003):* Archäologische Kleinfunde der byzantinischen und altrussischen Herkunft aus Südpolen im 10.–13. Jh. – In: Recherches Archeologiques de 1999–2003, S. 487–496.

- Wünsch, Thomas u. Janeczek, Andrzej [Hrsg.] (2004): On the frontier of Latin Europe. Integration and segregation in Red Ruthenia, 1350–1600. – Warsaw.
- Zakrzewski, Stanisław (1919): Polacy i Rusini na ziemi czerwieńskiej w przeszłości. – Lwów.
- Zaremba, Marcin (2011): Im nationalen Gewande. Strategien kommunistischer Herrschaftslegitimation in Polen 1944–1980, *Klio in Polen*, 14. – Göttingen.
- Zazuliak, Yurii (2011): The frontier society, violence and the crisis of public order in the fifteenth-century kingdom of Poland (The case of Red Ruthenia). – In: *Quaestiones Medii Aevi Novae* 16, S. 179–202.
- Zbierski, Andrzej (1959): Wczesnośredniowieczne materiały archeologiczne z Czeremna nad Huczwą (Zabytki ruchome z wyjątkiem ceramiki). – In: *Archeologia Polski* 4, S. 105–148.
- Żmudzki, Paweł (2009): Władca i wojownicy. O wodzach, drużynie i wojnach w najdawniejszej historiografii Polski i Rusi. – Wrocław.
- Zoll-Adamikowa, Helena (1996): Wczesnośredniowieczny obrządek pogrzebowy a zróżnicowanie etniczne na pograniczu polsko-ruskim. – In: Parczewski Michał [Hrsg.]: *Początki sąsiedztwa. Pogranicze etniczne polsko-rusko-słowackie w średniowieczu*. Rzeszów, S. 82–90.

Christian Schneider

Modernisierung für nachhaltige Landnutzung? Entwicklung einer traditionellen Kulturlandschaft im Süden Polens¹

Mit 6 Abbildungen

- 1 Diversifizierung oder Homogenisierung europäischer Landschaften? –
Zwei gegensätzliche Diskurse über die Landschaftsentwicklung in Europa

1.1 Diversität und extensive Landnutzung als Vorbild

Strukturreiche, traditionelle Kulturlandschaften gelten gemeinhin als Vorbild für die nachhaltige Entwicklung des ländlichen Raums (FAO 2009; Bär 2007; Astyk 2007; Antrop 2006; Müller 2005). Die über Jahrhunderte stückweise gewachsenen Landnutzungssysteme haben eine vielgestaltige Landschaftsstruktur und hohe Agrar-Biodiversität hervorgebracht (Harrop 2007, S. 296). Die zumeist kleinteilig fragmentierten Flächen bildeten ein heterogenes Mosaik verschiedener Habitate für Flora und Fauna. Auf dem Vorbild dieser Landschaften, wie sie bis ins 19. Jahrhundert in weiten Teilen Europas existierten, basieren daher die Konzepte der Roten Listen bedrohter Arten oder bedrohter Biotoptypen (Buder 1999; Fischer 1992). Das Paradigma der Nachhaltigkeit findet scheinbar in den historischen Zuständen von Landschaften eine bessere Entsprechung als in modernisierten mit intensiver, industrialisierter Nutzung. Deshalb werden traditionelle Kulturlandschaften als Leitbild für Entwicklungskonzepte der Raumplanung genutzt (Rescia *et al.* 2008; Paracchini *et al.* 2007; Plieninger *et al.* 2006). Zudem rückt die multidimensionale Bedeutung von Landschaften für Nahrungsmittelproduktion, ökologische Regulation, Biodiversität aber auch für ästhetische und kulturelle Ausstrahlung immer stärker in den Fokus (Pulecka u. Kupidura 2008, S. 1).

Angesichts des anhaltenden Verschwindens traditioneller Agrarsysteme und den daraus resultierenden Landschaften hat sich zumindest im wissenschaftlichen und planerischen Denken ein Trend zur Rediversifizierung durchgesetzt (Paracchini *et al.* 2008; Plieninger *et al.* 2007). Dieser ist motiviert durch die negativen Auswirkungen industrialisierter Agrarproduktion und der daran gebundenen ho-

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

mogenisierten, großräumlichen Landschaften. Denn die nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa entstandenen ausgeräumten ländlichen Räume sind gekennzeichnet durch die Erosion von Böden, Humusabbau, Belastung der Gewässer, den Verlust von Habitaten und daran geknüpft der Biodiversität (*Wertime 2010; Stoate et al. 2009; Nußbaum 1997*). Zugleich stiegen die Abhängigkeit der Landwirtschaft vom Erdöl und die Anfälligkeit gegenüber klimatischen Veränderungen (*Wertime 2010; Hellwinckel u. De La Torre Ugarte 2009*).

Die Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik (GAP) der EU sieht einige Maßnahmen vor, um diesen Entwicklungen zu begegnen (*Butler et al. 2010; Muessner et al. 2006*). Rediversifizierung, also die Rückgewinnung von Strukturvielfalt der Landschaften und die Förderung weniger intensiver Landnutzungssysteme spielen dabei eine wichtige Rolle (*SächsNatSchG 2007, § 1 C; DLKG 2004, S. 36*).

1.2 Homogenisierung und Intensivierung

Traditionelle Kulturlandschaften sind heute, auf verschiedenen Skalen einem anhaltenden Trend zur Homogenisierung ausgesetzt. Die Ausrichtung auf internationale Agrarmärkte und die politische Regulation des Agrarsektors führt zur Angleichung der Produktionsmethoden und Landschaftsformate (*Bello 2010, S. 15ff.; Rescia et al. 2008, S. 30*). Auf regionaler Ebene kommt es dadurch zur verstärkten Konzentration auf naturräumlich hochproduktive, wirtschaftlich gut inwertsetzbare Standorte. Naturräumlich weniger gut ausgestattete Räume fallen zunehmend aus der Nutzung (*Lomba 2011, S. 248*).

Im Osten Polens lässt sich das Streben nach Intensivierung der Nutzung traditioneller Landschaften exemplarisch nachvollziehen (*PROW 2007, S. 41; MinRol 2004:73*). Angeschlossen an die Agrarpolitik der EU sind die Entwicklungsziele in der Verordnung (EG) Nr. 1257/1999 Titel I Art. 1 Abs. 3 festgeschrieben. Um eine nachhaltige Entwicklung des ländlichen Raumes in Polen zu erreichen, sei demnach die »strukturelle Anpassung der Regionen mit Entwicklungsrückstand (Ziel 1)« und die »Förderung der wirtschaftlichen und sozialen Umstellung der Regionen mit Strukturproblemen (Ziel 2)« nötig. Unter Regionen mit Entwicklungsrückstand werden in Polen vor allem die durch traditionelle Kulturlandschaften und kleinbetriebliche Familienhöfe geprägten Landesteile verstanden. Ziel der Restrukturierung ist die Verringerung des Subsistenzanteils, die Ausrichtung am europäischen Markt, eine Vergrößerung und Modernisierung der Betriebe, die Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit und die Intensivierung der agrarischen Landnutzung (*PROW 2007, S. 130*). Vor diesem Hintergrund erfolgt auch die Auszahlung der Subventionen für die polnische Landwirtschaft, den Lebensmittelsektor und für die Entwicklung des ländlichen Raumes seit der Annäherung Polens an die EU. Dieser Trend kann als forciertes, nachholender Prozess der Homogenisierung und strukturellen Anpassung von Landnutzung und Landschaften an moderne, industrialisierte Formen der Agrarwirtschaft verstanden werden. In der nationalen Strategie zur Entwicklung des ländlichen Raumes 2007–2013 spielen dabei auch landschaftsökologische Erwägungen eine Rolle (*PROW 2007, S. 94ff.*).

1.3 Fragestellungen

Für die Entwicklung tragfähiger Landnutzungssysteme ist es von großem Interesse die beschriebenen, gegenläufigen Diskurse – Rediversifizierung der großflächigen und Homogenisierung der traditionellen Landnutzung – konstruktiv aufeinander zu beziehen. Dafür ist die beispielhafte Untersuchung einer traditionellen Lösslandschaft im Südosten von Polen sehr gut geeignet. Zu klären sind die Fragen: Zeigt die angestrebte Restrukturierung bereits landschaftsstrukturelle Auswirkungen? Wie ist die ökologische Wertigkeit der erhaltenen traditionellen Kulturlandschaft einzuschätzen? Wie ist das Landnutzungssystem hinsichtlich des Nachhaltigkeitsparadigmas zu bewerten?

2 Status quo Krakauer Lösslandschaft

2.1 Struktur und Nutzung

Das Krakauer Lössgebiet liegt im Süden Polens ca. 40 km nordöstlich von Krakau (Kraków) im Nida-Becken (Makroregiony Niecka Nidziańska) (IGiPZ 1994, Karte 53.3). Die mesozoischen Karbonatgesteine wurden während der mittel- und spätpleistozänen Kaltzeiten von einer mächtigen Lössschicht bedeckt (Marks 2005, S. 988). Im Holozän entstand ein welliges Hügelland mit den typischen Lössböden. Gegenwärtig herrscht ein kontinental beeinflusstes feuchtgemäßigtes bis feuchtwinterkaltes Klima, mit jährlichen Niederschlagsmengen von ca. 700 mm (Schneider 2009, S. 7).

Die wirtschaftliche Struktur im Untersuchungsgebiet ist durch kleinbäuerliche Höfe und ein streifenförmig parzelliertes Landnutzungssystem geprägt (MinRol 2009, S. 11; Schneider 2009, S. 4). Dessen heutige Struktur wurde zur Zeit der Teilung Polens maßgeblich geprägt. Seit dem Wiener Kongress (1815) gehörte das Gebiet zum konstitutionellen Königreich Polen (Kongresspolen) und stand unter der Vorherrschaft des russischen Reiches. Es war geprägt durch eine zurückgebliebene feudale Agrarwirtschaft (Viehrig 2007, S. 22). Mit der faktischen Annexion ab 1830 wuchs der Einfluss Russlands. Dies schlug sich auch in der Umstrukturierung der Landwirtschaft nieder (Dobrowolska 1961, S. 42). Um den Einfluss des polnischen Adels zu schwächen, wurde im Zuge einer Agrarreform ab 1864 Gutsländereien in bäuerlichen Besitz übergeben (Viehrig 2007, S. 22f.). Gutsländereien wurden aufgeteilt und landlose Bauern angesiedelt (Woehlke 1966, zit. in Viehrig 2007, S. 22). Diese teilten die Höfe nach dem Prinzip der Realerbteilung zu gleichen Teilen auf die nachfolgenden Generationen auf. Auch die nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg begonnenen Bodenreformen konnten die weitere Verkleinerung der Höfe nicht stoppen (Głębocki 2006, S. 37). Dieser Trend hält bis heute an (MinRol 2009, S. 11; Głębocki 2006, S. 38) (vgl. Abb. 1). Daher kann die gegenwärtige Landschaftsstruktur als vergleichbar mit der des 19. Jahrhunderts gelten, wie sie auch in weiten Teilen Europas existierte.

Heute beträgt die durchschnittliche Größe der Betriebe zwischen drei und fünf Hektar (PROW 2007, S. 36). In den Wojewodschaften Małopolskie und Podkarpackie bewirtschaften mehr als 80 % der Bauern Flächen, die kleiner sind als fünf



Abb. 1: *Kleinteilige Streifenflur*
Foto: Martin Groll 2004

Hektar (Bański 2003, S. 26). Nach 1990 wurden keine gesetzlichen Möglichkeiten geschaffen, die eine Verkleinerung von Betrieben unter eine bestimmte Mindestgröße verhinderten (Głębocki 2006, S. 39). Aufgrund der hohen Beschäftigungszahlen und des hohen Anteils von semi-subsistenten Bauernhöfen (ca. 50 % in Polen), erfüllt die Landwirtschaft bis heute eine wichtige soziale Stütz- und Pufferfunktion (MinRol 2009, S. 8; Kwasowski u. Zaleski 2009, S. 5; Petrick 2007, S. 15). Feste familiäre Strukturen und Subsistenz mildern die Auswirkungen gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Veränderungen (Warych 2007, S. 90). Weiterhin spielen mangelnde Beschäftigungsalternativen außerhalb der Landwirtschaft und das vergleichsweise niedrige Durchschnittsalter der Betriebsleiter von unter 45 Jahren eine wichtige Rolle bei der Erhaltung der Betriebsstruktur (Petrick 2007, S. 15f.). Auch die Förderpolitik der EU unterstützt bislang die kleinteilige Struktur (ebd.; Wrobel 2004, S. 153).

Weiterhin spielt das große Ausmaß der Flurzersplitterung eine wichtige Rolle für den Erhalt der Kulturlandschaft (Schneider 2009, 13; Bułkowska u. Chmurzyńska 2007, S. 1) (vgl. Abb. 1). Die Schläge eines Hofes liegen zumeist verstreut über die Gemarkung des Dorfs und sind dabei teilweise auf mehr als zehn Parzellen aufgeteilt (Bezlepina et al. 2008, S. 4).

In ihrer Struktur ähneln viele Klein- und Kleinstbetriebe dem Ideal eines integrierten Bauernhofes (integrated farm management). Dies bedeutet: Ackerbau und in geringem Maße Viehzucht, vielfältige Kulturfolgen, geringer Düngemittel- und Pestizideinsatz und wenig industrialisierte Verarbeitungsmethoden (MinRol 2009, S. 8; Kolomyjska u. Dobrzynska 2005, S. 20). In den letzten Jahren ist zudem der verstärkte Anbau von Obst und Sonderkulturen zu beobachten.



Abb. 2: Traditionelle Kulturlandschaft mit den typischen Reliefformen
Foto: Christian Schneider 2010)

2.2 Transformation und Homogenisierung? Landschaftsstrukturelle Entwicklungen

Augenscheinlich haben die Transformationsprozesse seit 1990 keine maßgeblichen landschaftsstrukturellen Auswirkungen gehabt. Nur vereinzelt sind im Krakauer Lössgebiet Flächen auszumachen, die vom typischen kleinparzellierten, streifenförmigen Muster abweichen (Schneider 2009, S. 81).

Die systematische Auswertung von Orthofotografien der vergangenen Jahrzehnte ergab, dass nur sehr wenige Standorte von der kleinteiligen Streifenflur abweichen. Die Aufnahmen belegen zudem, dass diese schon vor den 1980er Jahren bestanden (Schneider 2009, S. 57). Karten weisen die betreffenden Flächen ehemaligen staatlichen Betrieben zu, die im Untersuchungsgebiet nur sehr vereinzelt existierten. Häufig gingen diese auf ältere Güter und deren großen Flächenbestand zurück.

Von diesen Ausnahmen abgesehen, bestätigte die Analyse der Luftbilder die Verbreitung der kleinteiligen Landschaftsstrukturen über das gesamte Krakauer Lössgebiet (Schneider 2009, S. 19). Aufgrund der stabilisierenden Wirkung der gegenwärtigen sozioökonomischen Lage und der fragmentierten Besitzverhältnisse ist mit einem tiefgreifenden landschaftsstrukturellen Wandel im Untersuchungsgebiet mittelfristig nicht zu rechnen. So ist im nationalen Strategieplan zur Entwicklung der ländlichen Räume keine politische Initiative in Richtung Flurberreinigung aufgeführt (PROW 2007). Vielmehr sollen Marktmechanismen gestärkt werden, die durch die Vergrößerung modernisierter Landwirtschaftsbetriebe einen Strukturwandel herbeiführen (Muessner et al. 2006, S. 3).

Anders als im Nordosten Polens spielen die problematischen Auswirkungen großflächiger Landnutzung im Krakauer Lössgebiet für die nächsten Jahre keine entscheidende Rolle. Der Fokus sollte daher auf die Bewertung der ökologischen Wertigkeit und die Entwicklungsperspektiven der traditionellen Kulturlandschaft gerichtet werden.

2.3 Geoökologischer Status quo

2.3.1 Spuren der historischen und gegenwärtigen Nutzung

Das Untersuchungsgebiet trägt Spuren langer agrarischer Nutzung. Die natürliche und vom Menschen verstärkte Anfälligkeit für Bodenerosion ist im gesamten Lössgebiet sehr hoch. Dies lässt sich am flächendeckenden Auftreten bestimmter Reliefformen ablesen, wie z.B. Runsen, Hohlwege, Wölbäcker, Ackerrandstufen, wallartigen Ackerrandstreifen (Miedza) und Erosionsrinnen (vgl. Abb. 2). Sie sind Zeugnisse einer historisch und gegenwärtig intensiven Erosionsdynamik, welche nicht selten zur Aufgabe von Flächen und zu Aufforstung geführt hat. Betrachtet man zum Vergleich die intensivierten, großflächig genutzten Lösslandschaften z.B. in Sachsen, fällt auf, dass viele der genannten Erosionsformen dort nur noch als historische Überreste zu finden sind, aktuell aber nicht mehr entstehen. Heute erfüllen sie wichtige ökologische Funktionen als letzte verbliebene Strukturelemente.



Abb. 3: *Miedzastreifen in der traditionellen Kulturlandschaft*
Grafik: Christian Schneider 2011

Für das Krakauer Lössgebiet weisen *Heinrich et al.* (2007), *Schmidt* (2007) und *Schneider* (2009) eine sehr aktive Geomorphodynamik nach. Diese wird beispielsweise durch die charakteristischen Miedzastreifen belegt. Sie wurde durch anhaltende flächenhafte Erosion der Nutzflächen, wallartig herauspräpariert (vgl. Abb. 3). Vielfach bedroht Abtragung die landwirtschaftlichen Nutzflächen. Oft reichen die Seitenarme aktiver, dendritischer Runsensysteme bis an die Nutzflächen heran. Lineare Erosionsspuren auf den Feldern bezeugen die gegenwärtige Gefahr des Kerbenreißen (vgl. Abb. 4). Die kleinteilige Struktur unterstützt diese Prozesse der Landschaftsdegradation, denn sie verstärkt vielfach die Auswirkungen starker Witterungsereignisse, indem sie Abspülprozesse intensiviert. Der durch sie modifizierte und kanalisierte Abfluss führt bisweilen zu verheerender Erosion und Zerstörung (vgl. Abb. 4; *Schneider* 2009, S. 43). Die kleinteilig fragmentierte Besitzstruktur verhindert eine effektive Prävention, die über die Schläge verschiedener Besitzer hinweg, z.B. auf Einzugsgebietsebene erfolgen müsste. Zögerliche Maßnahmen werden aber häufig nur auf betrieblicher Ebene ergriffen. Zu einem gewissen Grad wirken die vielfältigen Landschaftselemente der historischen Kulturlandschaft als Erosionsschutz. Die Anlage, der Erhalt und die Pflege der Strukturen zielen aber nicht vordergründig auf diesen Effekt ab. Vielmehr repräsentieren sie ein soziokulturelles System der Fluraufteilung, das, wohl ohne Absicht, auch ökologische Auswirkungen hat (*Maas* 2001, S. 40).



Abb. 4: Verlust von Nutzflächen durch ein aktives Runsensystem
Foto: Projektseminar Jürgen Heinrich 2005

Neben den geomorphologischen Formen belegen auch die flächendeckend anthropogen überprägten und in ihrer geoökologischen Funktion veränderten Böden die anhaltende Degradation. Bereits im Luftbild lässt sich ein Muster erodierter, heller Standorte vergesellschaftet mit dunklen Kolluvien erkennen. Im Bodenmosaik wechseln kleinräumig Parabraunerdereste und deren Erosionsstadien mit flachgründigen Kult-Pararendzinen im Rohlöss sowie tiefgründigen Kolluvisolen in wenig exponierten Lagen. Standorte, an denen der Löss bis auf den darunterliegenden Mergel abgetragen wurde, tragen flachgründige Pararendzinen, die häufig nicht mehr landwirtschaftlich genutzt werden können. Diesbezüglich verweisen *Heinrich et al.* (2007, S. 607) auf die »*geoökologisch wirksame Landschaftsdegradation [...] durch eine irreversible Translokation von mineralischen und organischen Sorbenten (Tonminerale und Humus), eine Verminderung der physiologischen Gründigkeit und eine Verschlechterung des Wasserhaushalts der Standorte*«. Grundsätzlich ist daher von einer ertragsmindernden Wirkung der Bodenerosion auszugehen. Der Nährstoffhaushalt, die Hydrologie sowie die Erosionsanfälligkeit, verändern sich zu Ungunsten der landwirtschaftlichen Nutzung sowie der ökologischen Stabilität der Landschaft. Selbst bei schonenderer Nutzung können sich die wertvollen Parabraunerden oder Schwarzerden, in absehbarer Zeit nicht regenerieren. Eine nachhaltige Nutzung im strengen Sinne ist daher nicht möglich. Vor allem an stark reliefierten Standorten mit geringmächtiger Lössdecke, führt die Überformung und Degradation der Böden schnell zur erosionsbedingten Nutzungsaufgabe und Aufforstung. Der Fokus muss daher auf der Verhinderung von Degradation und Maßnahmen zum Erhalt der verbliebenen Bodenreste gelegt werden. Denn nur aufgrund der günstigen Eigenschaften des schluffigen Ausgangssubstrates gehört das Untersuchungsgebiet noch immer zu den landwirtschaftlichen Gunsträumen. Hält jedoch die Erosion der Böden und des darunterliegenden Lösses unvermindert an, so geht eine sehr wertvolle Ressource und ein agrarischer Gunstraum unwiederbringlich verloren.

2.3.2 Menschliche Umweltveränderungen als Grundlage für Biodiversität

Im Zusammenspiel mit der fragmentierten, kleinteiligen Landnutzung sorgt die hohe Erosionsdynamik für eine Fülle von Sonderstandorten und nur extensiv nutzbaren Flächen mit stark wechselnden Standortbedingungen. So bilden Runsen- und Hohlwegsysteme Waldinseln in der Agrarlandschaft. Junge Erosionskanten und erodierte Standorte auf Kalkstein und Mergel bieten Ausnahme-standorte für florische und faunistische Artenvielfalt (*Kollar* 1988, S. 20). Die menschliche Nutzung dieser Landschaft im traditionellen Format erhält und schafft also ein Mosaik unterschiedlicher Standorte und damit verschiedener Habitate für Pflanzen und Tiere (*Karaczum* 2000, S. 3). Aufgrund dieser vom Menschen verursachten hohen Geodiversität ist zugleich von einer hohen Biodiversität im Sinne hoher Arten- und Anpassungsformenanzahlen auszugehen (*Putecka* 2008, S. 1; *Bezlepikina et al.* 2008, S. 4; *Roo-Zielińska* 2000, S. 178). Denn nach der Diversitäts-Stabilitäts-Hypothese von *Elton* (2000) haben die variablen Umweltbedingungen reich strukturierter Ökosysteme eine hohe Artendiversität zur



Abb. 5: Ausgeräumte kleinparzellierte Kulturlandschaft
Foto: Christian Schneider 2010

Folge. Auch *Heinrich et al.* (2007, S. 607) und *Döhler* (2005, S. 148) argumentieren, dass aufgrund der kleinteiligen, wechselnden Langstreifenflur und der extensiv genutzten Flächen wichtige Lebensräume für Pflanzen und Tiere erhalten wurden. Dies ist die Grundlage für die biodiverse Agrarlandschaft im Untersuchungsgebiet (*Kulikowski* 2006, S. 216).

Demgegenüber steht der Eindruck, dass trotz der kleinteiligen Nutzung, die Agrarlandschaft in Teilen des Untersuchungsgebiets recht ausgeräumt ist (vgl. Abb. 5; *Schneider* 2009, S. 13). So sind die Miedzastreifen nur selten mit perennierenden Pflanzen bewachsen. Der weitaus größte Teil des Gebietes wird landwirtschaftlich genutzt und großflächig wird das Abbrennen von agrarischen Brachflächen praktiziert. Zudem kann eine hohe Intensität der Nutzung nicht ausgeschlossen werden. Diese wird nicht durch hohen Pestizid- und Düngemittelsatz erreicht, wohl aber durch den großen menschlichen Arbeitsaufwand.

3 Diskussion

3.1 Zeigt die angestrebte Restrukturierung bereits landschaftsstrukturelle Auswirkungen?

Eine großflächige landschaftsstrukturelle Homogenisierung ist auch nach zwei Jahrzehnten Transformation und EU-Angleichung nicht zu erkennen. Die Übernahme von Flächen oder die Vergrößerung von Betrieben spiegelt sich auch aufgrund der Flurzersplitterung und relativ stabilen Besitzverhältnissen bisher nicht

in der Struktur der Landschaft wider. Auch mittelfristig ist nicht mit entscheidenden Veränderungen zu rechnen. Gegenwärtig ist aus ökologischer Perspektive daher eine Fokussierung auf die Degradationsprozesse nötig, die durch die kleinparzellierte Struktur verstärkt werden oder zumindest nicht wirksam zu bekämpfen sind. Die angestrebte Restrukturierung sollte sich daran orientieren, denn nicht die Problemstellungen großflächiger, strukturarmer Landschaften, sondern eine Intensivierung aktueller Prozesse birgt gegenwärtig die größeren Risiken.

3.2 Wie ist die ökologische Wertigkeit der erhaltenen traditionellen Kulturlandschaft einzuschätzen?

Auf Basis exemplarischer, geoökologischer Standortbewertungen war eine differenzierte Betrachtung des Untersuchungsgebietes möglich (*Schneider* 2009, S. 25ff.). Im Gegensatz zu den strukturarmen Landschaften mit industrialisierter Nutzung z.B. im sächsischen Lösshügelland, wies es größere Potenziale für Biodiversität, im Sinne hoher Arten- und Anpassungsformenanzahlen bei Flora und Fauna auf. Die Vielfalt, der kleinräumige Wechsel und die Vernetzung verschiedener Habitate bieten dafür die Grundlage. Das Mosaik verschieden genutzter Anbauflächen, unterbrochen durch traditionelle Landschaftselemente wie Feldraine, Ackerterrassen und Miedzastreifen, formt das charakteristische Bild der Kulturlandschaft. Ergänzt um schonende, nicht industrialisierte Anbaumethoden sowie geringen Pflanzenschutz- und Düngemiteleinsatz, ergibt sich eine mögliche Leitbildwirkung dieser traditionellen Landschaft.

Zugleich ist der geomorphologische Strukturreichtum ein Beleg für historische und gegenwärtige Degradationsprozesse. Flächendeckend sind die Bodenprofile verkürzt und werden weiterhin erodiert. Die das traditionelle Bild der Landschaft prägenden und für die Biodiversität wichtigen Miedzastreifen, sind zugleich Beleg für wenig schonende Bearbeitungsmethoden und den langfristig unwiederbringlichen Verlust der Böden im Krakauer Lössgebiet (vgl. Abb. 3).

Das heutige post-traditionelle Landnutzungssystem, dessen Abbild die erhaltene Kulturlandschaft ist, entspricht nicht dem Paradigma der Nachhaltigkeit. Unbestritten weist es deutliche ökologische Vorzüge gegenüber industrialisierter, Großflächen-Agrarwirtschaft auf. Hinsichtlich der beschriebenen Degradationsprozesse, denen auf kleinbetrieblicher Ebene nicht beizukommen ist, gibt es aber auch deutliche Nachteile gegenüber modernisierten Nutzungssystemen und einer homogenisierten Landschaft.

4 Arbeitsfelder für Kulturlandschaftsforschung – »keeping the small scale positives but expand«

Je nach fachlicher Perspektive auf die Kulturlandschaft im Krakauer Lössgebiet können unterschiedliche Bewertungen hinsichtlich ihrer Zukunftsfähigkeit getroffen werden. Unstrittig ist jedoch, dass sich durch die Erhaltung traditioneller Elemente eine seltene Möglichkeit bietet, nachhaltige Formate auf der Basis einer reich strukturierten Landschaft zu entwickeln.

Zugleich stellt das Untersuchungsgebiet ein wertvolles ›Labor‹ dar, um vorbildhaft die Wirkung geplanter Rediversifizierungsmaßnahmen, z.B. im naturräumlich vergleichbaren Sächsischen Lösshügelland, an überlieferten traditionellen Formen zu studieren.

Um eine möglichst übergreifende ökologische Bewertung des Krakauer Lössgebietes vorzunehmen, werden zukünftige Forschungen auf Methoden der vergleichenden Landschaftsbewertung basieren, wie *Bastian* (2000) sie für Sachsen bereits angewendet hat (vgl. Abb. 6). Die hier skizzierten Ergebnisse exemplarischer Standortuntersuchungen und der Fernerkundung müssen erweitert und skalenabhängig auf das ganze Krakauer Lössgebiet übertragen werden. Ziel muss das Herausarbeiten positiver Potenziale beider Vergleichslandschaften sein, die eine Verbesserung des jeweils anderen Untersuchungsgebiets bewirken könnten. Vor diesem Hintergrund sollen bestehende Entwicklungskonzepte, wie sie in den Strategieplänen festgeschrieben sind, hinterfragt und konkrete Handlungsoptionen abgeleitet werden.

Geht man also davon aus, dass perspektivisch im Süden von Polen ausgeräumte Landschaften wie im sächsischen Lösshügelland zu verhindern sind und in Sachsen Strukturreichtum gefördert werden soll, so bietet die vergleichende ökologische Landschaftsbewertung einen Maßstab für die Entwicklung tragfähiger Landschaften, unter Rückgriff auf die Erfahrungen aus einer traditionellen und einer modernisierten Agrarlandschaft.

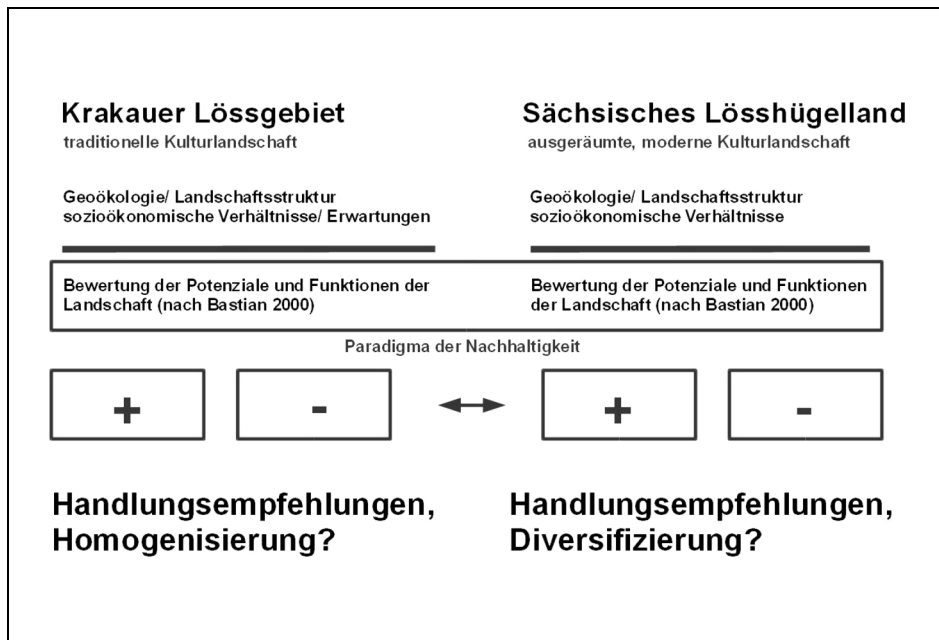


Abb. 6: Skizze Ablaufschema der zukünftigen Untersuchungen
 Grafik: Christian Schneider 2011

5 Zusammenfassung

Strukturreiche Kulturlandschaften gelten, vor allem aus ökologischer Perspektive, als Vorbild für die zukunftsfähige Entwicklung des ländlichen Raumes. Sie gleichen einem Gegenentwurf zu homogenen, modernen Landnutzungssystemen. Die Programme zur Entwicklung traditioneller Landschaften wie dem Krakauer Lössgebiet sehen dagegen Intensivierung und Homogenisierung durch Stärkung von Marktmechanismen vor. Trotz der Integration Polens in die Gemeinsame Agrarpolitik der EU, hat dies bisher nicht zur Veränderung der Landschaftsstruktur geführt. Eine vergleichsweise hohe Biodiversität und zahlreiche traditionelle Strukturelemente prägen das Gebiet. Zugleich belegen letztere einen anhaltenden Degradationstrend und somit mangelnde Zukunftsfähigkeit, gemessen am Paradigma der Nachhaltigkeit. Zukünftige Forschungen sind auf die Entwicklung tragfähiger Strukturen gerichtet, basierend auf den positiven Eigenschaften der traditionellen Kulturlandschaft.

Summary

Traditional cultural landscapes are often considered to be models for sustainable rural areas, especially from an ecological perspective. They seem to be alternatives to highly modernized and homogenized agrarian areas. For traditional cultural landscapes in Poland, like the loessian area north of Kraków, development plans are still aiming at an increased structural homogenization and intensification by trying to improve market-based mechanisms. But despite Poland's accession to the Common Agricultural Policy (CAP) of the European Union traditional landscapes in the research area are still almost not affected. Small scale farming, various landscape elements and biological diversity are characterizing the region. Studies show that the socio-economic and cultural situation in this area maintains current land use formats and therefore the traditional diverse landscape. At the same time severe degradation processes can be observed in this traditional landscape. Erosional forms and widely degraded soils prove the lack of ecological sustainability. Therefore, future studies will focus on the development of sustainable landscape structures preventing current degradation processes and avoiding the negative effects of potential intensification and homogenization. For that the existing traditional landscape can be a model region: providing examples for the development of resilient structures based on traditional small scale land use formats in this region. These examples will also help to improve development efforts in a loessian area in Saxony (Germany).

Literatur

- Antrop, Marc (2006):* Sustainable landscapes: contradiction, fiction or utopia? In: Landscape and Urban Planning 75, S. 187–197.
- Astyk, Sharon (2007):* Justice, farms and Victory gardens. – In: Energy Bulletin 11, (<http://www.energybulletin.net/node/24634>, Stand 09.07.2010).
- Bastian, Olaf (2000):* Landscape classification in Saxony (Germany) – a tool for holistic regional planning. – In: Landscape and Urban Planning 50, S. 145–155.
- Bański, Jerzy (2003):* Transforming the functional structure of Poland's rural areas. – Warschau.
- Bär, Tina [Hrsg.](2007):* Ökologischer Landbau in Polen Institutionen als Entwicklungsfaktoren. – Potsdam.
- Bello, Walden (2010):* Politik des Hungers. – Berlin.
- Bezlepikina, Irina (2008); Jongeneel, Roel u. Karaczun, Zbigniew (o.J.):* New member states and cross compliance: The case of Poland. – Warschau.
- Buder, Wolfgang (1999):* Materialien zu Naturschutz und Landschaftspflege 1999 – Rote Liste Biotoptypen. – Dresden.
- Bulter, Simon J. et al. (2010):* Quantifying the impact of land-use change to European farmland bird populations. – In: Agriculture, Ecosystems & Environment 137, S. 348–357.
- Bulkowska, Małgorzata u. Chmurzyńska, Katarzyna (2007):* EU financial support for agricultural holdings in Poland in 2004–2006. – In: *Žemės ūkio mokslai* 14, S. 151–157.
- Deutsche Landeskulturgesellschaft (DLKG) [Hrsg.] (2004): Agrarumweltprogramme in Deutschland und Klimawandel – lokale Auswirkungen auf Landnutzung und Landeskultur. – Berlin.
- Dobrowolska, Maria (1961):* The morphogenesis of the agrarian landscape of Southern Poland. – In: Papers of the Vadstena Symposium at the XIXth International Geographical Congress. Stockholm, S. 26–45.
- Döhler, Martin (2005):* Die Bedeutung des oberflächennahen Untergrundes für die Entwicklung eines Kalkmagerrasens (*Inuletum ensifoliae*) in Südpolen. – Leipzig. [Unveröffentlichte Diplomarbeit].
- Elton, Charles S. (2000):* The ecology of invasion by animals and plants. – Chicago.
- Europäische Gemeinschaft (1999): EG Verordnung Nr. 1257/1999. – In: Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaften, L160/80–L160/102. – Brüssel.
- Food and Agriculture Organization (FAO) [Hrsg.](2009): FAO and traditional knowledge: The linkages with sustainability, food security and climate change impacts. – Romy.
- Fischer, Anton (1992):* Welche Bedeutung haben Rote Listen für den Artenschutz im Wald? Eine kritische Würdigung. – In: Forstwissenschaftliches Centralblatt 111, S. 225–235.
- Freistaat Sachsen (2007): Sächsisches Gesetz über Naturschutz und Landschaftspflege (SächsNatSchG). – In: Sächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt 9, S. 321–355.
- Głębocki, Benicjusz (2006):* Changes in the agrarian structure of Poland in 1990–2002. – In: *Questiones Geographicae* 25, S. 37–46.
- Heinrich, Jürgen; Krüger, Annett u. Ostaszewska, Katarzyna (2007):* Auswirkungen kleinparzellierter Landnutzung auf Erosionsprozesse in Lößlandschaften Małopolskas. – In: Institute of Geography and Regional Studies University Warsaw [Hrsg.]: The role of landscape studies for sustainable development. Warschau, S. 599–611.

- Hellwinckel, Chad u. De La Torre Ugarte, Daniel (2009):* Peak oil and the necessity of transitioning to regenerative agriculture. – In: Farm Foundation 10, (<http://www.energybulletin.net/50316>, Stand 09.07.2010).
- Instytut Geografii i Przestrzennego Zagospodarowania [Hrsg.] (1994): Atlas Rzeczypospolitej Polskiej. – Warszawa.
- Karaczun, Zbigniew (2000):* Actors, institutions and attitudes to rural development: The Polish National Report. – Warszawa.
- Kollar, Hans P. (1988):* Steilwände – Zentren faunistischer Artenvielfalt. – In: Öko.L – Zeitschrift für Ökologie, Natur- und Umweltschutz 10, S. 20–26.
- Kolomyjska, Inga u. Dobrzynska, Nina (2005):* Europe's living countryside – promoting policies for sustainable rural development, the Poland National Report. – Warszawa.
- Kulikowski, Roman u. Degórski, Marek [Hrsg.] (2005):* Natural and human environment of Poland. – Warszawa.
- Kwasowski, Marcin u. Zaleski, Sebastian (2009):* Die Landwirtschaft in Polen fünf Jahre nach dem Beitritt zur Europäischen Union: In: Polen Analysen 51, 2009, (<http://www.laenderanalysen.de/polen/autorenindex.html>, Stand 18.03.2010).
- Lomba, Angela et al. (2011):* Interactions between abiotic lters, landscape structure and species traits as determinants of dairy farmland plant diversity. – In: Landscape and Urban Planning 99, S. 248–258.
- Maas, Inge (2001):* Zur Bedeutung von historischen Elementen der Kulturlandschaft in Polen: die Notwendigkeit ihrer Dokumentation und ihres Erhalts. – In: Serie des Deutschen Rates für Landespflege 72, S. 40–41.
- Marks, Leszek (2005):* Pleistocene glacial limits in the territory of Poland. – In: Przegląd Geologiczny 53, S. 988–993.
- Ministry of Agriculture and Rural Development (MinRol) [Hrsg.](2004): Sectoral operational programme restructuring and modernisation of the food sector and rural development 2004–2006. – Warszawa.
- Ministry of Agriculture and Rural Development (MinRol) [Hrsg.](2004): National Strategic Plan for 2007–2013 Rural development (RDP 2007–2013). – Warszawa.
- Ministry of Agriculture and Rural Development (MinRol) [Hrsg.](2009): Agriculture and food economy in Poland. – Warszawa.
- Muessner, Rainer et al. (2006):* WFD and agriculture linkages at the EU level – Final report about cross compliance and the WFD [SSPE-CT-2005–006618-CAP-WFD]. Brüssel.
- Müller, Johannes (2005):* Landschaftselemente aus Menschenhand – Biotope und Strukturen als Ergebnis extensiver Nutzung. – Heidelberg.
- Nußbaum, Peter et al. (1997):* Einfluss der Großflächen-Landwirtschaft auf die Fauna. – Erfurt.
- Pallutt, Bernhard u. Grübner, Peter (2005):* Einfluss langjähriger umweltschonender Landbewirtschaftung auf die Unkrautflora. – In: Druckschrift zum 8. Thüringer Agrarökologie-Kolloquium »Agrarproduktion und Biodiversität«, S. 7–16.
- Paracchini, Maria. L. et al. (2007):* High nature value farmland and traditional agricultural landscapes. – In: Pedroli, Bas et al. [Hrsg.]: Europe's living landscapes at a turning point. Zeist.
- Petrick, Martin (2007):* Perspektiven kleinbetrieblicher Agrarstrukturen in den neuen Mitgliedstaaten der Europäischen Union. – In: Leibniz-Institut für Agrarentwicklung in Mittel- und Osteuropa [Hrsg.]: IAMO 2007. – Halle (Saale).
- Plieninger, Tobias; Höchtl, Franz u. Spek, Theo (2006):* Traditional land-use and nature conservation in European rural landscapes. – In: Environmental Science & Policy 9, S. 317–321.

- Pulecka, Adrianna (2008)*: Shaping the environment in land consolidation projects in Poland – Have the new law regulations changed our attitude to rural Landscape? – In: Proceedings of the FIG Working Week 2008. Stockholm, S. 1–7.
- Pulecka, Adrianna u. Kupidura, Przemyslaw (2008)*: Landscape issues in Poland. – In: GIM International 22, S. 6–9.
- Rescia, Alejandro J et al. (2008)*: Reformulating the social-ecological system in a cultural rural mountain landscape in the Picos de Europa region (northern Spain). – In: Landscape and Urban Planning 88, S. 23–33.
- Roo-Zielińska, Ewa (2000)*: Vegetation at different levels of organization as an indicator of environmental conditions. – In: Proceedings IAVS Symposium, S. 79–181.
- Schmidt, Ronny (2007)*: Formen und Folgen der holozänen Schluchtenerosion am Beispiel einer Lösslandschaft nordöstlich von Krakau, Polen. – Leipzig. [unveröffentlichte Diplomarbeit].
- Schneider, Christian (2009)*: Geoökologische Implikationen des möglichen strukturellen Wandels der Landwirtschaft in einer Lösslandschaft in Südostpolen. – Leipzig. [Unveröffentlichte Diplomarbeit].
- Stoate, Chris et al. (2009)*: Ecological impacts of early 21st century agricultural change in Europe – A review. – In: Journal of Environmental Management 91, H. 1, S. 22–46.
- Viehrieg, Hans (2007)*: Polens Landwirtschaft und ländliche Siedlungen in der Transformation. – In: Heller, Wilfried; Bürkner, Hans-Joachim u. Rolfes, Manfred [Hrsg.]: Praxis Kultur- und Sozialgeographie 43. – Potsdam.
- Warych, Edward (2007)*: Ökologische und Integrierte Landwirtschaft – Chancen für das polnische Dorf. – In: Banse, Gerhard u. Kiepas, Andrzej [Hrsg.]: Nachhaltige Entwicklung in Deutschland und Polen. Berlin.
- Wertime, Shirin (2010)*: Energy use in the US & global agri-food systems: Implications for sustainable agriculture. – In: Food & Agriculture 6 (<http://www.energybulletin.net/node/53060>, Stand 11.06.2010).
- Wrobel, Ralph M. (2004)*: Die Gemeinsame Agrarpolitik Europas im Wandel. – Erfurt.

Christian Zschieschang

Eine homogene Landschaft? Wandlungen in der hochmittelalterlichen Siedlungslandschaft südlich von Lutherstadt Wittenberg und spätere Entwicklungen¹

Mit 8 Abbildungen

1 Einleitung

Es war ein besonderes Ereignis, das lange im kollektiven Gedächtnis der Polytechnischen Oberschule in Kemberg, südlich von Lutherstadt Wittenberg, verblieb und wohl allen Klassen irgendwann berichtet wurde. Beim Durcharbeiten der Fundakten im Rahmen meiner Dissertation (Zschieschang 2003) kam mir eine entsprechende Erzählung wieder in den Sinn, wie nämlich einige Schüler dieser Schule, nach den Unterlagen *Petra Zwetzschke*, *Gudrun Domke*, *Kerstin Erichson* und *H[edi?] Raeke*, bei Erdarbeiten im Rahmen eines Arbeitseinsatzes im Jahre 1976 zufällig einen großen, offensichtlich alten hölzernen Gegenstand freilegte (Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Fundstellenarchiv, Ortsakten, Kemberg, Fundstelle 7; Schmidt u. Nitzschke 1977, S. 231, Anm. 1). Man ging damals den ordnungsgemäßen Weg und rief Archäologen herbei (*Berthold Schmidt* und den damaligen Kreisbodendenkmalpfleger *Günter Göricke*), die den Fund als Bruchstück eines mittelalterlichen Einbaums identifizierten und sicherstellten, wenn auch eine genaue Datierung nicht gelang (Schmidt u. Nitzschke 1977, S. 231).

Wenige Jahre darauf kamen in der Region noch zwei weitere Einbaumfragmente zu Tage; allerdings nicht inmitten der Elbaue weitab vom Fluss, wie es beim genannten Kemberger Fund der Fall war, sondern im direkten Kontext mit der Elbe: Einer wurde 1983 bei Priesitz an einem alten Elbarm »unterhalb des relativ steilabfallenden Ufers zur Dübener Heide« (Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Fundstellenarchiv, Ortsakten, Priesitz; Fund und Bericht: *Günter Göricke*) entdeckt; als Entstehungszeitraum wurde – mit Fragezeichen versehen – »spätes Mittelalter« angegeben (vgl. Anm. 2). Ein Jahr zuvor hatte sich ein weiterer, offenbar abgetriebener, auf einer Kiesbank im

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

Strom angefundenen. Dieser wurde einer Radiokarbondatierung (^{14}C) unterzogen, die allerdings ein ernüchterndes Resultat ergab: Gerade 250 Jahre alt, mit einer Toleranz von ± 50 Jahren, sollte dieses Wasserfahrzeug sein (Sächsisches Landesamt für Archäologie Dresden, Fundakte Wörblitz). »Das Beispiel [Wörblitz – Ch.Z.] zeigt auch, daß man bei der Datierung von Einbäumen äußerst vorsichtig sein muß, und daß wahrscheinlich die meisten der bisher aufgefundenen und zum Teil noch in den Museen liegenden Exemplare ebenfalls nicht oder nur wenig älter sind« (Ebenda, Brief Klaus Kroitzsch an Karl Jüngel vom 26. Oktober 1983). Es gibt jedoch einen signifikanten Unterschied: Während dieser datierte Fund gewissermaßen Treibgut des Flusses war, wurden die anderen beiden aus dem Boden oder zumindest aus dem Bereich eines Altarmes geborgen. Diese gänzlich anders gearteten Fundumstände sprechen dann doch für ein höheres Alter.

Eine nicht ganz alltägliche Schnittstelle zwischen Archäologie und Namenkunde zeigt die Karte, die dem publizierten Bericht über den Kemberger Einbaumfund beigegeben wurde (Schmidt u. Nitzschke 1977, S. 230). Diese zeigt ganz in der Nähe der durch ein Kreuz markierten Fundstelle einen Flurnamen *Kahnwinkel*. Diese geographische Situation lässt sich noch etwas genauer fassen (Abb. 1).² Der aus dem frühen 19. Jahrhundert überlieferte Name bezeichnet ein kleines, mit fünf Morgen und 13 Quadratruten bzw. 12 681 m² nicht einmal anderthalb Hektar großes Gewann am Rande der Gemarkung. Dass er dem archäologischen Fund um anderthalb Jahrhunderte vorausgreift, mag zunächst verwundern. Allerdings wurde 1976 nur ein Bruchstück des Einbaums gefunden, und der Flurname ist nur so zu erklären, dass ein anderer Teil, vielleicht das Heck, schon weit früher geborgen wurde. Dieser außergewöhnliche Fund gab seinerzeit den Anlass zur Benennung eines kleinen Flurstücks am Rande der Gemarkung. Wie kam ein solches Wasserfahrzeug in einen Bereich der Elbaue, in der Gewässer heute fast nur noch in Gestalt einiger trüber Gräben vorliegen?

2 Der Charakter der Siedlungslandschaft im Mittelalter

Die Region südlich von Wittenberg erscheint als eine weite Ebene, die an ihrem südlichen Rand in die Sander- und Endmoränenlandschaft der Dübener Heide übergeht. Die fast gar nicht profilierte Oberfläche der Elbaue begräbt unter sich

2 Die in diesem Beitrag vorgestellten Flurkarten (Abb. 1, 3, 5 und 6) sind einheitlich aufgebaut: Graue Linien und Flächen kennzeichnen Gewässer, unterbrochene Linien Wege. Die bei den Vermessungen im Zuge der Separation meist ausgesparten Dorflagen sind mit einer Schrägschraffur gekennzeichnet. Durchgezogene schwarze Linien bilden die Grenzen der einzelnen Gewanne. Hierbei handelt es sich um Flurstücke, an denen meist die einzelnen Landbesitzer des Ortes Anteile besaßen. Die aus drei Streifen bestehenden Symbole deuten jeweils die Ausrichtung dieser Parzellen an, die unten stehende Zahl ihre Anzahl. Die oben stehende Buchstabenkombination ist die bei der Separation vergebene Durchnummerierung der Gewanne, die auch im vorliegenden Text wiederkehrt. Zur besseren Veranschaulichung sind bestimmte, im Text genannte Gewanne flächig unterlegt.

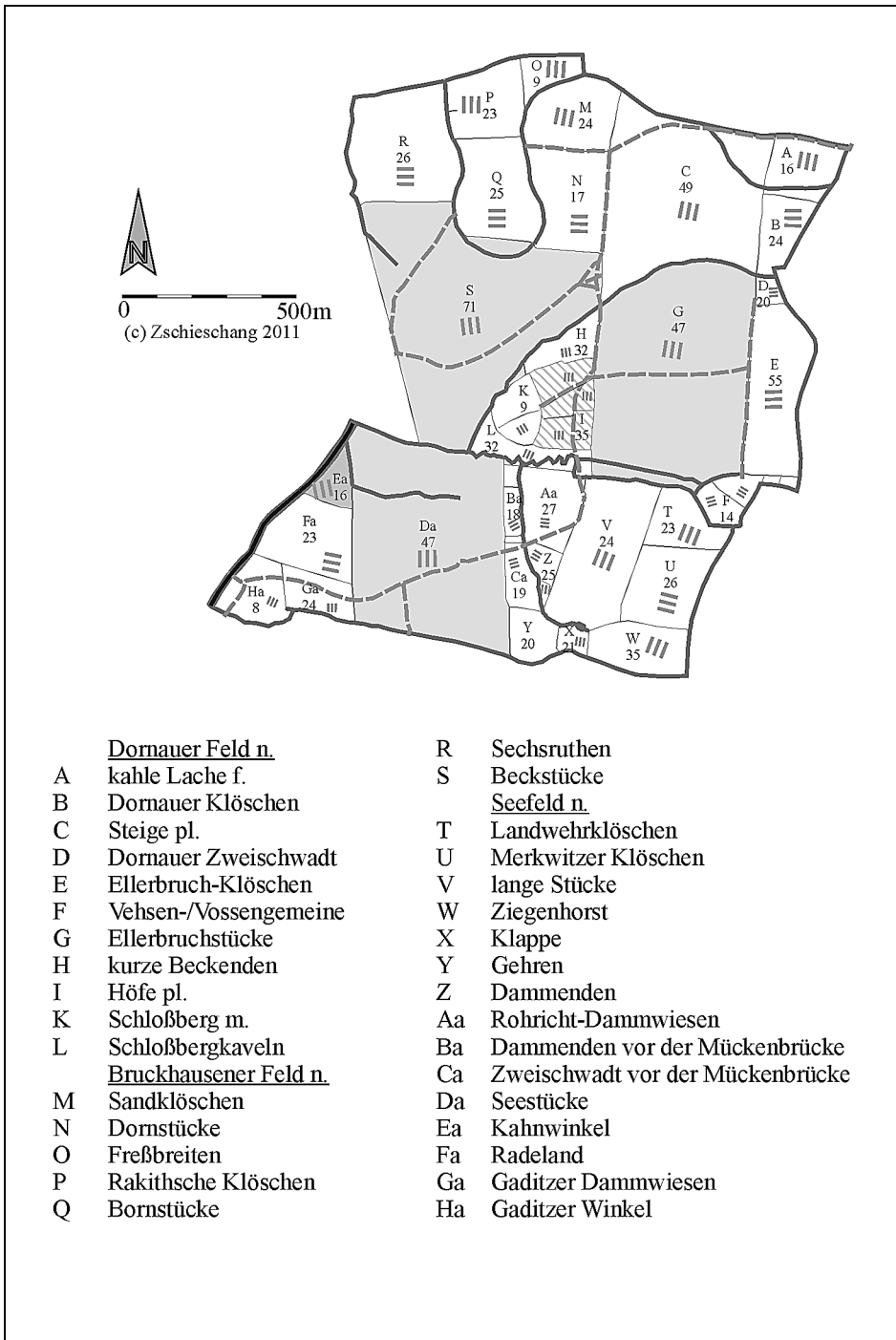


Abb. 1: Die Gemarkung Wöpk vor der Separation 1835
Gewanne, auf deren Namen im Text eingegangen wird, sind grau unterlegt

eine vorgeschichtliche Auenlandschaft, wie sie typisch auch für andere mitteldeutsche Flüsse war. Hier bildeten »vor dem Subatlantikum die Flußsande allgemein breite, sanft geböschte, nur wenige Meter hohe Hügel, zwischen denen sich die Gewässer in seichten, ihre Lage häufig wechselnden Betten hindurchwanden. Natürlich waren nur die Hügel bewohnt, ein breiter Sandstrand, der in einen lichten Eichenhain überleitete, lud zur Besiedelung ein.« (Grahmann 1934, S. 40; ähnlich Beate 1920/24, S. 110. Zum Vergleich für Mähren Opravil 1983, S. 73; Poláček 2007, S. 68f.)

Relikte einer solchen Landschaft finden sich noch in Gestalt einer Reihe langgestreckter offener Seen in der Nähe von Rackith einige Kilometer weiter nördlich, die Reste eines Altarmes darstellen und 1692 als »5 alte Elbrisse« bezeichnet wurden (von Witzleben 1880, S. 2, S. 399, ohne Quellenangabe). Weitere derartige Gewässer verlandeten. Dem Kahnwinkel benachbart sind die *Seestücke* (Da), und kaum 100 m entfernt befinden sich auf dem Areal der benachbarten Gemarkung Bruckhausen ebenfalls *Seestücke* (A), die auf ein solches Gewässer entlang der Grenze zwischen beiden Gemarkungen verweisen. Dessen Existenz war der Bevölkerung zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch bewusst, wenn es auch in jener Zeit »in seinen Grenzen örtlich nicht mehr sichtbar, sondern von den davor stoßenden Wiesenbesitzern beider Marken mit durchgemäht ist« (Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Standort Wernigerode, Rep. C 20 V, Regierungsbezirk Merseburg: Receß in der Special-Separations-Sache der zur Stadt Kemberg gehörigen wüsten Mark Bruckhausen (Gem Thl Litt B, Nr. 251), 1841, f. 11RS; ähnlich f. 3RS). Die Verlandung lag demnach seinerzeit schon etwas zurück, ohne dass dies genauer zu bestimmen wäre. Es zeigt sich aber der in frühgeschichtlicher Zeit andersartige Charakter der heute tischebenen, von weiten landwirtschaftlichen Nutzflächen und trägen Entwässerungsgräben geprägten Landschaft. Offene Gewässer ermöglichten den Verkehr kleiner Wasserfahrzeuge und boten Siedlungen neben Nahrungsmöglichkeiten auch Schutz.

Diese Flusslandschaft war einem längeren, maßgeblich anthropogen beeinflussten Prozess der Sedimentation von Auelehm ausgesetzt, der während des hochmittelalterlichen Landesausbaus seinen Höhepunkt fand und zu einer zweifachen Veränderung des Landschaftsbildes führte. Zum einen überzog sie fast die gesamte Oberfläche mit einer zum Teil über zwei Meter mächtigen Auelehm-schicht (Zschieschang 2003, S. 24–28 mit weiterer Literatur; seitdem Reichhoff u. Noack 2005, S. 93; Reichhoff 2004, S. 248), und zum anderen begannen die Bewohner, sich vor den im Gefolge der Rodungen in den Mittelgebirgen ansteigenden Hochwasserfluten durch die Errichtung von Dämmen zu schützen (Göricke 1993, S. 104f.; Reichhoff u. Noack 2005, S. 93f.; Thomae 2004, S. 48–50).³ Was kleinräumig begann, entwickelte sich bald zu einer überörtlichen Organisation. Aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts ist durch das Erbbuch des Amtes Wittenberg die Existenz eines durchgehenden Dammes von Pretzsch bis Pratau bezeugt, zu dessen Unterhaltung alle Orte der Elbaue herangezogen wurden (Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Loc. 38129: Erbbuch des Amtes Wittenberg, 1513, f. 1017–1019; Oppermann 1896, S. 68f.). Solche Schutzbauten führten aber zu einer erheblichen Schrumpfung der Überflutungsfläche, was die Höhe des Wasser-

standes wachsen ließ und die Siedlungen, die vor dem Damm lagen, akut gefährdete. Deren leicht erhöhte Lage, die zuvor ausreichend Schutz bot, reichte nun nicht mehr aus, und sie wurden in der Folge unbewohnbar. Hiervon war u.a. auch die von *Hansjürgen Brachmann* ergrabene Siedlung Kanebude bei Dabrun betroffen, die sehr reichhaltige Funde erbrachte (*Brachmann* 1965; *Müller* 1965, S. 215f.; *Brachmann* 1978, S. 136–143; *Brachmann* 1989, S. 269–275), und weiterhin auch der Sitz einer in der Mitte des 12. Jahrhunderts von *Albrecht dem Bären* errichteten Propstei bei Pratau, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eben aus diesem Grund – dem unerträglichen Hochwasser – in das etwa 10 km weiter südlich gelegene Kemberg verlegt wurde (*Göricke* 1993, S. 103; *Dehio* 1999, S. 668f.; *Beck* 2000, S. 234f.; *Zschieschang* 2003, S. 318f.).⁴ Dort entstand in den folgenden Jahrzehnten eine der größten spätgotischen Hallenkirchen der Region,⁵ die noch heute vom Wohlstand dieses Propsteisprengels und seiner damaligen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Zeugnis ablegt. Auch wenn sich einige dicht an die Elbe herangebauten Dämme schon nach kurzer Zeit als unhaltbar erwiesen und aufgegeben werden mussten (*Göricke* 1993, S. 104f.; *Reichhoff* u. *Noack* 2005, S. 93f.),⁶ stabilisierten sich die Verhältnisse entlang der genannten, in der frühen Neuzeit belegten Linie, wie sie noch heute fast unverändert besteht.

Diese landschaftlichen Wandlungen ließen aber die Strukturen des älteren Landschaftsbildes nicht vollends verschwinden. Hinzuweisen ist z.B. auf die häufig eigenartig geschwungen verlaufenden Gemarkungsgrenzen (vgl. exemplarisch Abb. 2 und 6). Sie folgen den früheren, inzwischen von Auelehm überdeckten Altarmsenken, entlang derer später Entwässerungsgräben angelegt wurden, die dann die Grenze zwischen den benachbarten Gemarkungen markierten.

-
- 3 In Mundart und Umgangssprache dieser Gegend wurde traditionell vom *Elbdamm* gesprochen. *Deich* ist zwar ein niederländisches Reliktwort des hochmittelalterlichen Landesausbaus (vgl. noch 1513 *Deychmeysternn* und *Deichgrefenn* Erbbuch 1513, f. 1017–1019), aber im Gegensatz zu *Damm* nicht mehr im aktiven Sprachgebrauch. Seit dem Hochwasser des Jahres 2002 drängt *Deich* aber zunehmend in die öffentliche Sprachsphäre. Mag dieses Wort auch ein Terminus im Fachwortschatz des Wasserbaus sein, so wird es doch durch Journalisten, Kommunalpolitiker und andere Personen des öffentlichen Lebens, die im Hochwasserschutz als bewandert gelten wollen, inflationär benutzt und drängt das traditionell gebrauchte *Damm* zurück. Vgl. *Bischoff* u. *Kettmann* 2002ff., 1, 634 und 687; *Teuchert* 1944, S. 45; *Bischoff* 1967, S. 129.
 - 4 Die Angabe 1332 bei *Reischel* 1932, S. 85 und *Claude* 1972/75, 2, S. 461 geht auf die erste urkundliche Nennung eines Propstes in Kemberg zurück.
 - 5 Eine eingehende kunsthistorische Untersuchung fehlt bislang, vgl. aber *Dehio* 1999, S. 351–354.
 - 6 In Flurnamen tauchen solche Dammbauten, für die oft jegliche andere Spuren fehlen, über die ganze Fläche der Elbaue verstreut auf, wie z.B. *Rakütsche Dammenden* (Bruckhausen; F), *Wall an der wüsten Mark Wöpk* (Bruckhausen; W), *Wallstücke* pl. (Lochau; K), *Dammwiese/Dammwiesen* f. (Paris; H), *Dammstücken* pl. (Rackith; O), *See Damm* m. (Trebitz; D), *Dammenden* (Wöpk; Z), *Rohricht-Dammwiesen* (Wöpk; Aa).

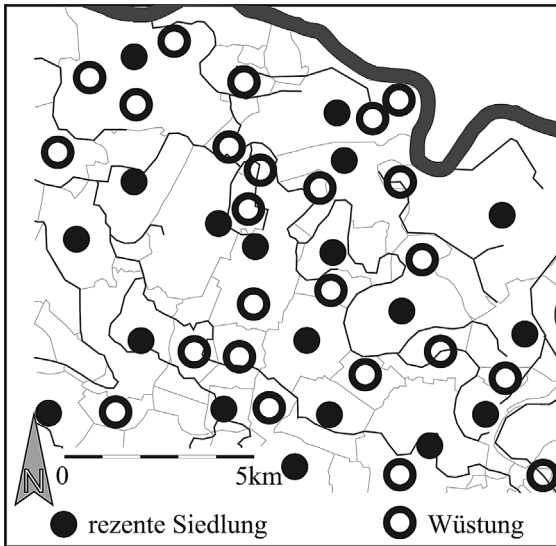


Abb. 2:
Siedlungskonzentrationen
in der Elbaue

Die Siedlungen liegen noch immer stets auf Talsandinseln. Zu erkennen ist dies auf den Topographischen Karten in Gestalt der 70-m-Höhenlinie, welche die Dörfer in der Regel umschließt, im Gelände selbst jedoch nur in Ausnahmefällen, wie während des Hochwassers im Jahr 2002. Damals wurden die alten, auf diesen Talsandinseln angelegten Dorfkerne gerade nicht überflutet, im Gegensatz zu den jüngeren Ortserweiterungen, bei denen man meinte, im vermeintlichen Schutz der Elbdämme auf die Topographie nicht mehr achten zu müssen (Thomae 2004, S. 51).

3 Siedlungsentwicklung und Flurnamen in der Elbaue

3.1 Fallbeispiel I

Heute ist die Siedlungslandschaft geprägt durch große Straßendörfer mit weiträumigen Feldmarken, bei näherem Hinsehen zeigen sich aber zwischen diesen zahlreiche Wüstungen (Abb. 2). Deren Kartierung zeigt eindrücklich die ursprüngliche Siedlungsdichte und den Konzentrationsprozess, der sich mit dem hochmittelalterlichen Landesausbau und der spätmittelalterlichen Wüstungsperiode vollzog. Zum Teil wiesen diese Wüstungen, obwohl unbewohnt, noch bis in das 20. Jahrhundert hinein eigene Gemarkungen auf; zum Teil sind sie aber nur noch mittels subtiler Untersuchungen zu erschließen, für die archäologische Prospektionen und namenkundliche Studien gleichermaßen von Bedeutung sind.

So liegen z.B. im Bereich der Gemarkung Rackith zwei Gewanne, die die Namen *Hohe Marien* pl. (H) und *Mittelmarien* pl. (I) tragen. Über diese Benennun-

gen kann man sich den Kopf zerbrechen. Nahe liegt insbesondere ein Zusammenhang mit *Maria* als Gottesmutter, allerdings bereitet dabei die Wortbildung Schwierigkeiten – die Pluralisierung des Vornamens wäre für die Toponymie der Region untypisch, vielmehr wäre ein Kompositum, wie vielleicht **Marienstücken* o.ä., zu erwarten. Auch andere Herleitungen stoßen auf Schwierigkeiten (*Zschieschang* 2003, S. 227f.). Eine weitere Möglichkeit ist zwar lautlich ohne weiteres möglich, erscheint sachlich aber auf den ersten Blick gewagt: Der Flurname *Marien* könnte aus einem altsorbischen Ortsnamen **Merin* gebildet worden sein, der aus einem Kurznamen **Měr* oder **Mir* gebildet wurde.⁷ Die ansonsten unübliche Senkung $e > a$ (*Willnow* 1971, S. 8; *Bily* 1996 [DS 38], S. 21 und S. 36) konnte in diesem Fall durch das Anthroponym *Maria*, das sicher jedem Angehörigen der Kommunikationsgemeinschaft, die die Rackither Flurnamen gebrauchte, sowohl als Name der Gottesmutter als auch als verbreiteter Vorname vertraut war, eine Stütze finden.

Ist es aber gerechtfertigt, aus der Bezeichnung eines Gewannes einen slawischen Siedlungsnamen zu rekonstruieren? In diesem Falle finden sich dafür gewichtige Argumente, da im Jahr 1994 eine in Vorbereitung eines Abbaus von Kies durchgeführte archäologische Prospektion deutliche Siedlungsspuren erbrachte: ein Grabenwerk, zwei Siedlungshorizonte mit Pfostenlöchern und Siedlungsgruben sowie größere Mengen an früh- und hochmittelalterlicher Keramik (*Herrmann* 1994). Zudem zeigt die topographische Karte hier eine der flachen Talsandinseln, die für die Anlage von Siedlungen in der Aue prädestiniert waren. Darauf verweist auch die Bezeichnung *Hohe Marien*, die gegenüber den *Mittelmarien* tatsächlich geringfügig höher liegen. Damit kann davon ausgegangen werden, dass an dieser Stelle, im Süden der Gemarkung Rackith, eine slawische Siedlung existierte, die im Zuge der mit dem hochmittelalterlichen Landesausbau verbundenen Umstrukturierungen aufhörte zu existieren und deren Name nicht durch historische Belege, sondern nur durch einen Flurnamen überliefert ist. Dies ist aber keine Selbstverständlichkeit, denn für eine weitere, im Zuge der gleichen Untersuchung entdeckte Siedlung, deren archäologische Spuren sogar noch etwas deutlicher sind, wurde in der Mikrotoponymie kein Name tradiert, was darauf verweist, dass auch Namen das Siedlungsnetz nicht lückenlos überliefern.

Der geschilderte Fall steht nicht vereinzelt: Im nördlichen Teil derselben Gemarkung ist die Wüstung *Jeese* bezeugt (1575 *wusten mark Gesell*, 1617 *wüsten Mark Geser*). Ihre Lage unmittelbar an der oben genannten Reihe von Altarmseen spricht, obwohl sprachlich auch andere Erklärungen möglich sind, für eine Herleitung aus aso. **jezer* ›See‹ (vgl. *Bily* 1996, S. 201 unter dem Stichwort *Jesen*). Weiterhin liegen zwischen den heute noch existierenden Dörfern der Umgebung wüste Gemarkungen, die durch ihre geringe Größe auffallen: *Paris*, *Lochau*, *Burgau*, *Wachsdorf*, *Rohrbeck* usw. Auch diese Wüstungen sind offensichtlich Relikte einer älteren Siedlungsstruktur.

7 Vgl. *Marien* (Wüstung n. Bad Düben), 1. H. 15. Jh. *Meryn Freydank* 1962, S. 168; *Eichler* 1985–2007, 2, S. 168.

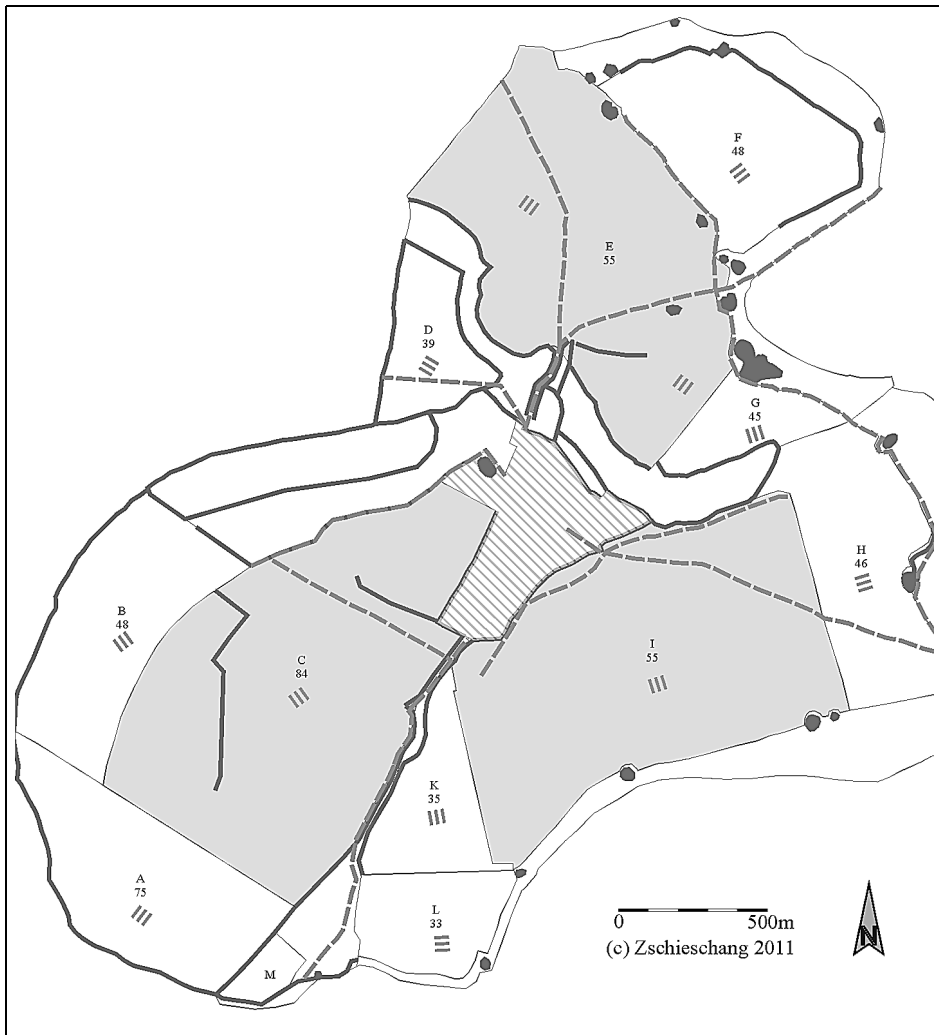


Abb. 3: Die Gemarkung Globig vor der Separation 1829

Gewanne, auf deren Namen im Text eingegangen wird, sind grau unterlegt

Den Gegensatz dazu bildet Globig als Prototyp einer großen, offensichtlich planmäßig gestalteten Siedlung (Abb. 3). Die klaren Strukturen einer hier zu Tage tretenden, durch drei Großgewanne geprägten Struktur werden auch durch die Flurnamen deutlich, die einem einheitlichen Benennungssystem unterliegen. Dieses ist geprägt durch drei Faktoren:

1. die Betonung des Hufenlandes, im Gegensatz zu den anderen Gewannen, für die das offenbar nicht in gleichem Maße zutrifft,
2. die Einteilung der gesamten Gemarkung in drei Felder, die sich jedoch, abgesehen von den jeweils in ihnen liegenden *Hufstücken*, nur noch relikthaft erhalten hat, und

3. als Richtungsangaben die Ergänzung um die jeweiligen Nachbarorte – *Bleddin* und *Dorna* – aus der Perspektive des Siedlungsplatzes, während für das eigentlich zu erwartende *Melzwig* im Nordwesten der Name der nahe gelegenen Stadt *Wittenberg* eintritt.

Die Bezeichnungen der umliegenden Gewanne sind in starkem Maße geprägt vom niederdeutschen Substrat, das in dieser Region die bestimmende Sprachausprägung war, ehe sich im Spätmittelalter mitteldeutsche Sprachmerkmale, die ein höheres soziales Prestige aufwiesen, insbesondere unter dem Einfluss der wettinischen Kanzlei nach Norden hin ausbreiteten und das Niederdeutsche verdrängten.⁸ Dieses hinterließ Spuren lediglich in einigen mundartlichen Ausdrücken und in Namen, wofür gern der Ausdruck ›sprachliche Fossilien‹ verwendet wird. Unter den Globiger Namen sind diese Relikte sehr zahlreich (*Zschieschang* 2003, S. 71, S. 139f., S. 189f., S. 217–223, S. 228, S. 327):

- A *Menden* pl. zu mnd. *mênte* u.ä. ›Gemeinheit (-besitz)‹;
- B *große Lache im Hufstücken* zu mnd. *lāke*, *laxe* f. ›kleineres Gewässer, wassergefüllte Vertiefung, Sumpf‹; die Benennung entspricht der Topographie;
- C *Hufstücken im Dornschen Felde*;
- D *Varnese* f. zu mnd. *wârnis*, mnl. *waernisse* ›Sicherheit‹;
- E *Hufstücken im Wittenberger Felde*;
- F *Wörplitzen* pl. zu aso. **Viřb-lici* dieser Flurname verweist, wie die weiter oben genannten *Marien*, auf eine frühere Kleinsiedlung; in diesem Falle liegen aber keine archäologischen Funde vor, sondern nur einige Indizien der Luftbildprospektion;
- G *Wiesenden* pl., gekürzt aus *Wiesenenden*;
- H *Sechsjehren* pl. zu mhd. *gēr(e)*, ndt. *gêre* ›Spitze‹ – markant ist hier die Wiedergabe des spirantisierten Anlauts, die der regionalen Mundart entspricht (*jut* ›gut‹);
- I *Hufstücken im Bleddiner Felde*;
- K *Oykeln* pl. zu mnl. *oken* ›größermachen, größer werden‹ – dieser Name ist ein Beleg für das Alter der Großgewannflur, weil dieses Flurstück einen Winkel zwischen zwei der Hufstücken ausfüllt, deren Existenz also voraussetzt;
- L *Stehlücken / Stahlstücken* pl. zu evtl. mnd. *stâl*, *stale* mnl. *Stale* ›Grund, worauf ein Deich liegt‹;
- M *Gemeindeacker*.

⁸ *Bischoff* 1967, S. 219–280; *Putschke* 1980, S. 349f.; *Langner* 1977, S. 191–206; für das hier behandelte Gebiet *Zschieschang* 2003, S. 58.

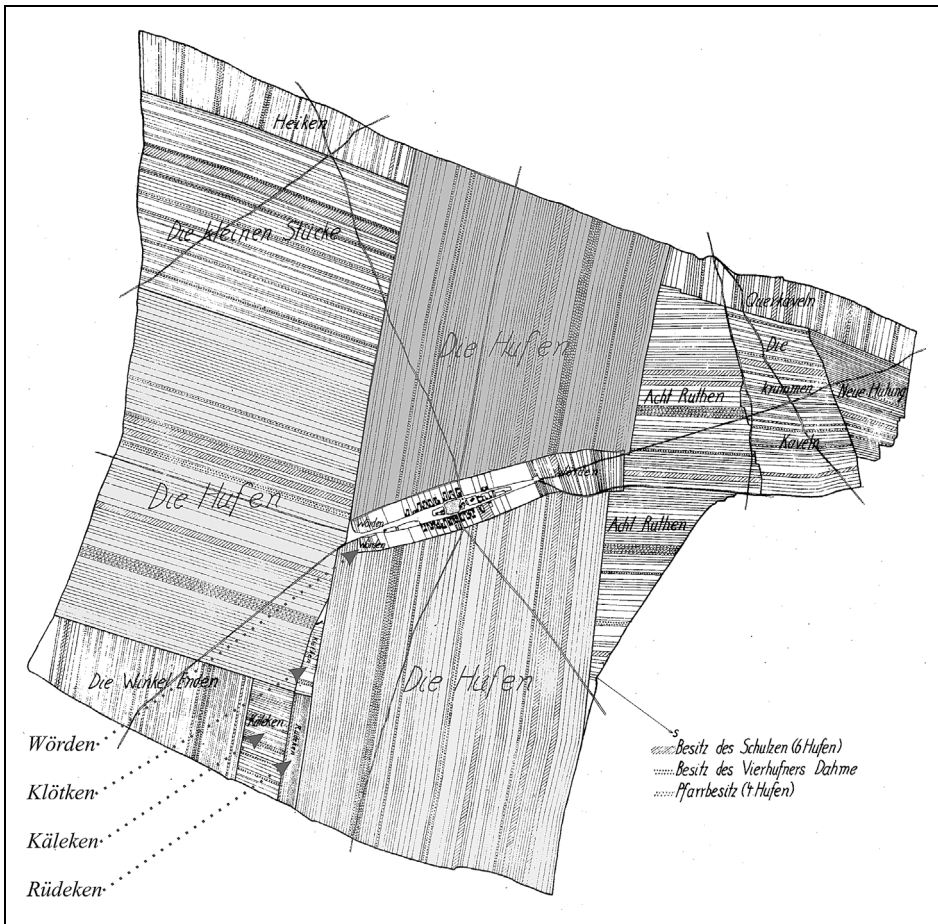


Abb. 4: Schönfeld im Barnim
Krenzlin 1952, Abb. 2; die flächige Unterlegung der drei Hauptgewanne erfolgte nachträglich

3.2 Zum Vergleich: Eine Parallele zum Barnim

In seiner Struktur – weniger freilich in der Topographie – gleicht Globig dem klassischen Vorzeigebeispiel Schönfeld im Barnim (Abb. 4). Auch hier wird die Gemarkung durch drei Großgewanne mit dem Namen *Die Hufen* dominiert. Die übrigen Gewanne der Gemarkung tragen hingegen größtenteils Benennungen, die auf eine geringe Größe, jüngere Entstehung und periphere Lage verweisen. *Die kleinen Stücke* sind in Bezug auf die Hufengewanne tatsächlich klein; die *Neue Hütung* verweist nicht nur durch das vorangesetzte Attribut auf ein geringes Alter (vgl. Zschieschang 2003, S. 201–203).

Weitere Namen signalisieren einen jüngeren Flurausbau durch ihre Grundwörter: *Acht Ruthen*, *Die Winkel Enden*, *Die krummen Kaveln*, *Querkaveln*.

Auch wenn aufgrund des Forschungsstandes sichere, überregional gültige Aussagen kaum möglich sind, ist festzustellen, dass *Ruten* und v. a. auch *Enden* und *Kaveln* als Bezeichnungen von spät unter den Pflug genommenen Flächen in den Randbereichen der Gemarkungen dienten (Zschieschang, 2011b). *Wörden* schließt an den im Niederdeutschen weit verbreiteten Ausdruck *wort* oder *wurt* f. an, womit ursprünglich ›erhöhter oder eingehogter Grund und Boden, die Hofstelle, Garten u. ä.‹ bezeichnet wurde. Später spezifizierte sich die Bedeutung auf ›freier unbebauter Platz beim Haus oder im Feld‹ (Scheuermann 1995, S. 156; ähnlich Burghardt 1967, S. 240f. und Dittmaier 1963, S. 349). Dies passt genau zur Situation in Schönfeld, wo sich die *Wörden* an die Dorflage zu beiden Seiten anschließen.

Die Erklärung der übrigen Namen bedarf größerer Mühe. Bei *Heiken* dürfte sprachlich wohl von mnd. *hey* ›gehegtes Waldstück‹ bzw. ›(Ge)hau‹ auszugehen sein (Lasch et al., 2/1, S. 257; Scheuermann 1995, S. 123);⁹ ein Holzbestand in der nördlichsten Ecke der Gemarkung wäre durchaus vorstellbar. *Käleken* ist wohl zu mnd. *kēleken* ›Holunder (Sambucus nigra)‹ zu stellen (Lasch et al. 1956, 2/1, S. 534), eine Pflanze, die auf unbebauten Flächen häufig zu finden ist. *Klötken*, eine interessante Bildung, steht sowohl hinsichtlich der sprachlichen Gestalt als auch der Lageverhältnisse ganz offensichtlich und sehr signifikant in Beziehung zum Namen *Klöschen*, der im mittleren Elbegebiet, in der hier hauptsächlich dargestellten Region, in großer Zahl begegnet. Eine eindeutige Namenerklärung konnte bislang noch nicht gegeben werden; am ehesten ist wohl an mnd. *klōt* ›Hode‹ oder an aso. **kołda* ›Baumstamm, Klotz‹ zu denken (Zschieschang 2003, S. 193–195; Zschieschang, 2011b). Bei *Rüdeken* schließlich dürfte an mnd. *ride*, *rie*, *rige* ›(kleiner) Bach, Graben‹ (Scheuermann 1995, S. 142) zu denken sein, auch wenn die Topographischen Karten keinen Hinweis auf ein Gewässer zu erkennen geben. Trotz mancher Unsicherheiten im Detail wird jedoch deutlich, dass das allen diesen Bildungen eigene Diminutivsuffix die (den Lageverhältnissen auch entsprechende) Kleinheit der Objekte betont.

Im Benennungssystem der Gewanne der Gemarkung Schönfeld zeigen sich bemerkenswerte Parallelen zur Situation im Mittelbegebiet, und zwar nicht nur zu dem weiter oben vorgestellten Beispiel Globig, sondern auch in der systemhaften Verwendung bestimmter Grundwörter (*Enden* und *Kaveln*) zur Benennung peripher gelegener und kleiner Flächen sowie dem häufigen Auftreten bestimmter Namenformen wie *Klötken* oder *Rüdeken*. Dabei handelt es sich wohl gemerkt nicht um Parallelen zwischen benachbarten Landschaften, sondern über mehr als 100 km hinweg. Dieses Streiflicht lässt die Existenz ›mikrotoponymischer Landschaften‹ vermuten, deren Ausdehnung bei umfassender Aufarbeitung tiefe Einblicke in das mittelalterliche Siedlungsgeschehen und die darauf folgenden

9 Eine Herleitung von obersorbisch *hajk* ›Hain‹, die in entsprechendem geographischen Kontext erstrangig wäre (vgl. Bily 1980, S. 7), kommt hier selbstverständlich nicht in Frage, weil im Altpolabischen der im Obersorbischen und einigen weiteren slawischen Sprachen vollzogene Wandel von *g* zu *h* unterblieb.

sprachlichen und kulturellen Ausgleichs- und Differenzierungsprozesse bieten würde, wofür aber die Summe der bisher vorliegenden Untersuchungen bei weitem nicht ausreicht.

3.3 Fallbeispiel II

Nicht bei allen Siedlungen liegen die Dinge so klar wie in Globig. Das macht z.B. Trebitz deutlich, heute ein Dorf mit gewissermaßen großer Vergangenheit. Dieser nicht unbedeutende Ort weist einen eindrucksvollen Burgwall auf (vgl. dazu *Pytlík* 2004). Kurz nach dem Jahr 1000 wurde dort eine Burg urkundlich genannt. Im 15. Jahrhundert wurde Trebitz wiederholt als *stetlin* bzw. *stetlyn* bezeichnet (*Lippert u. Beschorner* 1903, S. 321), erlangte jedoch kein Stadtrecht, und war Sitz eines kursächsischen Amtes, das später im Amt Wittenberg aufging (*Oppermann* 1896, S. 3f.).

Die Gemarkung des Ortes zeigt ein Bild, das nicht leicht zu interpretieren ist. Zunächst fallen vier überaus große Gewanne auf, die den gesamten Südtail der Gemarkung einnehmen (Abb. 5, mittelgrau unterlegt). Deren Namen – *hinterste Weinbergs-Stücke* (2), *vorderste Weinbergs-Stücke* (3), *vorderste Gründe-Stücke* (4), *hinterste Gründe-Stücke* (5) – weisen das Grundwort *-stücke* auf, das in den umliegenden Gemarkungen massenhaft vertreten, hier aber nur sehr selten ist. Um den Ort Trebitz herum liegt hingegen eine Anzahl von großen Gewannen, deren Benennungen mit dem Grundwort *-feld* gebildet wurden: *Pretzscher Feld* (6), *Ziegelfeld* (33), *Mittel-Feld* (37), *Rohrbeckesches Feld* (39), *Schloss-Feld* (43). Diese zeigen zum größeren Teil (auf Abb. 5 dunkelgrau unterlegt) – wie in Globig – ein einheitliches Benennungsschema nach Richtungsangaben (die Bezeichnung *Schloss-Feld* ist zu verstehen als ›hinter dem Schloß gelegen‹); zwei Gewanne weichen aber hiervon ab (auf Abb. 5 hellgrau unterlegt).

Der sich in den verschiedenen Grundwörtern (*-stücke* versus *-feld*) manifestierende Unterschied ist auch in der landwirtschaftlichen Tradition maßgeblich. Die Gemarkung »zerfällt in Aue und Höhe, von welchen die Erstere die besseren Ländereien, die Letztere aber die leichteren und geringeren Felder in sich faßt. Die Aue wird durch den Landwehrgraben – ein[en] Bach, welcher die Flur in krummer Linie in der Richtung von Osten nach Westen durchfließt – von der Höhe getrennt. Letztere theilt sich ferner noch in den Hufenschlag und die Mark Hermsdorf, auch endlich in solche Begrundstücke, welche weder zur Hermsdorfer Mark noch zum Hufenschlage gehören« (Landesamt für Vermessung und Geoinformation Sachsen-Anhalt, Geoleistungsbereich Dessau-Roßlau, Separations-Receß Trebitz, 1837, f. 14RS). Eine Interpretation als Großgewannflur wie in Globig ist hier nicht ohne weiteres möglich. Die charakteristische Zweiteilung könnte mit der genannten Wüstung Hermsdorf zusammenhängen, deren frühere Lage auf den *Breitehofe-Stücken* (24) im mittleren Bereich der Gemarkung zu suchen ist, der sich durch eine sehr kleinteilige Struktur auszeichnet.

Vielleicht wird es auch dem Einfluss der Rittergüter zuzuschreiben sein, von denen es im Ort zeitweise gleich drei gab (so 1555 *Jhan Loser*, *Heinrich Leutsch* und *Burckhart Globik*, vgl. *Pallas* 1906/14, S. 1, S. 344), dass das Flurbild hier trotz

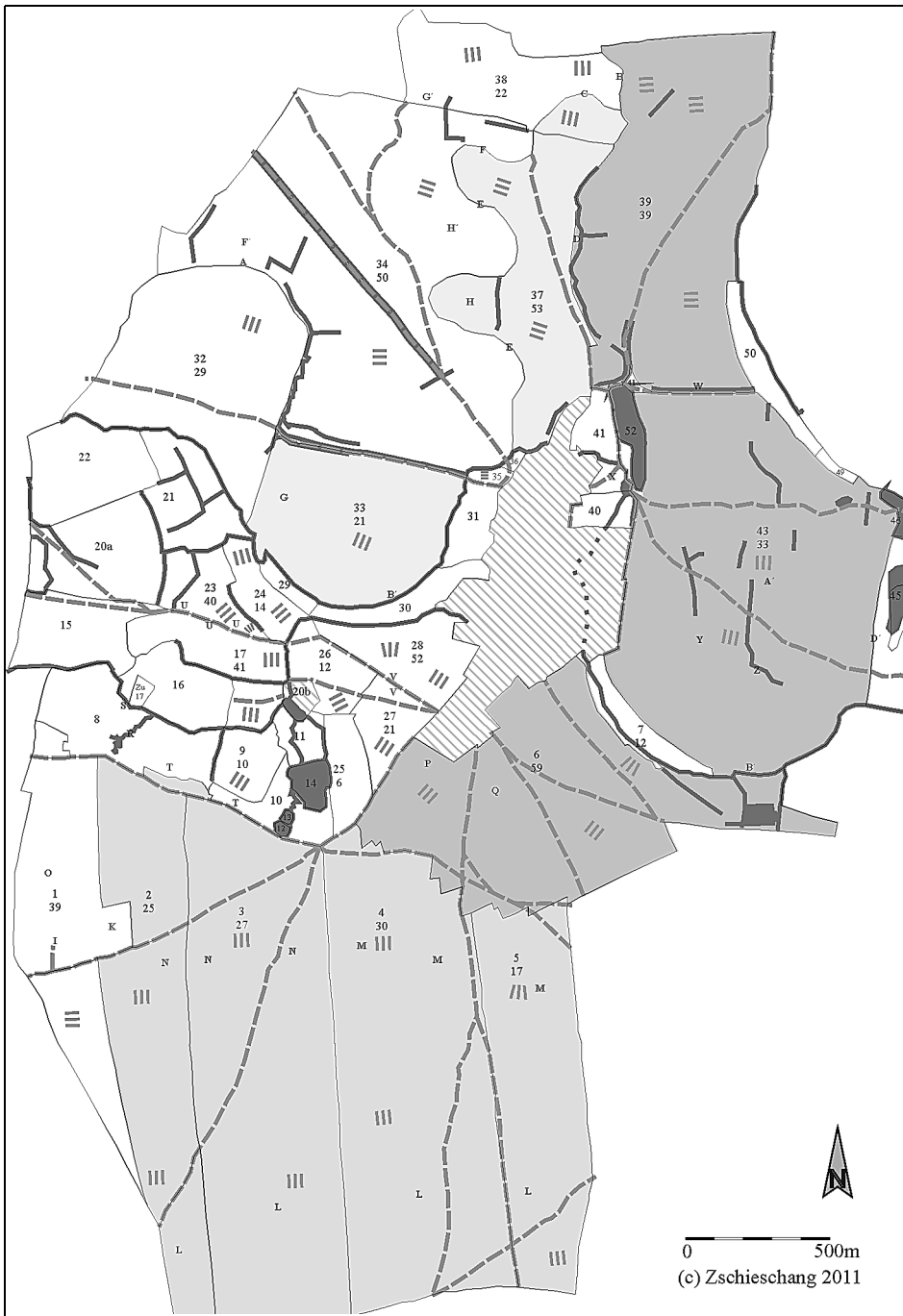


Abb. 5: Die Gemarkung Trebitz vor der Separation 1824
Gewanne, auf deren Namen im Text eingegangen wird, sind grau unterlegt;
die dazugehörigen Namen siehe im Anhang dieses Beitrags

der im Ganzen übersichtlichen Strukturen nicht so klar ist wie in Globig. Dennoch bleibt festzuhalten, dass die Gemarkung auch hier von Großgewannen geprägt ist, die weitgehend einer einheitlichen Benennungsstruktur unterliegen bzw., in diesem Falle, zwei verschiedenen.

3.4 Weitere Fälle

Die Einteilung der gesamten Gemarkung in drei ›Felder‹ trat in Globig nur noch relikthaft in den Bezeichnungen der drei großen Hufengewanne hervor. In anderen Gemarkungen wird dies deutlicher, wie z.B. in Wöpk, das mit dem eingangs vorgestellten Einbaumfund aufwarten kann. Obwohl es sich hierbei um einen der kleineren Orte handelt, die noch im Mittelalter wüst fielen und die quasi die von den großen Transformationsprozessen übrig gelassenen Reste bilden, wird hier die gesamte Flur in drei Felder unterteilt (Abb. 1), deren Namen, *Dornauer Feld*, *Bruckhausener Feld* und *Seefeld* in zwei Fällen ganz wie in Globig Richtungsangaben zu benachbarten Dörfern darstellen oder sich auf ein topographisches Objekt, den im zweiten Abschnitt erwähnten (früheren) See, beziehen. Innerhalb dieser Felder liegen verschiedene Gewanne im Gemenge, unter denen jeweils eines in seiner Größe herausragt. Auch hier folgen die Benennungen einem einheitlichen System, dem Bezug auf topographische Objekte: die *Ellerbruchstücke* (G) erhielten ihren Namen nach einem erlenbestandenen Bruch, das sich nicht mehr genau lokalisieren lässt, die *Beckstücke* (S) nach einem Bach, wohl demjenigen Gewässer, das westlich des Burgwalls in die Landwehr mündet, und die *Seestücke* (Da) nach dem früheren See auf der Grenze zur Nachbargemarkung Bruckhausen (siehe oben). In diesem Falle stimmen die Motivation der Namen des Feldes und des Gewanns sogar überein.¹⁰

Die Namen der übrigen, kleineren Gewanne sind in diesem Zusammenhang nicht zu erörtern, es ist hier lediglich auf die Vielgestaltigkeit der Bildungen zu verweisen (Zschieschang 2003, 159f.; Zschieschang, 2011b). Bemerkenswert sind jedoch der *Schlossberg* (K) genannte Burgwall (Grimm 1958, S. 313, Nr. 644; Zschieschang 2003, S. 291) im Zentrum der Gemarkung, auf den sich die Ausrichtung der angrenzenden *Höfe* (I), also die Lage der wüstgefallenen Siedlung, unmittelbar bezieht, was eine partielle Gleichzeitigkeit von Burg und ländlicher Siedlung nahe legt.

10 Hinzuweisen ist außerdem auf die gleiche Parzellenanzahl, die *Ellerbruch-* und *Seestücke* aufweisen, von der jedoch diejenige der *Beckstücke* erheblich abweicht. Hier könnte ein späterer Ausbau des Gewanns vermutet werden, vgl. auch die unterschiedlichen Breiten der drei Gewanne. Es ist aber Vorsicht geboten, da generell in den Gemarkungen des untersuchten Gebietes die Parzellenzahlen stark variieren und nur selten Regelmäßigkeiten hervortreten lassen, was schon die diesem Beitrag beigelegten Flurkarten (Abb. 1, 3, 5 und 6) deutlich zeigen. Solche chaotischen Verhältnisse stellen geradezu ein Charakteristikum dieser Region dar.

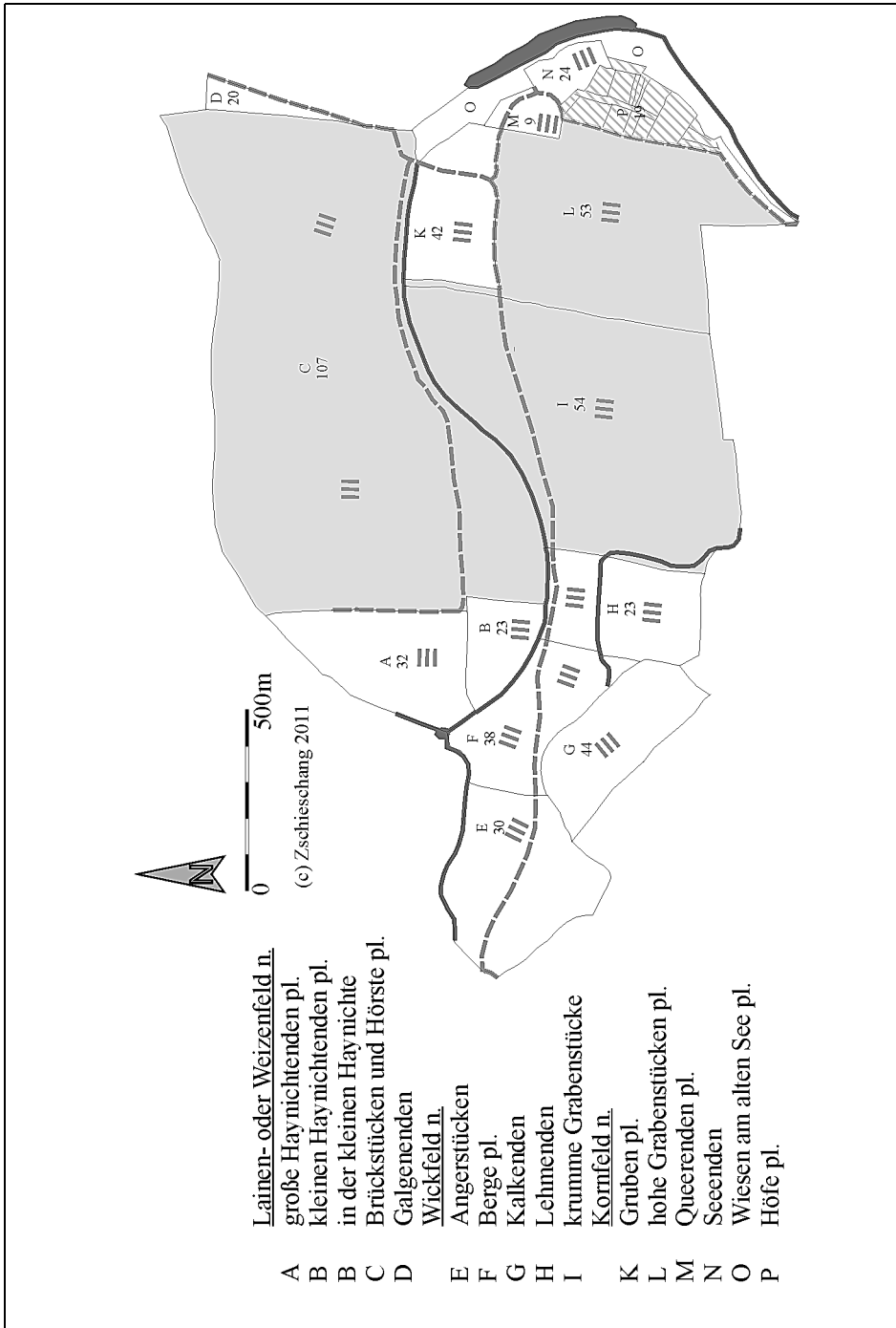


Abb. 6: Die Wüstungsgemarkung Rohrbeck bei Globig
hervorgehoben die im Text genannten Großgewanne und die frühere Ortslage

Ein interessanter Fall ist auch die Wüstung Rohrbeck. Zunächst fallen, wie schon in Globig, die geschwungenen, den Verlauf früherer Altarme nachzeichnenden Gräben ins Auge; weiterhin weist die Gemarkung ebenfalls eine Einteilung in drei Felder und darin jeweils ein Hauptgewann auf (Abb. 6). Die Benennungen zeigen ein einheitliches Schema: Die drei Felder sind nach Anbaukulturen benannt – *Lainen- oder Weizenfeld*, *Wickfeld*, *Kornfeld*. Welche Motivation hier zugrunde liegt, ob evtl. eine unterschiedliche Bodenfruchtbarkeit vorliegt, ist ohne weiteres nicht zu bestimmen; allem Anschein nach sind bis auf eine Sandlinse in den *großen Haynichtenden* (A) und im westlichen Bereich der *Brückstücken* (C) die Bodenverhältnisse aller drei Flächen gleich (Geologische Karte von Preußen und benachbarten Bundesstaaten, Blatt 4242 (Pretzsch), 1916). Innerhalb dieser drei Felder gibt es jeweils ein Hauptgewann, mit *Brückstücken und Hörste* (C), *krumme Grabenstücke* (I), *hohe Grabenstücke* (L) wiederum einheitlich benannt. Ganz wie in Wöpk standen Lageangaben – nach Brücke und Graben – im Vordergrund.

Eine Besonderheit stellt der Umstand dar, dass zwei dieser Großgewanne offensichtlich auf ein einziges zurückgehen, das einer Teilung unterzogen wurde. Darauf verweist neben der Benennung, die sekundär durch vorangestellte Attribute spezifiziert wurde, die Größe der beiden *Grabenstücke*, die zusammen mit $45,95 + 31,64 + 10,25 = 87,84 \text{ ha}$ ¹¹ fast genau derjenigen der *Brückstücken und Hörste* mit 86,07 ha entspricht.¹²

Die umgebenden Flächen außerhalb dieser Großgewanne sind beinahe regelmäßig durch Bildungen mit dem Grundwort *-enden* benannt, deren Bestimmungswörter sich auf Charakteristika der Lage (*Heinigt-* (A und B), *Galgen-* (D) – hier mit metaphorischem Bezug, *Quer-* (M), *See-* (N)) oder Besonderheiten des Untergrundes (*Kalk-* (G), *Lehm-* (H)) beziehen.

Hinzuweisen ist schließlich noch auf die *Höfe* (P), welche die wüstgefallene Dorflage kennzeichnen. Die Binnengliederung dieses Flurstücks scheint ganz offensichtlich die Anordnung der Gehöfte widerzuspiegeln, und der umlaufende Weg scheint ursprünglich zwischen den Gehöften durchgeführt zu haben.

11 Wie aus der Flurkarte hervorgeht, wurden die *Gruben* (K) aus den *Grabenstücken* sekundär regelrecht herausgeschnitten, sind also dem ursprünglichen Gewann hinzuzurechnen.

12 Landesamt für Archäologie Sachsen-Anhalt, Fundstellenarchiv, Feldwannenbuch 2391: 8; Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Standort Wernigerode, Rep. C 20 V, Regierungsbezirk Merseburg: Rezeß die Vollziehung des Theilungs-Recesses in der Separations-Sache über Marck Rohrbeck betr. (Gem. Thl. littr. R Nr. (102) 96), 1835. Vgl. Zschieschang 2003, S. 153f., Anhang 3 und Flurkarte 18 (beides auf der dort beiliegenden CD-ROM). Im Original: 183 Morgen 146 Quadratruten + 126 Morgen 99 Quadratruten + 37 Morgen 72 Quadratruten gegenüber 344 Morgen 49 Quadratruten). Dass auch die Summe der Parzellenanzahl der beiden *Grabenstücken* derjenigen der *Brückstücken* genau entspricht, ist nicht über zu bewerten und deutet möglicherweise darauf hin, dass die Unterteilung in *hohe* und *krumme* Grabenstücke nicht sehr alt ist und dadurch kaum Gelegenheit zu späteren Parzellenteilungen gab. Folglich wäre zu vermuten, dass der Name *Wickfeld* gegenüber *Weizen-* und *Kornfeld* jüngeren Datums ist.

Die Transformation kleinerer Siedlungen hin zu großen Dörfern mit weiträumiger Gewannflur war ganz offensichtlich vom Charakter der Landschaft bestimmt, indem sie sich fast durchgehend in der Elbaue mit ihren Auelehmböden finden, wobei Gemarkungen, die in der dargestellten Art in drei Felder untergliedert sind, im Gemenge liegen mit solchen, die derartige Verhältnisse nicht erkennen lassen.¹³

4 Der Gegensatz: Siedlungsentwicklung in der Dübener Heide

In anderen Bereichen beobachten wir jedoch ein Überwiegen von ausgesprochen kleinräumigen Siedlungen bis auf den heutigen Tag. Dies betrifft insbesondere die nördlichen Randbereiche der Dübener Heide. Hier haben auch die nicht sehr häufigen Flurnamen, die auf slawisches Sprachgut zurückgehen, ihren Verbreitungsschwerpunkt wie z.B.: *Jeeserwiesen* (Rackith; Aa-Da), *Jeeser Breite* (Wachsdorf) zu **jezer-* ›See‹; *Krutzschke* f. (Großwig; Kk), *Krutzschken* (Uthausen; N) zu aso. **kort-* ›kurz‹; *Karzin* m. (Köplitz) zu aso. **kъrčъ* ›Baumstumpf, Klotz‹.

Weiterhin konzentriert sich hier eine Anzahl von Ortsnamenbelegen aus dem Spätmittelalter, die aufgrund spezifischer Lautungen für die Existenz slawischsprachiger Bevölkerungsgruppen in jenem Zeitraum zu sprechen scheinen. Es handelt sich hierbei z.B. um urkundlich belegte Namenformen, die der altsorbischen Grundform auffallend nahe stehen, um unterbliebene Diphthongierungen und offenkundig späte Eindeutschungen slawischer Namen (eingehend dazu *Zschieschang* 2008). Diese Fälle sind auf Abb. 8 als Kreissymbole markiert.

Schließlich ist für den Beginn des 16. Jahrhundert ein wendischer Landgerichtssprengel bezeugt, der in Abgrenzung zu einem deutschen Landgericht existierte (Abb. 7; Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Loc. 38129: Erbbuch des Amtes Wittenberg, 1513, f. 999–1001; *Beck* 2000, S. 255f.; *Oppermann* 1897, S. 115).¹⁴

13 Außer den dargestellten Gemarkungen liegen drei Felder noch in Eutzsch vor und in zwei Fällen abseits der eigentlichen Elbaue: in Radis bei Gräfenhainichen sowie dem weiter südöstlich, zwischen Pretzsch und Dommitzsch an der Elbe liegenden Proschwitz. Daneben scheint es noch Fälle zu geben, wo zwischen einer Anzahl kleinerer Gewanne eine einzelne besonders langgestreckte Struktur erscheint; vgl. dazu *Zschieschang* 2003, S. 151f. und zum diesbezüglichen Fall Rackith *Zschieschang* 2011a.

14 Dass es sich bei diesen Landgerichten eher um ein juristisches Relikt vergangener Zeiten handelt (*Lück* 1997, S. 162f.), aus dem nicht auf eine slawische Bevölkerung im 16. Jahrhundert geschlossen werden kann (dies versucht *Mětsk* 1962; zurückhaltender *Brankač* u. *Mětsk* 1977, S. 165), legen die Tatsachen nahe, dass (1) die ihnen untergeordneten Orte den Trebitzer Amtsbereich nur teilweise und dazu noch lückenhaft erfassen sowie, dass (2) nicht wenige Orte, wie auch das den Schulzen des wendischen Landgerichts stellende Parnitz, wüst liegen.

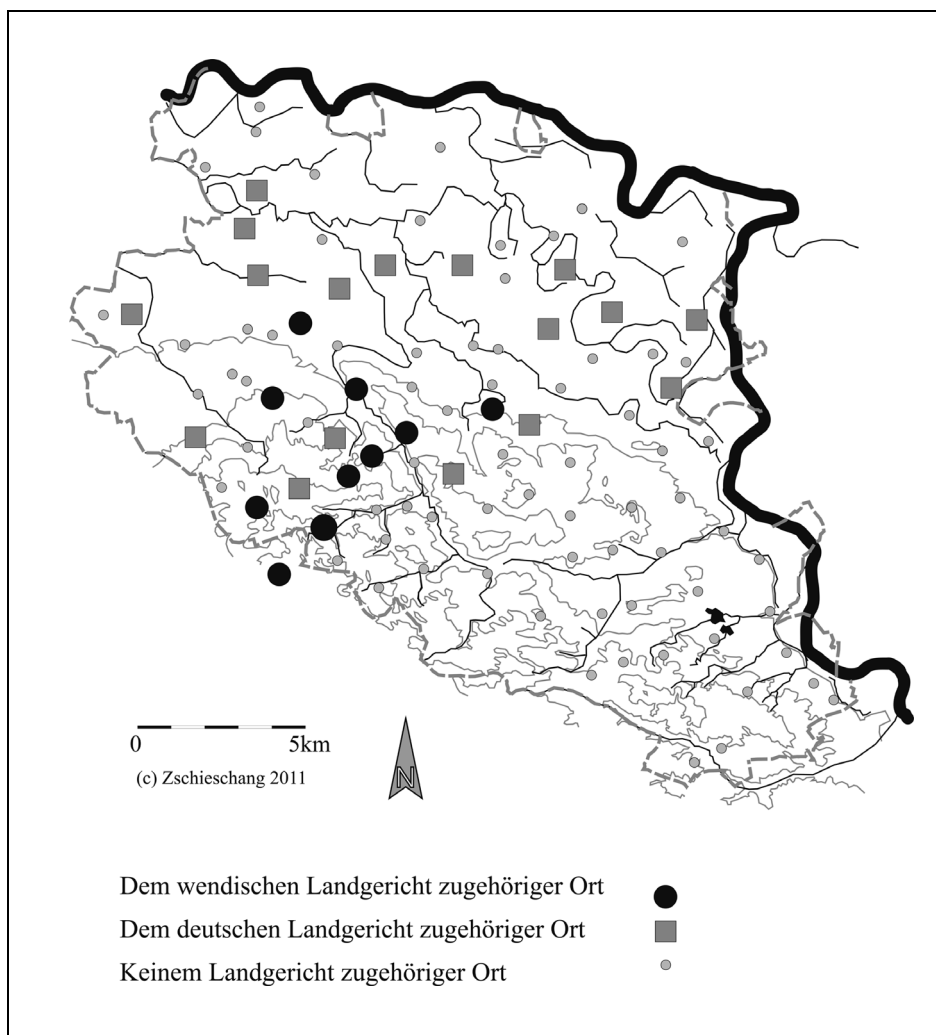


Abb. 7: Die Landgerichtssprengel im Jahre 1513

Die dem wendischen Landgericht zugehörigen Orte konzentrierten sich wie auch die übrigen genannten Erscheinungen im nördlichen Bereich der Dübener Heide, der damit als ein Reliktgebiet erscheint, das von den Umstrukturierungen, wie sie in der Elbaue zu beobachten sind, nicht erfasst wurde. Zwar finden sich auch hier größere Straßendörfer, und auf den Geschiebelehmhochflächen ist es durchaus zu Rodungen abseits der Bachtäler gekommen, aber ansonsten blieb es in weiten Bereichen dieser relativ stark gegliederten Landschaft bei kleinräumigeren Siedlungsstrukturen, die einen deutlichen Gegensatz zur Elbaue bilden.



Abb. 8: Relikte nichttransformierter Siedlungsstrukturen

5 Zwischenfazit

Zusammenfassend sind in der Elbaue umfangreiche Siedlungsaktivitäten zu beobachten, die zu großen, relativ klar strukturierten Dörfern hinführten, wofür als Beispiele Globig und Trebitz vorgestellt wurden (zu ähnlichen Wandlungsprozessen in überregionaler Perspektive *Hardt* 1999). Dazwischen liegen, sozusagen als Reste einer älteren Siedlungsstruktur, kleinere Siedlungen, die es zum Teil noch bis zur Ausprägung einer Gewannflur schafften, wie am Beispiel Wöpk gezeigt werden konnte, zum Teil aber gänzlich überformt wurden, wofür die *Hohen Marien* angeführt wurden.

In einem anderen Bereich der Region blieben kleinere Siedlungen in größerem Ausmaß erhalten, wobei hier die naturräumlichen Voraussetzungen für die landwirtschaftliche Nutzung unter den wirtschaftlichen Bedingungen des Hochmittelalters weniger günstig waren als in der flachen und fruchtbaren Elbaue. Obwohl in diesem Falle weniger umfangreich und im Hinblick auf den Erhalt slawischer Idiome weit weniger langlebig, wäre dieser Bereich im Norden der Dübener Heide in den Kontext der Regionen zu stellen, »über die die innovativsten Schübe der Ostbewegung hinweggegangen waren« (Hardt 1999, S. 290 mit den Beispielen Hannoversches Wendland und Jabelheide). Indizien für ähnlich stagnierende Siedlungslandschaften, allerdings weniger spektakulärer Ausprägung, finden sich auch andernorts (vgl. beispielsweise Wenzel 1964, S. 135; Lamprecht 1918, S. 34, 38, 76f. und an anderen Stellen).

In Flurnamenschatz und Ausformung der Gewannfluren zeigen sich im Kontext dieser Siedlungsentwicklung Ansätze von Homogenisierungen, die aber beim derzeitigen Stand der Forschung, die die Flurstrukturen bislang lediglich für relativ wenige Gemarkungen herausgearbeitet hat, nur ansatzweise zu erkennen und nicht zuverlässig zu bewerten sind.

Dies ist die siedlungsgeschichtliche Basis aller späteren Entwicklungen, auf die im Folgenden noch kurz einzugehen ist. Wenn dabei, auch aus Platzgründen, eine erschöpfende Darstellung in diesem Beitrag nicht möglich ist, so kann doch ein Überblick über die wichtigsten Faktoren gegeben werden, die die Kulturlandschaft südlich von Wittenberg geprägt haben. Das Augenmerk soll dabei auf einigen Aspekten liegen, die weniger im Fokus der überregionalen Wahrnehmung einer breiten Öffentlichkeit stehen als die UNESCO-Weltkulturerbestätten ›Das Bauhaus und seine Stätten in Weimar und Dessau‹, ›Luthergedenkstätten in Eisenleben und Wittenberg‹ sowie das ›Gartenreich Dessau-Wörlitz‹.¹⁵

6 Spuren der Reformation

Die in Abschnitt 2 genannte Kemberger Propstei wurde Anfang des 16. Jahrhunderts (Oppermann 1896, S. 99f.; Abb u. Wentz 1929/1941, S. 2, S. 91f.) dem Wittenberger Allerheiligenstift inkorporiert, das die Keimzelle der Universität bildete. Die Bewohner der Dörfer in der oben vorgestellten Region trugen also

15 Die folgenden Ausführungen basieren auf der Einführung zur Exkursion im Rahmen der 37. ARKUM-Tagung im September 2010. Zur im vorangegangenen Abschnitt genannten Dübener Heide, die bei der Exkursion eine Rolle spielte, ist im Hinblick auf neuzeitliche Entwicklungen auf zwei Werke zu verweisen, zum einen als volkskundliche Studie Panzig et al. 2007, wo untersucht wurde, inwieweit sich die Bewohner der Dübener Heide mit ihrer Heimat identifizieren. Unter den vielfältigen Faktoren waren drei derart herausragend, dass sie gemeinsam den Titel des Werkes bilden – »Der Wald, die Ruhe und das Dorffest«. In einer weiteren Darstellung, Bendix 2001, wird die Geschichte des für die Dübener Heide bedeutsamen Forstamtes sehr umfassend dargestellt. Eine solche Untersuchung dürfte ihresgleichen suchen.

mit ihren an die Kirche zu leistenden Abgaben unmittelbar zum Gelingen des Lehrbetriebes und des allgemeinen Wirkens der Leucorea bei.

Umgekehrt wurde aber die unmittelbare Umgebung der Universität und Stadt Wittenberg früh und intensiv vom reformatorischen Gedanken angesteckt. Es dürfte kaum eine Kirche im Umland von Wittenberg gegeben haben, wo *Luther* nicht wenigstens einmal gepredigt oder im Jahre 1528 visitiert hätte. Die Region ist voll von seinen Freunden und Weggefährten, und auch von Besitzungen der Reformatoren. ›Spuren der Reformation im Landkreis Wittenberg‹ dürfte, Vollständigkeit vorausgesetzt, ein monumentales Werk werden, das aber noch zusammenzustellen wäre. Hierfür soll im Folgenden nur ein einziges, wenig bekanntes und beachtetes Beispiel stehen.¹⁶

Seit 1518 bekleidete *Bartholomäus Bernhardi* aus Schlinz in Vorarlberg das Amt des Propstes in Kemberg und war gleichzeitig, im Wintersemester 1518/19, Rektor der Universität. Dies zeigt deutlich, dass es sich um mehr als eine gewöhnliche Landpfarrstelle handelte. Sein Name ist heute weitgehend vergessen – zu Unrecht, denn es handelt sich um einen der ersten Wittenberger Doktorschüler *Luthers* und seinen lebenslangen Freund. Er wagte schon 1521, als *Luther* noch auf der Wartburg weilte, als erster Geistlicher von Rang überhaupt, zu heiraten, und zwar nicht etwa seine Haushälterin oder eine entsprungene Nonne, sondern eine achtbare und wohlhabende Bürgerstochter seines Städtchens. Diese Tat, die auch Bände spricht für die Akzeptanz der ›neuen Lehre‹ unter der Bevölkerung, erregte damals großes Aufsehen.¹⁷

Noch 26 Jahre später, während des Schmalkaldischen Krieges, wussten die spanischen Truppen, als sie dabei waren, Wittenberg zu bezwingen, genau, an wen sie sich zu halten hatten. Sie knüpften den inzwischen alt gewordenen Bernhardi der Überlieferung nach in seinem Studierstübchen auf. Beherzt konnte seine getreue Frau noch rechtzeitig den Strick durchtrennen, so dass ihr Mann überlebte (*Schumann* u. *Schiffner* 1814/1833, S. 4, S. 505f.; Pfarrerbuch, 1, S. 314f.; *Bautz* u. *Bautz*, 1, S. 314f.). Wie man sich diese Vorgänge vorzustellen hat, ob die Spanier denn überhaupt so schnell aus dem Hause sein konnten, dass man ihn hätte vom Strang retten können, sei dahingestellt, aber sie zeigen doch, dass der casus Bernhardi noch Jahrzehnte später zum kollektiven Wissen um die Reformation gehörte.¹⁸

In Bezug auf die Religions- und Kirchengeschichte wäre noch auf zwei Aspekte zu verweisen, die das Umland, die Peripherie, an das Zentrum Wittenberg anbinden. Einerseits ist die Vielzahl der Dorfkirchen im Wittenberger Umland nicht ohne Bedeutung, welche in ihrer Bausubstanz mehrheitlich aus dem Mittel-

16 Für seine wertvollen Hinweise, die den folgenden Ausführungen sehr zugute kamen, danke ich Pfarrer *Ronald Kleinert*, Rackith, auf das herzlichste. Zu *Bernhardi* vgl. einführend ADB, 2, 459f.; *Bautz* u. *Bautz*, 1, S. 539f. sowie Pfarrerbuch, 1, S. 415f. mit weiterer Literatur. Die Theologische Realenzyklopädie nennt ihn nur beiläufig im Zusammenhang mit anderen Akteuren (TRE, 2, 186 und 2, 489); ein eigenes Lemma fehlt.

17 Vgl. z.B. einen Brief *Luthers* an *Melanchthon* vom 29. Mai 1521, *Luther*, WA, Br. 2, 346–352, Nr. 413, die darauf Bezug nehmende Stelle auf S. 347, Zeile 30–32; *Bubenheimer* 1987, S. 164f. und S. 170–190.

alter stammen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, dessen Zerstörungen und Verluste zu überwinden Jahrzehnte dauerte, wurden die meisten Kirchen im Lande wieder hergerichtet. Sie behielten ihre barocke Prägung jener Jahre, mehr oder weniger gut erhalten, bis heute. Dies ist in der Region um Wittenberg denn auch der Archetypus der Dorfkirche: ein romanischer, seltener gotischer Feldsteinbau mit barocker Ausstattung und einer Orgel aus dem 19. Jahrhundert.¹⁹

Zum anderen ist zumindest erwähnenswert, dass einer der neben *Martin Luther* bedeutendsten protestantischen Liederdichter, *Paul Gerhardt*, in der nahen Kleinstadt Gräfenhainichen geboren und aufgewachsen ist (vgl. mit weiterer Literatur *Bautz* u. *Bautz*, 2, S. 219–223; TRE, 12, S. 453–457). Obwohl er dann den größten Teil seines Lebens andernorts verbrachte, ist seine Herkunft Grund genug zu aufwändigen Jubiläumsfeierlichkeiten, so dass er einer der großen Identifikatoren der Region ist, wie zuletzt im ›Paul-Gerhardt-Jahr 2007‹ anlässlich des 400. Geburtstages des Liederdichters. Der überaus hohe Bekanntheitsgrad seines Namens auch in Kreisen, die mit dem evangelischen Kirchenlied nicht in Berührung kommen, rührt jedoch auch daher, dass das mit Abstand größte Wittenberger Krankenhaus, auch zu DDR-Zeiten in evangelischer Trägerschaft, von der *Paul-Gerhardt-Stiftung* betrieben wird und so diesen Namen trägt (<<http://www.pgstiftung.de/pages/gschichte/paul-gerhardt-stiftung.html>>, 19.08.2011). Für die Onomastik bildet dies ein hervorragendes Beispiel dafür, wie eine hochfrequente ehrende Benennung tatsächlich zu Erhalt und Steigerung der Bekanntheit der entsprechenden Persönlichkeit beiträgt.

7 Weitere Faktoren

Dennoch erweist sich das südliche Umland von Wittenberg nicht als eine kulturhistorisch homogen vom Reformationsgeschehen geprägte Landschaft, das aber mit der *Lutherdekade* 1507–1517 (<<http://www.luther2017.de>>, 19.08.2011) erneut in den Mittelpunkt der öffentlichen Wahrnehmung rückt. Vielmehr wurden hier über die Jahrhunderte hinweg noch andere, sehr verschiedene Faktoren wirk-

18 Die heimatkundliche Überlieferung (*Schumann* u. *Schiffner* 1814/1833, S. 4, 505) hält noch eine zweite Geschichte parat, die Kemberg in den Mittelpunkt des Reformationsgeschehens rückt. Demnach hätte *Luther* im Herbst 1517 den mit ihm befreundeten Amtsvorgänger *Bernhardis*, den Propst *Ziegelheim*, in Kemberg besucht. Im Zuge ihres Gesprächs hätte *Luther* den Plan gefasst, seine Ansichten zu den Ablasspraktiken Kardinal *Albrechts* und Papst *Leos X.* in einem Thesenpapier zu formulieren, womit die Geburt der 95 Thesen quasi im Kemberger Pfarrhaus (das allerdings in seiner heutigen Gestalt jüngeren Datums ist) anzusetzen wäre. Der Wahrheitsgehalt dieser Überlieferung steht freilich dahin, auch wenn er nicht von vornherein in Abrede zu stellen ist.

19 Eine umfassende kunstgeschichtliche Bearbeitung steht aus. Zu verweisen wäre einerseits auf Darstellungen im *Dehio* und im Denkmalverzeichnis zu den entsprechenden Orten, *Pohle* 1999 sowie insbesondere *Kratzke*, Man. Ein öffentlich zugängliches Orgelkataster fehlt bislang.

mächtig. Ohne dass damit Vollständigkeit zu beanspruchen ist, wäre insbesondere auf drei Aspekte zu verweisen:

(1) Abgesehen von den zahlreichen, das Dessau-Wörlitzer Gartenreich bildenden Bauten und Anlagen der anhaltischen Fürsten, hat die Region auch an der Residenzlandschaft der Wettiner und ihres Umfelds einen erheblichen Anteil. Hierzu gehören die großen Schlösser in Annaburg, Prettin und Pretzsch, die erst-rangige Elemente der mitteldeutschen Renaissancearchitektur darstellen (*Delang* 2007, S. 158–161; *Schwineköper* 1987, S. 17–19 und 371–374; *Dehio* 1999, S. 22–24 und 673–683; *Kleinschmidt* u. *Titze* 1993, S. 20–22 und 62–64; *Titze* u. *Kleinschmidt* 2002, S. 204–206), das ebenfalls bedeutende frühbarocke Wasserschloss Reinharz (*Richter* 2003; *Große* 2003; *Schwineköper* 1987, S. 388; *Dehio* 1999, S. 710f.; *Titze* u. *Kleinschmidt* 2002, S. 57) und eine ganzen Reihe weiterer, kleinerer Anlagen.²⁰

(2) Die Industriegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts ist tief geprägt vom Braunkohletagebau, der weite Flächen grundlegend umgestaltet bzw. devastiert hat. Auf der Basis der Nutzung dieses Rohstoffs zur Gewinnung elektrischer Energie konnte sich dann eine chemische Industrie entwickeln, die sich wiederum in hohem Maße der so genannten Veredelung der Braunkohle zu hochwertigen Industrieprodukten widmete.²¹ Diese Industrie sorgte auch dafür, dass das Bauhaus um *Walter Gropius* eingebunden war in ein von damaligen Hochtechnologien geprägtes industrielles Netzwerk, wobei insbesondere an *Hugo Junkers* zu denken ist, den Rheinländer, der seine Industriebetriebe bemerkenswerterweise nicht im heimischen Aachen ansiedelte, wo er seit 1897 Professor für Thermodynamik war, sondern in Dessau. Mittlerweile gedenkt man seiner hier auch mit einem Technikmuseum (<http://www.technikmuseum-dessau.de>, 19.08.2011), und erst kürzlich wurde die Öffentlichkeit von Plänen aufgeschreckt, dass eine bislang weitgehend unbeachtete, original in der Stadt erhaltene, damals wegweisende und heute einzigartige Hallenkonstruktion aus Stahl, eine Originalkonstruktion von *Junkers*, abgerissen werden soll (*Markgraf* 2009).

Nach 1989 standen diese Industriezweige nahezu vor dem Aus. Schon nach wenigen Jahren reifte jedoch der Gedanke, die Welt der Tagebaurestlöcher und Industriebrachen zu gestalten und in gewisser Weise zu erhalten, wofür im Anklang an Wörlitz der Begriff ›Industrielles Gartenreich‹ geprägt wurde, das gleichsam

20 Exemplarisch zu Coswig, einer weiteren wichtigen Anlage, *Titze* 2009; zu Bleesern, einem der bedeutendsten sächsischen Gestüte *Titze* 1998 (gegenüber dem dort beschriebenen besorgniserregenden Zustand dieses Baudenkmals sind seitdem erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen). Unlängst fand im Regionalteil der Mitteldeutschen Zeitung eine große Serie über Schlösser und Herrenhäuser im Landkreis Wittenberg aus der Feder des Kunsthistorikers *Matthias Prasse* mit über 40 Folgen bei der Leserschaft ein überaus großes Interesse. Die meisten dieser Anlagen sind freilich eher unbedeutende bis gewöhnliche Gutshäuser, bei denen sich im genealogischen Dickicht der Besitzerschaft gelegentlich auch eine bedeutende Persönlichkeit findet. Vgl. *Prasse* 2010.

21 *Schönfelder et al.* 2009, S. 50–70, S. 314–318 und daneben die entsprechenden ›Suchpunkte‹ laut der dort beiliegenden Karte. Zum nordöstlich, im angegebenen Werk fehlenden Zipfel des Bitterfelder Reviere *Jilo* 1998.

eine Ergänzung zu den Gartenlandschaften des späten 18. Jahrhunderts bilden sollte. Diese waren ja auch nicht nur als eine schöne Landschaft konzipiert, sondern wollten darin auch das nützliche inbegriffen sehen – größere Ackerflächen waren z.B. fast von Anfang an ein integraler Bestandteil des Wörlitzer Parks.

Mittlerweile ist die riesige Seenlandschaft der Goitzsche bei Bitterfeld ebenso bekannt wie die Veranstaltungsarena der Baggerstadt Ferropolis und wir erleben heute, dass die Dreckschleudern der Vergangenheit, die zu Recht so bezeichnet wurden, zu Denkmälern der Industriekultur mutieren.

(3) Im Hinblick auf die militärischen Hinterlassenschaften wäre zunächst auf den besonderen Umstand hinzuweisen, dass die Kernbereiche der Dübener Heide im Unterschied zu vielen anderen Waldgebieten von großflächigen Sperrgebieten verschont blieben. Das, was hier dennoch für die Zwecke der Landesverteidigung entstand, ist zwar in einem übergreifenden Kontext nicht einzigartig, verdient aber dennoch Beachtung. Da ist zum einen eine Anlage aus sechs Bunkern in der Nähe von Söllichau, die einem Kernwaffenangriff standhalten und im Krisenfall der Führungsstelle eines territorialen Militärbezirks als Sitz dienen sollte, heute aber öffentlich zugänglich ist und auch jenseits allen militärischen Interesses den buchstäblichen Wahnsinn des damals drohenden Atomkriegs eindrücklich werden lässt (www.sachsen-anhalt-wiki.de/index.php/bunker-kossa, 08.01.2013). In unseren Tagen ist es eine große Herausforderung, mit diesen Hinterlassenschaften umzugehen, insbesondere hinsichtlich ihrer Transformation in neue Naturlandschaften mittels natürlicher Sukzession, wie sie in der Kapener Heide zwischen Oranienbaum und Dessau erfolgt (*Schönfelder et al.* 2009, S. 108f.).²²

Eher von regionaler Tragweite ist das Gedenken an die Geschehnisse der ersten Herbsttage des Jahres 1813, als das Korps Yorck der Schlesischen Armee der Verbündeten an der Mündung der Schwarzen Elster über die Elbe setzte und sich im Anschluss mit den Franzosen eine blutige Schlacht lieferte. Diese ermöglichte es erst, *Napoleon Bonaparte* in Leipzig in die Enge zu treiben und in der Völkerschlacht wenige Tage später zu besiegen. Nach dem nahe gelegenen Dorf, das dabei schwerste Verwüstungen erlitt, wurde sie die Schlacht von Wartenburg genannt und der siegreiche Anführer auf preußischer Seite ein halbes Jahr später in den Grafenstand mit dem Zusatz »von Wartenburg« erhoben. Im Abstand mehrerer Jahre gibt es hier größere Veranstaltungen, bei denen mit nachgestellten Gefechten an das Ereignis erinnert wird.

22 Außerdem die Ausführungen zum Projekt »Naturschutzfachliche Erfolgskontrolle von Managementmaßnahmen zum Erhalt und zur Entwicklung von FFH-Offenlandlebensraumtypen im NATURA 2000 Gebiet »Mittlere Oranienbaumer Heide« unter der Leitung von *Sabine Tischew*: <<http://www.loel.hs-anhalt.de/forschung/forschungsprojekte.html>>, 14.10. 2011.

8 Fazit

Ohne Mühe ließe sich die Liste noch erheblich verlängern – dass der Entdecker des Planeten Neptun hier geboren wurde, dass Wittenberg nicht nur die Stadt der Reformation war, sondern auch das internationale Zentrum des Anbaus von Maiblumen (*Convallaria majalis*), dass wir hier das älteste erhaltene Eisenbahnhauptgebäude Deutschlands finden, dass im Pfarrhaus in Jessen an der Schwarzen Elster *Karl Lamprecht* aufwuchs und sich im gleichen Ort das nördlichste kontinuierlich genutzte Weinanbaugebiet Deutschlands befindet. Zugegebenermaßen würde sich dies aber alsbald in touristischen Banalitäten verlieren, mit denen in irgendeiner Weise jede beliebige Region aufwarten kann.

Aus der Aufzählung wird aber deutlich, dass wir es mit einer Kulturlandschaft zu tun haben, die nur bei einer sehr groben Wahrnehmung homogen erscheint, bei genauerer Betrachtung aber von sehr verschiedenen und vielfältigen Faktoren geprägt ist, ohne dass man eindeutig sagen kann, was nun im Vordergrund steht. Land der Reformation? Land des Gartenreichs? Der Industriekultur? Land an der Elbe? Schlösserland? Oder das Land der Vielfalt? Das meiste von dem, was hier aufgezählt wurde, ist durchaus nicht nur Detailwissen Weniger, sondern durch die Tagespresse propagiertes Allgemeinut und Bestandteil der Identifikation der Einwohner mit ihrem Lebensumfeld. Von ihren naturräumlichen und siedlungsgeschichtlichen Voraussetzungen jedoch, um zum Beginn der Ausführungen zurückzukommen, war für diese mittelalterliche Siedlungslandschaft durchschnittlicher Bedeutung eine derartige kulturgeschichtliche Vielfalt in späterer Zeit keineswegs vorgezeichnet.

9 Zusammenfassung

Im frühen Mittelalter war die Elbaue südlich von Lutherstadt Wittenberg, wie viele andere Flusslandschaften im östlichen Mitteleuropa auch, von einer slawisch sprechenden Bevölkerung dicht besiedelt. Mit dem hochmittelalterlichen Landesausbau kam es hier zu umfangreichen Transformationen der Siedlungslandschaft, indem slawische Kleinsiedlungen zugunsten von groß angelegten Dörfern aufgegeben wurden. Dabei bildeten sich typische Strukturen der Feldfluren und ihrer Benennungen heraus, die Parallelen zur Mark Brandenburg aufweisen. Bestimmte Teilregionen waren hingegen von diesen Entwicklungen weniger erfasst, wie verschiedene Erscheinungen des Siedlungsbildes zeigen. Mit der Reformation gingen von dieser Region in der frühen Neuzeit weltgeschichtliche Impulse aus; weitere Faktoren machen sie zu einer Kulturlandschaft mit sehr vielseitigem kulturellem Erbe, was im letzten Drittel des Beitrags kurz skizziert wird.

Abkürzungen

aso. – altsorbisch
 mhd. – mittelhochdeutsch
 mnd. – mittelniederdeutsch
 mnl. – mittelniederländisch
 ndt. – niederdeutsch

Summary

For many people the area around Lutherstadt Wittenberg seems to be the homeland of Lutheran reformation. In fact the inhabitants of the surrounding countryside fed Leucorea's scholars with the crops of their fields and pastures. Especially in the loamy river basin of the Elbe river they found excellent conditions for farming. But, nothing predestined this region to be the starting point of cultural developments of global importance. The agricultural landscape was formed by transformation of former Slavic minor settlements into larger villages. Those process happened since the 12th century, but not in all parts of the region. Beside the well-known monuments of Protestantism, the landscape around Wittenberg is characterized by many different historical and cultural developments. Some of them are outlined shortly in the later part of the article.

Quellen und Literatur

Einmalig genannte Archivquellen und Internetlinks werden nur im Text bzw. im Anmerkungsapparat aufgeführt.

Abb, Gustav u. Wentz, Gottfried (1929/1941): Das Bistum Brandenburg. 1. und 3. Bd. – Berlin (Germania Sacra. Historisch-statistische Beschreibung der Kirche des Alten Reichs, I. Abt.).

ADB = Allgemeine Deutsche Biographie. 56 Bde. – Leipzig 1875–1912.

Bautz, Friedrich Wilhelm u. Bautz, Traugott [Hrsg.] (1975 ff): Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bisher 32 Bde. – Hamm [später Nordhausen].

Beate, Werner (1920–1924): Über die Ursachen der heutigen Waldverbreitung in dem Gebiet zwischen Elbe und Saale. – In: Mitteilungen des sächsisch-thüringischen Vereins für Erdkunde zu Halle 44–48, S. 1–119 und Tafel I–III.

Beck, Lorenz Friedrich (2000): Herrschaft und Territorium der Herzöge von Sachsen-Wittenberg (1212–1422). – Potsdam (Bibliothek der Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, 6).

Bendix, Bernd (2001): Geschichte des staatlichen Forstamtes Tornau von den Anfängen bis 1945. Ein Beitrag zur Erforschung des Landschaftsraumes Dübener Heide. – Halle (Saale).

Bily, Inge (1980): Die slawischen Flurnamen der Senftenberger Willkür. – In: Namenkundliche Informationen, Beiheft 2, Studia Onomastica I. Leipzig, S. 4–15.

- Bily, Inge (1996):* Ortsnamenbuch des Mittelbegebietes. – Berlin (Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte, 38).
- Bischoff, Karl (1967):* Sprache und Geschichte an der mittleren Elbe und der unteren Saale. – Köln u. Graz (Mitteldeutsche Forschungen, 52).
- Bischoff, Karl u. Kettmann, Gerhard [Hrsg.] (2002ff):* Mittelbisches Wörterbuch. Bearb. von Bader, Hans-Jürgen u. Wenner, Ulrich. Bisher 2 Bde. – Berlin.
- Brachmann, Hansjürgen (1965):* Mittelalterliche Siedlungsfunde aus Dabrun, Kreis Wittenberg. – In: Jahresschrift für Mitteldeutsche Vorgeschichte 49, S. 145–204 und Tafel 29f.
- Brachmann, Hansjürgen (1978):* Slawische Stämme an Elbe und Saale. Zu ihrer Geschichte und Kultur im 6. bis 10. Jahrhundert. auf Grund archäologischer Quellen. – Berlin (Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, 32).
- Brachmann, Hansjürgen (1989):* Provincia Sclavorum Nizici. Bemerkungen zu Geschichte und Struktur einer slawischen Siedlungslandschaft im Übergang zur frühdeutschen Zeit. – In: Jahresschrift für Mitteldeutsche Vorgeschichte 72, S. 267–279.
- Brankač, Jan u. Měšk, Frido (1977):* Geschichte der Sorben. Bd. 1: Von den Anfängen bis 1789. – Bautzen.
- Bubenheimer, Ulrich (1987):* Streit um das Bischofsamt in der Wittenberger Reformation 1521/22. Von der Auseinandersetzung mit den Bischöfen um Priesterehen und den Ablass in Halle zum Modell des evangelischen Gemeindebischofs, Teil 1. – In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 104, Kanonistische Abteilung 72, S. 154–209.
- Burghardt, Werner (1967):* Die Flurnamen Magdeburgs und des Kreises Wanzleben. – Köln u. Graz (Mitteldeutsche Forschungen, 41).
- Claude, Dietrich (1972/75):* Geschichte des Erzbistums Magdeburg bis in das 12. Jahrhundert. 2 Bde. – Köln u. Wien (Mitteldeutsche Forschungen, 67).
- Dehio, Georg (1999):* Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Sachsen Anhalt II: Regierungsbezirke Dessau und Halle. Bearbeitet von Bednarz, Ute et al. – 2. Aufl. München u. Berlin.
- Delang, Steffen (2007):* Der kurfürstliche Schloßbau in Sachsen von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. – In: Junghans, Helmar [Hrsg.]: Die sächsischen Kurfürsten während des Religionsfriedens von 1555 bis 1618. Symposium anlässlich des Abschlusses der Edition »Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen« vom 15. bis 18. September 2005 in Leipzig. Leipzig u. Stuttgart (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, 31), S. 149–178.
- Dittmaier, Heinrich (1963):* Rheinische Flurnamen. – Bonn.
- Eichler, Ernst (1985–2009):* Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße. 4 Bde. – Bautzen.
- Fahs, Wolfgang (1982):* Die Flurnamen des Kemberger Gebietes. Phil. Diss. – Halle (Saale).
- Freydank, Dietrich (1962):* Ortsnamen der Kreise Bitterfeld und Gräfenhainichen. – Berlin (Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte, 14).
- Geologische Karte von Preußen und benachbarten Bundesstaaten, Blatt 4242 (Pretzsch), 1916.
- Göricke, Günter (1993):* Frühe Elbdeiche im Raum Wittenberg-Wörlitz als eine mögliche Ursache für die Entstehung von Wüstungen. – In: Archäologische Berichte aus Sachsen-Anhalt 1, S. 103–106.
- Grahmann, Rudolf (1934):* Konnten die mitteldeutschen Flußauen in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt werden? – In: Mannus. Zeitschrift für Deutsche Vorgeschichte 26, S. 1–2, S. 37–41.

- Grimm, Paul (1958)*: Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle der Bezirke Halle und Magdeburg. – Berlin (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte, 6).
- Große, Jenny (2004)*: Der Schlosspark Reinharz. Geschichtliche Entwicklung, Bestand und erste Schritte zur Wiederherstellung. – In: Sachsen-Anhalt. Journal für Natur- und Heimatfreunde 14, 3, S. 6–10.
- Hardt, Matthias (1999)*: Das »slawische Dorf« und seine kolonisationszeitliche Umformung nach schriftlichen und historisch-geographischen Quellen. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 17, S. 269–291.
- Heinrich, Gerd (1978)*: Frankfurt und Wittenberg. Zwei Universitätsgründungen im Vorfeld der Reformation. – In: Baumgart, Peter u. Hammerstein, Notker [Hrsg.]: Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit. – Nendeln (Liechtenstein) (Wolfenbütteler Forschungen, 4), S. 111–130.
- Herrmann, Volker (1994)*: Prospektionen im Bereich der geplanten Kiesgrube von Rackith, Ldkr. Wittenberg. – In: Archäologische Berichte aus Sachsen-Anhalt 2, S. 343–349.
- Jilo, Gerda u. Jilo, Hans-Joachim (1998)*: Ein Spaziergang in die Bergwitzer Geschichte. In Wort und Bild. – Horb am Neckar.
- Kleinschmidt, Harald u. Titze, Mario (1993)*: Landkreis Jessen. – Halle (Saale) (Denkmalverzeichnis Sachsen-Anhalt, 1).
- Kratzke, Christine (2000)*: Die Architektur mittelalterlicher Pfarrkirchen im Landkreis Wittenberg, Manuskript zum Druck vorgesehen. – In: Neue Forschungen zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte in Sachsen und seinen Nachbarländern. Interdisziplinäre Arbeitstagung 24.–25. 3. 2000, GWZO Leipzig.
- Lamprecht, Karl (1918)*: Kindheitserinnerungen. – Gotha.
- Langner, Helmut (1977)*: Untersuchungen zur Mundart und zur Umgangssprache im Raum um Wittenberg. – Berlin (Dialektologische Studien zur Sprachgeschichte und Sprachsoziologie, 1).
- Lasch, Agathe et al. (1956 ff)*: Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. – Neumünster.
- Lippert, Woldemar u. Beschorner, Hans (1903)*: Das Lehnbuch Friedrichs des Strengen, Markgrafen von Meissen und Landgrafen von Thüringen 1349/1350. – Leipzig.
- Lück, Heiner (1997)*: Die kursächsische Gerichtsverfassung 1423–1550. – Köln, Weimar u. Wien (Forschungen zur deutschen Rechtsgeschichte, 17).
- Luther, WA, Br. 2 = D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Briefwechsel 2. Bd. (1520–1522) [Hrsg. von Otto Clemen und Hans Volz]. – Weimar 1931.
- Markgraf, Monika (2009)*: Zwei Bauten auf dem Gelände des ehemaligen Kaloriferwerkes Hugo Junkers in Dessau. – In: Denkmalpflege in Sachsen-Anhalt 17, 2, S. 75–82.
- Mětišk, Frido (1962)*: Die Sorben und die Universität Wittenberg. – In: Wiener Slawistisches Jahrbuch 9, S. 32–62.
- Müller, Hanns-Hermann (1965)*: Tierreste aus mittelalterlichen Siedlungen bei Dabrun, Kreis Wittenberg. – In: Jahresschrift für Mitteldeutsche Vorgeschichte 49, S. 205–218 und Tafel 31.
- Oppermann, Otto (1897)*: Das sächsische Amt Wittenberg im Anfang des 16. Jahrhunderts, dargestellt auf Grund eines Erbbuches vom Jahre 1513. – Leipzig (Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte, 4, 2).
- Opravil, Emanuel (1983)*: Údolní niva v době hradištní. – Praha (Studie archeologického Ústava Československé akademie věd v Brně, 11, 2).
- Pallas, Karl [Hrsg.] (1906–1914)*: Die Registraturen der Kirchenvisitationen im ehemals sächsischen Kurkreise. Allgemeiner Teil und 5 Bde. – Halle (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete, 41).

- Panzig, Christel; Reuter, Bernd u. Schneider, Annette (2007):* Der Wald, die Ruhe und das Dorffest. Die Dübener Heide aus der Sicht ihrer Bewohner. – Döbel.
- Pfarrerbuch der Kirchenprovinz Sachsen. Bisher 4 Bde (A–Kl). – Leipzig 2003ff.
- Pohle, Georg (1999):* Die Dorfkirchen im Landkreis Wittenberg. – Kropstädt.
- Poláček, Lumír (2007):* Die Rolle der süd-mährischen Flüsse in der Geschichte Großmährens. – In: Biermann, Felix u. Kersting, Thomas [Hrsg.]: Siedlung, Kommunikation und Wirtschaft im westslawischen Raum. Beiträge der Sektion zur slawischen Frühgeschichte des 5. Deutschen Archäologenkongresses in Frankfurt an der Oder, 4. bis 7. April 2005. – Langenweissbach (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, 46), S. 67–78.
- Prasse, Matthias (2010):* Arkadien am Elbstrom. Schlösser und Gärten zwischen Wittenberg und Dessau. – Dresden.
- Putschke, Wolfgang (1980):* Ostmitteledeutsch. – In: Althaus, Hans Peter; Henne, Helmut u. Wiegand, Herbert E. [Hrsg.]: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen, S. 474–478.
- Pytlik, Matthias (2004):* Die mittelslawische Vorburgsiedlung beim Burgwall Trebitz, Ldkr. Wittenberg. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Erlangung des Titels Magister Artium, Humboldt-Universität zu Berlin, Philosophische Fakultät I, Institut für Geschichtswissenschaften, Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte, Betreuer: Prof. Dr. Johan Callmer. – Berlin.
- Reichhoff, Lutz (2004):* Wasserlandschaften. Oberflächen- und Grundwasser im Raum Dessau. – In: Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Landeskunde 13, S. 243–254.
- Reichhoff, Lutz u. Noack, Peter (2005):* Wasserlandschaften. Oberflächen- und Grundwasser im Raum Dessau II. Geschichte und Gegenwart des Deichbaus. – In: Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Landeskunde 14, S. 93–111.
- Reischel, Gustav (1932):* Die politischen und kirchlichen Bezirke der Kreise Bitterfeld, Delitzsch und Umgebung bis zur Saale und Elbe im Mittelalter. – In: Historische Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt [Hrsg.]: Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt 8. Köln u.a., S. 17–107 und Karte.
- Richter, Burkhard (2004):* Die Grafen Löser, Schloss Pretzsch und das Wasserschloss Reinharz. – In: Sachsen-Anhalt. Journal für Natur- und Heimatfreunde 14, H. 3, S. 2–5.
- Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Loc. 38129: Erbbuch des Amtes Wittenberg, 1513.
- Scheible, Heinz (1978):* Gründung und Ausbau der Universität Wittenberg. – In: Baumgart, Peter u. Hammerstein, Notker [Hrsg.]: Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit. – Nendeln (Liechtenstein) (Wolfenbütteler Forschungen, 4), S. 131–147.
- Scheuermann, Ulrich (1995):* Flurnamenforschung. – Melle (Bausteine zur Heimat- und Regionalgeschichte, Schriften zur Heimatpflege, 9).
- Schmidt, Berthold u. Nitzschke, Waldemar (1977):* Ein mittelalterlicher Einbaum von Kemberg, Kr. Wittenberg. – In: Ausgrabungen und Funde 22, H. 5, S. 229–231, Taf. 40.
- Schönfelder, Günter; Gränitz, Frauke u. Porada, Haik Thomas [Hrsg.] (2009):* Bitterfeld und das untere Muldetal. Eine landeskundliche Bestandsaufnahme im Raum Bitterfeld, Wolfen, Jeßnitz (Anhalt), Raguhn, Gräfenhainichen und Brehna. – Köln, Weimar u. Wien (Landschaften in Deutschland. Werte der deutschen Heimat, 66).
- Schumann, August u. Schiffner, Albert (1814–1833):* Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen. – Zwickau.
- Schwineköper, Berent [Hrsg.] (1987):* Provinz Sachsen/Anhalt. – Stuttgart (Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, 11).

- Teuchert, Hermann (1972):* Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts. – Köln u. Wien (Mitteldeutsche Forschungen, 70).
- Thomae, Matthias (2004):* Hochwasser in Wörlitz. – In: Stadt Wörlitz [Hrsg.]: Wörlitz. Weltkulturerbe der UNESCO. Zwölf Beiträge zur Geschichte der Stadt. Wörlitz, S. 48–53.
- Titze, Mario (1998):* Das ehemalige kurfürstlich-sächsische Gestüt Bleesern. Ein Bauwerk Wolf Caspar von Klengels. – In: Denkmalpflege in Sachsen-Anhalt 6, H. 1, 1998, S. 53–59.
- Titze, Mario (2009):* Die Geburtsurkunde des Barock in Anhalt. Baugeschichte und kunsthistorischer Rang des Coswiger Schlosses. – In: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 18, S. 461–492.
- Titze, Mario u. Kleinschmidt, Harald (2002):* Landkreis Wittenberg. Altkreise Wittenberg und Gräfenhainichen. – Halle (Saale) (Denkmalverzeichnis Sachsen-Anhalt, 11).
- Töpfer, Thomas (2004):* Landesherrschaft – fürstliche Autorität – korporative Universitätsautonomie. Die Anfänge der Universität Wittenberg 1502–1525. – In: Blaschke, Karlheinz u. Döring, Detlef [Hrsg.]: Universitäten und Wissenschaften im mitteldeutschen Raum in der Frühen Neuzeit. Ehrenkolloquium zum 80. Geburtstag von Günter Mühlpfordt. Leipzig, Stuttgart (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, 26), S. 27–54.
- TRE = Krause, Gerhard; Müller, Gerhard et al. [Hrsg.] (1977–2007):* Theologische Realenzyklopädie. 38 Bde. – Berlin u. New York.
- Treu, Martin (1998):* Die Leucorea zwischen Tradition und Erneuerung. Erwägungen zur frühen Geschichte der Universität Wittenberg. – In: Lück, Heiner [Hrsg.]: Martin Luther und die Universität. Vorträge anlässlich des 450. Todestages des Reformators. Köln, Weimar u. Wien, S. 31–51.
- Wenzel, Walter (1964):* Die Ortsnamen des Schweinitzer Landes. – Berlin (Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte, 16).
- Willnow, Ruprecht (1971):* Die Ortsnamen des Kreises Wittenberg. Phil. Diss. – Leipzig.
- Witzleben, Gerhard August von u. Witzleben, Karl Hartmann August von (1880):* Geschichte des Geschlechts von Witzleben. Nach archivalischen Quellen bearbeitet. – Berlin.
- Zscheschang, Christian (2003):* »Das land tuget gar nichts.« Slaven und Deutsche zwischen Elbe und Dübener Heide aus namenkundlicher Sicht. – Leipzig (Namenkundliche Informationen, Beiheft 22).
- Zscheschang, Christian (2008):* Slaven und Deutsche zwischen Elbe und Dübener Heide. Beiträge der Namenforschung zur Sprachgeschichte. – In: Eichler, Ernst [Hrsg.]: Onomastica Slavogermanica XXV. Leipzig (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, 81, 6), S. 396–429.
- Zscheschang, Christian (2009):* Der letzte Rest. Zur Benennung peripherer Flächen auf dörflichen Gemarkungen. – In: Meineke, Eckhard u. Tiefenbach, Heinrich [Hrsg.]: Mikrotoponyme. Jenaer Symposium 1. und 2. Oktober 2009. Heidelberg 2011, S. 325–349.
- Zscheschang, Christian (2011):* Flurnamenforschung und Flurforschung – eine Symbiose. – In: Reitzenstein, Wolf-Arnim Frhr. von [Hrsg.]: Flurnamen, Straßennamen. Jahrespreise 2006, 2007, 2008 der ›Henning-Kaufmann-Stiftung zur Förderung der deutschen Namenforschung auf sprachgeschichtlicher Grundlage‹. Hildesheim, Zürich, New York (Deutsche Namenforschung auf sprachgeschichtlicher Grundlage, 3), S. 139–180.

Anhang (zu Abb. 5): Die Flurnamen der Gemarkung Trebitz ^{*)}	
1 Die kurze Maassen pl. 2 Die hinterste Weinbergs-Stücke pl. 3 Vorderste Weinbergs-Stücke pl. 4 vorderste Gründe-Stücke pl. 5 hinterste Gründe-Stücke pl. 6 Pretzsch Feld n. 7 Sterz m. 8 Hinter der Nacht-Hüthung 9 Nachthüthung f. 10 Trebel-Hüthung f. 11 Bauerkabeln pl. am untersten Teich 12 Schaaf-Wäsche f. 13 oberster Trebel Teich m. 14 unterster Trebel Teich m. 15 Kuh-Plan m. 16 Eller-Busch m. 17 Buttermilchs-Wiesen pl. 19 am Merkwitzer Kirchsteg 20a Lausarre f. oder pl. 20b Pfeffer Mühle f. 21 Globigs Breite 22 Eich-Busch m. 23 Back-Stucken pl. 24 Breitehofe-Stücken pl.	25 Kraut-Garten pl. 26 Pfeffermühlen-Stücke pl. 27 Röhren Stücke pl. 28 Feldchen n. 29 Strohteich m. 30 Kabeln pl. 31 Hinter-Busch Hainigte f. 32 Lehnsberg m. 33 Ziegelfeld n. 34 lange Schlaege pl. 37 Mittel-Feld n. 38 kurze Maassen pl. 39 Rohrbeckisches Feld n. 40 Pfarr-Hainigte f. 43 Schloss-Feld n. 44 Hinterm Seedamm 45 See m. 46 Reiter Kolk m. 49 Siethmanns Heinigte 50 Hüffner-Hainigte f. 51 Lehmkuten-Hüthung f. 52 Fisch Teich m.
A Lehns-lache f. B Meier... Gründchen n. C Berber-Lache f. D Schott Lache f. E krumme Lache f. F Kreuz Lache f. G Stroh Lache f. H Kleine Kies Breite f. I Lehmgrube K Weinberg m. L Holtz Schlag m. M Gründe-Schlag m. N Weinbergs Schlag m. O Clavis-Pfort-Breite f. P Schier m. Q Wiesen Flecke pl. R Sahneken Bach m.	S Mühl Bach m. T Heide Rasen m. U Hinter Hermsdorff V Vorder Hermsdorff W Ochsen-graben m. X Bau-Platz Y langer Grund m. Z Fuchs Lache f. A´ tiefe Lache f. B´ Landwehr f. C´ Beutel See m. D´ See Damm m. E´ Binnigen Lache f. F´ Burg-Breite G´ Dienst-Land n. H´ Schaaf Kolk

*) Im Zuge der Separation im Jahr 1824 wurden zwei Namenssysteme aufgezeichnet: Zum einen die mit Zahlen durchnummerierten Benennungen der Gewanne und zum anderen mit Buchstaben versehene Lagebezeichnungen, deren jeweiliger Geltungsbereich nicht fest umrissen werden kann. Zu diesem Phänomen *Zschieschang* 2003, S. 157

Christofer Herrmann

Architekturlandschaftsforschung auf empirisch-statistischer Grundlage – eine objektive Methode? Allgemeine Überlegungen und konkrete Erfahrungen am Beispiel der mittelalterlichen Baukunst des Preußenlands¹

Mit 15 Abbildungen

Im nachfolgenden Bericht sollen Erfahrungen aus einem kunsthistorischen Forschungsprojekt bilanziert werden, das sich mit der Untersuchung einer mittelalterlichen Architekturlandschaft auf der Grundlage empirischer Datenerhebung befasste. Obwohl dieser Forschungsansatz grundsätzlich nicht neu ist, ergeben sich durch die modernen Möglichkeiten der EDV-gestützten Verarbeitungs- und Analysemethoden von Massendaten (in diesem Fall typologische und technische Merkmale von Bauwerken) ganz neue Perspektiven für die Architekturforschung. Neben einer Darlegung über die praktischen Erfahrungen und konkreten Arbeitsergebnisse sollen daher auch einige grundsätzliche Reflektionen zum Sinn und Zweck dieser methodischen Vorgehensweise angestellt werden. Dies erfolgt insbesondere auch im Kontext der aktuellen Methodendiskussion in der Architekturgeschichte.

1 Das Forschungsprojekt – methodische Überlegungen

Am Ausgangspunkt des Forschungsprojektes stand die Überlegung, die mittelalterliche Architektur einer größeren Region vollständig nach typologischen Merkmalen zu erfassen und anschließend einer statistischen Analyse zu unterziehen (Abb. 1). Ziel der Untersuchung war es, zu ermitteln, ob sich aufgrund der Häufung bestimmter typologischer Gebäudemerkmale eine in sich geschlossene, nach außen abgrenzbare Architekturlandschaft erkennen lässt und durch welche genauen Eigenschaften sich diese Landschaft gegebenenfalls auszeichnet. Metho-

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

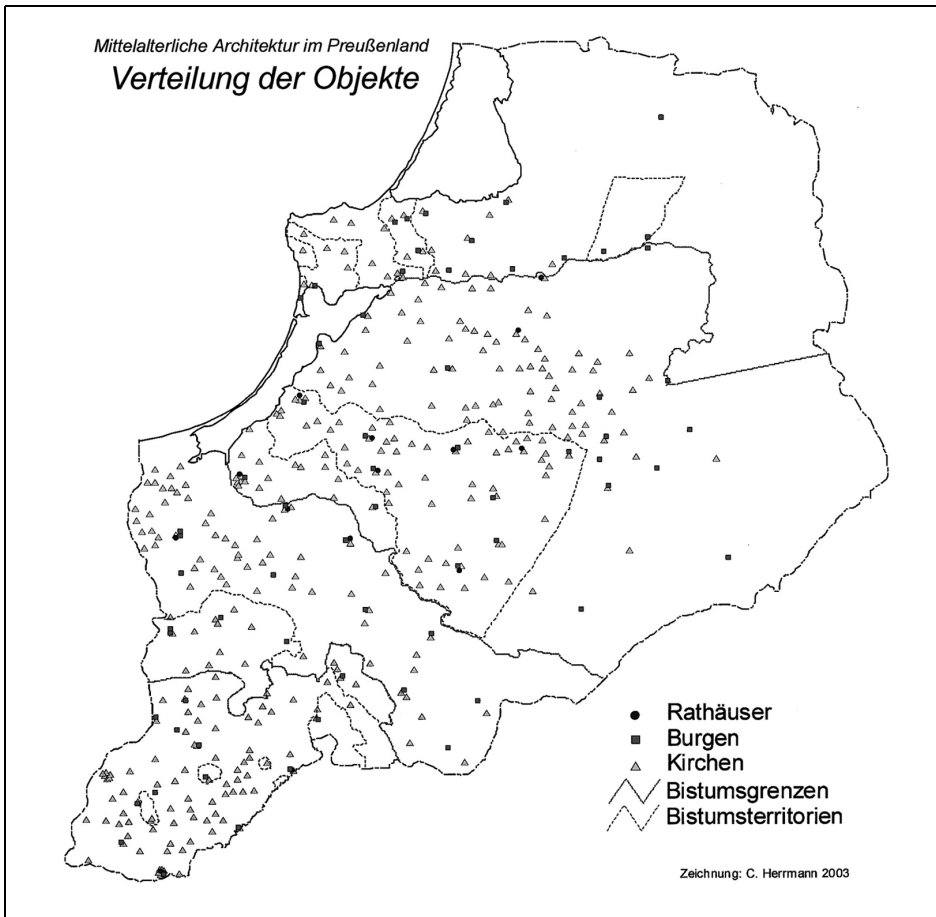


Abb. 1: Karte des Untersuchungsgebiets mit Eintragung der Standorte aller untersuchten Bauten

disch gesehen wurde ein im wörtlichen Sinn objektiver (>am Gegenstand orientierter<>) Ansatz verfolgt, denn die Untersuchung der Objekte erfolgte zunächst auf empirisch-statistischer Grundlage. Erst in einem zweiten Schritt wurde versucht, die aufgrund der Datenauswertung ermittelten Ergebnisse durch historisch-kritische Untersuchungen auf ihre Ursachen hin zu prüfen (so in Bezug auf ökonomische, religiöse, politische und ethnische Zusammenhänge).

Die Arbeit hatte in zweierlei Beziehung Experimentcharakter:

- Erstens war die Untersuchung ergebnisoffen angelegt, d.h. es gab keinerlei inhaltliche Vorgaben und Festlegungen in Bezug auf das zu erwartende Ergebnis. Ob als Resultat die Existenz einer regionaltypischen Architektur nachgewiesen werden konnte oder nicht, hing allein von der Auswertung der ermittelten Objektdaten ab.

- Zweitens war das untersuchungstechnische Vorgehen bei architekturhistorischen Arbeiten in dieser Bandbreite noch nicht angewendet worden. Es gab daher eine große Zahl konzeptioneller und praktischer Probleme zu bewältigen und nicht alles konnte dabei optimal gelöst werden.

Im Folgenden sollen einige Aspekte und Probleme der methodischen Vorgehensweise sowie ausgewählte Ergebnisse in prägnanter Weise vorgestellt werden. Für nähere Ausführungen und Literaturhinweise wird jeweils auf die entsprechenden Kapitel der Hauptpublikation verwiesen (*Herrmann 2007*).

Die erste grundlegende Problematik bei einer auf Empirie und Statistik basierenden Untersuchung ist die Frage nach der Repräsentativität der erfassten Objekte in Hinsicht auf ihre ursprüngliche Gesamtheit. Von der mittelalterlichen Architektur ist heute nur noch ein Teil erhalten und dieser häufig nur in fragmentarischem oder verändertem Zustand. Es steht dem Forscher lediglich ein zufällig erhaltener Ausschnitt des ursprünglich vorhandenen Bestands für die Auswertung zur Verfügung. Jeder Bearbeiter sollte deshalb zunächst ermitteln, ob und in welchem Maße die ihm zugänglichen Daten die Rekonstruktion einer einmal bestehenden Gesamtheit erlauben. Im vorliegenden Fall ließ sich zeigen, dass Erhaltungsgrad und -zustand je nach Baugattung und regionaler Verbreitung verschieden waren und somit auch eine unterschiedliche Zuverlässigkeit der aus der Datenerhebung abgeleiteten Ergebnisse angenommen werden muss. Im Ganzen gesehen war die Zahl der noch vorhandenen oder dokumentierten Objekte (insgesamt 426 Burgen, Kirchen und Rathäuser), die in die Datenerfassung aufgenommen wurden, jedoch groß genug, um weitgehend zuverlässige Aussagen ermitteln zu können (Abb. 2, 3; *Herrmann 2007*, S. 48–53).

Die Ausdehnung einer Architekturlandschaft² wird ausschließlich durch die empirisch festgestellten gemeinsamen Merkmale der Bauten definiert. Ein grundlegendes Problem bei der Untersuchung der Verteilung von Architekturmerkmalen im historischen Raum bildet daher die Festlegung und Abgrenzung des Untersuchungsgebiets, die am Beginn seines Projektes erfolgen muss. Schon aus rein praktischen Gründen ist der Forscher gezwungen Grenzen zu definieren, wobei sich erst im Laufe der Arbeit herausstellen wird, ob der gewählte räumliche Zuschnitt inhaltlich tatsächlich auch sinnvoll gewesen ist. Bei der Untersuchung von Architekturlandschaften werden meistens historisch begründete Gebietsgrenzen zugrunde gelegt. Dies geht von der Grundannahme aus, dass die alten Verwaltungs- und Herrschaftsgrenzen sich auch in der Form der dort entstandenen Baukunst widerspiegeln. Im vorliegenden Fall des mittelalterlichen Preußenlands war diese Annahme im Wesentlichen auch zutreffend. Doch muss dies nicht immer so sein. Es kann sich herausstellen, dass die Architektur innerhalb einer historischen Landschaft nicht unbedingt ein einheitliches Gepräge hat bzw. typologisch einheitliche Architekturlandschaften nicht deckungsgleich mit den dort

2 Im Sinne der folgenden Definition: Eine Architekturlandschaft ist ein Gebiet mit einer statistisch nachweisbaren spezifischen Ausprägung von Architekturtypen.

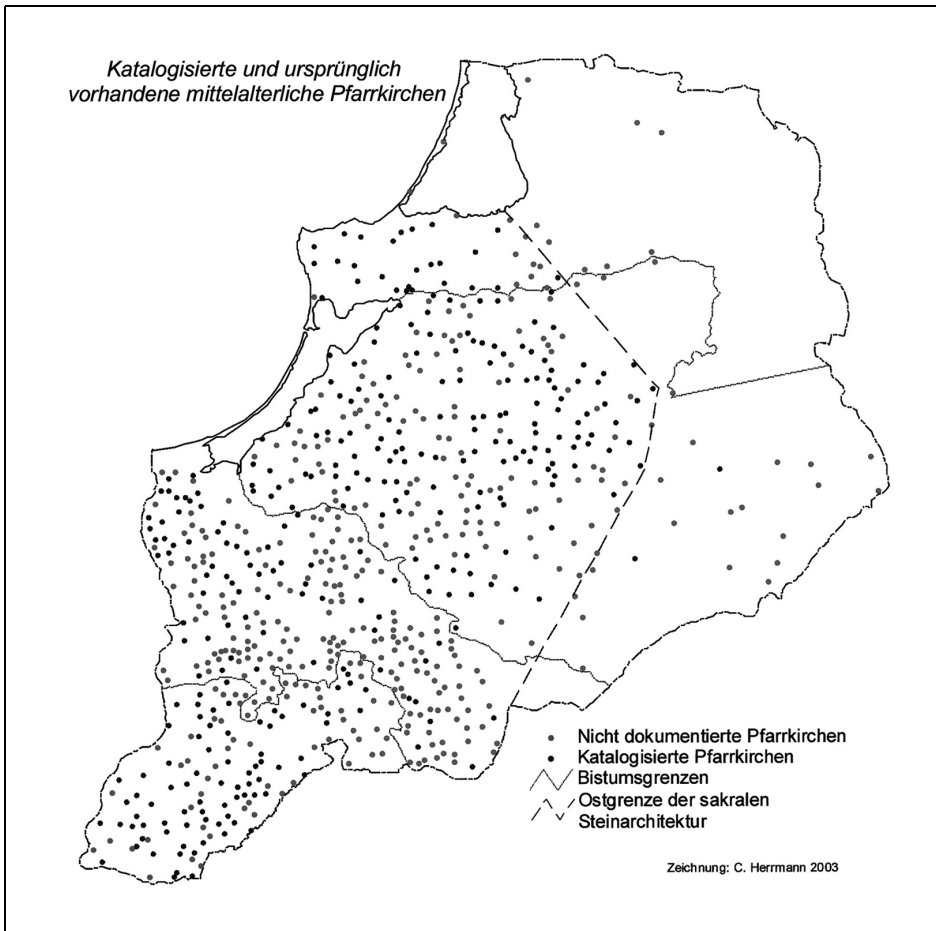


Abb. 2: Karte mit der ursprünglich vorhandenen sowie der in der Arbeit dokumentierten Pfarrkirchen

befindlichen historischen Landesgrenzen sind.³ In der Realität gibt es gewöhnlich keine reinen Kunstlandschaften, da immer wieder in größerem oder kleinerem Umfang von der Norm abweichende Elemente in Erscheinung treten. Insbesondere in den Grenzregionen kommt es häufig zu Überschneidungen, Misch- und Übergangsformen. Der Forscher sollte daher sowohl die charakteristischen Merkmale herausarbeiten als auch die Abweichungen registrieren. Notwendig ist außerdem ein Blick in die benachbarten Regionen, um zu prüfen, ob die im Untersuchungsgebiet festgestellten Hauptmerkmale sich dort ebenfalls finden lassen

3 Wie etwa Kubach und Verbeek für die romanische Architektur im Rhein-Maas-Gebiet nachweisen konnten (Kubach u. Verbeek 1989).

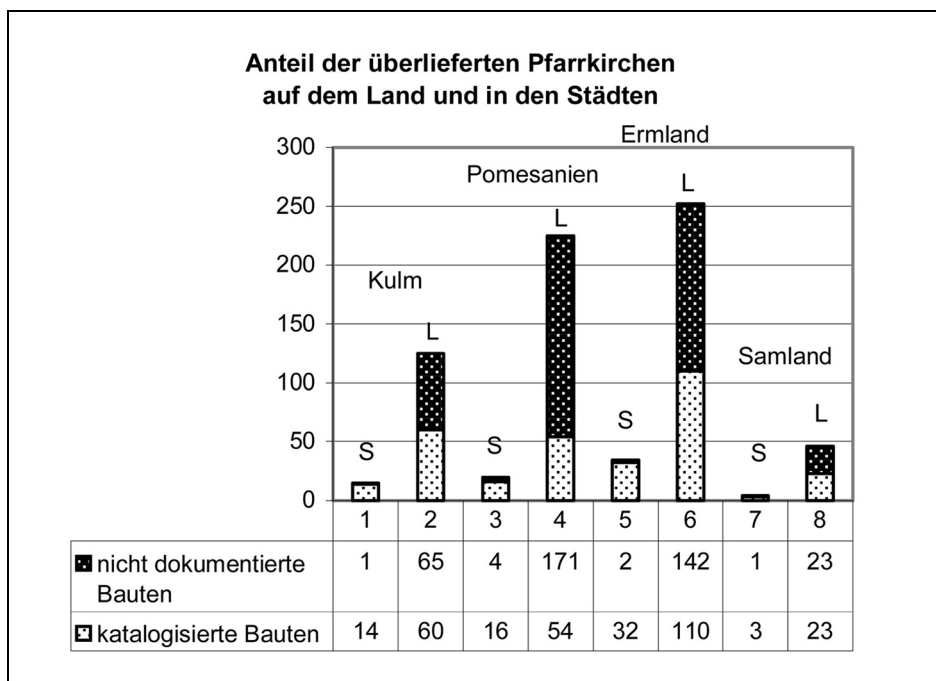


Abb. 3: Statistik der erhaltenen und verschwundenen Pfarrkirchen, unterteilt nach Bistümern sowie nach Stadt und Land

oder ob die dortige Architekturlandschaft einen gänzlich anderen Charakter besitzt (Abb. 4; vgl. Herrmann 2007, S. 23f.).

Die unabdingbare Basis für eine Untersuchung auf empirischer Grundlage ist die Erfassung und Kenntnis aller Objekte im Untersuchungsgebiet. Würde sich ein Forscher nur auf die Analyse einer kleineren Zahl ausgewählter Bauten stützen, so wäre diese Auswahl ein subjektiver Eingriff in die Datengrundlage, eine potenzielle Fehlerquelle, die zu einer Ergebnisverfälschung führen könnte. Da Gebäude ortsgebunden sind, erfordert die Architekturlandschaftsforschung vom Bearbeiter eine zeitintensive Reisetätigkeit. Erst durch das Aufsuchen und Dokumentieren aller Objekte vor Ort erwirbt sich der Forscher die Detailkenntnis und Sachkompetenz, um in der Auswertungsphase die Qualitäten des Einzelbaus und seine Stellung innerhalb der Gesamtheit der Objekte richtig beurteilen zu können. Für die Untersuchung der mittelalterlichen Architektur im Preußenland waren über 400 Objekte zu erfassen, was eine mehrjährige Dokumentationsarbeit erforderte. Der hierbei erforderliche intensive Arbeitseinsatz verlangt das volle Engagement des Bearbeiters und lässt sich nicht vom Schreibtisch aus oder nebenbei erledigen. Dies dürfte ein Grund dafür sein, dass ein solcher Forschungsansatz nur von relativ wenigen Bearbeitern gewählt und konsequent durchgeführt wird. Für einen Kunsthistoriker, für den das Objekt selbst Ausgangspunkt seiner Forschungsinteressen sein sollte, stellen die in eine solche Untersuchung inves-



Abb. 4: Karte des Untersuchungsgebiets mit den mittelalterlichen Verwaltungs- und Bistumsgrenzen

tierten Lebensjahre erfahrungsgemäß eine Bereicherung dar, weil sie eine intensive Auseinandersetzung mit der Realität des Gegenstands bedeuten. Diese Konfrontation mit dem Objekt sollte grundsätzlich Ausgangspunkt der Mühen des Wissenschaftlers um Erkenntnisgewinn sein.

Ein Schwerpunkt des Forschungsprojekts lag in der typologischen Analyse von Bau- und Dekorformen. Dabei handelt es sich nicht nur um eine formalistische Spielerei der modernen Kunstgeschichte, eine Ordnungssucht, welche die Ganzheit der Architektur in Teile zerlegt und in Schubladen ordnet. Vielmehr orientierten sich auch mittelalterliche Bauherren und Baumeister an typologischen Merkmalen. So waren Grundriss und Aufriss dem Mittelalter geläufige Kategorien. Derartige bauliche Merkmale lassen sich mit typologischen Analysesystemen erfassen und abfragen. Man kann damit beispielsweise charakteristische Typenprofile für verschiedene Bauansprüche ermitteln. Es lässt sich etwa aufzeigen, welche Merkmale ein Dom, eine städtische oder ländliche Pfarrkirche in einer Region besaß. Anhand eines solchen Anforderungsprofils wird ersichtlich,

ob ein Bau den regionalen Gepflogenheiten folgte oder davon abwich. Damit ein solcher Forschungsansatz funktioniert, müssen die richtigen Analyseraster zugrunde gelegt werden. Das Raster der abzufragenden Merkmale darf dabei weder zu eng noch zu weit gefasst werden, da ansonsten zu große oder zu kleine Merkmalgruppen entstehen, die kaum verwertbare Ergebnisse erwarten lassen.

Im Forschungsprojekt wurden folgende Merkmale erfasst:

- Bauherr,
- Objekttyp (Kirche, Burg, Rathaus),
- Bautypus (Grundriss, Querschnitt),
- Vorhandensein und Lage von Bauteilen (Turm, Sakristei, Vorhalle),
- Maße einzelner Bauteile (in Meter und Fuß) und deren Proportionen (Länge zu Breite),
- Wandgliederungs- und Dekorsysteme (Blenden, Putzbänder, Gesimse, Maßwerkmalereien, Muster aus schwarzen Backsteinen),
- Giebeltypen,
- Strebeböden (Standort und Stellung),
- Pfeiler,
- Gewölbetypen,
- Baumaterial (Feldstein, Werkstein, Kunststein, Backstein),
- Backsteinmerkmale (Format, Verband, Glasur, Profile, Buchstabensteine, Terrakottaplatten),
- Bauphasen und Datierung.

Diese Einzelmerkmale fanden Eingang in eine Datenbank (Microsoft Access 97) und wurden unter verschiedenen Fragestellungen mit Hilfe der Filter-, Sortier- und Abfragefunktionen des Programms miteinander kombiniert und ausgewertet. Dies ermöglichte die Bestimmung von Bautengruppen mit gemeinsamen Eigenschaften sowie die Ermittlung der räumlichen und zeitlichen Verbreitung bestimmter architektonischer Erscheinungen. Die Ergebnisse der Datenbankanalyse wurden sowohl in Tabellen, Grafiken und Verbreitungskarten dargestellt (Herrmann 2007, S. 19f.).

Eine besonders wichtige Rolle bei der Visualisierung der Untersuchungsergebnisse spielten die Verbreitungskarten, denn die Zusammenhänge und Entwicklungswege architektonischer Formen und Typen lassen sich oft erst dann erkennen, wenn die erfassten Merkmalsgruppen in eine Karte übertragen werden. Zu diesem Zweck wurde die Datenbank mit einem GIS (Geo-Informationssystem) verknüpft. Derartige Programme sind für geographische Untersuchungen und praktische Anwendungen in vielen Bereichen entwickelt worden. Bei den historischen Wissenschaften werden GIS bisher vor allem zur Befundauswertung in der Archäologie benutzt. Die Kunstgeschichte hat dagegen noch kaum von den hier zur Verfügung stehenden technischen Möglichkeiten Gebrauch gemacht. Wie sich bei der vorliegenden Arbeit gezeigt hat, ist für die Verwertung von Einzelbeobachtungen, die bei regional angelegten Untersuchungen in großen Mengen anfallen, die Verknüpfung von Datenbank und GIS ein äußerst nützliches Hilfsmittel.

2 Die mittelalterliche Architektur im Preußenland – ausgewählte Arbeitsergebnisse

Bei der Auswertung der typologischen Merkmale der mittelalterlichen Architektur im Preußenland wurden insbesondere die Gebäudegrundrisse, Wandgliederungselemente, Giebel- und Gewölbetypen näher untersucht. Dabei konnten sowohl zeitliche als auch räumliche Entwicklungsvorgänge nachgezeichnet werden. Einige der Ergebnisse sollen im Folgenden beispielhaft aufgezeigt werden.

Die Forschungsmethode ermöglichte eine empirisch-statistisch abgesicherte Ermittlung von landschaftscharakteristischen Architekturtypen. So besaß beispielsweise der mit Abstand am häufigsten verbreitete Dorfkirchentypus während der Hauptbaukonjunktur (Mitte 14. bis Mitte 15. Jahrhundert) folgende Merkmale: ungewölbter chorloser Saalbau mit hohem Stufengiebel (gegliedert durch Lisenen, Horizontalbänder und Vertikalblenden), häufig ergänzt durch einen schmalen Westturm. Durch die Kombination dieser Merkmale ergab sich ein ganz charakteristischer Kirchentypus, der in geschlossenen Verbreitungsgruppen nur im Preußenland vorkam (Abb. 5, 6).

Eine landestypische Ausprägung konnte auch bei den Giebeltypen ermittelt werden. Nachdem in der frühen Phase (Ende 13. bis Anfang 14. Jahrhundert) wenig gegliederte Dreiecksgiebel vorherrschten, setzten sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Stufengiebel mit einer ganz charakteristischen Flächengliederung durch, die fast überall zur Anwendung kam. Die Giebelgliederung bestand aus folgenden Elementen: über Eck gestellte Lisenen mit fialenartigem Abschluss, verputzte und mit Maßwerkmalereien versehene Vertikalblenden, horizontale Putzbänder. Am häufigsten kam der Stufengiebel SG2 vor, daneben gab es auch noch einige Varianten, die sich aber im Wesentlichen der gleichen Einzellemente bedienten (Abb. 7–9; *Herrmann* 2007, S. 91–94).

Ähnlich wie bei den Giebeln lässt sich auch bei der Gewölbeentwicklung die Herausbildung landestypischer Erscheinungen feststellen. Nachdem zunächst im späten 13. Jahrhundert die in ganz Europa üblichen Kreuzrippengewölbe auch im Preußenland den Wölbstandard bildeten, entstanden im Laufe der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mehrere Varianten der Sterngewölbe. Diese dominierten bis in das späte 15. Jahrhundert hinein die Wölbung sowohl der Sakral- als auch der Profanbauten des Untersuchungsgebietes. Dabei lässt sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Innovationsphase nachweisen, während der das Prinzip der Sternbildung variiert und bereichert wurde. In den folgenden gut 100 Jahren folgte eine konservative Beharrungsphase, denn die bis dahin entwickelten Sternvarianten wurden nun unverändert weiter verwendet (Abb. 10, 11; *Herrmann* 2007, S. 102–105).

Durch die Integration einer größeren Zahl von Architekturmerkmalen (Grundrisse, Anbauten, Strebepfeiler, Giebeltypen, Wölbung) konnten für Einzelregionen innerhalb des Untersuchungsgebiets komplexere Verbreitungskarten erstellt werden, aus denen sich auch landschaftsinterne und externe Beeinflussungen und Beziehungsgeflechte ersehen lassen (*Herrmann* 2007, S. 201–210). Die Analyse belegt, dass einige Regionen innerhalb des Preußenlands eine sehr ge-

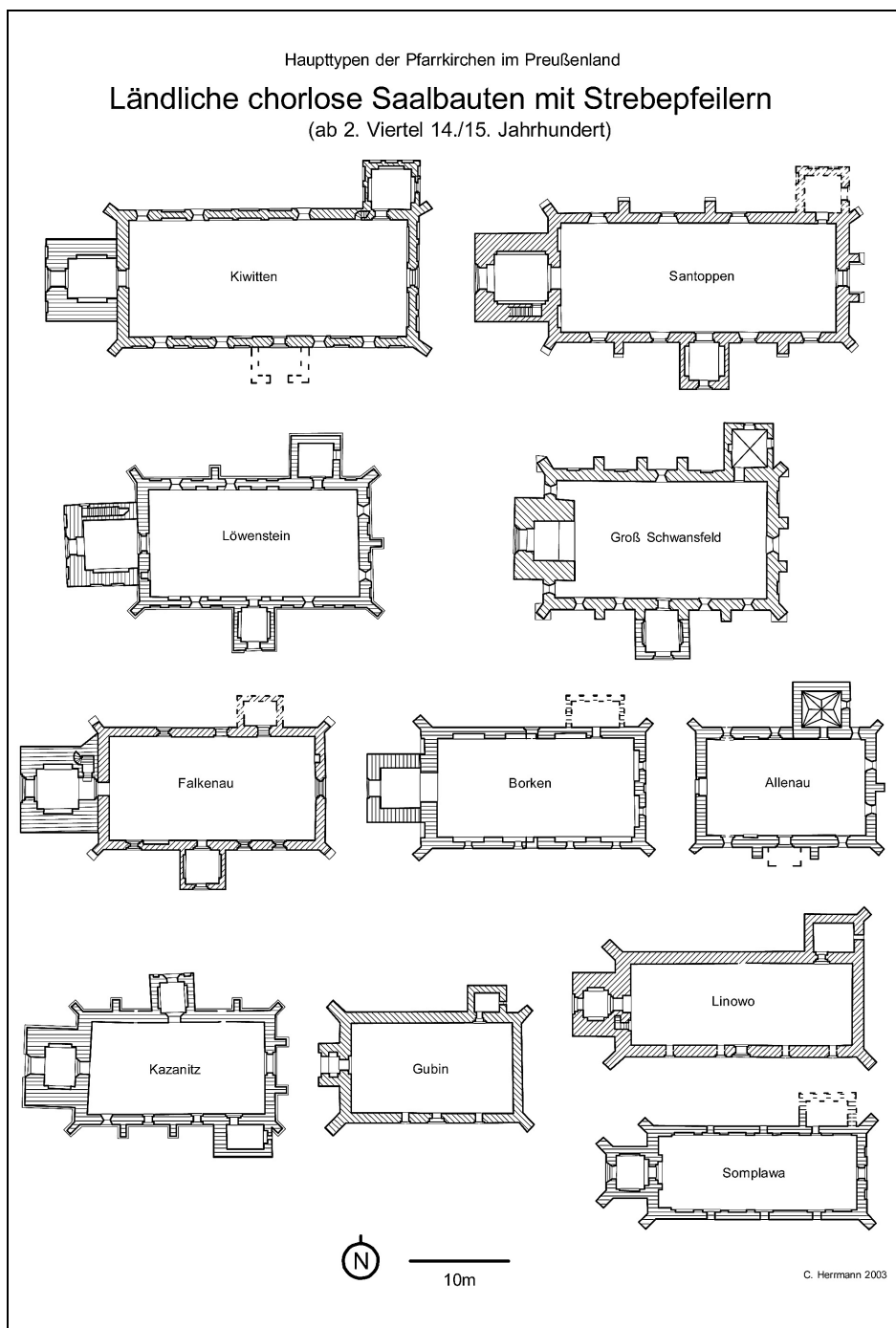


Abb. 5: Zusammenstellung von typologisch verwandten Dorfkirchentypen (Saalbauten)



Abb. 6:
Ansicht einer
typischen Dorfkirche
des 15. Jahrhunderts
(Löwenstein/
Lwowiec)

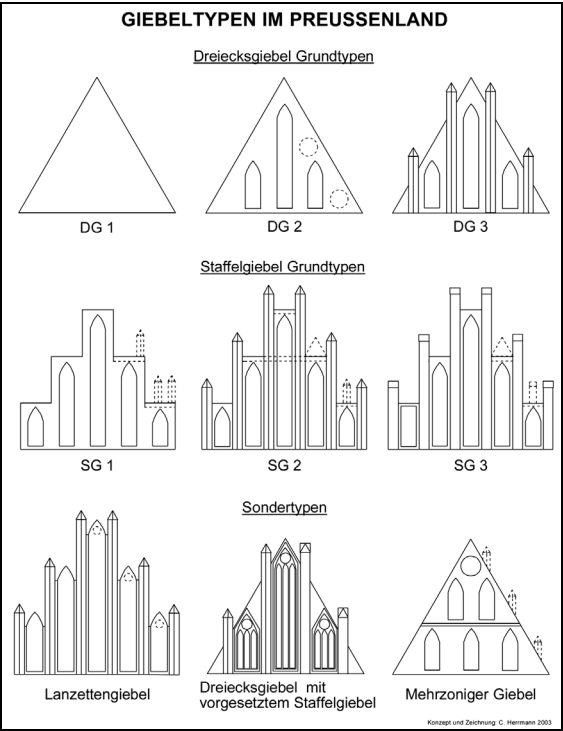


Abb. 7:
Übersicht zu den Grundtypen der
Giebel im Preußenland

Giebel (SG 2) zwischen Rastenburg und Schippenbeil

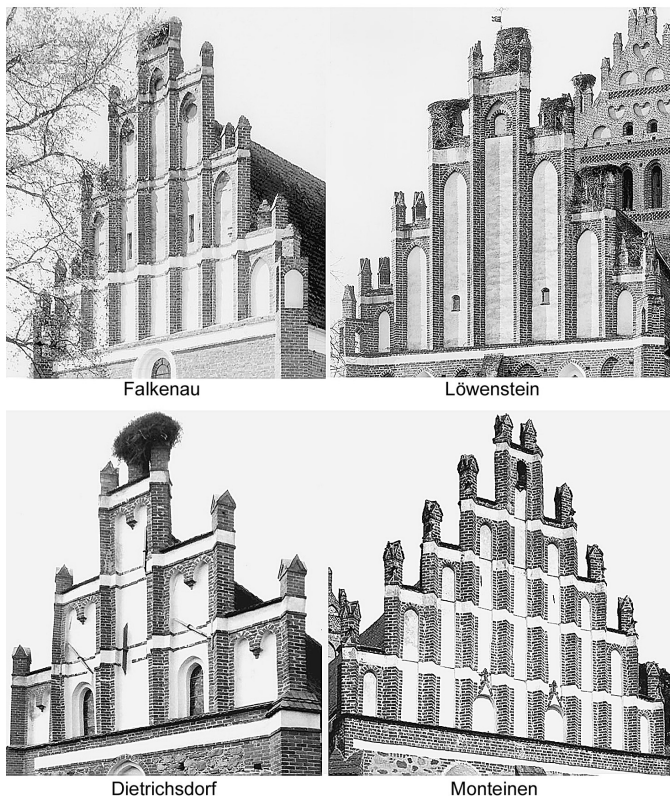


Abb. 8:
Vier Giebelbeispiele
des 15. Jahrhunderts
aus dem Bistum
Ermland

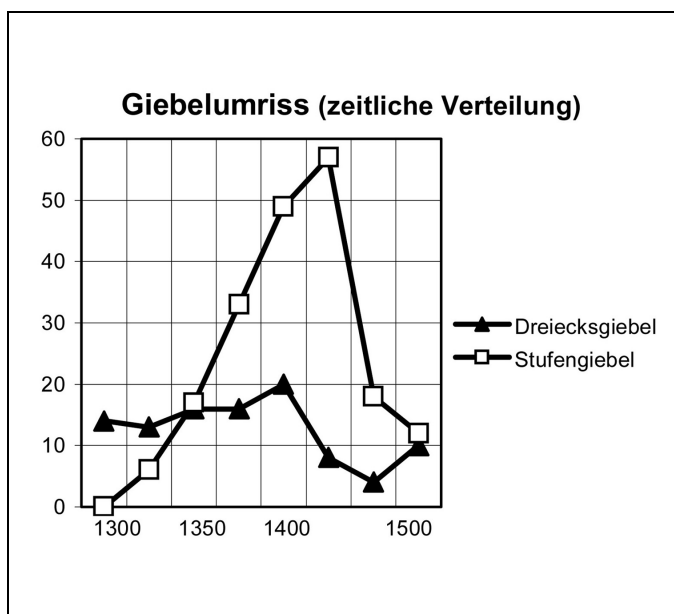


Abb. 9:
Zeitliche Verbrei-
tung von Dreiecks-
und Stufengiebeln

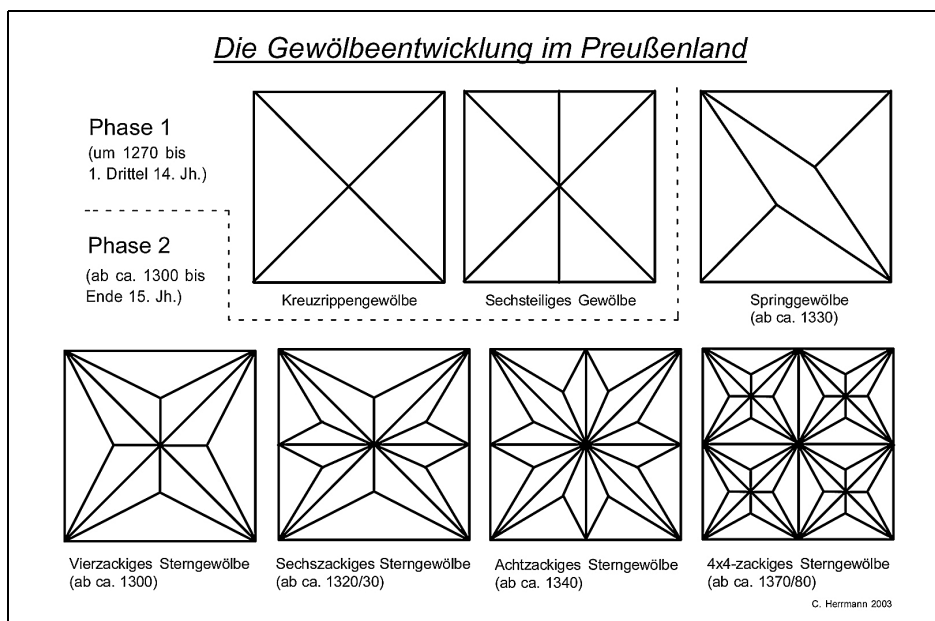


Abb. 10: Die Gewölbeformen des Preußenlands

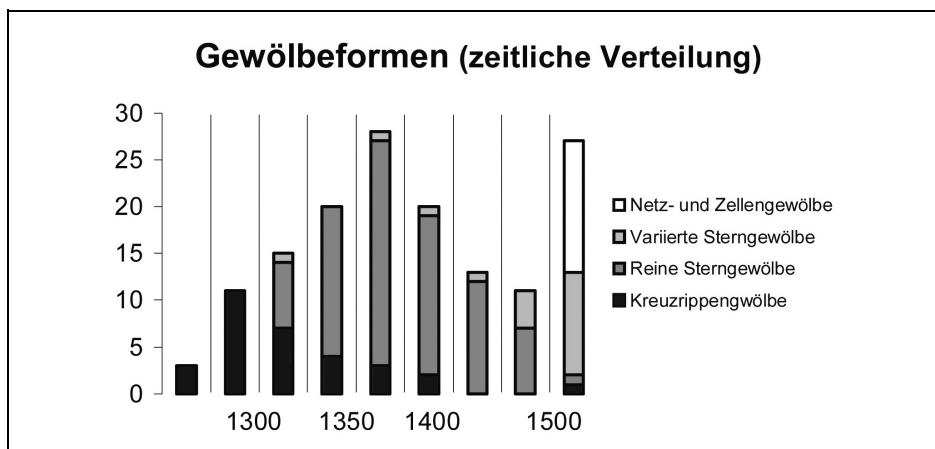


Abb. 11: Die chronologische Entwicklung der Gewölbetypen

schlossene, von äußeren Einflüssen weitgehend isolierte Architekturlandschaft ausbildeten (insbesondere in den östlichen Landesteilen: Abb. 12). Andere Regionen, etwa das Marienburger Werder, hingegen waren offener für Impulse aus den angrenzenden Gebieten und zeigten ein heterogeneres Bild der Architekturausprägung (Abb. 13). Hier scheint es offenbar einen Zusammenhang zwischen Verkehrsverbindungen und dem Transfer von Architekturformen gegeben zu haben.

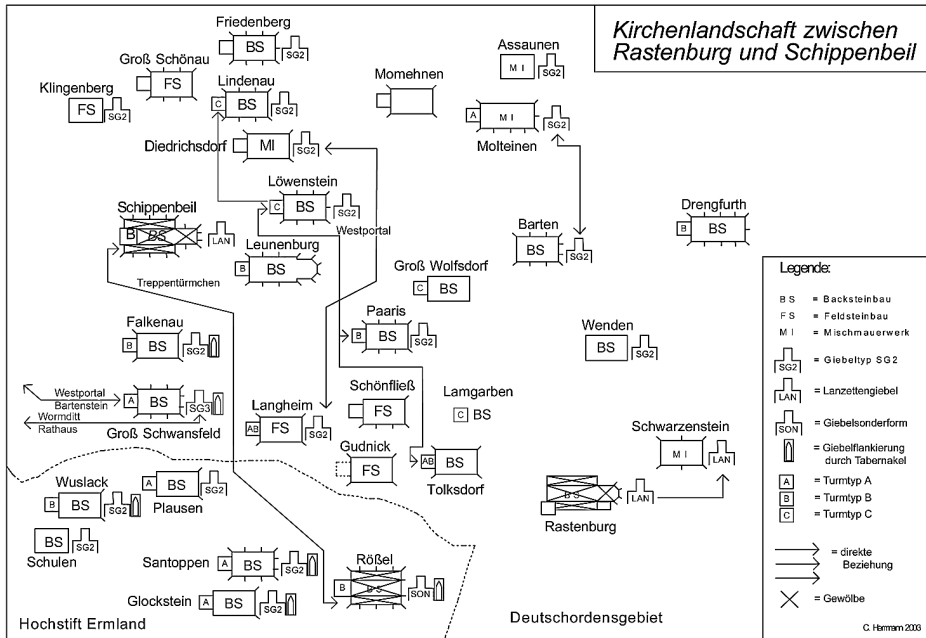


Abb. 12: Analyse der Architekturlandschaft im östlichen Preußenland (geschlossene Landschaft)

Die am stärksten homogene Ausbildung der Kirchenarchitektur findet sich im östlichen Landesteil, wo es weder große Städte noch viel befahrene Durchgangsstraßen gab. Das Marienburger Werder hingegen befand sich im Einflussbereich verschiedener großer Handelstädte und Machtzentren (Danzig, Elbing, Marienburg) und wurde von mehreren wichtigen Verkehrsverbindungen tangiert. Das stärker heterogene Bild der Typologie des Sakralbaus scheint diese geographische Lage widerzuspiegeln.

Die flächendeckende Erfassung des Baugeschehens erlaubte es auch, eine Kurve für die mittelalterliche Baukonjunktur des Preußenlands zu erstellen (Abb. 14; Herrmann 2007, S. 53f.). Daraus ist ersichtlich, dass die Bautätigkeit von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts einen steilen Anstieg zu verzeichnen hatte, bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts auf einem relativ hohen Niveau verharrete, um anschließend stark abzufallen. Dieser Konjunkturverlauf deckt sich weitgehend mit der politisch-ökonomischen Entwicklung des Landes.

Während der Eroberungszeit und der gegen den Deutschen Orden gerichteten Aufstände der einheimischen Prußen blieb die Bautätigkeit quantitativ gering (Phase 1: nach 1230 bis um 1280). Nach der Befriedung des Landes und dem planmäßigen Siedlungsausbau erfolgte ein starker Anstieg der Bautätigkeit (Phase 2: um 1280 bis um 1400). Im Anschluss an den großen Krieg zwischen dem Deutschen Orden und Polen 1410/11 kam es zu einer wirtschaftlichen Stagnation und

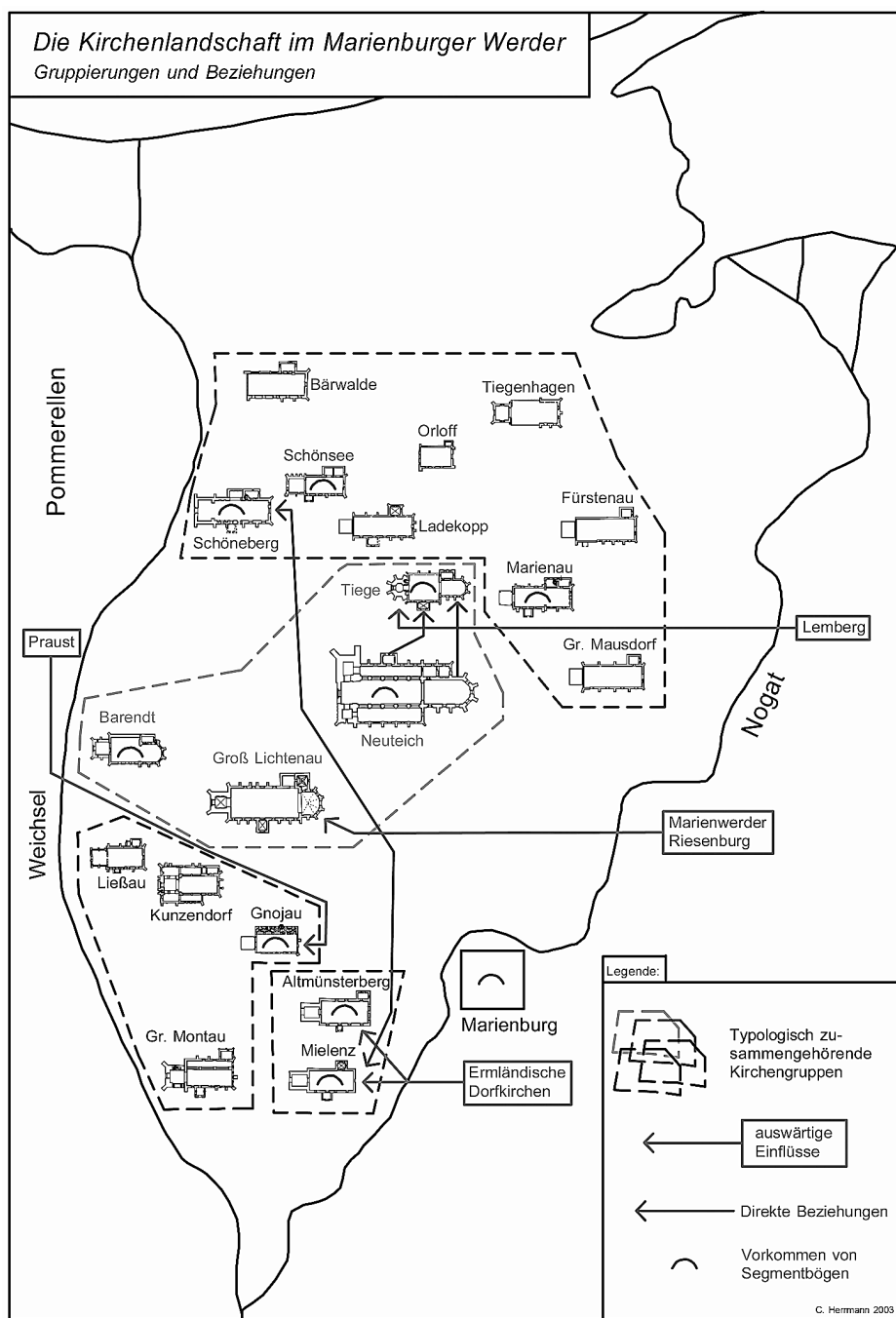


Abb. 13: Analyse der Architekturlandschaft im Marienburger Werder (offene Landschaft)

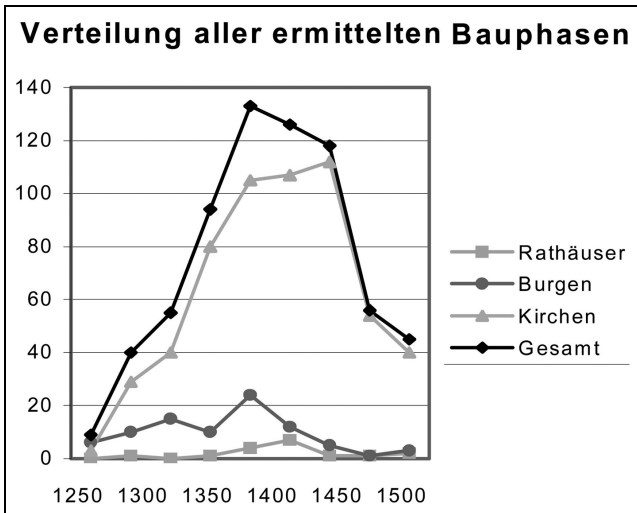


Abb. 14:
Kurve der mittelalterlichen Baukonjunktur im Preußenland

zu einem Ende des Siedlungsausbaus. Die Bautätigkeit wuchs nicht weiter an, sie blieb aber auf einem relativ hohen Niveau konstant. Dies belegt, entgegen den Annahmen der älteren Literatur, dass die wirtschaftlichen Kräfte innerhalb des Ordensstaates infolge des Krieges nicht völlig erschöpft waren, sondern für eine Behebung der entstandenen Schäden ausreichten. Die ökonomische Situation erlaubte jedoch keinen weiteren Landesausbau und somit keine Steigerung der Bautätigkeit (Phase 3: nach 1410 bis um 1450). In der letzten Phase kam es dann aufgrund des verheerenden Dreizehnjährigen Krieges (1454–1466) zum wirtschaftlichen Niedergang des Preußenlands, was sich auch am Einbruch der Baukonjunktur ablesen lässt (Phase 4: nach 1453 bis 1525). Man kann demnach eine eindeutige Korrelation zwischen der wirtschaftlich-ökonomischen Situation und der Intensität der Bautätigkeit nachweisen. Beim Vergleich der Baukonjunktur des Preußenlands mit den Konjunkturen anderer Regionen im Ostseeraum, lassen sich auch Rückschlüsse auf mögliche Wanderungsbewegungen von Bauleuten in Zeiten der Hochkonjunktur oder Krise ziehen (Herrmann 2007, S. 179f.).

Die hier an wenigen Beispielen gezeigten Auswertungsergebnisse beschränken sich auf die Analyse der formal-gestalterischen Architekturelemente. Mit der empirisch-statistischen Methode lassen sich natürlich ebenso die technischen Merkmale der Bauten erfassen und auswerten. Aus Platzgründen sei an dieser Stelle nur ein Beispiel erwähnt, das die zeitliche Verteilung der Backsteinverbände zeigt (Abb. 15). Hier ist in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein deutlich erkennbarer Wechsel nachweisbar von dem älteren wendischen Verband (zwei Läufer, ein Binder) zum jüngeren gotischen Verband (ein Läufer, ein Binder). Interessanterweise stimmt diese Veränderung in der Bautechnik in ihrer Dynamik und dem zeitlichen Verlauf genau mit dem Wandel der typologischen Merkmale (Grundriss-, Giebel- und Gewölbeform) überein (Herrmann 2007, S. 112f.).

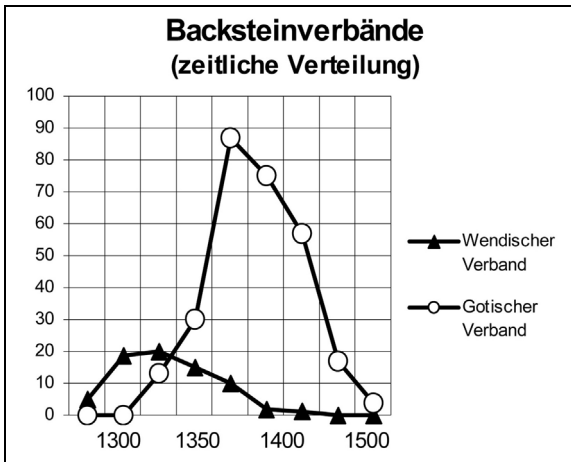


Abb. 15:
Zeitliche Verbreitung der Back-
steinverbände

3 Allgemeine methodische Schlussfolgerungen aus den Projektergebnissen

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die empirisch-statistische Arbeitsmethode im Hinblick auf die Analyse typologischer Architektureigenschaften im historischen Raumzusammenhang ein fruchtbarer Forschungsansatz ist. Sie ermöglicht es, zu einer Vielzahl objektiver Beobachtungen in Bezug auf Verbreitungs- und Entwicklungsvorgänge zu gelangen. So lassen sich Architekturlandschaften empirisch nachweisen und eingrenzen. Man kann zeitliche und räumliche Entwicklungsstufen rekonstruieren sowie Einflüsse von anderen Regionen in das Untersuchungsgebiet hinein und Ausstrahlungen aus diesem heraus nachvollziehen. Die Analyse auf empirischer Grundlage zeigt aber auch, dass eine Architekturlandschaft kein fester Monolith ist. Es gibt Ausnahmen von der Regel, Sonderentwicklungen, kleinere Binnenlandschaften innerhalb einer größeren Architekturlandschaft, Überlappungen an den Grenzen, Grauzonen und gelegentlich auch unerklärliche Phänomene. Trotz dieser Differenzierungen bleiben die meisten Werke der Baukunst im Preußenland als eine zusammengehörende Gruppe auf den ersten Blick erkennbar. Sie besitzen in Typologie und Gestaltung eine spezifische Kombination charakteristischer Merkmale, die sich nirgendwo sonst in dieser Zusammensetzung finden lassen. Die empirische Methode erweist sich damit als ein ausgezeichnetes Mittel, räumliche Beziehungsgeflechte in der Architektur erkennbar zu machen und auszuwerten. Der Kunstgeschichte eröffnet sich durch die beschriebene Arbeitsweise ein weites Feld für zukünftige Forschungsprojekte, bei denen auch die Möglichkeiten der Methode und die ihr dienenden technischen Mittel verbessert und optimiert werden sollten. So wäre es wünschenswert, wenn in Zukunft ein anwendungsfreundliches Programm entwickelt werden könnte, das die Möglichkeit bietet, Ergebnisse der typologischen Analyse aus der Datenbank sofort in Verbreitungskarten zu übertragen.

Datenbanken können weder das wissenschaftliche Denken ersetzen, noch beantworten sie die komplexen Fragestellungen, die ein Kunsthistoriker an vielschichtige Objekte, wie es mittelalterliche Kirchen oder Burgen sind, stellen muss. Empirische Grundlagenarbeit hilft aber dabei, subjektiv verzerrte Wahrnehmungstendenzen des Forschers zu vermeiden oder zu korrigieren und sich daraus ergebende Fehlschlüsse zu reduzieren. Das Arbeiten auf empirischer Grundlage ermöglicht es dem Architekturhistoriker, viele wesentliche Problemstellungen zu erkennen und motiviert dazu, diese mit den Mitteln der kritisch-historischen Wissenschaften zu entschlüsseln. Vor allem führt sie zur Erkenntnis, dass die Forschung immer vom gründlichen Studium der Originale auszugehen hat und nicht von abstrakten Denkmodellen, die man von oben herab den Werken oder Werkgruppen überstülpt. Die intensive Beschäftigung mit den Originalen während der empirischen Erfassungsphase führt den Forscher fast automatisch zu den wesentlichen Fragen, unter denen der Objektbestand zu untersuchen ist. Nur auf der Basis umfassender empirischer Grundlagenforschung können Entwicklungs-, Verbreitungs- und Transformationsprozesse von Architektur zuverlässig rekonstruiert und nachvollzogen werden.

Viele – jedoch nicht alle – der empirisch ermittelten Entwicklungs- und Verbreitungsphänomene der mittelalterlichen Architektur im Preußenland lassen sich durch historische, gesellschaftliche oder ökonomische Gründe erklären oder zumindest in Ansätzen plausibel machen. Die historische Erklärbarkeit vieler Architekturausprägungen im Preußenland bedeutet jedoch nicht, dass hinter den Bauformen politisch-ideologische Aussageabsichten stehen oder dass sie Ausdruck eines bestimmten Volkscharakters seien, wie dies zum Teil in der älteren Forschung angenommen wurde. Die Bevorzugung von Staffelgiebeln oder Maßwerkmalereien im Untersuchungsgebiet war offensichtlich in erster Linie ästhetisch motiviert. Innerhalb der mittelalterlichen preußischen Gesellschaft hatte sich – auf Grundlage von Einflüssen aus dem westlichen Ostseeraum – ein eigener Bau- und Dekorstil ausgebildet. Dieser alle sozialen Gruppen, der eingewanderten Kolonisten und auch einen Teil der assimilierten einheimischen Bevölkerung, umfassende stilistische Konsens bestimmte etwa 200 Jahre lang den öffentlichen Profan- und Sakralbau des Landes.

Manche der im Preußenland beobachteten Entwicklungstendenzen der Ausbildung der mittelalterlichen Architektur scheinen weder willkürlich noch zufällig erfolgt zu sein, vielmehr könnten ihnen gewisse Gesetzmäßigkeiten zugrunde liegen, die auch über das hier untersuchte Gebiet hinausweisen. So gab es im Untersuchungsgebiet Anhaltspunkte für die Existenz von Mechanismen zur Herausbildung und Verbreitung regionaler Architekturmerkmale, etwa in Bezug auf Entwicklungsstadien (Architekturimport, Innovation und Beharrung), Gruppenbildungen (Nachbarschaftsbezüge, Klein- und Großgruppen) sowie zu Homogenisierung und Diversifizierung (Herrmann 2007, S. 294–298). Es darf vermutet werden, dass ähnliche Entwicklungs- und Verbreitungsmuster auch in der Architektur anderer mittelalterlicher Regionen anzutreffen sind. Dies wäre durch empirisch angelegte Vergleichsstudien zu überprüfen. Für eine solche überregionale Untersuchung würden sich insbesondere die mittelalterlichen Dorfkirchen anbie-

ten, die inzwischen in einem Gebiet von Schleswig-Holstein bis zum Preußenland durch mehrere Einzelarbeiten schon recht intensiv erfasst wurden. Es wäre noch notwendig, die bestehenden Lücken zu füllen und ein einheitliches Auswertungsraster zu entwerfen. Projekte von solchem Umfang könnten allerdings nicht mehr von einzelnen Forschern bewältigt werden, weshalb hier Arbeitsgruppen gebildet werden müssten, was die Möglichkeit einer Forschungsförderung größeren Umfangs zur Voraussetzung hätte.

4 Architekturforschung auf empirisch-statistischer Grundlage: einige grundsätzliche Reflexionen zur allgemeinen Methodendiskussion

Das Spektrum der Methoden und Forschungsansätze ist im Bereich der Architekturgeschichte sehr vielfältig. Es reicht von den klassischen stilistisch-formalen Untersuchungsarten, über die empirisch-statistischen Vorgehensweise bis hin zu Rezeptionsästhetischen oder politischen, historischen und religiösen Deutungsversuchen. Keine Methode kann für sich in Anspruch nehmen, allein alle wesentlichen Aspekte bei der Erfassung, Analyse und Interpretation von Werken der Baukunst abdecken zu können. Jeder Forschungsansatz bietet daher die Möglichkeit, einen Teil der Gesamtwirklichkeit zu begreifen, so dass man durch die parallele Anwendung verschiedener Methoden in einer abschließenden Gesamtchau zu einem umfassenden Verständnis des Untersuchungsgegenstands gelangen kann.

In der Forschungsrealität existiert häufig jedoch kein friedliches Nebeneinander oder gar befruchtendes Miteinander der Methoden, sondern ein Konkurrenzkampf um die absolute Deutungshoheit. Dabei geht es nicht unbedingt nur um den Wunsch zur Wahrheitsfindung, sondern gelegentlich auch um persönliche Geltungsbedürfnisse, vor allem aber um die Generierung von Forschungsmitteln. Wer Forschung voran bringen will, benötigt heutzutage Drittmittel und beim Kampf um die Zuteilung der begrenzten Ressourcen muss man die Gutachtergremien davon überzeugen, dass der Ansatz des geplanten Forschungsprojektes innovativ und modern ist.

Empirische Grundlagenarbeit, Formalanalyse und Stilkritik gilt heute bei der Mehrheit der wissenschaftlichen Entscheidungsträger in Gutachterausschüssen und an der Spitze der Lehrstühle nicht als innovativ, sondern als eine antiquierte und altbackene Kost der kunsthistorischen Vorväter aus dem 19. Jahrhundert. Zumindest zwischen den Zeilen wird häufig der Vorwurf von altmodischem, die Oberfläche nicht durchdringendem Formalismus und Inhaltsleere erhoben. Stattdessen möchte man lieber erörtern, was ›hinter‹ den Architekturformen steckt, seien es Manifestation von Memorie, Repräsentationsabsichten der Auftraggeber, etc. Architektur wird dabei als ein Medium begriffen, das politische, historische und religiöse Sinngehalte verbildlicht und präsentiert. Problematisch an diesen aktuellen methodischen Konzeptionen ist der Umstand, dass bildwissenschaftlich ausgerichtete Forschungsansätze direkt bei der Architekturanalyse

angewendet werden. Das Bauwerk wird zum Bild umgedeutet, ohne dass es für diese Interpretation genügend aussagekräftige Quellenbelege gibt. Das Wesen der mittelalterlichen Architektur besteht jedoch aus auf geometrischer Grundlage entworfenen Formen, statisch-bautechnischen Notwendigkeiten und einer Nutzfunktion. Unter formalen Aspekten betrachtet, setzen sich Objekte der Baukunst aus vielen abstrakten Einzelementen zusammen, die durch eine spezifische Zusammenfügung eine charakteristische Gestalt erhalten. Der Versuch, Architektur wie ein Bild zu interpretieren, dem direkte Aussageabsichten und Sinngehalte zugrunde lägen, seien sie theologisch-religiös oder politisch-gesellschaftlich, geht am eigentlichen Wesen der Baukunst vorbei. Selbstverständlich können einzelne Architekturelemente auch abbildenden Charakter besitzen, etwa mittelalterliche Gewölbe als Imitation des Sternenhimmels, doch lässt sich dies für die große Mehrzahl der architektonischen Elemente eben nicht nachweisen. Sie sind und bleiben abstrakt.

Es sollte daher die Frage erlaubt sein, ob die als modern und innovativ gepriesenen neuen methodischen Ansätze – im Vergleich zu den traditionellen Arbeitsweisen – tatsächlich bessere und substanziellere Ergebnisse erbringen. Nach meiner Erfahrung ist hier eine erhebliche Portion Skepsis angebracht. Anstatt darüber zu streiten, welchem methodischen Ansatz die Auszeichnung ›modern‹ oder ›innovativ‹ gebührt, sollte eher danach gefragt werden, welcher wissenschaftliche Zugang dem Wesen eines Untersuchungsgegenstands mehr angemessen ist und folglich auch substantiell mehr Erkenntnisgewinn erzielen kann. Gegenstände wie Architekturwerke, die sich aus abstrakten Einzelformen zusammensetzen, dürften eher durch Forschungsmethoden zu erschließen sein, die auf eine Analyse der formalen Struktur und technischer Merkmale ausgerichtet sind. Wissenszuwachs bringt dabei die Nutzung der Potenziale, die sich aus dem technischen Fortschritt ergeben, etwa die in meinem Projekt angewandten EDV-gestützten Analysemethoden. Es bleibt zu hoffen, dass solchen Ansätzen in Zukunft Forschungsförderung und Drittmittel zur Verfügung gestellt werden.

Nach meinen Erfahrungen wird ein selbstbewusst vorgetragener positivistischer Forschungsansatz mit empirisch-statistischer Ausrichtung von den tonangebenden Vertretern der Kunstgeschichte als Provokation empfunden. Häufig wird meine Forschung dahingehend kritisiert, dass sie sich gar nicht mit den wesentlichen Aspekten des Faches beschäftige. Die geleistete ›Fleißarbeit‹ wird zwar anerkennend gewürdigt, ihr wissenschaftlicher Gehalt jedoch in Zweifel gezogen. Dieser Kritik liegt die Auffassung zugrunde, dass sich die Kunstgeschichte in erster Linie mit dem geistigen Überbau der Kunst zu beschäftigen habe. Objektive Grundlagenforschung könne höchstens den Status als Hilfswissenschaft erlangen, die den ›echten‹ Forschern Basismaterial liefert, um die nach wahrer Erkenntnis strebenden ›richtigen‹ Fragen zu stellen. Diese Fragen werden dann mit Hilfe von durchaus kunstvoll konstruierten Thesegebäuden beantwortet, die zweifellos die intellektuelle Leistungsfähigkeit ihrer Schöpfer unter Beweis stellen. In Bezug auf den Gegenstand selbst wird dadurch allerdings in den seltensten Fällen etwas bewiesen, denn der tatsächlichen Beleg eines Zusammenhangs zwischen der abstrakten Bauform und einem ihr vom Forscher unterlegten Sinnge-

halt gelingt fast nie. Die Diskussion endet letztendlich bei der Frage, ob man an die Prämissen oder Dogmen des Theoriegebäudes glaubt oder nicht.

Die Problematik zwischen einem empirisch nachgewiesenen Befund und dem nicht erfüllbaren Wunsch einer inhaltlichen Deutung soll abschließend an einem konkreten Beispiel aus meiner Arbeit aufgezeigt werden. *Tomasz Torbus* hat in einer Rezension (*Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands* 54/2010, S. 111–119) den Sinn der zahlreichen Statistiken bezweifelt und kritisiert, dass die Präsentation vieler statistischer Ergebnisse keinen wissenschaftsrelevanten Sinn hätte. Er erwähnt als ein Beispiel die von mir empirisch nachgewiesene Feststellung, dass die Kirchen im Bereich der preußischen Bistümer weder Querhäuser noch Umgangschöre aufwiesen. Dieses Faktum ist durchaus von Interesse, denn Querhäuser und Umgangschöre gehören zum Standardrepertoire im mittelalterlichen Sakralbau vieler Regionen und der konsequente Verzicht auf diese Elemente muss als ein zweifellos markantes Merkmal der preußischen Architekturlandschaft gewertet werden. Torbus meint jedoch, dass das Faktum allein wenig aussagt, viel wesentlicher wäre es, dieses Phänomen zu begründen, was ich aber nicht getan hätte. Hier treffen wir tatsächlich auf eine Kernfrage des Wissenschaftsverständnisses in der Architekturforschung. Die empirisch-statistische Methode ermöglicht eine objektivierbare Formalanalyse des Bestandes. Die daraus gewonnenen Ergebnisse sind eindeutig und nicht zu bezweifeln. Für die konkrete Frage, warum man bei den mittelalterlichen Kirchen im Preußenland weder Querhäuser noch Umgangschöre findet, konnte ich jedoch keine wissenschaftlich begründbare Antwort finden. Die Ehrlichkeit des Wissenschaftlers verlangt in diesem Fall das Eingeständnis, die Frage – so berechtigt sie auch sein mag – nicht beantworten zu können.

Jeder Forscher sollte sich über die Grenzen der von ihm gewählten Methode bewusst sein und dies auch in seinen Publikationen klarstellen. Ein empirisch-statistischer Ansatz kann nur quantitativ fassbare Elemente berücksichtigen und auswerten, dies allerdings mit einer sehr großen Genauigkeit und Zuverlässigkeit. Die formale Ausprägung von Architektur, ihre zeitliche und geographische Verbreitung lassen sich, wenn die Untersuchung technisch korrekt und fehlerfrei durchgeführt wird, mit objektiver Exaktheit bestimmen. Eine Erklärung für die aufgedeckten Entwicklungen und Phänomene kann die Statistik allerdings nicht liefern. Hier sind historisch ausgerichtete Forschungsansätze gefragt. Diese kommen aber gerade in der mittelalterlichen Epoche aufgrund der für diese Zeit herrschenden Quellenarmut häufig schnell an ihre Grenzen. Das Fehlen von Quellen und Belegen zur Interpretation der Architektur führt häufig jedoch nicht zur Bescheidenheit des Forschers, der eingesteht, an die Grenzen seines Wissens gelangt zu sein, vielmehr wird der Mangel an Quellen oft durch spekulative Theoriegebäude ersetzt. Der Glaube an die richtige Theorie setzt sich dann an die Stelle des aus der Betrachtung des Gegenstands tatsächlich ermittelbaren Wissens. Die Folgen sind Realitätsferne und Theorieverliebtheit, die eine immer gewaltiger werdende Spekulationsblase erzeugen. Zum Glück gibt es an der Forschungsbasis aber noch viele Kollegen, die eine gründliche und gegenstandsorientierte Grund-

lagenforschung betreiben, auch wenn diese Gruppe nicht im Rampenlicht der wissenschaftlichen Öffentlichkeit steht und meist im Schatten bleibt.

5 Zusammenfassung

Im Beitrag werden Erfahrungen aus einem kunsthistorischen Forschungsprojekt bilanziert, das sich mit der Untersuchung der mittelalterlichen Architekturlandschaft des Preußenlands befasste. Als Ergebnis kann festgestellt werden, dass die hier angewandte empirisch-statistische Arbeitsmethode, verknüpft mit EDV-gestützter Datenauswertung, ein fruchtbarer Forschungsansatz ist. Sie ermöglicht die Analyse typologischer Architektureigenschaften im historischen Raumzusammenhang, etwa in Hinsicht auf Verbreitungs- und Entwicklungsvorgänge. Architekturlandschaften konnten empirisch nachgewiesen und eingegrenzt werden. Es ließen sich zeitliche und räumliche Entwicklungsstufen rekonstruieren sowie Einflüsse von anderen Regionen in das Untersuchungsgebiet hinein und Ausstrahlungen aus diesem heraus nachvollziehen. Der Architekturgeschichte eröffnet sich dadurch ein weites Feld zukünftiger Forschungsperspektiven.

6 Summary

In this article experiences of an art historical research project, which studies the medieval architectural landscape of Prussia, are combined and evaluated. As a result it can be conclude that the combination of empirical-statistical working methods with computing evaluation information is a successful research approach. It allows the analysis of typological architecture characteristics in an historic spatial context with regard on spatial and development processes. Architectural landscape could be empirical verified and located. It enabled the reconstruction of chronological and spatial stages of development like influences of other regions on the research area and the comprehension of transmission effects. The history of architecture thereby opens a broad field of future research perspectives.

Literatur

- Herrmann, Christofer (2007): Die mittelalterliche Architektur im Preußenland. – Peterberg.*
Kubach, Hans Erich u. Verbeek, Albert (1989): Romanische Baukunst an Rhein und Maas. Bd. 4: Architekturgeschichte und Kunstlandschaft. – Berlin.

Wieland Carls

Die Rechtslandschaften des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechts in Ostmittel- und Osteuropa¹

1 Zum Begriff ›Rechtslandschaft‹

Der Terminus technicus ›Rechtslandschaft‹ lässt sich zwar im Sprachgebrauch nachweisen, hat aber wohl noch keine Aufnahme in allgemeine Nachschlagewerke gefunden. Im digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts (DWDS)² finden sich zwar u.a. die Komposita ›Kultur‹ und ›Sprachlandschaft‹, der Begriff ›Rechtslandschaft‹ fehlt jedoch, wobei ›Kulturlandschaft‹ in der Bedeutung des Gegensatzes zur vom Menschen unberührten Naturlandschaft erscheint. Hier sei auf einen Hinweis von *Anngret Simms* zur Definition von Landschaft – im Sinne von Kulturlandschaft – der »European Landscape Convention (Florence 2000)« verwiesen. Dort heißt es: »›Landschaft‹ ist ein vom Menschen als solches wahrgenommenes Gebiet, dessen Charakter das Ergebnis des Wirkens und Zusammenwirkens natürlicher und/oder anthropogener Faktoren ist [...]«.³

Zurück zum Begriff ›Rechtslandschaft‹, der durchaus vertraut wirkt und sich auch immer wieder in unterschiedlichsten Publikationen findet, in Titeln zur »partikularkirchlichen Rechtslandschaft des späten Mittelalters« (*Wiegand* 2006), zur »Phantomsuche in der schweizerischen Rechtslandschaft« (*Steiner* 2008) oder über »Die Steiermark als Rechtslandschaft im 18. Jahrhundert« (*Kocher* 2006; *Polley* 2005; *Amend* 2008). Auch der Presse ist der Begriff nicht fremd.

Es soll auch nicht unerwähnt bleiben, dass bereits vor über 75 Jahren ein Beitrag unter dem Titel »Die deutschen Stadtrechtslandschaften des Ostens« von *Hermann Aubin* publiziert wurde (*Aubin* 1934). In der Sache wird sich hier das eine oder andere mit den Beobachtungen *Aubins* decken; es soll aber nicht nur

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

2 www.dwds.de/ – Abfragedatum: 12.12.2011.

3 »›Landscape‹ means an area, as perceived by people, whose character is the result of the action and interaction of natural and/or human factors [...]«

die Forschung der zurückliegenden Jahre Berücksichtigung finden, vor allem soll das Thema ohne jenen nationalen Impetus behandelt werden, der nicht nur diesen Beitrag *Aubins*, sondern auch viele andere von ihm und seinen Zeitgenossen desavouiert.

Die Kontexte, in denen der Begriff ›Rechtslandschaft‹ Verwendung findet, legen nahe, dass es um mehr geht als um Gesetze und Paragraphen. Verbindet man die Definition von ›Landschaft‹ aus dem digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts (DWDS), wo es heißt: »*Teil der Erdoberfläche, der durch Bodengestalt, Bewachsung, Besiedlung sein besonderes Gepräge erhalten hat und sich dadurch von anderen Gebieten unterscheidet*«,⁴ mit dem Begriff ›Recht‹, lässt sich das Wesen des Kompositums unschwer analogisierend formulieren: *Teil der Erdoberfläche, der durch Rechtsregeln und deren Verständnis und Umsetzung ein besonderes Gepräge erhalten hat und sich dadurch von anderen Gebieten unterscheidet*.

Welche Bereiche des Rechts für die Beschreibung einer Rechtslandschaft ausgewählt werden, hängt unmittelbar vom Erkenntnisinteresse der Untersuchung ab. Heutzutage könnte man z.B. die Rechtslandschaft Deutschlands über das Zusammenspiel von öffentlichem und privatem Recht beschreiben oder das Verhältnis von Landes- und Bundesrecht hervorheben. Zu Zeiten des sächsischen und magdeburgischen Rechts wären für die Charakterisierung einer Rechtslandschaft etwa die hohe und die niedere Gerichtsbarkeit maßgeblich oder das Verhältnis von weltlichem und geistlichem sowie von Stadt- und Landrecht oder eben von Sachsenspiegel und Magdeburger Recht.

Es gibt auch Ansätze, nach denen Rechtslandschaften entlang von Rechtsbegriffen, anhand der Rechtssprache bestimmt werden. Die Rechtssprachgeographie, die auf *Eberhard Freiherr von Künßberg* zurückgeht (*Künßberg* 1926/27), belegt anhand einzelner Rechtstermini, die signifikant für ein bestimmtes Recht sind, dessen Verbreitung oder sie gibt Hinweise auf das Bedeutungsspektrum eines Rechtsbegriffs, wie es z.B. *Ruth Schmidt-Wiegand* und andere im Falle von *wik* und *weichbild* geleistet haben (*Schmidt-Wiegand* 1978 u. 1985). Da es keine Rechtstermini gibt, die eindeutig nur dem Sachsenspiegel oder dem Magdeburger Stadtrecht zuzuordnen sind, kann diese Methode hier nicht weiterhelfen. Es ist aber auch nicht notwendig, so sehr ins Detail zu gehen, da es genügend andere Charakteristika gibt, über die sich Sächsisch-Magdeburgisches Recht definieren lässt.

Heute wie damals ist zu berücksichtigen, dass eine Rechtslandschaft stets aus einer Fülle von unterschiedlichen Rechten und Rechtsbereichen besteht. *Dieter Pötschke* schreibt dazu in einem Aufsatz: »*Eine Rechtslandschaft bezeichnet also alle in einem abgegrenzten Territorium (Fürstentum, Herzogtum; Gruppe von*

4 <http://www.dwds.de/> – Stichwort ›Landschaft‹ – Abfragedatum: 12.12.2011

Herzogtümern oder Fürstentümern, usw.) geltenden Land-, Stadt-, Lehn- und sonstigen Rechte« (Pötschke 2002, S. 132).

Rechtslandschaften des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechts sind im Gegensatz dazu nicht auf ein abgegrenztes Territorium beschränkt, sondern überschreiten gerade Grenzen und prägen damit eine überregionale und übernationale Region. Demzufolge gilt es die Gebiete zu bestimmen, in denen diese beiden bekannten Rechtstexte bzw. Rechtssammlungen in Ostmittel- und Osteuropa nachzuweisen sind, und zu sehen, ob und, wenn ja, wie auch die Landschaft von diesen Rechten beeinflusst wurde.

2 Wo liegt Ostmitteleuropa?

Der Begriff ›Ostmitteleuropa‹ gibt immer wieder Anlass zu Diskussionen. Diese sollen hier weder wiedergegeben noch fortgeführt werden. Verwiesen sei nur auf *Rudolf Jaworskis* Beitrag ›Ostmitteleuropa – Zur Tauglichkeit eines Hilfsbegriffs‹ von 1992 (Jaworski 1992). Hier wird alles Notwendige gesagt und nachvollziehbar dargelegt, dass mit der Verwendung dieses Begriffs nicht ein fest umrissener geographischer Raum, sondern die Geschichtsregion ›Ostmitteleuropa‹ in den Blick genommen wird. Nur so lässt sich dem Dilemma begegnen, dass es zur Charakteristik Ostmitteleuropas gehört, »[...] weder geographisch noch von seiner ethnischen Zusammensetzung her klar umrissene Konturen [aufzuweisen], wirtschafts- und sozialgeschichtlich eine komplexe Übergangszone sich kreuzender westlicher und östlicher Prägemuster [zu bilden], politisch in seiner Geschichte selten eine Einheit dargestellt [zu haben] und kulturmorphologisch von verschiedenartigen äußeren Einflüssen und subregionalen Sonderformen gekennzeichnet [zu sein]« (Jaworski 1992, S. 38; Einfügungen durch den Autor).

Jaworskis Resümee lautet: »Es gibt also ausreichend ernstzunehmende Gründe für den Historiker, auch weiterhin mit dem Begriff ›Ostmitteleuropa‹ zu arbeiten, freilich nur dann, wenn die hier gleichfalls angesprochenen Fallstricke, Einwände und Vorbehalte mitreflektiert bleiben und ein geschichtsräumlicher Dogmatismus unter allen Umständen vermieden wird. Damit verbindet sich in erster Linie die Forderung, diesen Terminus nie zu einem Korsett erstarren zu lassen, durch welches alle historischen Tatbestände und Zeitabschnitte dieser Region gewaltsam in einen durchgängigen Sinnzusammenhang hineingezwängt und die historischen Wechselwirkungen mit West- und Osteuropa in irgendeiner Form heruntergespielt würden« (Jaworski 1992, S. 44f.).

Als einen Faktor, der die Eigenständigkeit Ostmitteleuropas unterstreicht, nennt *Jaworski* das ›ius teutonicum‹, in seinen Worten »ein Rechtsbündel, das im Zuge der deutschen Ostkolonisation und des hochmittelalterlichen Landesausbaus erst aus den Bedürfnissen in den Neusiedelländern Ostmitteleuropas hervorgegangen war« (Jaworski 1992, S. 40f.). ›Ius teutonicum‹ stand als Synonym für ›Sachsenspiegel‹ und ›Magdeburger Recht‹ und unterschied diese von den jeweils einheimischen und gelehrten Rechten.

3 Sachsenspiegel und Magdeburger Recht

3.1 Sachsenspiegel

Nur der Vollständigkeit halber sollen ein paar Eckdaten auch zum Sachsenspiegel genannt werden. Der durch verschiedene Urkunden belegte ›Schöffenbarfreie‹⁵ *Eike von Repgow* (ca. 1180–ca. 1235),⁶ der sich wohl nach dem heutigen Repichau (südwestlich von Dessau) nannte, hat der Vorrede des Sachsenspiegels zur Folge die rechtlichen Regelungen seiner Vorfahren aufgezeichnet: »*Diz recht en habe ich selbir nicht erdacht, ez haben von aldere an uns gebracht Unse guten vorvaren*« (*Eike von Repgow* 1999, S. 23, Z. 151–154).

Mit dem Sachsenspiegel hat *Eike von Repgow* das erste bedeutende Prosawerk in deutscher Sprache und eins der ältesten deutschen Rechtsbücher geschaffen, das für die Rechtsprechung nicht nur in Deutschland über viele Jahrhunderte von herausragender Bedeutung war.⁷

Das von *Eike von Repgow* aufgezeichnete Recht spiegelt im Wesentlichen die gewohnheitsrechtliche Praxis seiner Zeit, also des ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts wieder. Schriftlich fixiert wurden diese Regelungen irgendwann zwischen 1220 und 1235.⁸ Der Text hat eine enorme Verbreitung erfahren, was sich allein an etwa 460 – es wird auch von 500 gesprochen – heute nachweisbaren Handschriften (*Lück* 2005, S. 25)⁹ und seit dem Ende des 15. Jahrhunderts auch zahlreichen Drucken festmachen lässt. Schon im 13. Jahrhundert wurde der Sachsenspiegel übersetzt: von seiner ursprünglich mittelniederdeutschen Mundart in nahezu alle deutschen Dialekte und ins Niederländische.¹⁰ Bereits vor 1292 fertigte *Konrad von Oppeln* in Breslau (Wrocław) eine lateinische Fassung an, die sogenannte ›versio Vratislaviensis‹.¹¹ Spätestens 1359 entstand die ›versio Sandomiriensis‹, eine lateinische Übersetzung des Sachsenspiegels durch *Konrad von Sandomir*.¹² Eine weitere Übersetzung in die lateinische Sprache wurde »im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich in Brandenburg verfasst«, die als ›versio vulgata‹ bekannt ist.¹³ Eine lateinische Druckausgabe wurde »1506 vom

5 Zur Diskussion des Begriffs s. *Olberg* 1990.

6 Zur Person *Eikes* s. *Lück* 2005.

7 Zum Sachsenspiegel s. *Ebel* 1990 u. *Lück* 2005; zur Beschreibung der Handschriften und Drucke s. *Oppitz* 1990, S. 21–32.

8 Zur Entstehungszeit s. *Lück* 2005, S. 24f.

9 Zur Überlieferung sehr ausführlich *Kümper* 2009, S. 134–206.

10 Z. B. Cologny, Fondation *Martin Bodmer*, Cod. Bodmer 61 (*Oppitz* 1990, Bd. 2, Nr. 347) (1400–1405); weitere niederländische Bearbeitungen *Oppitz* 1990, Bd. 2, Nr. 399 (1. H. 15. Jh.) u. *Oppitz* 1990, Bd. 2, Nr. 157 (15. Jh.).

11 Nach *Oppitz* zwischen 1272 und 1292 von *Konrad von Oppeln* für Bischof *Thomas II.* von Breslau geschrieben (13 Hss. werden bei *Oppitz* nachgewiesen, s. *Oppitz* 1990, Bd. 1, S. 26).

12 Nach *Oppitz* spätestens 1359 geschrieben, beschränkt sich diese Handschrift auf das Landrecht. Es sind zwei verschiedene Redaktionen bekannt. Zur ersten Redaktion, die auf *Konrad von Sandomir* zurückgeht, werden zwei Handschriften gerechnet, zur zweiten mit unbekanntem Redaktor sieben (*Oppitz* 1990, Bd. 1, S. 26).

13 Siehe *Oppitz*, Bd. 1, 1990, 26. Von dieser sogenannten ›Versio vulgata‹ können mehr als zwanzig Textzeugen nachgewiesen werden, die sich in verschiedene Gruppen teilen.

Gnesener Erzbischof und königlichen Kanzler Jan Łaski« besorgt (Kümper 2009, S. 164; Oppitz 1990, Bd. 1, S. 26f.). Diese Ausgabe diente dann im 16. Jahrhundert Bartholomäus (*Bartłomiej*) Groicki (um 1534–1605) als Vorlage für seine erfolgreiche Übersetzung in die polnische Sprache (Groicki 1565; Janicka 2012). Neben einer weiteren lateinischen Fassung von Nikolaus Jaskier, die in Krakau gedruckt wurde (Eike von Repgow 1535), gab es auch Teilübersetzungen ins Russische, Ukrainische und Tschechische.¹⁴ Für die Verbreitung, vor allem aber für seine lang anhaltende Rezeption kommt der Glossierung, d.h. der wissenschaftlichen Kommentierung des Rechtstextes nach dem Vorbild des gelehrten Rechts, eine besondere Bedeutung zu. Den Anfang machte hier nach heutiger Kenntnis Johann von Buch (1290–um 1356),¹⁵ ein in Bologna ausgebildeter Jurist und brandenburgischer Hofrichter, der den gelehrten Apparat zum Landrecht des Sachsenspiegels wohl bald nach 1325 abgefasst hat.¹⁶ Indem er den deutschsprachigen Sachsenspiegel mit den Methoden des römischen und kanonischen gelehrten Rechts glossiert, verbindet er formal die Bestimmungen des sächsischen Gewohnheitsrechts mit denen des gelehrten Rechts. Ich zitiere den Editor nicht nur der Buch'schen Glossentexte, Frank-Michael Kaufmann: So »gelang Johann von Buch die Verknüpfung zwischen dem Sachsenspiegel als vermeintlichem kaiserlichen Privileg und Sonderrecht für den Stamm der Sachsen mit den beiden Universalrechten des Mittelalters, dem römischen und dem kanonischen Recht« (Kaufmann 2008, S. 75).

3.2 Magdeburger Recht

Der älteste überlieferte direkte Beleg des Magdeburger Rechts ist ein Privileg des Erzbischofs Wichmann (1152–1192) aus dem Jahre 1188.¹⁷ Das Original ist nicht erhalten und auch eine Abschrift für die Stadt Goldberg (Złotoryja) aus dem Jahr 1211 muss als Kriegsverlust gelten. In diesem Privileg werden einzelne Bestimmungen bestätigt, andere wohl verändert bzw. erneuert, so dass auf ein entsprechendes Regelwerk schon vor diesem Datum geschlossen werden kann. Zum Inhalt nur so viel: Das Privileg repräsentiert nicht das gesamte Magdeburger Recht, sondern nur einen kleinen Teil davon, aber es zeigt in nuce die Qualitäten dieses Rechts auf, das nicht mehr Zeitgemäßes ändert und Rationalität mehr Raum bietet. So wird gleich als erstes die sogenannte ›vara‹ – mit Prozessgefahr wiederzugeben – weitgehend beseitigt. Im alten Gerichtsverfahren wurde ein förmlicher

14 In der Neuzeit wurde der Sachsenspiegel, nun allerdings aus vorrangig wissenschaftlichem Interesse, erneut ins Hochdeutsche (z.B. Eike von Repgow 1996) sowie in die englische ([Eike von Repgow] 1999), ungarische (Eike von Repgow 2005) und weißrussische Sprache ([Eike von Repgow] 2005) übersetzt.

15 Angaben zur Glosse und zu Johann von Buch s. Lieberwirth u. Kaufmann 2002, XII–LXXII.

16 Siehe Ebel 1990, S. 1231; bis heute haben sich 82 vollständige Landrechtsglossen erhalten, s. Lieberwirth u. Kaufmann 2002, S. XXXVII f.

17 Privileg des Erzbischofs Wichmann (1152–1192) aus dem Jahre 1188 (Kopie von 1211), Abb. in: Ebel 1992, S. 55 (Kat. Nr. V/19).

Verstoß, darunter ist z.B. das falsche Aussprechen prozessrelevanter Worte zu verstehen, das Stottern oder das mangelhafte Ausführen vorgegebener Gesten, mit einer Bußzahlung geahndet, was insbesondere die ortsfremden, mit den lokalen Regeln nicht vertrauten Kaufleute, benachteiligte. Auch finden sich Regelungen zur Beschleunigung und Vereinfachung des Gerichtsverfahrens im sogenannten ›Gastrecht‹, was ebenfalls besonders den nach Magdeburg reisenden Kaufleuten entgegen kam. Entwickelt hat sich dieses Recht also schon vor der Zeit von Erzbischof *Wichmann*. Man geht davon aus, dass es auf Marktprivilegien zurückgeht.

Magdeburg ist seit dem 9. Jahrhundert als Warenumsschlagplatz, als Markt bekannt¹⁸ und erscheint bereits in diesem Zeitraum als Grenzhandelsstätte für die Geschäfte zwischen Franken und Slawen. Die große wirtschaftliche Bedeutung, die Magdeburg als Handelsknotenpunkt zwischen Ost- und Mitteleuropa gewinnt und die entscheidend für die Ausbreitung des Magdeburger Rechts wird, hat sowohl geographische als auch politische Komponenten. Aufgrund der idealen Lage auf einem hochwassergeschützten Plateau am westlichsten Punkt der Mittelelbe, unmittelbar an einer seit alters genutzten Furt, wo viele wichtige Handelsstraßen zusammentreffen, wurde schon das Interesse der fränkischen Könige, insbesondere *Karls des Großen* an diesem Ort geweckt. Im 10. Jahrhundert entwickelte sich Magdeburg zur bevorzugten Kaiserpfalz; bereits 937 gründete *Otto I.* das Moritzkloster und ließ die Stadt 968 (auf der Synode von Ravenna) zum Erzbistum erheben. Die Hauptaufgabe des Erzbistums bestand in der Missionierung der slawischen Gebiete. Pfalz, Kloster und nunmehr auch ein Dom zogen wiederum vermehrt Kaufleute, insbesondere Fernkaufleute, an, die mit entsprechenden Privilegien des erzbischöflichen Stadtherrn ausgestattet waren (wie z.B. zollfreier Handel im ganzen Reich in einem Privileg von 975). Umgekehrt finden sich auch in vielen großen Handelsmetropolen Magdeburger Kaufleute. In der Hanse spielt die Stadt eine nicht unbedeutende Rolle. Diesen Kaufleuten muss bereits im 10. Jahrhundert ein Marktprivileg verliehen worden sein, welches die Rechte und Pflichten der dort Handeltreibenden regelte, da die sonst gebräuchlichen Rechte der Landbevölkerung und des Adels den Anforderungen einer Stadtgemeinde mit Kaufleuten und Handwerkern nicht gerecht werden konnten. Das Privileg selbst ist leider nicht überliefert und kann nur sekundär erschlossen werden, da es anderen Marktprivilegien der Zeit zum Vorbild diente. Die Kaufleute, die in Magdeburg sesshaft wurden, gaben sich eine Art Verfassung, die die Organisation ihrer städtischen Siedlung regelte. Auch hier kann man nur auf das Vorhandensein Magdeburger Kaufmannsrechts aus einer Urkunde König *Otto III.* aus dem Jahr 997 schließen, da es dort als Muster für Quedlinburg genannt wird. Spätere Urkunden (aus den Jahren 1038, 1040 und 1134) bestätigten das personale Recht der Magdeburger Kaufleute ebenso wie das Marktrecht von Magdeburg. Aus diesen beiden Rechten ging das Stadtrecht hervor, das im Falle von Magdeburg seit dem ausgehenden 10. Jahrhundert Vorbild bei anderen Stadtgründun-

18 Erste urkundliche Erwähnung 805 im Diedenhofener Kapitular.

gen war. Bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts erfolgten erste Rechtsverleihungen an andere Städte, nach Stendal 1145, Leipzig zwischen 1156 und 1170 (um 1161) und Jüterbog 1174. Weitere Städte waren Spandau (1232), Prenzlau (1235), Guben (1235) und Stettin (1237).¹⁹

Dass der Sachsenspiegel den Magdeburger Stadtherren schon kurz nach seiner vermuteten Aufzeichnung bekannt war, lässt sich aus der Rechtsmitteilung an Breslau von 1261²⁰ ersehen. Die Paragraphen 62–64 und 66–70 wurden offenbar wörtlich dem ersten Buch des Sachsenspiegels Landrecht entnommen.²¹ Damit wird diese Breslauer Urkunde nicht nur zum ältesten erhaltenen Zeugnis einer Teilüberlieferung des Sachsenspiegels, sie bezeugt auch sehr anschaulich, wie früh und wie eng Magdeburger Stadtrecht und das Landrecht des Sachsenspiegels miteinander verbunden waren, so dass beide Rechte in der weiteren Tradierung nur schwer voneinander zu trennen sind. Auch das bereits 1235 an die Stadt Neumarkt (Środa Śląska) verliehene Hallische und Magdeburger Recht enthält Passagen, die auf eine lateinische Fassung des Sachsenspiegels zu weisen scheinen (Lieberwirth 2008, S. 171). Vieles spricht aber dafür, dass keine direkte Übernahme aus dem Sachsenspiegel in das Halle-Neumarkter Recht stattgefunden hat (Kannowski u. Dusil 2003).

Vor allem sind es prozessrechtliche Regelungen, die auch im städtischen Umfeld weiterhin Geltung haben. Etwa welches Urteil zuerst zu finden ist (§ 62) und die Bestimmung, dass jeder vor Gericht einen Vorsprecher haben muss (§ 63). Auf dieser Grundlage differenziert sich das Magdeburger Stadtrecht gemäß den jeweiligen Anforderungen seiner Zeit weiter aus. Friedrich Ebel fasst diese Eigenschaft wie folgt zusammen: »Das Magdeburger Recht passt sich an neuen Bedarf, an neue Entwicklungen der sozialen Verhältnisse an. Es baut auf der bewährten Grundlage des sächsischen Landrechts auf, verändert diese aber mit Augenmaß. Das Magdeburger Recht ist zeitangemessen modern« (Ebel 2005, S. 151).

Das Magdeburger Recht fand also über seine unmittelbare Umgebung hinaus Anwendung und breitete sich recht früh auch nach Osten aus. Nicht nur die gewohnheitsrechtlichen Regelungen, die auf die Bedürfnisse der Stadtbewohner zugeschnitten waren, auch die Bestimmungen für die Konstituierung und die Aufgaben der städtischen Organe genossen offensichtlich hohes Ansehen, so dass diese bei Neugründungen von Städten häufig zum Vorbild genommen wurden. Der zuständige Landesherr sicherte der neuen Ansiedlung per Privileg das Recht der

19 In diesen Bewidmungen wird auf eine *iusticia Magdeburgensum civium*, bald schon auf ein *ius Magdeburgense*, das stellvertretend auch für das *ius Saxonum* und das *ius Theutonicum* überhaupt steht, verwiesen.

20 Text bei Ebel 1989, Nr. 1.

21 Der § 62 der Breslauer Urkunde von 1261 entspricht Sachsenspiegel Landrecht I 62 §§ 8 u. 9, § 63 den §§ 10 u. 11, § 64 ist übernommen aus Sachsenspiegel Landrecht I 63 § 1. Auf der Rückseite der Urkunde, nach Adresse und Unterschrift der Schöppen und Ratmannen von Magdeburg, folgen noch mehrere Paragraphen, die wohl erst in Breslau hinzugefügt wurden. Hier entsprechen die §§ 66–70 der Breslauer Urkunde den Stellen von Sachsenspiegel Landrecht I 63 §§ 2 bis 65 § 3 (Hinweise von F. Ebel).

städtischen Organisation nach Magdeburger Recht zu. Ebenso konnte auch auf bereits bestehende Städte diese Rechtsform übertragen werden. Entweder waren die wesentlichen Regelungen des neuen Rechts bereits Bestandteil der Bewidmungsurkunde oder man erbat sich von den Magdeburgern schriftliche Ausfertigungen. Die Übermittlung abstrakter Rechtssätze wird als Rechtsmitteilung oder Rechtsweisung bezeichnet. Neben der bereits genannten Rechtsmitteilung an Breslau von 1261, die 1295 noch einmal erneuert und erweitert wurde, hat wohl auch Herzog *Heinrich I.* von Schlesien für Goldberg (Złotoryja) eine Abschrift des *Wichmannschen Privilegs* erhalten. Neumarkt bekam Magdeburger Recht auf dem Umweg aus Halle (1235). Außerdem gibt es Rechtsweisungen für die Städte Görlitz (1304) und Schweidnitz (Świdnica; 1363) sowie Weistümer für Kulm (Chełmno; 1363), Halle (1364) und Jüterbog (1367).

Es hat sich gezeigt, dass sich weder der Sachsenspiegel noch das Magdeburger Recht in jeweils nur einer Textfassung verbreitet haben. Zwar bildete sich wohl bereits Ende des 13. Jahrhunderts eine Vulgatform des Sachsenspiegels heraus, die mit der Einteilung des Landrechts in drei Bücher auch Vorlage für die Bilderhandschriften²² war, jedoch wurde der Stoff des Sachsenspiegels in zahlreichen Texten immer wieder ausgeschrieben und erfuhr so eine wesentlich größere Verbreitung, als es bereits die bekannten Sachsenspiegelhandschriften vermuten lassen (*Ebel* 1990, S. 1230). Neben den eingangs genannten Übersetzungen und den verschiedenen Glossierungen finden sich Bearbeitungen wie die süddeutschen Spiegel (Deutschenspiegel und Schwabenspiegel), ein systematischer Spiegel, der Harffers Sachsenspiegel,²³ das Breslauer Landrecht,²⁴ der Livländische Spiegel²⁵ sowie mehrere Sammelwerke und Mischformen, die für die Wirkung des Sachsenspiegels ebenfalls zu berücksichtigen sind.²⁶

Beim Magdeburger Recht ist es nicht möglich, einen fest umgrenzten Textbestand zu benennen. Es gab wohl auch nie einen vom Magdeburger Schöpenstuhl kanonisierten Text, der dieses Recht umfassend repräsentiert hätte. Sieht man ab von Privilegien, wie dem von Erzbischof *Wichmann* von 1188, kon-

22 Von mindestens sieben angenommenen Bilderhandschriften des Sachsenspiegels sind heute noch vier erhalten (Oldenburger, Heidelberger, Dresdener und Wolfenbütteler Handschrift). Vgl. *Wiegand* 2008.

23 Diese Handschrift von 1295 ist die älteste datierte Sachsenspiegelhandschrift; s. *Oppitz* 1990, Bd. 2, Nr. 1036 und Edition: *Åsdahl-Holmberg* 1957.

24 1356 in Breslau entstandener Sachsenspiegel, der kaum Zusätze, aber einzelne Streichungen enthält (*Ebel* 1990, S. 1232f.).

25 Ein ca. 1322–1327 an die besonderen Verhältnisse des Baltikums angepasster Sachsenspiegel, dessen Inhalte auch in spätere Rechtsbücher Eingang gefunden und damit teilweise bis in das 20. Jahrhundert gegolten haben (*Ebel* 1990, S. 1333).

26 Hier sind zu nennen: Frankenspiegel, Sächsisches Weichbild sowie verschiedene Abecedarien, die Sachsenspiegel, Glossen, Meißner Rechtsbuch sowie kanonistische und legistische Literatur miteinander verbinden. Darüber hinaus finden sich Sachsenspiegel-Inhalte in Stadtrechtsbüchern (Berliner Stadtbuch, Hamburger Ordeelbook (1270), Bremer Stadtrecht (1303), Göltzer, Neumarkter, Löwenberger, Leobschützer und Silleiner Rechtsbuch, im Rechten Weg, in den Eisenacher Rechtsbüchern und vielen anderen). (*Ebel* 1990, S. 1333f. u. *Lück* 2005, S. 59).

stituiert sich das Magdeburger Recht im Wesentlichen aus der Summe der von den Magdeburger Schöppen ausgeteilten Rechtsweisungen und Rechtssprüche sowie den Kompilationen und Bearbeitungen dieses Materials. Aus den Quellen lässt sich jedoch ablesen, dass die Magdeburger ihr Recht aufgezeichnet haben, sich Abschriften der von ihnen erteilten Rechtsbelehrungen fertigten – wenigstens seit dem 14. Jahrhundert. So heißt es in einer Urkunde zur Magdeburger Stadtordnung aus dem Jahr 1336: »Echt alle recht, de uthgericht werden von den schepen edder von den rathmannen, schall man beschriben an einen quaternen« (Hertel (1892) 1975, Nr. 362–1336. September 19).²⁷

Aber auch diese Aufzeichnungen sind mit der Zerstörung der Stadt am 10.^{jul.} bzw. 20.^{greg.} Mai 1631 unter Pappenheims und Tilys Führung vollständig verloren gegangen. Erhalten hat sich jedoch eine große Anzahl von Urkunden in den Archiven der anfragenden Schöffenstühle. Ihnen ist es zu danken, dass heute das Recht aus Magdeburg überhaupt aus originalen Magdeburger Urteilen zu rekonstruieren ist.²⁸ Eine Gesamtdarstellung des Magdeburger Rechts auf Grundlage dieser Quellen steht leider immer noch aus ebenso wie die vollständige Edition aller Rechtssprüche der Magdeburger Schöppen.²⁹

4 Zur Verbreitung des Sächsisch-Magdeburgischen Rechts

Die erhaltenen Sprüche der Magdeburger Schöppen, aber auch jene, die von den Schöffen der mit Magdeburger Recht bewidmeten Städte aufgezeichnet wurden, weisen zusammen mit den unterschiedlichen Sammlungen, Kompilationen, Systematisierungen und Übersetzungen von Bestimmungen, die dem Magdeburger Recht zuzuordnen sind, die Wege, die das Magdeburger Recht genommen hat. Überall dort, wo sich Rechtstexte dieser Provenienz erhalten haben, wo sie nachweisbar sind, wo es Belege über die Anwendung dieses Rechts gibt, muss man davon ausgehen, dass das Rechtsleben und damit auch die Rechtslandschaft dort von diesem Recht beeinflusst war. Eine auch heute noch unverzichtbare Studie zur Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Osteuropa wurde 1942 von Gertrud Schubert-Fikentscher vorgelegt (Schubart-Fikentscher 1942).

Eindrucksvoll kartographisch dargestellt finden sich die deutschen Stadtrechte als Beilage zu dem Band »Magdeburg in der Politik der deutschen Kaiser« von 1936 (Marcks 1936).³⁰ Dort lässt sich auf einen Blick gut erkennen, wie weit das

27 Hinweis aus Ebel 2004, S. 443.

28 Bereits ediert sind folgende Bestände: Weizsäcker 1943, Görlitz u. Gantzer 1939 u. 1944, Ebel 1983, 1989, 1995, Der Rechte Weg 2000. Weitere Editionen des z.T. sehr umfangreichen Materials für die Empfänger in Görlitz, Liegnitz und Krakau sind noch nicht abgeschlossen.

29 Einen Entwurf für eine umfassende Arbeit zum Magdeburger Recht lieferte F. Ebel mit seinem Beitrag *Des spreke wy vor eyn recht* (Ebel 2004, S. 423–515).

30 Andere Karten zum Magdeburger Recht finden sich in historischen Kartenwerken wie z.B. unter dem Titel »Ausbreitung der deutschen Stadtrechte nach dem Osten (13. und 14. Jahrh.)« in Zeissig 1968, S. 42 und unter der Überschrift »Die Ausbreitung des deutschen Städtewesens bis 1400« in Krallert 1958, S. 9–1 u. Karte 6/7.

Magdeburger Recht – und mit ihm natürlich auch die Rechtssätze des Sachsen-spiegels – Verbreitung gefunden haben. Die Quellen, aus denen die Informationen für diese Karte bezogen wurden, bleiben leider weitgehend im Dunkeln. Ausgewertet wurden nach eigenen Angaben die Karten von *Wilhelm Weizsäcker* (*Weizsäcker* 1926, S. 553 und S. 561), sowie eine kartographische Darstellung von *Johannes Schultze* und *Berthold Schulze*, die sich als Beilage in der Publikation »Magdeburg in der deutschen Geschichte« von 1934 findet (*Mengert* 1934, Beilage).

Auf diesen Vorarbeiten aufbauend, wurde dann in den Jahren 1934/1935 im Magdeburger Stadtarchiv schriftliches Material ausgewertet, um eine möglichst vollständige Aufstellung aller Orte Magdeburger Rechts zur erhalten. Verantwortlich für diese Arbeit war vermutlich der damalige Magdeburger Archivar *Paul Krause*, der ebenfalls im Titel genannt wird. *Weizsäcker* distanzierte sich in einem späteren Aufsatz zumindest teilweise von der Darstellung in dieser Karte, ohne dass er im Einzelnen die beanstandeten Unvollkommenheiten benennt.

Auch wenn die angeführte Entschuldigung, »*Eine Zusammenstellung des als Quelle benutzten Schrifttums muß hier aus Raummangel unterbleiben*«³¹ durchaus verständlich ist, wäre es aus heutiger Sicht wünschenswert, das ausgewertete Material zu kennen. Ähnlich verhält es sich auch bei späteren Karten wie der, die in dem kleinen Bändchen »Vom deutschen Stadtrecht« von *Fritz Markmann* 1937 abgedruckt wurde und die zweifellos auch eine große Ähnlichkeit zu den vorhergehenden Karten zeigt (*Markmann* 1937, S. 40f.).

Einen anderen Ansatz der Darstellung verfolgten der schon genannte von *Künßberg* in einer Karte von 1926 (*Künßberg* 1926/27, S. 43–49) und der ebenfalls eingangs erwähnte *Aubin* in der Beilage zu seiner Schrift von 1934 (*Aubin* 1934: Taf. I). *Aubin* wendet sich von der Punktekarte ab und verwendet diese nur noch als Vorlage, um darauf aufbauend eine Flächenkarte zu erstellen. Durch verschiedene Schraffierungen versucht er in dieser von ihm als Arbeitskarte bezeichneten Visualisierung die verschiedenen Rechtsfamilien graphisch voneinander abzuheben. Dass hierfür erhebliche Vereinfachungen von Nöten waren, wird von *Aubin* konstatiert. Aber ob graphisch-flächig oder als Punktekarte ausgeführt, bleibt bei einer großen Anzahl der hier und in anderen Zusammenstellungen genannten Orte die Frage, auf welcher Grundlage sie als Orte Magdeburger Rechts verzeichnet werden. Daran hat sich bis heute nichts Grundlegendes geändert. Die Darstellungen in den Geschichts- und allgemeinen Kartenwerken vermitteln zwar einen guten Eindruck von der Verteilung der Stadtrechte in bestimmten Zeiträumen, führen aber für den einzelnen Ort – sicher auch aus technischen Gründen – keine Belege dafür an, auf welcher Grundlage die Zuordnung vorgenommen wurde (*Zeissig* 1968, S. 42 sowie *Krallert* 1958, S. 6 f). Schließlich gibt es ganz unterschiedliche Gründe, warum der Name eines Ortes mit dem Sächsisch-Magdeburgischen Recht in Verbindung gebracht werden kann. Vor allem jene Orte, die nur im Zusammenhang mit Lokationen oder nur in Urkunden über

31 *Marcks* 1936, Einleitung zur Karte, S. (3) [ungez.].

Rechtsbewidmungen genannt werden, sind unter Vorbehalt dem Magdeburger Rechtskreis zuzurechnen. Dabei soll nicht die Richtigkeit oder Glaubwürdigkeit der jeweiligen Quelle angezweifelt, sondern lediglich darauf hingewiesen werden, dass nach heutiger Kenntnis eine entsprechende ›Infrastruktur‹ der städtischen Selbstverwaltung für das Magdeburger Recht konstitutiv war. Dazu zählte z.B. die verfasste Bürgerschaft, ein städtisches Gericht mit Ratmannen und/oder Schöffen. Dies kann für viele Orte, die nach dem Magdeburger Recht gegründet wurden oder denen dieses Recht verliehen wurde, nicht belegt werden. Dennoch haben auch diese Orte die Landschaft auf eine bestimmte Weise gestaltet. Hier sei nur an die Einteilung der bewirtschafteten Flächen in Hufen erinnert, die den Neusiedlern in der Regel zur Bewirtschaftung zugeteilt wurden und die auch heute teilweise noch die Landschaft prägen, sowie an die Einführung anderer Bewirtschaftungstechniken (Dreifelderwirtschaft). Die Zahl jener Orte, die nachweislich eine Selbstverwaltungsstruktur nach Magdeburger Vorbild hatten und in denen nach Magdeburger Art Recht gesprochen wurde, war trotzdem sehr groß. Nicht nur in Mitteldeutschland, sondern vor allem in weiten Teilen Ostmitteleuropas prägte dieses Recht das Bild der meisten Städte, was sich häufig an repräsentativen, zentralen Marktplätzen (Krakau) und prächtigen Rathäusern erkennen lässt. Es entstand so eine Rechtslandschaft, die sich weitgehend unabhängig von Grenzen über ein riesiges Gebiet erstreckte. Abseits der Städte und größeren Siedlungen gibt es im Hinblick auf die Nachweisbarkeit der Einflüsse des Sächsisch-Magdeburgischen Rechts noch einige trübe Stellen und an den Rändern wird das Bild zunehmend unscharf, aber das Netz der Städte Sächsisch-Magdeburgischen Rechts ist deutlich auszumachen.

Abgesehen von der Verbreitung des Sächsisch-Magdeburgischen Rechts nach Westen (Ebel 1983) und Norden, wo es neben dem Lübischem Recht in den Gebieten Pommerns (Wernicke 1998, S. 251–255) u.a. in Prenzlau, Stettin (Szczecin), Gartz/Oder, Alt-Damm (Dąbie – heute ein Stadtteil von Szczecin) und Stargard in Pommern (Stargard Szczeciński) Geltung hatte (Schubart-Fikentscher 1942, S. 467), ist der prägende Einfluss auf die bereits genannten Städte in Schlesien weitgehend gesichert: Breslau (Wrocław), Liegnitz (Legnica), Görlitz, Neisse (Nysa), Glogau (Głogów), Brieg (Brzeg) und Oppeln (Opole) – wenigstens 65 Tochteroberhöfe³² lassen sich nachweisen. Auch das schon erwähnte Halle-Neumarkter Recht,³³ das in Neumarkt (Środa Śląska) auch in das »Neumarkter

32 Wird eine Stadt mit dem Recht einer anderen Stadt bewidmet, wird sie quasi zur rechtlichen Tochter der bewidmenden Stadt und sie ist gehalten, sich in rechtlichen Zweifelsfällen an ihre Mutterstadt (auch Oberhof genannt) um Rat zu wenden. Bewidmet die Tochterstadt ihrerseits eine andere Stadt mit dem Recht, das sie selbst erhalten hat, wird sie nun für jene zur Auskunftsinanz in Zweifelsfällen und damit zum Tochteroberhof. Die jeweiligen Oberhöfe hatten vor allem beratende Funktion und sind nicht im heutigen Sinne als Berufungsinanz zu verstehen.

33 »Als H[alle-Neumarkter Recht] wird das Recht der Stadt Halle an der Saale, welches die h[allischen] Schöffen auf Verlangen des H[erzogs] Heinrich von Schlesien 1235 durch eine Rechtsmitteilung an die schlesische Stadt Neumarkt gegeben haben, bezeichnet.« (Lück 2012, S. 671).

Rechtsbuch« (Oppitz 1987; Munzel 1984; Sandow 1935; Meinardus 1906) aufgenommen wurde, fand in zahlreichen schlesischen Orten, aber auch in Klein- und Großpolen sowie in Galizien (Ukraine) Anwendung.

Im *Deutschordensland*, wo schon früh mit dem Kulmer Recht eine Variante des Magdeburger Rechts eingeführt wurde, geht man von etwa 80 Städten aus, die von diesem Recht geprägt wurden. Ausgehend von der »Kulmer Handfeste«, die 1233 als Stadtrechtsprivileg vom Hochmeister des Deutschen Ordens, *Hermann von Salza* (Koehler 1978), und vom ersten Landmeister Preußens, *Hermann Balk*, an die neuerworbenen Städte Kulm (Chełmno) und Thorn (Toruń) verliehen worden war (Janicka 2008, S. 62–64 und 73; Johanek 1985; Kisch ²1978, S. 3ff.; *Luciński* 1990), und die 1251 erneuert wurde, kam dieses sogenannte »Kulmer Recht« in etwa 200 Orten – nicht nur des Ordenslandes – zur Geltung. In Westpreußen sind es vor allem Danzig (Gdańsk), Kulm (Chełmno) und Thorn (Toruń), die noch einen direkten Rechtsverkehr mit Magdeburg unterhielten.

Für *Polen* geht man gar von ca. 445 Städten aus, die nach Magdeburger Vorbild Recht sprachen. Besonders hervorzuheben ist Krakau: Schon 1257 mit Magdeburger Recht bewidmet, erhielt die Stadt 1356 die Aufgabe, einen Oberhof Magdeburger Rechts, das »*Ius supremum Maydeburgense castri Cracoviensis*« einzurichten, um den Rechtsverkehr nach Magdeburg zu unterbinden. Dieses Gericht bestand bis 1794.

Nicht immer sind die jeweiligen Rechtsverhältnisse eindeutig zu belegen, lässt sich der Weg des Rechts lückenlos verfolgen und muss dann anderweitig erschlossen werden. So z.B. für die Verbreitung in der *Slowakei*. Hier ist das »Silleiner Rechtsbuch« in einer Handschrift von 1378 überliefert, dessen Textbestand zweifelsfrei auf sächsisch-magdeburgische Herkunft hindeutet. *Ilpo-Tapani Piirainen*, der das »Silleiner Rechtsbuch« ediert hat (Piirainen 1972), fasst dies so zusammen: »*Das Silleiner Recht enthält einen vollständigen Text des Sachsenspiegels und des sächsischen Weichbildrechts. Die Weichbildchronik bildet das Vorwort des Rechtsbuchs, im weiteren Verlauf werden die Inhalte des Sachsenspiegels und des Weichbildrechts in einzelnen Artikeln miteinander verschmolzen. Weiterhin enthält der Silleiner Text die sog. Krakauer Varianten und vereinzelte Artikel aus dem Magdeburg-Breslauer Recht von 1261 und 1295, aus dem Magdeburg-Görlitzer Recht von 1304 sowie etliche weitere aus dem angeschlossenen Rodenauer Bergrecht, [...]*« (Piirainen 2008, S. 18ff.).

Vergleichbares gilt für das Recht der *Zips*, die sogenannte »Zipser Willkür«, die deutlich vom Sachsenspiegel und dem Magdeburger Stadtrecht geprägt ist.³⁴ Schließlich gehörten 13 Zipser Städte seit dem 15. Jahrhundert zur historischen Landschaft Kleinpolens, da sie vom ungarischen König *Sigismund von Luxemburg* im Jahre 1412 an Polen verpfändet wurden (Piirainen 2001, S. 13f.). Durch diese engen wirtschaftlichen Beziehungen wurden die Stadtrechte der Zipser Städte nachhaltig vom Sächsisch-Magdeburgischen Recht beeinflusst (*Skladany* 2003).

34 Zum Verhältnis von Sachsenspiegel und Zipser Recht vgl. *Blazovich* 2008.

Für die Verbreitung des Sächsisch-Magdeburgischen Rechts nach und in *Tschechien* (Böhmen und Mähren) sind zahlreiche Belege vorhanden. Zwar ist es auch hier im Einzelfall nicht immer einfach, den genauen Weg zu beschreiben, den das Recht genommen hat, aber seine Anwendung ist gut belegt. Genannt seien hier nur Leitmeritz (Litoměřice; ab 1262 belegt, wohl schon zu Magdeburger Recht gegründet), Olmütz (Olomouc; vor 1256) und auch die 1257 von *Otto-kar II. Přemysl* gegründete Prager Kleinseite (Malá Strana) (*Weizsäcker* 1937, S. 98).

Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist Magdeburger Recht auch in *Litauen* nachweisbar. Die enge Verbindung zu Polen spielte hier ebenfalls eine entscheidende Rolle. *Jogaila* (1348–1434), Großfürst von Litauen, König von Polen, hat während der Taufaktion im Jahre 1387 dem künftigen Bischof von Vilnius (Wilna), dem katholischen Adel sowie den »Bürgern, Einwohnern und der ganzen Gemeinschaft unserer Stadt Vilnius«³⁵ Handfesten verliehen, die Stadtrecht nach Magdeburger Vorbild für Litauen vorsahen. Durch diese obrigkeitliche Regelung sind die Begriffe »Magdeburger« bzw. »deutsches Recht« in Litauen gleichbedeutend mit städtischem Selbstverwaltungsrecht geworden. Städte, die dieses Recht besaßen, wurden »magdeburgische Städte« genannt, die Institutionen der städtischen Selbstverwaltung »Magdeburgien«.³⁶

In die *Ukraine* ist das Sächsisch-Magdeburgische Recht erst relativ spät gekommen und die Geschichte seiner Rezeption lässt sich nach *Heiner Lück* in zwei große Perioden gliedern: »in eine polnisch-litauische (14. Jahrhundert–1654) und in eine russische (1654–1834)« (*Lück* 1990, S. 114). Hier war das Movens der Stadtbürger, die Stadtgeschäfte nach Magdeburger Vorbild zu regeln, der Wunsch nach größerer Autonomie gegenüber den örtlichen Feudalgewalten. Bekannt war dieses Verfahren aus Lemberg (L'viv), wo sich bereits im 13. Jahrhundert deutsche Siedler eine entsprechende Stadtverfassung gegeben hatten, die 1356 von *Kasimir III.*, genannt der Große (1333–1370) durch ein besonderes Privileg bestätigt wurde. In der Folgezeit wurden zahlreiche Städte entsprechend privilegiert (*Lück* 1990, S. 115). Genannt sei hier nur Kiew (zwischen 1494 und 1497).

Der privilegierende König oder Großfürst profitierte seinerseits dank höherer Einnahmen, die in diesen Städte durch den florierenden Handel erwirtschaftet wurden und durch Verpflichtungen, die die Städte im Gegenzug eingingen, wie z.B. die Grenzsicherung oder Dienste bei der Instandhaltung königlicher Besitzungen. Im Gegenzug unterlagen die Stadtbürger nicht mehr der Gerichtsbarkeit des Wojewoden. Die gewährten Privilegien hatten zu großen Teilen auch nach der Wiedervereinigung der Ukraine mit Russland (1654) Bestand. Die Städte unterstanden in dieser Zeit im Außenverhältnis zwar den Gerichten Russlands, dem Dorf-, Hundertschafts- oder Regimentsgericht sowie dem Generalgericht, aber

35 »[...] civibus et incolis totaeque communitati praedictae civitatis nostrae Vilnensis [...]« (*Dubiński* 1788, S. 1 – zitiert nach *Karpavičienė* 2009, S. 88).

36 Zur Verbreitung des Sächsisch-Magdeburgischen Rechts in Litauen vgl. *Karpavičienė* 2008 u. 2009.

an der innerstädtischen Organisation änderte sich zunächst nichts. Zahlreiche Privilegierungen wurden sogar erst unter russischer Herrschaft vergeben. Mit *Katharina II.* (1762–1796) nahm die Selbstverwaltung auf Grundlage des Magdeburger Rechts dann ein Ende.

5 Sächsisch-Magdeburgische Rechtslandschaften

Durch das Sächsisch-Magdeburgische Recht geprägte Rechtslandschaften sind nicht an Landes- oder andere Grenzen gebunden. Dort wo Städte nach Sächsisch-Magdeburgischem Recht lebten, konnte man eine verfasste Bürgerschaft voraussetzen, die mit einem Vogt oder Schultheiß, einem oder mehreren Bürgermeistern, einem Schöffen- und/oder Ratmannengremium die Geschicke der Stadt bestimmte. Neben der Stadtverfassung gehörten Regelungen über Abgaben sowie ein moderneres Erb- und Eigentumsrecht zu den zentralen Merkmalen des Sächsisch-Magdeburgischen Rechts. Eigentum über den Tod hinaus zu »vergeben«, eine Vorform des späteren Testaments, eröffnete den Stadtbürgern die Möglichkeit, ihren Besitz über mehrere Generationen zusammenzuhalten und zu mehren. Das Recht galt nicht unbedingt für alle Einwohner der Stadt, aber für alle der Schwurgemeinschaft zugehörigen Bürger. Auch wenn es zunächst von den Siedlern mitgebracht wurde, emanzipierte es sich zunehmend vom Personalitätsprinzip und erlangte regionale und territoriale Geltung. Damit wurde ein verlässlicher Rechtsrahmen etabliert, der über einen sehr langen Zeitraum und mit einer enormen Ausdehnung Bestand hatte. In der Regel entwickelten sich nach diesem Recht gegründete Städte erfolgreicher als andere, die noch nach den alten Landesrechten organisiert waren, und auch bestehende Städte, die mit Sächsisch-Magdeburgischem Recht privilegiert wurden, machten meist große wirtschaftliche Fortschritte. Hierfür kann man zum einen eine befristete Abgabefreiheit nach Gründung einer Stadt anführen, sowie die Rechte der Bürger, Eigentum zu erwerben und zu veräußern. Außerdem wurden diesen Städten oft Privilegien erteilt, die den Handel begünstigten. Genannt seien nur das Zollprivileg, das Abgabefreiheit in einem bestimmten Territorium gewährte, und das Stapelrecht, das alle durchreisenden Händler zwang, ihre Waren für eine bestimmte Zeit in der Stadt zum Kauf anzubieten.

Die ursprüngliche Abhängigkeit von Magdeburg und die Gebundenheit an die Siedler, die das Sächsisch-Magdeburgische Recht mit sich brachten, verlieren mit der Zeit und auch mit der räumlichen Entfernung von Magdeburg an Bedeutung. Nicht nur, dass Orte mit diesem Recht bewidmet wurden, ohne dass dort deutsche Siedler lebten, sondern das Recht verselbständigte sich auch soweit, dass es noch zu Zeiten zur Grundlage von Rechtsordnungen wurde – wie z.B. in der Ukraine –, als es schon lange keinen Schöffenstuhl mehr in Magdeburg gab. Dieses Recht hat sich von seinen Ursprüngen losgelöst und emanzipiert und ist von seinen Rezipienten integriert und adaptiert worden. Es war Ausweis einer selbstbewussten Bürgerschaft und ist im Zuge des Transfers zum heimischen Recht geworden und hat so neben gelehrtem und Kirchenrecht, neben den Rechten des polnischen und

litauischen Adels sowie verschiedenen Landrechten und regionalen Regelungen eine Rechtslandschaft geprägt, die ein rationales Rechtsverständnis erkennen lässt und den Weg in eine moderne europäische Rechtsprechung parallel zum gelehrten Recht gewiesen hat.

Die Rechtslandschaft, die hier beschrieben wird, war nicht auf ein bestimmtes Territorium beschränkt und auch nicht an Sprachgrenzen gebunden. Es entstand keine homogene geographisch und rechtlich geschlossene Einheit, aber das Netz des Sächsisch-Magdeburgischen Rechts stellt überregionale Verbindungen her und erscheint als eine einzigartige Teilmenge im Zusammenspiel mit ganz unterschiedlichen Rechtssystemen. Dabei ist es – anders als das Recht der Kirche und das gelehrte weltliche Recht, die auch überregionale Geltung hatten, – ein Recht des Alltags, das die Belange des täglichen Lebens zu regeln in der Lage war. Wie sehr sich dieses Recht im Zuge seiner Rezeption sprachlich und inhaltlich verändert und an die Gegebenheiten seines jeweiligen Umfelds angepasst hat, wird derzeit an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig untersucht. Feststellen lässt sich schon heute, dass das Sächsisch-Magdeburgische Recht die Landschaft Ostmittel- und Osteuropas mitgestaltet hat, indem es eine Rechtsgrundlage bot, von der zunächst die Handeltreibenden profitierten, und indem es den Stadtbürgern einen Wohlstand ermöglichte, der sich dann nicht zuletzt in der Architektur dieser Städte niederschlug (Rathäuser, Marktplätze und andere Handelszentren). Es zeugt von einem selbstbewussten Bürgertum, das in der Lage war, seine Macht zu festigen und zu präsentieren. So trägt Sächsisch-Magdeburgisches Recht ausgesprochen dynamisch zur Homogenisierung einer Rechtslandschaft bei, die nur Raum greifen und Bestand haben konnte, weil dieses Recht flexibel genug war, um regionale Besonderheiten zu integrieren.

6 Zusammenfassung

Das Magdeburger Stadtrecht und der Sachsenspiegel *Eikes von Repgow* wurden zunächst im Zuge der Siedlungsbewegung im 13. und 14. Jahrhundert vor allem von Magdeburg aus nach Osten verbreitet. Zahlreiche neu gegründete aber auch bereits bestehende Städte erhielten dieses Recht. Es prägte mit seinen Vorgaben für die rechtliche Organisation einer Stadt auch deren äußere Erscheinung. Länder- und sprachenübergreifende Beziehungen zwischen Städten mit Sächsisch-Magdeburgischem Recht waren dem Handel, aber auch dem kulturellen Austausch förderlich. Mit dem Sächsisch-Magdeburgischen Recht haben sich in den Gebieten seiner Verbreitung so Strukturen etabliert, die dort die Rechtslandschaft in signifikanter Weise mit geprägt haben.

Summary

The Magdeburg Law and the Saxon Mirror of *Eike von Repgow* were initially in the wake of the settlement movement in the 13th and 14th century, mainly from Magdeburg spread eastward. Numerous newly founded but also existing cities received that right. It impressed with its requirements for the legal organization of a city also their external appearance. Transnational and cross-language relationships between cities with Saxon-Magdeburg Law were conducive to trade, but also to cultural exchange. The Magdeburg-Saxon Law established in the areas of its distribution well established structures, which have shaped the legal landscape in significant ways.

Literatur

- Amend, Anja et al. [Hrsg.] (2008):* Die Reichsstadt Frankfurt als Rechts- und Gerichtslandschaft im Römisch-Deutschen Reich. – München (bibliothek altes Reich (baR), 3).
- Åsdahl-Holmberg, Märta (1957):* Der Harffer Sachsenspiegel vom Jahre 1295. – Lund (Lunds Universitets årsskrift. Avd. 1, N.F., 53, 2; Lunder Germanistische Forschungen, 32).
- Aubin, Hermann (1934):* Die deutschen Stadtrechtslandschaften des Ostens. – In: Knothe, Herbert [Hrsg.]: Vom deutschen Osten. Max Friederichsen zum 60. Geburtstag. Mit 13 Textfiguren sowie 25 Tafeln. Breslau, (Veröffentlichungen der Schlesischen Gesellschaft für Erdkunde e.V. und des Geographischen Instituts der Universität Breslau, 21), S. 27–52, Karte Taf. I.
- Blazovich, László (2008):* Der Sachsenspiegel und das Recht der Zips. – In: Eichler, Ernst; Lück, Heiner [Hrsg.]: Rechts- und Sprachtransfer in Mittel- und Osteuropa. Sachsen- und Magdeburger Recht. Internationale und interdisziplinäre Konferenz in Leipzig vom 31. Oktober bis 2. November 2003. Berlin (Ivs saxonico-magdeburgense in oriente, 1), S. 29–36.
- Dubiński, Piotr (1788):* Zbiór praw y przywilejów miastu stołecznemu W.X.L. Wilnowi nadanych [Sammlung der Rechte und Privilegien für die Hauptstadt des Großfürstentums Litauen Vilnius]. – Wilno.
- Ebel, Friedrich (1983):* Magdeburger Recht. Bd. I. Die Rechtssprüche für Niedersachsen. – Köln u. Wien (Mitteldeutsche Forschungen, 89, I).
- Ebel, Friedrich (1989/1995):* Magdeburger Recht. Bd. II. Die Rechtsmitteilungen und Rechtssprüche für Breslau, Teil 1: Die Quellen von 1261 bis 1452, Teil 2: Die Quellen von 1453 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. – Köln u. Wien (Mitteldeutsche Forschungen, 89, II, 1 u. 2).
- Ebel, Friedrich (1990):* Sachsenspiegel. – In: Erler, Adalbert et al. [Hrsg.]: Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 4. Berlin, Sp. 1228–1237.
- Ebel, Friedrich (1992):* Magdeburger Recht. – In: Puhle, Matthias [Hrsg.]: »Erzbischof Wichmann (1152–1192) und Magdeburg im Hohen Mittelalter – Stadt – Erzbistum –

- Reich.« Ausstellung zum 800. Todestag Erzbischof Wichmanns vom 29. Oktober 1992 bis 21. März 1993. Magdeburg, S. 42–55.
- Ebel, Friedrich [Hrsg.] (2000): Der Rechte Weg. Ein Breslauer Rechtsbuch des 15. Jahrhunderts. Unter Mitarb. von Carls, Wieland u. Schelling, Renate. Bd. 1 u. 2. – Köln u.a.
- Ebel, Friedrich (2004): *Des spreke wy vor eyn recht ...* Versuch über das Recht der Magdeburger Schöppen. – In: Ebel, Friedrich: Unseren fruntlichen grus zuvor. Deutsches Recht des Mittelalters im mittel- und osteuropäischen Raum. Kleine Schriften, hrsg. von Fijal, Andreas et al. Köln u.a., S. 423–511.
- Ebel, Friedrich (2005): Magdeburger Recht. – In: Puhle, Matthias u. Petsch, Peter [Hrsg.]: Magdeburg. Die Geschichte der Stadt 805–2005. Hrsg. im Auftrag der Landeshauptstadt Magdeburg. Redaktion Hattenhorst, Maik. Döbel (Saalkreis), S. 137–154.
- Eike von Repgow [Sachsenspiegel <lat.>] (1535): Promptvarium ivris provincialis Saxonici, quod Speculum Saxonum uocatur, tū & Municipalis Maideburgen. summa diligētia recollectum, et ad cōmunē editum utilitatē. Nicolaus Iaskierus [Jaskier, Mikołaj; Jaskier, Nicolaus] [Hrsg.]. – Cracoviae: Hieronymus Vietor 1535. Auf d. Rückseite des Titel: In regia Poloniae Cracovia: Hier. Victor [?] excudebat.
- Eike von Repgow (1996): Der Sachsenspiegel. Schott, Clausdieter [Hrsg.]. Übertr. des Landrechts von Ruth Schmidt-Wiegand. Übertr. des Lehenrechts und Nachw. von Clausdieter Schott. Mit 18 farbigen und 11 schwarzweißen Illustr. – 3. rev. Aufl. Zürich.
- [Eike von Repgow] (1999a): Sachsenspiegel. Landrecht und Lehnrecht. Ebel, Friedrich [Hrsg.]. – Durchges. u. erg. Ausg. Stuttgart (Reclams Universal-Bibliothek. 3355).
- [Eike von Repgow] (1999b): The Saxon mirror [Der Sachsenspiegel <engl.>]. A Sachsen-spiegel of the fourteenth century. Transl. by Maria Dobozy. – Philadelphia (The Middle Ages series).
- Eike von Repgow (2005): A Szász tükör [Der Sachsenspiegel <ungar.>]. Közreadja: Blazovich László, Schmidt József. – Szeged (A Pólay Elemér Alapítvány Könyvtára, 5).
- [Eike von Repgow] (2005): Saksonskae Ljustra [Der Sachsenspiegel <weißruss.>]. Pomnik pravajoj dumki Hermanii XIII st. Per. sa staražyt. njam i lacin mo, pradm. i kament. [Übers. u. komm. von] V. B. Keler; [Keller, Olga]. – Minsk.
- Goerlitz, Theodor u. Gantzer, Paul [Bearb.] (1939): Rechtsdenkmäler der Stadt Schweidnitz. Einschließlich der Magdeburger Rechtsmitteilungen und der Magdeburger und Leipziger Schöffensprüche für Schweidnitz. – Stuttgart u. Berlin (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Schlesien, 1. R.: Deutsche Rechtsdenkmäler aus Schlesien, 1: Rechtsdenkmäler der Stadt Schweidnitz).
- Goerlitz, Theodor u. Gantzer, Paul [Bearb.] (1944): Magdeburger Schöffensprüche für die Hansestadt Posen und andere Städte des Warthelandes. – Stuttgart u. Berlin (Die Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen. R. VIII: Wartheland, 1).
- Groicki, Bartłomiej (1565): Artykuły Prawá Máýdeburskiego/ Któré zową Speculum Saxonum. Z Łacińskiego Języká ná Polski przełożóné/ y znowu Drukowané. Roku. Cum Gratia & Priuilegio REGIÆ MAIESTatis, cuius exemplum 12 pagina reperies. – [Krakau]: [Lazarus Andreae]. (Die erste Ausgabe von 1560 konnte nicht nachgewiesen werden; weitere Aufl. 1573).
- Hertel, Gustav (1975): Urkundenbuch der Stadt Magdeburg, Bd. I. Neudr. d. Ausg. Breslau 1892. – Aalen.
- Janicka, Danuta (2008): Die Rezeption des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechts am Beispiel von Thorn im Kulmer Land. – In: Eichler, Ernst u. Lück, Heiner [Hrsg.]: Rechts- und Sprachtransfer in Mittel- und Osteuropa. Sachsenspiegel und Magdeburger Recht. Internationale und interdisziplinäre Konferenz in Leipzig vom 31. Oktober bis 2. November 2003. Berlin (Ivs saxonico-maidebvrge in oriente, 1), S. 61–74.

- Janicka, Danuta* (2012): Groicki, Bartolomaeus. – In: Cordes, Albrecht et al. [Hrsg.]: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Begründet von Wolfgang Stammerl et al. Bd. 2.2., völlig überarb. u. erw. Aufl. Berlin, Sp. 561f.
- Jaworski, Rudolf* (1992): Ostmitteleuropa – Zur Tauglichkeit eines Hilfsbegriffs. – In: Eberhard, Winfried et al. [Hrsg.]: Westmitteleuropa, Ostmitteleuropa. Vergleiche und Beziehungen. Festschrift für Ferdinand Seibt zum 65. Geburtstag. – München (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 70), S. 37–45.
- Johanek, Peter* (1985): Kulmer Handfeste. – In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Begr. v. Stammerl, Wolfgang, fortgef. v. Langosch, Karl. Teilbd. 5. Berlin u. New York, Sp. 433–436.
- Kannowski, Bernd u. Dusil, Stephan* (2003): Der Hallensische Schöffensbrief für Neumarkt von 1235 und der Sachsenspiegel. – In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 120, S. 61–90.
- Karpavičienė, Jolanta* (2008): Das sächsisch-magdeburgische Recht in Litauen. Forschungsstand, Forschungsfelder und Perspektiven. – In: Eichler, Ernst u. Lück, Heiner [Hrsg.]: Rechts- und Sprachtransfer in Mittel- und Osteuropa. Sachsenspiegel und Magdeburger Recht. Internationale und interdisziplinäre Konferenz in Leipzig vom 31. Oktober bis 2. November 2003. Berlin (Ivs saxonico-magdeburgense in oriente, 1), S. 75–101.
- Karpavičienė, Jolanta* (2009): Das sächsisch-magdeburgische Recht in den Kleinstädten Litauens. – In: Lück, Heiner; Puhle, Matthias u.; Ranft, Andreas [Hrsg.]: Grundlagen für ein neues Europa. Das Magdeburger und Lübecker Recht in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Köln u.a. (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts, 6), S. 83–116.
- Kaufmann, Frank-Michael* (2008): Die Glossen zum Sachsenspiegel – Brücken zum Reichsrecht. – In: Lück, Heiner [Hrsg.]: Tangermünde, die Altmark und das Reichsrecht. Impulse aus dem Norden des Reiches für eine europäische Rechtskultur. Wissenschaftliche Konferenz der Stadt Tangermünde, des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht und Rechtsgeschichte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig in Tangermünde (23.–26. August 2006). Leipzig (Abhandlung der Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-Hist. Kl, 81, 1), S. 63–76.
- Kisch, Guido* (1978): Die Kulmer Handfeste. Text, rechtshistorische u. textkritische Untersuchung nebst Studien zur Kulmer Handfeste, des Elbinger Privilegium von 1246 und einem Beitrag zur Geschichte des Begriffes »ius teutonicum«, »Deutsches Recht« im Deutschordensgebiet. – Sigmaringen (Forschungen und Quellen zur Rechts- und Sozialgeschichte des Deutschordenslandes, 2; Schriften des Kopernikuskreises Freiburg im Breisgau, 9), S. 3ff.
- Kocher, Gernot* (2006): Die Steiermark als Rechtslandschaft im 18. Jahrhundert. – In: Heppner, Harald u. Reisinger, Nikolaus [Hrsg.]: Steiermark – Wandel einer Landschaft im langen 18. Jahrhundert. Graz, S. 139–155.
- Koehler, B.* (1978): Hermann von Salza. – In: Erler, Adalbert et al. [Hrsg.]: Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 2. Berlin, Sp. 96–98.
- Krallert, Wilfried [Bearb.]* (1958): Atlas zur Geschichte der deutschen Ostsiedlung. Unter Mitarb. von Kuhn, Walter und Schwarz, Ernst. – Bielefeld u.a. (Velhagen & Klasings Monographien zur Weltgeschichte. N. F, 4).
- Kümper, Hiram* (2009): Sachsenrecht. Studien zur Geschichte des sächsischen Landrechts in Mittelalter und früher Neuzeit. – Berlin (Schriften zur Rechtsgeschichte, 142).

- Künßberg, Eberhard Freiherr von (1926/27): Rechtsspracheographie. – Heidelberg (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. Abh. I).
- Lieberwirth, Rolf u. Kaufmann, Frank-Michael (2002): Einleitung. – In: Kaufmann, Frank-Michael [Hrsg.]: Glossen zum Sachsenspiegel-Landrecht. Buch'sche Glosse. Teile 1–3. Hannover (Monumenta Germaniae Historica. Fontes iuris Germanici antiqui. Nova series, 7), S. XVII–LXXXII.
- Lieberwirth, Rolf (2008): Einführung oder Rezeption? Mittelalterlich deutsches Recht in slawischen Herrschaftsgebieten. Das Beispiel: Polen. – In: Eichler, Ernst u. Lück, Heiner [Hrsg.]: Rechts- und Sprachtransfer in Mittel- und Osteuropa. Sachsenspiegel und Magdeburger Recht. Internationale und interdisziplinäre Konferenz in Leipzig vom 31. Oktober bis 2. November 2003. Berlin (Ivs saxonico-magdeburgense in oriente, 1), S. 167–179.
- Luciński, Jerzy (1990): Przywilej chełmiński z 1233 r., jego treść oraz dzieje jego postanowień. – In: Studia Culmensia Historico-Juridica czyli Księga Pamiątkowa 750-lecia Prawa Chełmińskiego, S. 81–144.
- Lück, Heiner (1990): Magdeburger Recht in der Ukraine. – In: Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte 12, H. 3/4, S. 113–126.
- Lück, Heiner (2005): Über den Sachsenspiegel. Entstehung, Inhalt und Wirkung des Rechtsbuchs. Mit e. Beitr. zu den Grafen von Falkenstein im Mittelalter von Joachim Schymalla. 2., überarb. verm. Aufl. Berlin (Veröffentlichungen der Stiftung Dome und Schlösser in Sachsen-Anhalt, 1), S. 17–25.
- Lück, Heiner (2012): »Halle-Neumarkter Recht«. – In: Cordes, Albrecht et al. [Hrsg.]: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Begründet von Wolfgang Stammler et al. Bd. 2.2, völlig überarb. u. erw. Aufl. Berlin, Sp. 671–673.
- Marcks, E. (1936): Die Verbreitung des deutschen Stadtrechts nach dem Osten. Fünffarbige Karte. Hrsg. von der Stadt Magdeburg, nach den Vorarbeiten von Prof. Weizsäcker, Dr. Joh[annes] Schultze, Dr. B[erthold] Schulze, Dr. P[aul] Krause. [Beilage zu: Markmann, Fritz: Zur Geschichte des Magdeburger Rechtes]. – In: Magdeburg in der Politik der deutschen Kaiser. Beiträge zur Geopolitik und Geschichte des ostfälischen Raums. Anlässlich der 1000jährigen Wiederkehr der Thronbesteigung Ottos des Großen. Hrsg. von der Stadt Magdeburg. Heidelberg u. Berlin, [Kartenbeilage].
- Markmann, Fritz (1937): Vom deutschen Stadtrecht. – Leipzig (Meyers bunte Bändchen, 38).
- Meinardus, Otto (1906): Das Neumarkter Rechtsbuch und andere Neumarkter Rechtsquellen. Mit vier Lichtdrucktafeln. – Breslau.
- Mengert, Willibald (1934): Magdeburg in der deutschen Geschichte. – Magdeburg (Magdeburger Kultur- und Wirtschaftsleben, 2).
- Munzel, Dietlinde (1984): Neumarkter Rechtsbuch. – In: Erler, Adalbert et al. [Hrsg.]: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 3. Berlin, Sp. 955f.
- Olberg, Gabriele von (1990): Schöffenbarfreie. – In: Erler, Adalbert et al. [Hrsg.]: Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 4. Berlin, Sp. 1469–1474.
- Oppitz, Ulrich-Dieter (1987): Neumarkter Rechtsbuch. – In: Ruh, Kurt et al. [Hrsg.]: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Begr. v. Stammler, Wolfgang, fortgef. v. Langosch, Karl. 2., völlig neu bearb. Aufl. unter Mitarb. zahlreicher Fachgelehrter. Bd. 6. Berlin u.a., Sp. 920–922.
- Oppitz, Ulrich-Dieter (1990): Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters. Bd. 1: Beschreibung der Rechtsbücher. – Köln u. Wien.
- Piirainen, Ilpo Tapani (2001): Nachträge zum Zipser Recht. Die Handschrift[en] 14 und 15 der Zipser Willkür. – Levoča/Leutschau.

- Piirainen, Ilpo Tapani (2008)*: Auswirkungen des Magdeburger Rechts auf die Gesetzgebung des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit in der Slowakei. – In: Eichler, Ernst u. Lück, Heiner [Hrsg.]: Rechts- und Sprachtransfer in Mittel- und Osteuropa. Sachsen Spiegel und Magdeburger Recht. Internationale und interdisziplinäre Konferenz in Leipzig vom 31. Oktober bis 2. November 2003. Berlin (Ivs saxonico-magdeburgense in oriente, 1), S. 181–205.
- Piirainen, Ilpo Tapani (1972)*: Das Stadtrechtsbuch von Sillesburg. Einleitung, Edition und Glossar. – Berlin u. New York (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. N. F. 46, 170).
- Polley, Rainer (2005)*: Die Rechtslandschaft vor 1900 als Herausforderung für die Archive in Fällen der Amtshilfe. – In: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 39, S. 715–722.
- Pötschke, Dieter (2002)*: Utgetogen recht steit hir. Brandenburgische Stadt- und Landrechte im Mittelalter. – In: Pötschke, Dieter [Hrsg.]: Stadtrecht, Roland und Pranger. Zur Rechtsgeschichte von Halberstadt, Goslar, Bremen und Städten der Mark Brandenburg. Berlin (Harz-Forschungen, 14), S. 109–165.
- Sadow, Erich (1935)*: Das Neumarkter Rechtsbuch. – In: Zmarzly, [Franz] [Hrsg.]: Festschrift zur 700-Jahrfeier des Neumarkter Rechts (1235–1935). Im Auftrage der Stadt Neumarkt. Neumarkt in Schlesien, S. 24–27.
- Schmidt-Wiegand, Ruth (2008)*: Bilderhandschriften. – In: Cordes, Albrecht et al. [Hrsg.]: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Begründet von Wolfgang Stammler et al. Bd. 1, 2., völlig überarb. u. erw. Aufl. Berlin, Sp. 580–582.
- Schmidt-Wiegand, Ruth [Hrsg.] (1985)*: Text- und Sachbezug in der Rechtssprachgeographie. Red. Gabriele von Olberg. – München (Münstersche Mittelalterschriften, 52).
- Schmidt-Wiegand, Ruth (1978)*: Wik und Weichbild. Möglichkeiten und Grenzen der Rechtssprachgeographie. – In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung 95, S. 121–157.
- Schubart-Fikentscher, Gertrud (1942)*: Die Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Osteuropa. – Weimar (Forschungen zum deutschen Recht, IV, 3).
- Skladany, Marián (2003)*: Spiš v slovensko-pol'ských hospodárskych stykoch v 15.–16. storočí/Scepusia in the Slovak-Polish economic affairs between the 15th to 16th centuries (Die Zips in den slowakisch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen im 15.–16. Jahrhundert). – In: Gładkiewicz, Ryszard u. Homza, Martin [Hrsg.]: Terra Scepusiensis. Stav bádania o dejinách Spiša/Stan badań nad dziejami Spiszu. Levoča. Wrocław, S. 457–465.
- Steiner, Olivier (2008)*: Die arbeitnehmerähnliche Person – auf Phantomsuche in der schweizerischen Rechtslandschaft. – In: Zeitschrift für Arbeitsrecht (ArbR), S. 65–107.
- Weizsäcker, Wilhelm (1926)*: Die Ausbreitung des deutschen Rechts in Osteuropa. – In: Loesch, Karl Christian [Hrsg.]: Staat und Volkstum. Für d. Deutschen Schutzbund. In Zusammenarbeit mit Ziegfeld, Arnold Hillen. Berlin (Bücher des Deutschtums, 2), S. 549–567. Auch in Mitzka, Walther; Weber, Hans; Wentzcke, Paul u. Weizsäcker, Wilhelm [Hrsg.]: Volks- und Kulturgeschichte. Berlin, S. 549–567.
- Weizsäcker, Wilhelm (1937)*: Eindringen und Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Böhmen und Mähren. – In: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 1, S. 95–109.
- Weizsäcker, Wilhelm [Bearb.] (1943)*: Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen für den Oberhof Leitmeritz. – Stuttgart u. Berlin (Die Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen. R. IX: Sudetenland, 1).

- Wernicke, Horst (1998):* Die Städte Pommerns aus historisch-geographischer Sicht – von der Gründung bis in die frühe Neuzeit. – In: Asmus, Ivo et al. [Hrsg.]: Geographische und historische Beiträge zur Landeskunde Pommerns. Eginhard Wegner zum 80. Geburtstag. Schwerin (Greifswalder Geographische Arbeiten, Sonderband), S. 251–255.
- Wiegand, Peter (2006):* Synodale Statutengesetzgebung im exemten Bistum. Die Diözesen Kammin und Meißen in der partikularkirchlichen Rechtslandschaft des späten Mittelalters. – In: Kruppa, Nathalie u. Zygmunt, Leszek [Hrsg.]: Partikularsynoden im späten Mittelalter. [Tagung »Partikularsynoden im Spätmittelalter. Deutschland, Polen und Tschechien im Vergleich«, die vom 14.–16. Oktober 2004 in den Räumen des Max-Planck-Institutes für Geschichte stattfand]. Göttingen (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, S. 219; Studien zur Germania Sacra, 29), S. 121–155.
- Zeissig, Hans [Hrsg.] (1968):* Harms Geschichts- und Kulturatlas. – 60.–62. Aufl. (1950). München u.a.

Vera Denzer, Anne Dietrich und Haik Thomas Porada

Die Hansetage der Neuzeit – Eine europäische Städtelandschaft als Erinnerungsraum¹

Mit 7 Abbildungen

1 Einleitung

Der Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa hat sich in den zurückliegenden vier Jahrzehnten intensiv mit Städten als einem wichtigen Element der europäischen Siedlungslandschaft beschäftigt. Davon zeugen Aufsätze und Miszellen in jedem Band der »Siedlungsforschung«. Immer wieder ging es dabei – insbesondere unter archäologischen und historischen Gesichtspunkten – auch um Städte, die im Mittelalter und in der frühen Neuzeit zur Hanse gehörten. Während dabei die Stadtgestalt und der Ressourcenverbrauch für den hansischen Handel,² der die Umgebung der Hansestädte teilweise bis zum heutigen Tag prägt, lange Zeit im Vordergrund der Betrachtungen stand, steht von geographischer Seite eine Auseinandersetzung mit den aktuellen Entwicklungen rund um das Thema Hanse aus. Das Phänomen Hanse wird seit etwa 150 Jahren in unterschiedlicher Weise instrumentalisiert. Dabei erfolgt eine permanente Anpassung des Images der Hanse an die jeweiligen gesellschaftlichen Erfordernisse. Die damit einhergehenden variierenden Konstruktionen eines Erinnerungsraumes Hanse hat in den zurückliegenden drei Jahrzehnten mit der so genannten Neuen Hanse eine bemerkenswerte Dynamik gewonnen, die zu einer Auseinandersetzung auch aus geographischer Sicht reizt.

1980 wurde im niederländischen Zwolle auf dem ersten »Hansetag der Neuzeit« der »Städtebund Die Hanse« begründet (s. Abb. 1), dem bis heute 176 Städte beigetreten sind, die in 16 europäischen Ländern liegen. Dies ist derzeit die größte Städtegemeinschaft der Welt, die auf einem freiwilligen Zusammen-

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

2 Als Beispiel kann hier Lüneburg genommen werden, das für den Betrieb der dortigen Saline ein weites Umland abgeholzt hat. Letztlich hat aber jede Hansestadt dafür gesorgt, dass ihr Umland waldfrei wurde, da der Holzverbrauch sowohl für das Bauwesen als auch für das Betreiben der Feuerstätten so immens war. Auch bei anderen Rohstoffen lässt sich diese Entwicklung beobachten.



Abb. 1: Internetseite des »Städtebundes Die Hanse«

Quelle: <http://www.hanse.org/de/>, Stand 25.06.2012

schluss beruht. Sie tritt primär durch ihre alljährlich stattfindenden Hansetage öffentlich in Erscheinung.

An einigen Aspekten der mit den »Hansetagen der Neuzeit« in Verbindung stehenden Entwicklungen lässt sich das Rahmenthema unserer Tagung »Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften« näher illustrieren.

Konkret möchten wir am Beispiel der neuen Hanse der Frage nachgehen, wie mittels Mythologisierung des Phänomens Hanse eine neue regionale Einheit konstituiert wird, die nur bedingt auf historische Wurzeln zurückgreifen kann. Unter Homogenisierung verstehen wir in dem vorliegenden Beitrag eine über staatliche Grenzen hinweg reichende Annäherung an Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, die u.a. auf einer gemeinsamen Rechtsprechung und ökonomischen Handlungsmaximen basieren und beispielsweise in gemeinsamen städtebaulich-architektonischen Gestaltungen ihren räumlich-sichtbaren Ausdruck finden. In diesem Sinne soll die Bezeichnung »Städtelandschaft« als heuristischer Begriff verstanden werden, der die Beobachtung von der Einzelstadt löst und »in einen tatsächlichen räumlichen Übergang über[führt]« (Schenk 2004, S. 25). Die Verbindungen innerhalb der Städtelandschaften werden dabei unserem Verständnis nach »über geographisch-topographische, politische, verfassungsmäßige, wirtschaftliche, kulturelle und religiöse Beziehungen« konstituiert (Endres 2004, S. 91). Als Ergebnis dieser aktuellen Homogenisierungsbestrebungen müssten sich nach außen klare Konturen/Grenzen beobachten lassen gegenüber Städten, die nicht zur neuen Hanse gehören (Distinktion).

Wir möchten zunächst in einem kurzen Überblick die Bedeutung der Hanse vom 12. bis 17. Jahrhundert in Erinnerung rufen, ehe wir die Bemühungen aus sehr unterschiedlichen Richtungen um eine Inanspruchnahme des hansischen Erbes in den zurückliegenden 30 Jahren vorstellen. Neben einem mittlerweile statt-

lichen Schrifttum zum Komplex »Hanse und Europa«, das insbesondere von Historikern und Politikwissenschaftlern verfasst wurde, haben wir für die Frage, wie diese Städtelandschaft in der Erinnerungskultur funktioniert, verschiedene Akteure aus den Hansestädten Salzwedel, Lübeck und Greifswald befragt und im Mai 2010 zahlreiche Internetauftritte ausgewertet. Auch sind wir dank der Unterstützung durch die Kartographen des IfL in der glücklichen Lage, die räumliche Dimension der alten und der neuen hansischen Städtelandschaft visuell darstellen zu können.

2 Die Hanse vom 12. bis 17. Jahrhundert

Zur Hanse werden vom 12. bis 17. Jahrhundert insgesamt etwa 200 Städte im Nord- und Ostseeraum gerechnet. Diese Städtelandschaft reichte von Zaltbommel an der Rheinmündung im Westen bis Dorpat im Osten, von Stockholm und Visby im Norden bis Köln, Erfurt und Krakau im Süden (s. Abb. 2 und 3).

Es handelte sich bei der Hanse um eine Organisation niederdeutscher Kaufleute, die in Städten das Bürgerrecht besaßen, die entweder zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation oder zum Deutschordensstaat gehörten. In den wenigen Hansestädten außerhalb dieser beiden territorialen Gebilde hatten die deutschsprachigen Kaufleute zumindest erheblichen politischen Einfluss innerhalb der Kommunen. Daneben gab es vier Kontore an den äußeren Rändern des im wesentlichen nordeuropäischen Handelsraumes, in denen Kaufleute tätig waren: den Stalhof zu London in England, das Kontor zu Brügge in Flandern (das in den 1570er Jahre nach Antwerpen verlegt worden war), die Deutsche Brücke zu Bergen in Norwegen sowie der Peterhof im russischen Nowgorod. Hinzu kamen etwa 30 kleinere Faktoreien.

Inwieweit es in dem von der Tätigkeit niederdeutscher Kaufleute erfassten Raum Prozesse, die man als Homogenisierung bezeichnen könnte, gab, kann nicht eindeutig mit ja beantwortet werden, eher mit einem »Ja, aber [...]«.

Auf den ersten Blick scheinen Aspekte wie das Mittelniederdeutsche als gemeinsame Sprache der Kaufleute, das Lübsche und das Magdeburgische Recht, die Backsteingotik, die Topographie der Hansestädte mit ihrer Betonung der Marktfunktionen, die Ausrichtung der Agrar- und Rohstoffproduktion ganzer Regionen auf die Bedürfnisse des Handels solche homogenisierenden Momente zu sein. Bei genauerer Betrachtung muss dieser Eindruck jedoch relativiert werden. Das Mittelniederdeutsche war die lingua franca des hansischen Kaufmanns. Seine Ausbreitung nach Osten und Norden im Hoch- und Spätmittelalter steht zwar im Zusammenhang mit der Erschließung vor allem des Ostseeraums für den Handel der ursprünglich im niederrheinisch-westfälischen Raum ansässigen Kaufmannshansen. Sie war aber auch das Ergebnis einer bäuerlichen Siedlung, die im Zuge des hochmittelalterlichen Landesausbaus weite Bereiche Ostmitteleuropas erfasste.

Das Lübsche und das Magdeburgische Recht konnten sich zwar dank der zahlreichen Neugründungen von Städten zwischen Elbe und Dnjepr sowie ent-

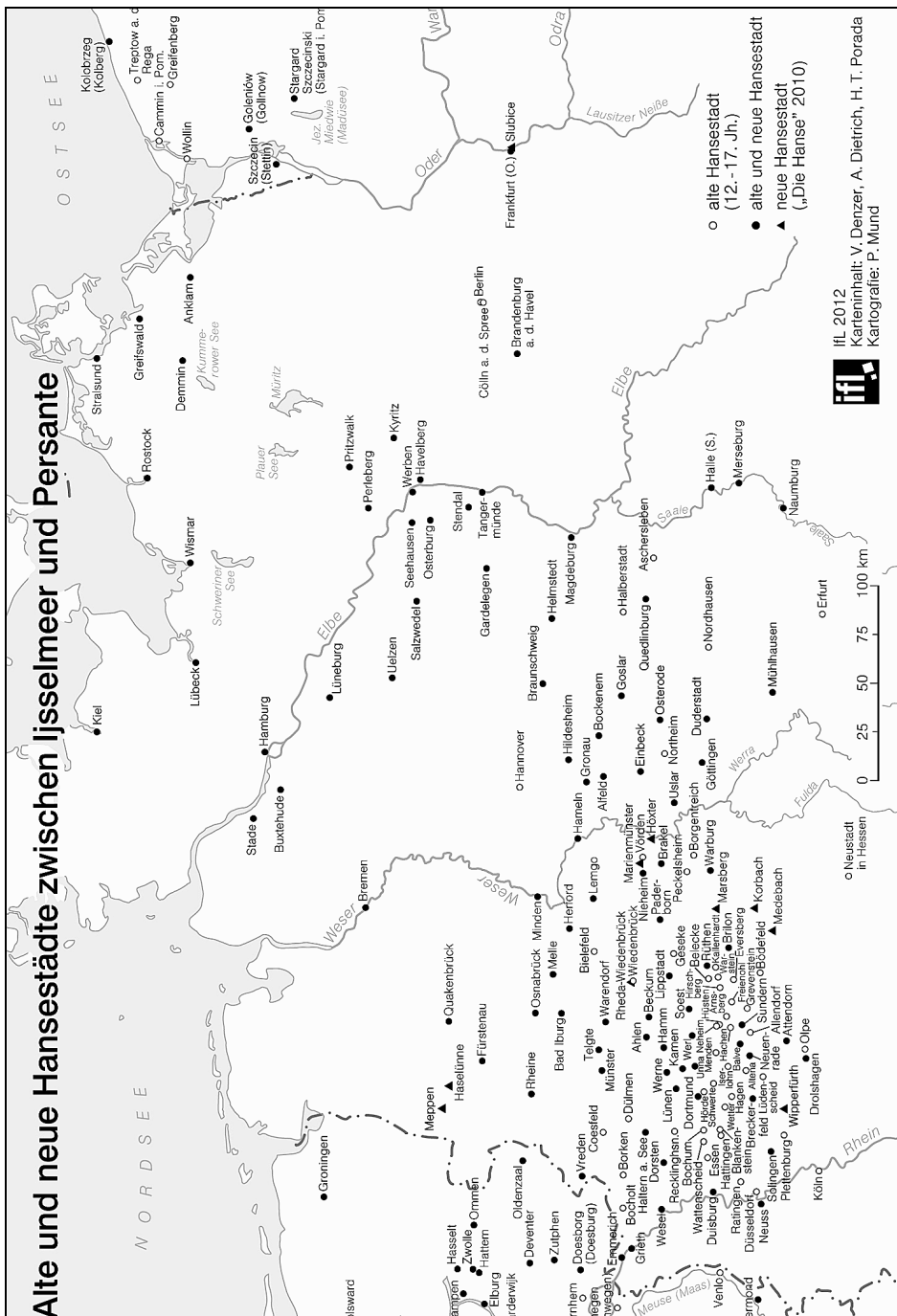


Abb. 3: Alte und neue Hansestädte zwischen Ijsselmeer und Persante

Quelle: Leibniz-Institut für Länderkunde, nach: Dollinger 1998 und <http://www.hanse.org/de/>, Stand 10.09.2010

lang der Ostseeküste ausbreiten, westlich der Elbe und damit in etwa der Hälfte des Hanseraumes spielten sie dagegen keine Rolle. Dort fußte die städtische Entwicklung auf anderen rechtlichen Grundlagen.

Die Gotik bestimmte in der Blütezeit der Hanse, im Hoch- und Spätmittelalter, die Architektur und die Kunst. Somit ist es nicht verwunderlich, dass gerade in den neu gegründeten Städten östlich der Elbe, die ihren Wohlstand wesentlich ihrer Teilnahme am hansischen Handel verdankten, das Erscheinungsbild durch diesen Architekturstil geprägt wurde. Zumal die spät- und nachhansische Entwicklung in diesem Raum von Kriegen und Krisen geprägt war, die verhinderten, dass z.B. Renaissance und Barock hier nachhaltige Spuren hinterlassen konnten. Die aus Norditalien über Dänemark in den südlichen Ostseeraum gelangte Technologie der Backsteinherstellung, die eine Folge des Mangels an Naturstein in den von den Eiszeiten geschaffenen Moränenlandschaften war, hat zwar in vielen Hansestädten zu einer eigentümlichen Spielart der Gotik geführt. Die so genannte »Backsteingotik« prägt aber keineswegs den gesamten hansischen Raum: Sowohl auf Gotland als auch im Baltikum, entlang der Südgrenze des hier beschriebenen Gebietes, und im Westen gab es eine auf Sand- und Kalkstein sowie anderen Natursteinen fußende Bautradition. Dabei waren die älteren Städte im Altsiedelland schon in der Romanik weitgehend »versteinert«.

Auch die Frage, ob es eine typische Topographie von Hansestädten gab (s. Abb. 4), lässt sich ähnlich wie die nach der hansischen Architektur nicht klar beantworten. Denn Fernhandelszentren mit einer Betonung von Markt, Rathaus, Kirchen und multifunktionalen Giebelhäusern der Kaufleute hat es auch außerhalb und vor allem vor der Entstehung der Hansestädte gegeben. Ähnlich verhält es sich mit der Marktorientierung ganzer Landschaften im Umfeld von Städten (Mähner u. Selzer 2012).

Die Beschreibung des Gemeinsamen in einer hansischen Städtelandschaft stößt also schnell an Grenzen. Das hat aber weder im ausgehenden 19. Jahrhundert noch danach Historiker und Politiker davon abgehalten, mit simplifizierenden oder gar grob verfälschenden Behauptungen einen homogenen Hanseraum zu konstruieren, in den ursprünglich etwas zutiefst Deutsches und seit Ende der 1950er Jahren etwas gut Europäisches hineingelegt wird. Gerade diese Tatsache hat manchen kritischen Geist dazu gebracht, die oft zitierte Lebenswirklichkeit des Historikers, die letztlich darüber entscheidet, wie Geschichte jeweils kontextualisiert und schließlich vermittelt wird, bei der Darstellung der Hanse deutlich wahrzunehmen.

Und so passt es zur heutigen Zeit, dass es touristische und ökonomische Motive sind, die seitens der meisten Akteure im Vordergrund stehen, wenn für Marketingstrategien das »hansische Erbe« bemüht wird. Vermeintlich positive Eigenschaften der hansischen Kaufleute wie Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit, Vertrauen, Innovationsfreude, Weltoffenheit und Bürgersinn werden hier als Argumente angeführt. Diese Verknüpfungen von Hanse mit »Tugenden« sind im öffentlichen Bewusstsein tief verankert, denn sonst wäre es kaum erklärlich, warum in der Bundesrepublik Deutschland und in vielen europäischen Nachbarländern Firmen aller Art mit dem Namen »Hanse« operieren (s. Abb. 5).

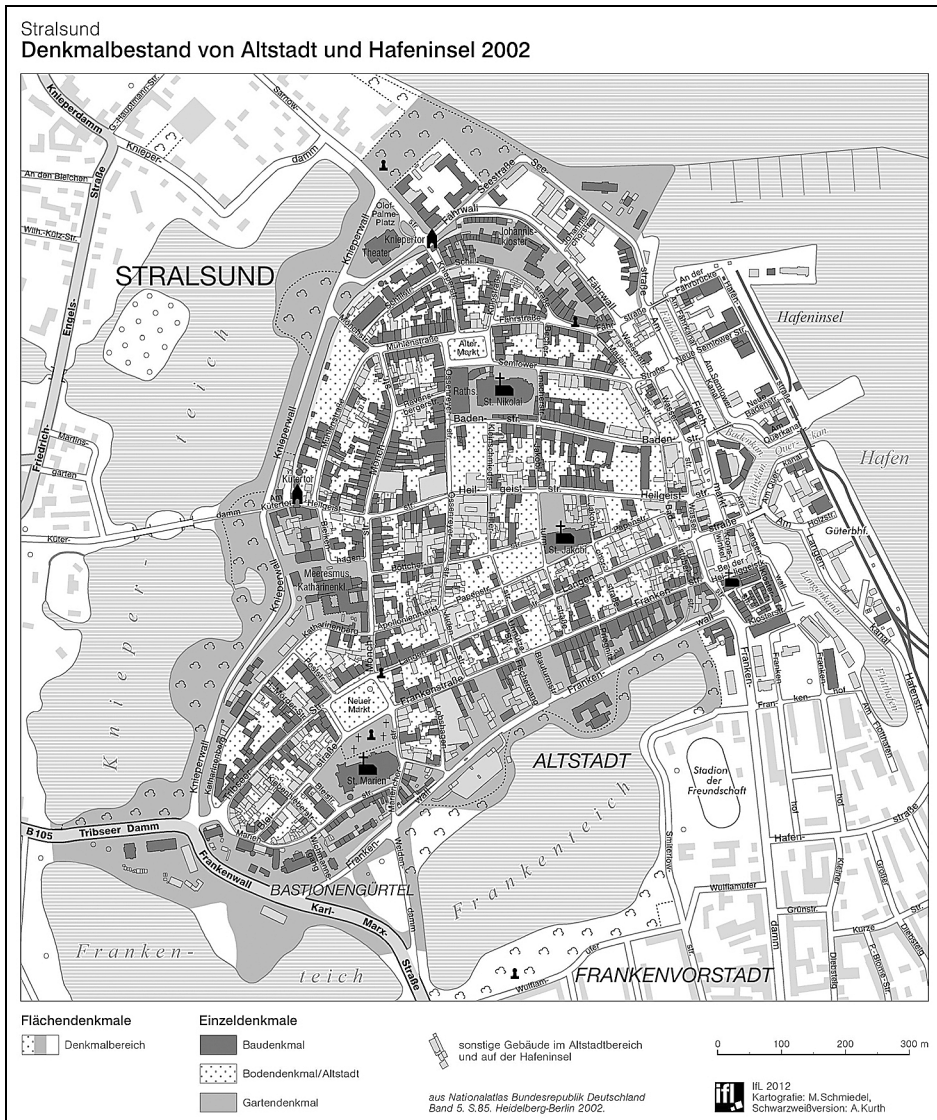


Abb. 4: Grundriss der Altstadt von Stralsund als UNESCO-Weltkulturerbe
Quelle: Leibniz-Institut für Länderkunde, nach: Nationalatlas Bundesrepublik Deutschland, Band 5: Dörfer und Städte, Berlin 2002, S. 85

3 Die Hansetage der Neuzeit und der Städtebund »DIE HANSE«

Im Jahr 2006 hat die Bundesrepublik Deutschland eine Zehn-Euro-Sondermünze »650 Jahre Städtehanse« prägen lassen. Im selben Jahr wurde das Jubiläum »650 Jahre Städtehanse« mit einer motivgleichen Briefmarkengemeinschaftsausgabe in Deutschland und Schweden gewürdigt.

Jahrzehnten zu beobachtenden Homogenisierungstendenzen auch gleichzeitig erste Diversifizierungsprozesse durch die Ausgliederung verschiedener Teilverbände beobachten lassen.

Die Idee zu den Hansetagen der Neuzeit entstand 1978, als die niederländische Stadt Zwolle ihre 750-Jahrfeier der Stadtrechtsverleihung für 1980 plante. Im Zusammenhang mit einem Erlebnis- und Themenpark, vergleichbar dem Hansa-Park in Sierksdorf in Holstein, sollte werbewirksam an die Zugehörigkeit Zwolles zur Hanse erinnert werden. Der Bürgermeister von Zwolle lud 57 frühere Hansestädte, darunter auch die Kontorstädte London, Bergen und Brügge, zu einer Tagfahrt im Sommer 1980 ein. Dieser Einladung folgten 43 Kommunen (*Bohmbach* 2001, S. 89). Insgesamt 40 Städte gaben ihr Bekenntnis dazu ab, »auf der Grundlage geschichtlicher Gemeinsamkeiten und der einstmals so wirkungsvollen Solidarität unter den Hansestädten enger zusammenzurücken und in einen Erfahrungsaustausch über bestimmte Sachfragen einzutreten« (*Bohmbach* 2001, S. 93). Im Laufe der Jahre wurden organisatorische Strukturen entwickelt, die an dieser Stelle unter Bezug auf die Internetquelle »Die Hanse« kurz erläutert werden sollen:

»Mitglied in der Hanse kann jede Stadt werden, die der historischen Hanse angehörte, ihr zugewandt war oder in der sich längere Zeit hansische Kontore oder Niederlassungen befanden« (Die Hanse o.J.). Die Nachweise für diese historische Verbindung müssen die jeweiligen Stadtarchive mit Urkunden oder Dokumenten belegen. Der Antrag auf Aufnahme in die Hanse wird schriftlich an die Kommission gerichtet, die wiederum der Delegiertenversammlung Vorschläge unterbreitet. Die Abgeordneten entscheiden dann über die Aufnahme der Städte in die Hanse der Neuzeit. Die Delegiertenversammlung ist das oberste Organ des Städtebundes. Jede Stadt hat – abgesehen von Deutschland, das fünf Stimmen auf sich vereint – eine Stimme. Unabhängig von der Zahl der anwesenden Städte ist die Delegiertenversammlung immer beschlussfähig. Sie befasst sich mit allen Fragen und Problemen der Mitgliedsstädte der Hanse.

Die Hansestädte in den jeweiligen Ländern wählen eine ihrer Hansestädte, die sie in der Kommission vertreten wird. »Folgenden Ländern, in denen zurzeit aktive Mitgliedsstädte vertreten sind, sowie der Youth Hansa und dem Präsidium stehen Sitze und Stimmen in der Kommission zu: Deutschland fünf Sitze, Belgien, England, Estland, Finnland, Frankreich, Island, Lettland, Litauen, Niederlande, Norwegen, Polen, Weißrussland, Russland, Schottland und Schweden« (Die Hanse o.J.).

Nach den Hansetagen in Nowgorod 2009, in Pernau (Pärnu) 2010 und in Kauen (Kaunas) 2011 finden vom 28. Juni bis 1. Juli 2012 die 32. Hansetage der Neuzeit in Lüneburg statt. Es sind damit die 16. derartigen Hansetage, die in einer deutschen Stadt begangen werden. Mehrere Dutzend Mitglieder des Städtebundes versammeln sich jedes Jahr aufs Neue bei dieser Veranstaltung. Neben den offiziellen Gremiensitzungen sind beispielsweise historische Märkte, Kunstprojekte der HanseART sowie die Zusammenkünfte der YouthHansa und Wirtschaftsforen regelmäßige Kernelemente der Hansetage. Die Wirtschaftskonferenz ist dabei in erster Linie als ein Erfahrungsaustausch im Tourismusmanage-

ment zwischen den Städten zu sehen. Es wird eine interessante Aufgabe sein, die zukünftige Entwicklung des »Städtebundes Die Hanse« zu beobachten. Die Austragungsorte für die Hansetage der Neuzeit stehen bereits weit über das Jahr 2030 hinaus fest (A.R. S. 14). Offensichtlich ist also die Zugkraft des Phänomens Hanse noch lange nicht erschöpft.

Homogenisierungstendenzen lassen sich in diesem Rahmen beispielsweise an einer fortschreitenden Vereinheitlichung von Internet-Auftritten der einzelnen Städte, ähnlichen Vermarktungsstrategien von Kleinstädten im »hansischen Verbreitungsgebiet« sowie in der Inszenierung der Hanse als städtisches Spektakel erkennen. Während die Bemühungen um eine engere wirtschaftliche Kooperation, die vor allem in den 1980er und frühen 1990er Jahren im Vordergrund kommunaler Initiativen standen, mittlerweile einer gewissen Ernüchterung gewichen sind, hat in den letzten Jahren die »YouthHansa«, die Jugendorganisation des »Städtebundes Die Hanse« eine von vielen Beteiligten als positiv wahrgenommene Dynamik in die Hansetage der Neuzeit gebracht (U.D. S. 6; R. H-K. S. 9, vgl. die Erläuterung unter Anm. 3).

4 Erinnerung und Mythos

Zentral für die Wiederbelebung der Hansischen Erinnerungen in den Städten ist der Prozess der Mythologisierung. Die Mythenbildung um die Hanse stützt sich auf folgende Geschichten, die um bzw. über die Hanse im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte erzählt wurden:

1. Das Bürgertum des 19. Jahrhunderts griff im verklärenden Rückblick auf die Hanse, die Freiheiten der mittelalterlichen Stadt, die Selbstverantwortung der Bürger, die Rechtsstaatlichkeit und den damaligen Wohlstand als Legitimation für die Mitgestaltung des Staates auf (Puhle 2009, S. 201).
2. Nur wenig später, unter Kaiser *Wilhelm II.*, wurde im Deutschen Reich die Erinnerung an die hansische Geschichte zur »Seemachtsphantasie« (Puhle 2009, S. 201) und Teil der psychologischen Kriegsvorbereitung gegen England.
3. Die Aufladung mit nationalem Ehrgefühl förderte man weiter in der nationalsozialistischen Zeit: Die Vormacht der Deutschen über die Ostsee passte hervorragend in die damalige Ideologie. Für die Nationalsozialisten bildete die Hanse ein geschichtliches Beispiel für die Größe und Macht Deutschlands. Ignoriert wurde dabei, dass die Kaufleute der Hanse nicht aus einem nationalen Bewusstsein heraus handelten – dieses entstand erst im 19. Jahrhundert. Vielmehr agierten die Kaufleute aus wirtschaftlichen Interessen und als Bürger ihrer Städte (Hill 1996, S. 18f.).
4. In der unmittelbaren Nachkriegszeit gab man der Instrumentalisierung der Hansegeschichte eine Art Mitschuld an der Machtergreifung der Nationalsozialisten, deshalb stand das Thema einige Zeit nicht gerade im Fokus gesellschaftlichen Interesses (Puhle 2009, S. 203).
5. Die Forschung zur Hansegeschichte wurde in Fachkreisen jedoch recht zügig wieder aufgenommen, vor allem im bis zum Jahre 1970 aus ost- und westdeut-

schen Historikern bestehenden Hansischen Geschichtsverein. Auch hier wurden die ideologischen Unterschiede bei der Interpretation der Vergangenheit deutlich: So unterstrich die DDR-Forschung den Zusammenhang zwischen ökonomischer Stärke und politischer Wirksamkeit bzw. Sicherung der politischen Macht der Hansekaufleute. Die Städteunruhen des Spätmittelalters fasste man als frühbürgerliche Revolutionen auf. In der westdeutschen Forschung dagegen wurde der lockere Verbund der Interessengemeinschaft hervorgehoben, sowie das Zusammenspiel verschiedener Faktoren, die den Hansehandel begünstigten. Städteunruhen spielten nur dann eine Rolle, wenn sie sich auf das Handeln der Hanse auswirkten (*Puhle* 2009, S. 203).

6. In der Nachwendezeit und insbesondere im Rahmen des europäischen Einigungsprozesses schloss man verschiedene neue Bündnisse auf der Traditionslinie der Hanse. Für eine Wiederbelebung der Hanse wurden zahlreiche Initiativen gestartet, eine der größten ist die »Neue Hanse« mit ihren »Hansetagen der Neuzeit«. Diese »neue« Hanse wird nun zunehmend über die nationalen Grenzen hinausreichend wahrgenommen und vermehrt mit modernen europäischen Weltanschauungen in Verbindung gebracht. Schon macht die Bezeichnung »Wiege von Marktwirtschaft, freiem Handel und Demokratie« die Runde unter den Hanse-Freunden (*Puhle* 2009, S. 203). Tatsächlich war die historische Hanse allerdings stärker auf die Schaffung von Handelsmonopolen als an einem Warenaustausch in einem freiheitlich-demokratischem Umfeld ausgerichtet (*Hackmann* 1996, S. 26). Auch das historisch vielfach strapazierte Bild einer niederdeutschen Vorherrschaft musste der europäisierten Vorstellung von einer Gleichberechtigung aller Anrainer weichen (*Hill* 1996, S. 17). Typisch für die Neigung heutiger Politiker und Medienvertreter, aktuelle Gegebenheiten in die Geschichte zurückzuprojizieren, ist die immer wieder zu hörende und zu lesende Erklärung, die Hanse sei deswegen ein Vorbild für Europa, weil die etwa 200 Hansestädte auf dem Territorium von heute sieben europäischen Staaten lägen (Deutschland, Niederlande, Belgien, Polen, Lettland, Estland und Schweden) und die Kontore und Faktoreien in weiteren neun Staaten beheimatet gewesen seien (Russland, England/Schottland, Norwegen, Portugal, Weißrussland, Finnland, Litauen, Dänemark und Frankreich). Nachweislich Handel getrieben haben hansische Kaufleute mit Partnern, die auf dem Territorium von zusätzlich neun aktuellen Staaten ansässig waren (Tschechien, Slowakei, Ungarn, Österreich, Schweiz, Luxemburg, Island, Spanien und Italien). Das als Gemeinschaft der im 19. und 20. Jahrhundert entstandenen Nationalstaaten aufgefasste Konstrukt »Europa« ist offensichtlich sehr empfänglich dafür, immerhin 25 seiner 45 Staaten in einer Art »Vorläufer« vereinigt zu sehen. Ganz offensichtlich soll in der Öffentlichkeit eine direkte Verbindung zwischen dem »modernen Europa« und der historischen Hanse hergestellt werden. Auf der einen Seite soll die Hanse die europäische Idee historisch verankern und auf der anderen Seite soll das moderne Europa die neue Hanse in ihrer Bedeutung aufwerten.

Wenn wir daher in diesem Zusammenhang von Mythenbildungen sprechen so wird dies durch die Beobachtung gestützt, dass sich zum einen mehrere verschiedene und zum Teil ergänzende Themen und Geschichten um das Objekt Hanse ranken. An dieser Erzählung sind verschiedene »Geschichtsschreiber« (z.B. Historiker, Tourismusexperten, Bürgermeister) beteiligt (Egner 2005, S. 60). Zum anderen erscheinen solche Geschichten »entpolitisiert« (Barthes 1964, S. 131). Die Widersprüchlichkeiten von Dingen ebenso wie negative Assoziationen mit Dingen werden nicht geleugnet, sondern gereinigt und »unschuldig« gemacht (Barthes 1964, S. 131; vgl. auch Wucherpfennig 2002, S. 288). Um mit Roland Barthes zu sprechen, besitzen Mythen einen »interpretativen und interpellatorischen Charakter« (Barthes 1964, S. 106). Anders ausgedrückt: Bei Mythologisierungen handelt es sich um Bedeutungszuschreibungen, Konnotationen von Zeichen bzw. Zeichensystemen, die auf eine unmittelbare Wirkung und letztlich auf Konsens in der Öffentlichkeit angelegt sind (Bischoff u. Denzer 2009, S. 17).

Es stellt sich nun die Frage, warum die Hanse eine so gute Basis für die Mythologisierung bildet, denn seit ihrer Auflösung im 17. Jahrhundert wurde sie immer wieder für neue Zwecke instrumentalisiert. Thomas Hill beantwortet die Frage wie folgt: »*Hansegeschichte eignet sich besonders gut zur Mythenbildung, weil die Struktur und Organisation der Hanse so diffus, geradezu nebulös gewesen sind [...] Ja, man kann sich manchmal nicht des Eindrucks erwehren, daß die Hanse beliebig zur Herstellung historischer Kontinuität benutzt wird*« (Hill 1996, S. 20).

Es lässt sich hierzu aus der Debatte um Erinnerungskultur bzw. kulturelles Erbe Folgendes feststellen: Die Tatsache, dass die Vergangenheit aus der Gegenwart heraus bewertet und (re-)konstruiert wird, hat zur Folge, dass die Konstruktion von Erinnerung weniger von tatsächlichen Gegebenheiten abhängt als von selektiven Interpretationen der Gesellschaft (Graham 1998, S. 23). Damit Erinnerungskultur in der beschriebenen Form funktionieren kann, muss die lebendige Erinnerung abgerissen sein. Dadurch werden nun Ereignisse und Sachverhalte interpretationsoffen. Individuelle und kollektive Erinnerung bedient sich des Vergangenen nicht um seiner selbst willen, sondern als Stütze für gegenwärtige und zukünftige Ziele (Hoelscher u. Alderman 2004, S. 349). Das gestiegene Interesse an Vergangenenem liegt in den gesamtgesellschaftlichen Restrukturierungen mit begründet, die geprägt werden durch umfassende soziokulturelle Transformationen im Kontext zunehmender Globalisierung. In diesem Zusammenhang rekurren viele zur individuellen und kollektiven Verortung auf traditionelle Werte des Vergangenen (Hoelscher u. Alderman 2004, S. 349). Es bedarf demzufolge zur Herausbildung von Identitäten der Anknüpfungsmöglichkeiten an Vergangenes (Dix 2002, S. 45). Ebenso wie gegenwärtige Entscheidungen ihre Legitimation häufig dadurch gewinnen, dass sie als Kontinuität von Vergangenenem dargestellt werden. Auch für Marketingzwecke eignet sich das kulturelle Erbe hervorragend, weil es eine materielle und metaphorische Übersetzung von Geschichte für die Öffentlichkeit darstellt (Bischoff u. Denzer 2009, S. 18). Ästhetisierung und Inszenierung von Vergangenenem in visueller und inhaltlicher Hinsicht schaffen Identitätsanker und sorgen gleichzeitig für Aufmerksamkeit (s. Abb. 6). Dadurch wird Einfluss genommen auf das kollektive Gedächtnis und die Identifikationspro-

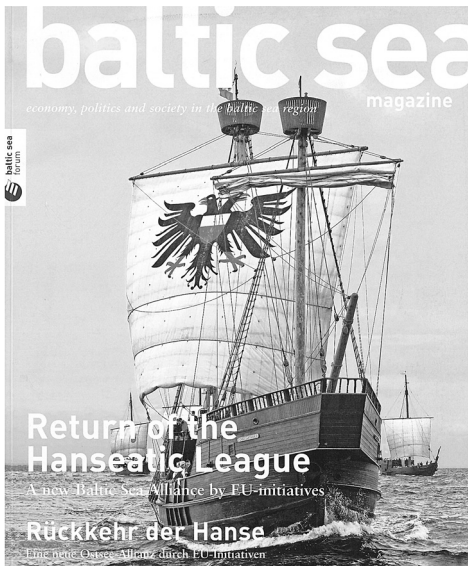
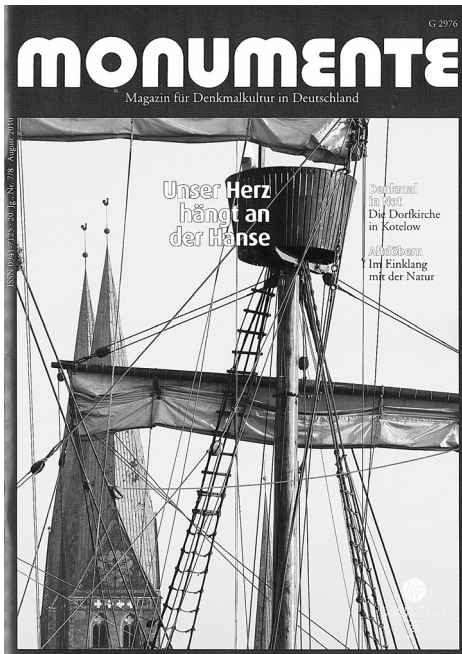


Abb. 6:
Erinnerung und Mythos in den
Magazinen ›Monumente‹ und
›Baltic Sea‹

Quelle: Roland Rossner/Deutsche
Stiftung Denkmalschutz und
Baltic Sea Forum e.V.

zesse der Bevölkerung. Dies bedeutet auch, dass Mythos und Marketing nahe beieinander liegen, wobei Erinnerungsorte zu Präsentationsorten werden (Bischoff u. Denzer 2009, S. 11f.). Besonders gut eignen sich hierfür physisch-materielle

oder in besonderer Weise erlebbare Objekte der Erinnerung (*Hoelscher* u. *Alderman* 2004, S. 349). Die Vergangenheit wird überall genutzt, um eine räumliche Identität zu schaffen und bestimmte politische Ideologien zu unterstützen (*Graham* 1998, S. 21).

5 Die Bedeutung der »Hansetage der Neuzeit« aus der Sicht von Repräsentanten des Marketings und der Wissenschaft

Aus der Perspektive verschiedener, maßgeblich in die »Neue Hanse« involvierter Akteure [*Antje Richter* (Hansebüro Lübeck); *Ulrich Damke* (Regionalmanagement Salzwedel), Dr. *Robert Knüppel* (Altbürgermeister der Hansestadt Lübeck), Prof. Dr. *Rolf Hammel-Kiesow* (Vorsitzender des Hansischen Geschichtsvereins/Lübeck) und Prof. Dr. *Horst Wernicke* (Professur für Hansische Geschichte/Universität Greifswald)], denen an dieser Stelle nochmals herzlich für ihre Gesprächsbereitschaft gedankt werden soll, wird die Bedeutung der »Hansetage der Neuzeit« nun beleuchtet. Die Interviews wurden Anfang Juni 2010 geführt und aufgezeichnet. Auf der Basis des transkribierten Interviewmaterials³ konnten, nach mehrmaliger Durchsicht, einige Kategorien generiert werden, die verschiedene Facetten des Phänomens »Neue Hanse« beleuchten. Im Folgenden werden einige zentrale Aspekte fokussiert: das Begriffsverständnis der »Neuen Hanse«, wie sich der darauf begründete Hansestag gestaltet und dessen Bedeutung für die Bevölkerung sowie Aspekte der Mythologisierung.

Der Begriff Hanse ist mit positiven Konnotationen derart aufgeladen, dass er nach Ansicht des Historikers *Rolf Hammel-Kiesow* zu einer sich auf Festreden verbrauchenden »Worthülse« (R.H-K., S. 1) gerät. Im Rahmen der neuen Hanse steht sie für kommunale Zusammenarbeit insbesondere in den Bereichen Tourismus und Wirtschaftsförderung sowie für kulturellen und kommunalen Austausch zwischen ost- und westeuropäischen Städten (R.H-K., S. 7; R.K., S. 5; H.W., S. 6). Vor allem kleinere, historische Hansestädte sowie neu zum Hansebund hinzugekommene Städte stützen sich stark auf die Städtegemeinschaft (A.R., S. 2), wenn es um eine Identifikation, eine Präsentation nach außen geht (R.H-K., S. 7; R.K., S. 5; H.W., S. 6). Auf diese Weise beschreiten die Städte der neuen Hanse den Weg der Homogenisierung.

Der alljährlich stattfindende Hansestag, er rekurriert auf die historische Tagfahrt, wird durchgängig als kommerzielle Tourismusmesse betrachtet und auch durchgeführt: Der Historiker *Horst Wernicke* bezeichnet beispielsweise die Hauptinhalte als touristisches Programm (H.W., S. 5). Für den Organisator des Hansestags 2008 in Salzwedel, *Ulrich Damke*, sind die Hansetage ein Stadtfest, bei dem alle mitmachen wollen (U.D., S. 1, S. 16), Altbürgermeister *Robert Knüppel* sieht in der neuen Form der Tagfahrten ein Forum zum Austausch über städtische

3 Eine Zuordnung ist über die Initialen der einzelnen Gesprächspartner sowie die entsprechende Seitenangabe des Transkripts möglich.

Problemlagen und deren Lösungen (R.K., S. 16). Der Historiker *Rolf Hammel-Kiesow* benutzt im Zusammenhang mit den Hansetagen den Begriff »Volksfest« (R.H.-K., S. 6). *Antje Richter* vom Hansebüro hebt die Darstellungsmöglichkeiten überregional, sogar europaweit hervor (A.R., S. 11). Der Hansetag fungiert somit als »städtische Bühne« auf der sich zum einen verschiedene Städte mit ihren touristischen Programmen und einheimischen Produkten präsentieren und sich zum anderen einzelne Akteure treffen. Hanse wird heute inszeniert und instrumentalisiert für den und mit dem Konsum.

Trotz der sehr positiven Darstellung seitens der in der neuen Hanse engagierten Akteure und der hohen Besucherzahlen der Hansetage, interessiert das Thema Hanse in der eigenen Stadt auf Dauer stets nur eine kleine Gruppe: So reisten beispielsweise 42 Einwohner aus Salzwedel 2009 nach Nowgorod. 2010 waren es in Perna 47 (U.D., S. 11), außerdem fahren zwei Lübecker Radfahrer seit ungefähr 15 Jahren jährlich zu den Hansetagen der Neuzeit. »Das sind zwei von 215 000. Das ist auch nicht so viel«, meint der Vorsitzende des hansischen Geschichtsvereins, *Rolf Hammel-Kiesow* (S. 4).

Die geringe Wahrnehmung hansischer Zusammenhänge in der Öffentlichkeit wird seitens der Interviewpartner u.a. auf die fehlende Greifbarkeit der Hanse zurückgeführt, die weder in historischer Zeit noch heute die ganze Stadt betrifft. Außerdem beschreibt der Historiker *Horst Wernicke* die Hanse als ein aus zahlreichen historischen Strängen bestehendes Phänomen, dass sich durch die ihm innewohnenden Brüche nicht zur Identitätsbildung eignet: »Also eine hansische Identität gibt es aus meiner Sicht nicht. Woraus sollte sie gespeist sein?« (H.W., S. 14).

Die mangelnde Eignung als Identifikationsanker ergibt sich nicht zuletzt auch daraus, dass es, wie bereits beschrieben, keine für alle Hansestädte verbindenden städtebaulichen Grund- und Aufrisselemente gibt. Die heute im öffentlichen Bewusstsein verbreitete Auffassung, ein »gleiches Strickmuster mit Kirchen und Rathäusern« (U.D., S. 7; 15) im Stil der Backsteingotik sei für alle Hansestädte bestimmend, ist aus historisch-genetischer Perspektive so nicht haltbar. Die Verbreitung der Backsteingotik trafe nur auf den Kernbereich der Hansestädte zu, erklärt der Historiker *Horst Wernicke*, an den Rändern »wusele« (H.W., S. 3) die Backsteingotik allerdings schon aus. Und auch nach Aussage des Historikers *Rolf Hammel-Kiesow* begrenzt das Kriterium Backsteingotik als typisches hansisches Architekturmerkmal den Kreis der Hansestädte »auf einen engeren Bereich von Küstenstädten« (R.H.-K., S. 11).

Bestätigt werden diese Ausführungen bei der Gegenüberstellung von den Städten, die durch das von der EU teilfinanzierte Projekt »Europäische Route der Backsteingotik (EuRoB)« verbunden sind, mit jenen, die der neuen Hanse angehören (s. Abb. 7): Mehr als 30 Städten mit Bauten der Backsteingotik aus Deutschland, Dänemark, Schweden, den baltischen Staaten und Polen, stehen 178 Städte der neuen Hanse gegenüber, die ihr Netz bis nach Frankreich, Großbritannien, Norwegen und Russland spannen. Etwas widersprüchlich ist da der Hinweis im Internetauftritt der Backsteinroute: »Die EuRoB verbindet die Zeugen der Hansezeit. Dänemark, Polen und Deutschland sind ihre Gastgeber«

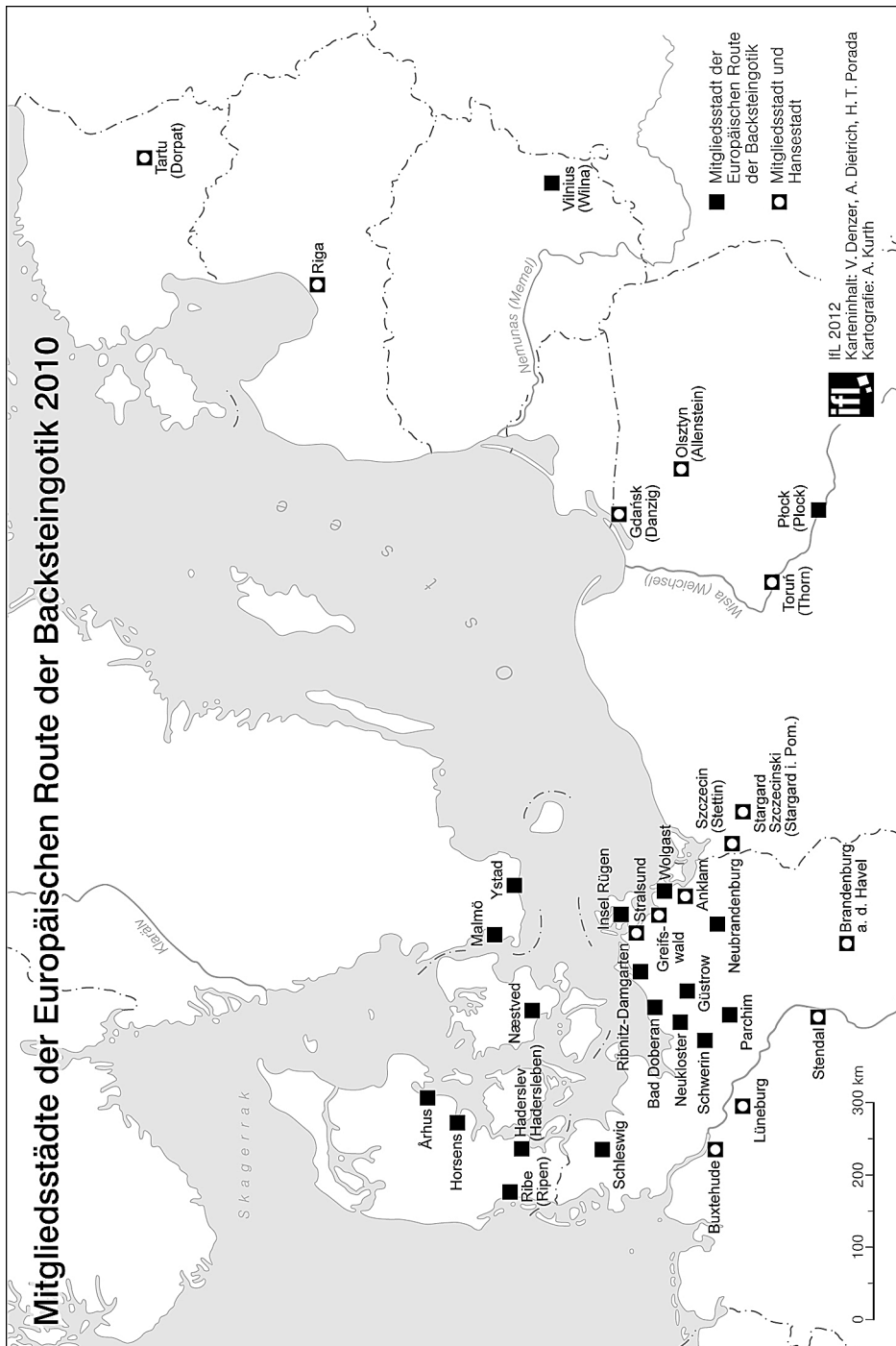


Abb. 7: Mitgliedsstädte der Europäischen Route der Backsteingotik 2010

Quelle: Leibniz-Institut für Länderkunde, nach: <http://www.eurob.org/>, Stand 10.09.2010

(Europäische Route der Backsteingotik e.V. o.J.). Der ausdrückliche Bezug auf Dänemark, immerhin der Ausgangspunkt der Backsteingotik im nördlichen Mitteleuropa, ist ziemlich kurios, da keine dänische Stadt je zur Hanse gehörte und bisher auch keine Ambitionen dänischer Städte erkennbar sind, dem »Städtebund Die Hanse« beizutreten.

Ein weiterer Grund für die mangelnde Akzeptanz seitens der Bevölkerung der Hanse- und den mit der Hanse verbundenen Städten könnte in der zu geringen Abgrenzung bzw. zu großen Nähe zu anderen urbanen Image- und Vermarktungskonzepten liegen. In seiner identitätsstiftenden Wirkung stößt damit das Konzept der Mythologisierung der Hanse an seine ideologischen und räumlichen Grenzen. Entgegen der stark auf ökonomischen Profit hin ausgerichteten Interessengemeinschaft einer kleinen Händlergruppe der zur historischen Hanse gehörenden Städte, wird die Hanse heute mit Tugenden wie Solidarität, Beistand, Toleranz, Weltoffenheit, Rechtschaffenheit und Wohltätigkeit in Verbindung gebracht (A.R. S. 2; R.K. S. 13ff.; U.D. S. 4). In der Praxis steht jedoch heute wie damals der wirtschaftliche Profit im Vordergrund.

6 Fazit

Bringt man nun die Ergebnisse der wissenschaftlichen Literaturrecherche mit den Experteninterviews zusammen, so wird deutlich, dass die Hansetage der Neuzeit auf einer absichtsvollen Mythologisierung und Ästhetisierung beruhen. Weder lassen sich morphogenetisch-städtebauliche Gemeinsamkeiten für das gesamte historische Verbreitungsgebiet der Hanse nachweisen, noch können einheitliche Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster für die alten Hansestädte in ihrer Gänze nachgezeichnet werden. Das Verbindende, das alljährliche Abstimmen gemeinsamen Handelns auf den Tagfahrten, betraf in erster Linie die Kaufmannschaft. Ihr Agieren steht beispielhaft für ein strategisches netzwerkbasiertes Handeln in historischer Zeit, welches Regeln und Zwängen sowie langfristig auch einer zeitlichen Dynamik unterlag (Butzin 2000, S. 150ff.). Dieses strategische Netzwerk wurde zur Machtsicherung und Reduzierung von Fernhandelsrisiken von Kaufleuten eingerichtet (Handelskontore). Es diente gleichzeitig dem Ausbau ihres politischen Einflusses. Da es in der Konzeption strategischer Netzwerke liegt, gemeinsame Problemlösungen zu finden, setzt dies Kompromissbereitschaft und einen »Teilverzicht der eigenen Handlungs- und Entscheidungsautonomie« des Einzelnen voraus, welches letztlich auf Vertrauen basiert. (Butzlin 2000, S. 151). Hierin könnte ein Aspekt der Homogenisierung liegen.

Somit handelt es sich primär um ein »abstraktes Phänomen« (Puhle 2009, S. 197), welches seit 1980 mit der Begründung der Hansetage der Neuzeit materialisiert und für verschiedene politische Interessen instrumentalisiert wurde. Der Historiker Hammel-Kiesow bringt es auf den Punkt, in dem er sagt, die neue Hanse: »ist ein historischer Raum, den wir wieder füllen wollen« (S. 6), und dass sie der »Organisation kleiner Städte[...], die ein Ziel ihrer Identitätsfindung suchen« (S. 3), dient. Diese »Füllung« des historischen Raumes erfolgt mit ver-

schiedenen Medien, ohne dass die sich dadurch abzeichnenden räumlichen Ausdehnungen deckungsgleich wären.

Angeregt wurden wir zu dieser Untersuchung zum einen durch die komplexe und zum Teil sehr kontrovers geführte Debatte darüber, ob es so etwas wie »europäische Kulturlandschaftselemente« gibt, die statt auf territorialer Zugehörigkeit eher auf gemeinsamen Wahrnehmungs- und Bewertungsmustern beruhen. Zum anderen waren es die massiven Imagekampagnen des Städtebundes »DIE HANSE«, bei denen Parallelen, Gemeinsamkeiten zwischen der alten Hanse und der europäischen Idee herausgestellt werden. Nur selten wurden in den zurückliegenden Jahrzehnten die Ergebnisse historischer und auch siedlungsgenetischer Forschungen in solcher Intensität aufgegriffen, um sie für eine auf Freiwilligkeit basierende interkommunale Zusammenarbeit fruchtbar zu machen. Dass im Zuge eines derartigen Aneignungsprozesses die außerordentlich komplexe Geschichte eines mittelalterlichen Kaufmanns- und später auch Städtebundes umgedeutet wird, ist nicht verwunderlich. Historiker tun gut daran, auf die Differenz zwischen der Hanse des Mittelalters und dem neuzeitlichen Städtebund hinzuweisen. Es bleibt der erfreuliche Umstand festzuhalten, dass im Zuge der Bemühungen um eine interkommunale Zusammenarbeit Erkenntnisse z.B. zur Topographie von Handelsstädten oder zur das Erscheinungsbild vieler Hansestädte prägenden Backsteingotik aufgegriffen werden. Wenn es beispielsweise der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und anderen Akteuren dann gelingt, über diese Anker die Innenstädte von Wismar und Stralsund auf die Welterbeliste der UNESCO zu setzen, so sehen wir darin auch eine Folge der gesteigerten Wertschätzung, die der hansischen Tradition im öffentlichen Bewusstsein entgegengebracht wird.

Der Prozess der Etablierung der Neuen Hanse ist noch lange nicht abgeschlossen. Aus Sicht aller Beteiligten, mit denen wir über dieses Thema sprachen, wird es eine spannende Frage bleiben, welche räumliche Ausdehnung der Städtebund »DIE HANSE« künftig bekommen wird. Daran hängt letztlich auch die Frage, wie lange wirklich noch auf ein vermeintlich einheitliches Erscheinungsbild von Hansestädten und die sie prägende Backsteinarchitektur als identitätsstiftende Elemente verwiesen werden kann. Die immer wieder postulierte Homogenität der hansischen Städtelandschaft – sowohl im Mittelalter als auch heute – bezieht sich in erster Linie auf den von den Akteuren konstituierten Erinnerungsraum.

Summary

The working group for historic cultural landscape research in Central Europe has in the last four decades done a lot of research about cities as an important element of the European settlement landscape. This can be seen in the various essays and miscellanea in different volumes of the 'Siedlungsforschung'. Again and again, it was also about cities that belonged in the middle Ages and the early modern period to the Hanseatic League – especially from an archaeological and historical point of view. The urban form and the use of resources for the Hanseatic trading

– which until today forms the surroundings of the hanseatic cities – was for a long time the main point of general research. But research about current development of the Hanseatic League from a geographical point of view has still to be done. The phenomenon of the Hansa is being exploited in the past 150 years in many different ways. It is a permanent adaptation of the image of the Hanseatic League to the respective needs of society. The resulting varying constructions of a memory space Hansa has in the past three decades with the so-called New Hansa acquired a remarkable dynamic that leads to an examination also from a geographical viewpoint.

Literatur

- Barthes, Roland (1964):* Mythen des Alltags. – Frankfurt am Main.
- Butzin, Bernhard (2000):* Netzwerke, Kreative Milieus und Lernende Region: Perspektiven für die regionale Entwicklungsplanung? – In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 44, H. 3/4, S. 149–166.
- Bischoff, Werner u. Denzer, Vera (2009):* Orte des Erinnerns und Vergessens aus geographischer Perspektive. – In: Berichte zu deutschen Landeskunde, 83, H. 1, S. 5–25.
- Bohmbach, Jürgen (2001):* Die Neue Hanse – Mythos und Realität. – In: Graßmann, Antjekathrin: Ausklang und Nachklang der Hanse im 19. und 20. Jahrhundert. Trier (Hansische Studien, Band XII), S. 89–100.
- Dix, Andreas (2002):* Das Mittelrheintal – Wahrnehmung und Veränderung einer symbolischen Landschaft des 19. Jahrhunderts. – In: Petermanns Geographische Mitteilungen, 146, H. 6, S. 44–53.
- Dollinger, Philippe (1998):* Die Hanse. – 5. erweiterte Aufl. Stuttgart.
- Egner, Heike (2005):* Mythos »West«. Die Canyon Countra (USA) als »Freizeitpark«. – In: Flitner, Michael u. Lossau, Julia [Hrsg.]: Themenorte. Münster, S. 59–72.
- Endres, Rudolf (2004):* Städtelandschaften in Franken in der Frühen Neuzeit. – In: Gräf, Holger Thomas u. Keller, Katrin [Hrsg.]: Städtelandschaft – Résau Urbain – Urban Network. Städte im regionalen Kontext im Spätmittelalter und früher Neuzeit. Köln u.a. S. 91–109.
- Europäische Route der Backsteingotik e.V. (o.J.): Willkommen auf der Route der Backsteingotik. (Zugriff unter: <http://www.eurob.org/index.php/Homepage;1/1> Letzter Zugriff am: 13.02.2012.)
- Graham, Brian (1998):* The past in Europe's present: diversity. Identity and the construction of place. – In: Brian Graham [Hrsg.]: Modern Europe. Place, culture and identity. Arnold, S. 19–49.
- Hackmann, Jörg (1996):* Not only »Hansa«. Images of history in the Baltic Sea region. – Travemünde (Mare Baltikum 1996), S. 23–35.
- Die Hanse (o.J.): Die Hanse heute – Organisation. (Zugriff unter: http://www.hanse.org/de/die_hanse/heute/organisation Letzter Zugriff am: 13.02.2012.)
- Hill, Thomas (1996):* Die »neue Hanse«: Rückblick eines Historikers auf einen Mythos. – Travemünde (Mare Baltikum 1996), S. 15–22.
- Hoelscher, Steven u. Alderman, Derek H. (2004):* Memory and Place: geographies of critical relationship. – In: Social and Cultural Geography, 5, H. 3, S. 347–355.

- Mähner, Joachim u. Selzer, Stephan [Hrsg.] (2012):* Vertraute Ferne – Kommunikation und Mobilität im Hanseraum. – Husum.
- Puhle, Matthias (2009):* Was bleibt – Das Erbe der Hanse. – In: Hammel-Kiesow, Rolf; Puhle, Matthias u. Wittenburg, Siegfried (2009): Die Hanse. Darmstadt, S. 195–203.
- Schenk, Winfried (2004):* »Städtelandschaft« als Begriff in der Historischen Geographie und Anthropogeographie. – In: Gräff, Holger Thomas u. Keller, Katrin [Hrsg.]: Städtelandschaft – Résau Urbain – Urban Network. Städte im regionalen Kontext im Spätmittelalter und früher Neuzeit. Köln u.a., S. 25–45.
- Wucherpfeffnig, Claudia (2002):* Den städtischen Raum beleben? – In: Hasse, Jürgen [Hrsg.]: Subjektivität in der Stadtforschung. Natur – Raum – Gesellschaft. Bd. 3. Frankfurt am Main, S. 277–314.

Interviews

- Damke, Ulrich (2010):* U.D. – Interview vom 07. Juni 2010, S. 1–30.
- Hammel-Kiesow, Rolf (2010):* R. H.-K. – Interview vom 08. Juni 2010, S. 1–18.
- Knüppel, Robert (2010):* R.K. – Interview vom 08. Juni 2010, S. 1–22.
- Richter, Antje (2010):* A.R. – Interview vom 08. Juni 2010, S. 1–17.
- Wernicke, Horst (2010):* H.W. – Interview vom 09. Juni 2010, S. 1–17.

Anton Schindling

Die protestantischen Universitäten und Hohen Schulen, ihre Städte und Territorien im Heiligen Römischen Reich und seinen Nachbarländern¹

Mit 11 Abbildungen

Ein Student, etwa aus Ungarn und Siebenbürgen, aus der polnisch-litauischen Rzeczpospolita, aus den baltischen Landen oder aus den skandinavischen Königreichen, der in der Frühen Neuzeit aus seiner Heimat zum Studium in das Heilige Römische Reich aufbrach, hatte in den deutschen Territorien und Städten die Auswahl von über 40 Universitäten und universitätsähnlichen Hohen Schulen. Er wird diese akademischen Bildungseinrichtungen jedoch kaum als eine Einheit wahrgenommen, sondern sie nach ihrer Konfession zugeordnet und eingeteilt haben. Das Schul- und Hochschulwesen in den Territorien und Städten des Reiches gliederte sich nach konfessionell geprägten Bildungslandschaften. Diese waren ihrerseits wiederum in geistige Austauschzusammenhänge, Netzwerke und Kommunikationsräume eingebunden, die weit über die Grenzen des Reiches hinausgriffen.

Fremdheit sowie die Kategorien ›wir‹ und ›die anderen‹ sind immer nur relative Begriffe. Darauf bauten auch die ›mental maps‹ der Studenten und Gelehrten auf. Ein Katholik, Calvinist oder Lutheraner aus Ostmitteleuropa zog also nur teilweise in die Fremde, wenn er nach Absolvierung der propädeutischen Studien in seiner Heimat an eine Universität oder Hohe Schule der eigenen Konfession im Heiligen Römischen Reich ging. Die Prinzipien der Lehre und des Studiums folgten im Hochschulraum einer Konfession, überall in Europa, jeweils denselben Mustern. Es gab für die Studenten in ihrem Erfahrungsraum der Schule oder Hochschule auch keine sprachlichen Probleme, da bis weit in das 18. Jahrhundert hinein überall das Lateinische die Unterrichtssprache blieb – als das Medium der Verständigung, des Wissens und der Erkenntnis, und zwar die Nationen und die Konfessionen übergreifend.

Neben der Konfession waren ständische Kriterien für die Bildungsmigranten ein Element der Wahl des Studienortes. Die jungen Adeligen, die oft ein Studium

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

mit einer standesgemäßen Bildungsreise nach Frankreich und Italien verbanden, wollten ihresgleichen an den Universitäten treffen. Es gab Universitäten, an denen der Adelsanteil hoch war. Dies war an Universitäten der Fall, an denen es eine renommierte Juristische Fakultät gab, denn karrierebewusste junge Adelige mussten sich Rechtskenntnisse aneignen, wenn sie im Fürstendienst eine Anstellung suchten. In den protestantischen Reichsteilen zog im 16. und 17. Jahrhundert die reichsstädtische Hochschule in Straßburg besonders viele Edelleute an, später das kurhannoversche Göttingen. Daneben gab es Ritterakademien speziell zur Ausbildung von jungen Adeligen, wie etwa das ›Collegium Illustre‹ im württembergischen Tübingen.

Für die nichtadeligen Studenten, die aus bürgerlichen Familien stammten oder auch Sozialaufsteiger vom Land waren, bildeten die Aufenthaltskosten am Studienort oft einen entscheidenden Gesichtspunkt. Hierbei war die Existenz von Freitischen, Stipendiatenanstalten, Konvikten oder Wohngemeinschaften in Professorenhaushalten sehr wichtig. Manche nichtadeligen Studenten konnten als Reisebegleiter eines vermögenden jungen Adelige ihren Studien nachgehen. Die Theologiestudenten waren vielfach ganz von den Stipendiatenanstalten abhängig, die vom Landesherrn unterhalten wurden.

Das Heilige Römische Reich wies in der gesamten Frühen Neuzeit eine sehr viel höhere Dichte an akademischen Bildungseinrichtungen auf als die Länder Nordeuropas und Ostmitteleuropas. Studierwillige junge Männer aus diesen Ländern mussten ins Ausland gehen. Sie wurden dadurch aber auch in die Lage versetzt, jeweils neue geistige Strömungen mit in ihre Heimat zurückzubringen. Die Wege aus Ostmitteleuropa und Nordeuropa an die Universitäten und Hohen Schulen im Heiligen Römischen Reich und die Wege zurück waren somit Verbindungslinien eines europäischen Kulturtransfers. Studenten aus Ungarn, Polen-Litauen, den baltischen Ländern und Skandinavien an deutschen Universitäten waren dabei nicht nur Nehmende. Ihre Anwesenheit gab den deutschen Professoren und Studenten auch eine Stütze des Selbstbewusstseins und des Selbstvertrauens, indem die auswärts weit reichende Wirkung der eigenen Lehre erfahren wurde.

Die Universitäten und Hohen Schulen, an welchen ausländische Studenten im Heiligen Römischen Reich studieren konnten, waren alle von Landesfürsten oder Stadtmagistraten gegründet worden und wurden als Territorial- oder Stadtuniversitäten finanziert und verwaltet. Mit dem Trägerterritorium oder der Trägerstadt wurden die Universitäten und Hohen Schulen gemäß der Formel des Augsburger Religionsfriedens ›cuius regio eius religio‹ im Laufe des 16. Jahrhunderts konfessionalisiert. Die Striktheit der konfessionellen Verpflichtung, etwa durch zu leistende Konfessionseide oder bei der Disziplinierung der Studenten, variierte jedoch von Ort zu Ort.

Der Kaiser als Reichsoberhaupt war dennoch für die Universitäten unverzichtbar, denn das Recht einer Hochschule, akademische Grade zu verleihen, insbesondere zum Doktorat zu promovieren, hing von Privilegien des Kaisers und des Papstes ab. Die Protestanten besaßen natürlich keine päpstlichen Privilegien – es sei denn an den älteren Universitäten, wo diese aus der Zeit vor der Re-

formation stammten. Evangelische Universitätsgründer waren somit umso mehr auf ein Privileg des Kaisers angewiesen. Eine Hohe Schule ohne Privileg konnte keine Grade verleihen, die auswärts Anerkennung fanden, und war somit für Studenten nur begrenzt attraktiv. Dies betraf die reformierten Hohen Schulen in Herborn, Hanau, Burgsteinfurt, Zerbst und Bremen, die vom Kaiser kein Universitätsprivileg erhielten, solange der Calvinismus reichsrechtlich noch nicht anerkannt war.

Nachdem der Westfälische Frieden die reichsrechtliche Akzeptanz des reformierten Bekenntnisses gebracht hatte, wurde dann nur noch Herborn in der Grafschaft Nassau-Dillenburg mit einem kaiserlichen Privileg begabt. Die reformierten Hohen Schulen, die – außer Bremen – alle von calvinistischen Grafschaften und Kleinfürstentümern gegründet wurden, wiesen Parallelen zu den calvinistischen Kollegien in Ungarn, Siebenbürgen und Polen-Litauen auf. Auch die reformierten Hohen Schulen in Kantonen der Schweiz – in Bern, Genf, Lausanne und Zürich – gehörten zu diesem Typus. Die reformierte Universität Duisburg, die der Große Kurfürst *Friedrich Wilhelm von Brandenburg* einrichtete, bezog sich auf Universitätsprivilegien, welche die noch katholischen Herzöge von Kleve im 16. Jahrhundert erhalten, aber nicht genutzt hatten.

Die reformierten Hohen Schulen waren keine Volluniversitäten mit vier Fakultäten. Damit ist der normgebende Gestalttypus der deutschen Hochschulentwicklung angesprochen. Die 17 Universitäten, die im Heiligen Römischen Reich bereits vor der Reformation gegründet worden waren, folgten regelmäßig dem Typus der Pariser Universität mit den vier Fakultäten der Theologie, Medizin, Jurisprudenz und der ›artes liberales‹. Die Artistenfakultät, die seit dem 16. Jahrhundert meistens Philosophische Fakultät genannt wurde, bot das allgemein verbindliche Grundlagenstudium an, auf welches die drei ›höheren‹ Fakultäten mit berufsqualifizierenden Studien für Theologen, Ärzte und Juristen aufbauten. Das Modell der Vier-Fakultäten-Universität blieb bis ins 18. Jahrhundert für Volluniversitäten maßgeblich. Es wurde bei fast allen protestantischen Universitätsneugründungen im Reich beachtet. Aber daneben entstanden im 16. Jahrhundert unter dem Einfluss des Humanismus weitere Formen von Hochschulen.

Als neuer Schultypus bildete sich vor allem das humanistische Gymnasium Illustre oder Gymnasium Academicum aus, das in großen Städten im Zuge der Reformation von den Stadtmagistraten zusammen mit Humanisten und evangelischen Predigern verwirklicht wurde. Prototypisch und weithin ausstrahlend war die Schule des Humanisten *Johannes Sturm* in der Freien Reichsstadt Straßburg, ein Gymnasium Illustre, das schließlich zur Volluniversität ausgebaut wurde. Ein solcher Ausbau lag aber nicht in der ursprünglichen Absicht des Schulgründers *Johannes Sturm*. Er wie auch andere Humanisten sahen in dem auf die ›artes liberales‹ konzentrierten Gymnasium Illustre einen Eigenwert. Die Gymnesia Illustria hatten stets eine Art Oberstufe mit propädeutischen Lehrangeboten in den höheren Fakultätsdisziplinen.

Das humanistische Gymnasium Illustre wurde in der Auseinandersetzung der Konfessionen um die besseren Bildungsangebote eingesetzt. Die bereits erwähnten reformierten Hohen Schulen entsprachen in ihrer Grundstruktur diesem



Abb. 1: Die Freie Reichsstadt Straßburg gründete 1538 ihr neues Gymnasium, die Schule Johann Sturms, in dem Gebäude des aufgelösten Dominikanerklosters St. Bartholomäus, das volkstümlich Predigerkloster hieß. In diesem großen gotischen Bau fanden in der Folgezeit die Schule und die reichsstädtische Universität Platz. Auch das Stipendiatenkonvikt »Collegium Praedicatorum« war hier untergebracht. Seit dem 19. Jahrhundert hatte in dem Klosterbau das Protestantische Gymnasium seinen Ort. Das ehemalige Klostergebäude brannte 1860 ab, die Kirche wurde 1870 bei der Belagerung Straßburgs durch die preußische Artillerie beschossen und zerstört (samt der hier verwahrten Stadt- und Universitätsbibliothek). Die Neubauten von Gymnase Jean Sturm und Temple Neuf hielten sich nicht an die Formen der Vorgänger. Das Aquarell von Edouard Weissandt zeigt die noch unzerstörten Gebäude vor den beiden Katastrophen. Der so genannte Grasboden vorn war der Turnplatz der Schüler des Gymnasiums. Im 16. und 17. Jahrhundert fanden hier Aufführungen des lateinischen Schultheaters statt, für das Straßburg bekannt war

Vorlage: Quatrième Centenaire du Gymnase Protestant de Strasbourg 1538–1938.

Relation des Fêtes du 18, 19 et 20 novembre 1938, publiée par le Comité des Fêtes, Strasbourg 1939, gegenüber S. 145. Bildarchiv Schindling

Schultypus. Der propädeutische Unterricht in den höheren – den universitären Fächern war dabei zumindest in der Grafschaft Nassau-Dillenburg, in Herborn, recht umfangreich.

Die stärksten Wirkungen einer Universität innerhalb und außerhalb des Heiligen Römischen Reiches gingen im 16. Jahrhundert von der kursächsischen Universität Wittenberg aus. Zusammen mit der Viadrina in Frankfurt an der Oder war die Leucorea in Wittenberg die letzte vorreformatorische Universitätsgründung – natürlich mit kaiserlichem und päpstlichem Privileg. An der Universität

Wittenberg hatte die Reformation *Martin Luthers* ihren Ursprung, hier gelang *Philipp Melanchthon* in einer exemplarischen Studienreform die Verbindung von evangelischem Bekenntnis und Humanismus. Das Wittenberger Reformmodell *Melanchthons* mit seiner Synthese von Reformation und Humanismus wurde an zahlreichen evangelischen Universitäten nachgeahmt, wobei mehrfach die Schüler *Melanchthons* eine maßgebliche Rolle spielten. Die Reform der bereits älteren hansestädtischen Universität Rostock und die Neugründungen von evangelischen Landesuniversitäten in Marburg, Königsberg und Helmstedt seien hier hervorgehoben.

Die materielle Grundlage für die Reformen und Neugründungen der evangelischen Universitäten bildete die Aufhebung der Klöster, die als ein zentraler Punkt mit der Einführung der Reformation verbunden war. Die Klostergüter wurden in die Verfügungsgewalt der weltlichen Obrigkeiten, der Landesfürsten und Stadtmagistrate, übernommen. *Luther* forderte, dass die Stiftungsgüter im Sinne der ursprünglichen Wohltäter nur »ad pias causas« verwendet werden dürften. Dies waren in erster Linie Schule und Caritas. In seiner Reformationsschrift »*An die Ratsherren aller Städte deutschen Lands*« von 1522 führte *Luther* aus, dass die Klöster und Stifte ursprünglich Schulen gewesen seien. Wenn die Stadtmagistrate und Fürsten die Klostergüter also verwendeten, um Schulen und Universitäten zu dotieren, täten sie nichts anderes, als den ursprünglichen Stiftungszweck zu erfüllen. Dies seien die Zeitgenossen den frommen Ahnen schuldig. Der Missbrauch der Mönche müsse abgestellt werden.

Die Wittenberger Universität selbst nutzte seit der Reformation vor allem das ehemalige Augustinereremitenkloster – *Luthers Konvent* – als ihr zentrales Gebäude. Städtebaulich markierte die Leucorea in der Elbfront Wittenbergs somit den Gegenakzent zum kurfürstlichen Schloss. Wittenberg verlor allerdings gleichzeitig den Charakter einer Residenzstadt, da noch die ernestinischen Kurfürsten Torgau bevorzugten und seit 1547 die Albertiner ihr Zentrum in Dresden hatten.

Landgraf *Philipp der Großmütige* von Hessen gründete 1527 die erste evangelische Universität in Marburg an der Lahn im bisherigen Dominikanerkloster. Dies war infolge der Beschlüsse der Homberger Synode im Vorjahr, 1526, aufgelöst worden. Für die Marburger Philipps-Universität wurden Merkmale kennzeichnend, die – neben der konfessionellen Bindung – in der Folgezeit auch für andere protestantische Hochschulen charakteristisch werden sollten:

1. Marburg war nicht mehr die hauptsächliche landesfürstliche Residenzstadt,
2. die Universität wurde in dem gotischen Gebäude eines aufgelösten Bettelordensklusters untergebracht, das architektonisch unübersehbar nahe dem Stadtzentrum lag, aber für den neuen Zweck nur wenig umgebaut wurde,
3. dort oder in einem weiteren aufgehobenen Kloster war auch eine fürstliche Stipendiatenanstalt untergebracht, in welcher vor allem Theologiestudenten versorgt wurden, die sich auf den Pfarrdienst der evangelischen Landeskirche vorbereiteten.

Ähnlich wie an der Lahn war die Lage an der Saale: Die Jenaer Universität wurde 1548 bzw. 1558 als Samtuniversität der sächsisch-ernestinischen Herzogtümer ge-

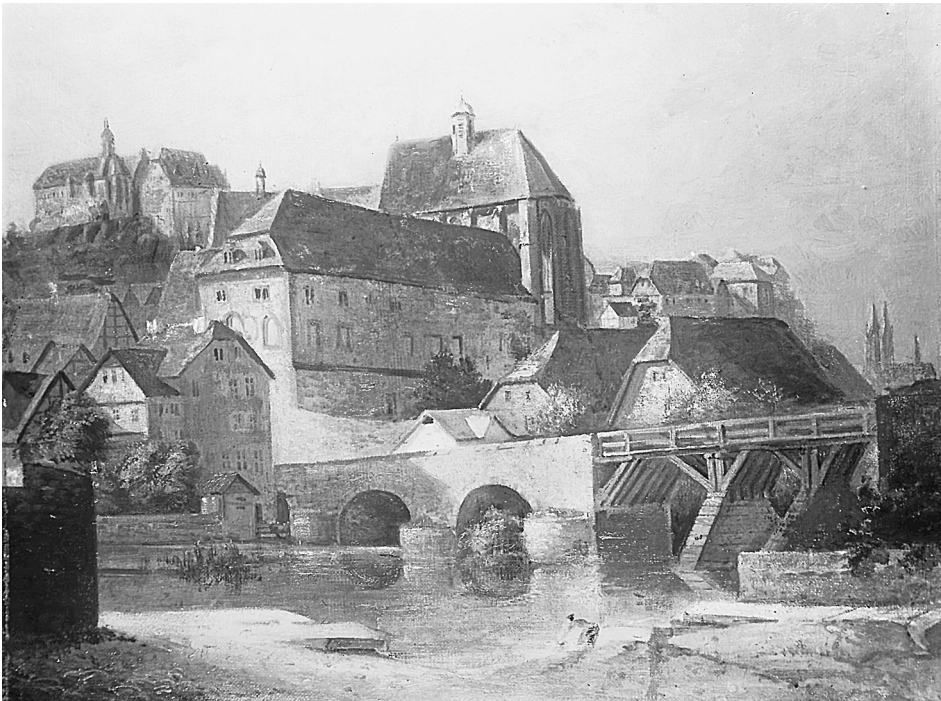


Abb. 2: *Die Marburger Philipps-Universität, die erste evangelische Universitätsneugründung, wurde von Landgraf Philipp dem Großmütigen von Hessen 1527 in dem soeben im Zuge der Reformation aufgehobenen Kloster St. Johannes Baptista des Dominikanerordens eingerichtet. Das Gemälde aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt eine Stadtansicht von Marburg mit der Lahnbrücke und dem ehemaligen Kloster samt der gotischen Dominikaner- bzw. Universitätskirche, links im Hintergrund das Landgrafenschloss, rechts im Hintergrund die Türme der St. Elisabethkirche. Das Bild stellt ein Dokument der Erinnerung dar. Gleichzeitig wurde das Gebäude des Dominikanerklosters durch einen architektonisch anspruchsvollen neogotischen Neubau ersetzt*

Vorlage: Bildarchiv Foto Marburg fm 15.403

gründet – aber nicht in einer der ernestinischen Residenzstädte, sondern in einer anderen Stadt. Eine solche Platzierung der Hochschule, räumlich getrennt von der Residenz, galt auch für das württembergische Tübingen und das braunschweig-wolfenbüttelsche Helmstedt sowie für Rinteln an der Weser in der Grafschaft Schaumburg. Zugunsten einer solchen Raumplanung sprachen vor allem disziplinarische Gesichtspunkte, da von den Studenten nächtliche Unruhen und störende Aufläufe befürchtet wurden. Auch die Freie Reichsstadt Nürnberg entschied sich für die untertänige Stadt Altdorf in ihrem Landgebiet, als sie nach Straßburger Muster 1580 eine reichsstädtische Hochschule gründete. Die Folgen der als disziplinarisch zu lasch eingeschätzten akademischen Gerichtsbarkeit und der so genannte Pennalismus der protestantischen Studenten – deren Rauf- und Sauflust – sollten nicht allzu nah am Sitz der Obrigkeit ihren Platz haben. Die



Königsberg i. Pr., Dominsel mit alter Universität

Abb. 3: Herzog Albrecht in Preußen ließ neben dem Königsberger Dom auf der Dominsel den ehemaligen Domhof mit den Domherrenkurien zu einem Kollegiengebäude für die 1544 neu gegründete Universität umbauen. Das Bauensemble wurde im Zweiten Weltkrieg bei der Eroberung Königsbergs durch die Sowjetarmee zerstört. Hier eine Aufnahme um 1930

Vorlage: Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg

Einrichtung von Hochschulen an anderen Orten als den Residenzstädten kann allerdings auch als eine territoriale Infrastrukturmaßnahme verstanden werden, denn dadurch wurden den Bürgern dieser Städte – ungeachtet aller Belästigungen – auch Verdienstmöglichkeiten geschaffen. Die Vermieter, Gewandschneider, Bäcker, Metzger, Brauer und Gastwirte etwa verdienten an den Studenten nicht schlecht.

In Marburg und Jena gab es analoge stadttopographische Konstellationen. Die seit 1534 evangelisch neu organisierte Universität Tübingen verfügte über ein vorreformatorisches Bursen- und Kollegiengebäude. Zwei aufgehobene Klöster wurden verwendet, um das landesfürstliche Stipendium – das Tübinger Stift im Augustinereremitenkloster – und die Ritterakademie – das Collegium Illustre im Franziskanerkloster – unterzubringen. In Leipzig wurde nach Einführung der Reformation 1539 das Paulinerkloster der Universität zugewiesen – als Hörsaalgebäude und Wohnhaus für Professoren und Stipendiaten. Auch in dem kleinen Rinteln an der Weser erhielt die gräflich schaumburgische Universität ein ehemaliges Kloster als Domizil.

Die zahlreichen Neugründungen spiegelten nicht nur die territoriale Kleinräumigkeit des Alten Reiches, sondern auch die innerprotestantischen konfessionellen Differenzierungen. So steht der Namen *Philipp Melancthons* nicht nur für die vorbildliche Wittenberger Universitätsreform, sondern auch für eine der

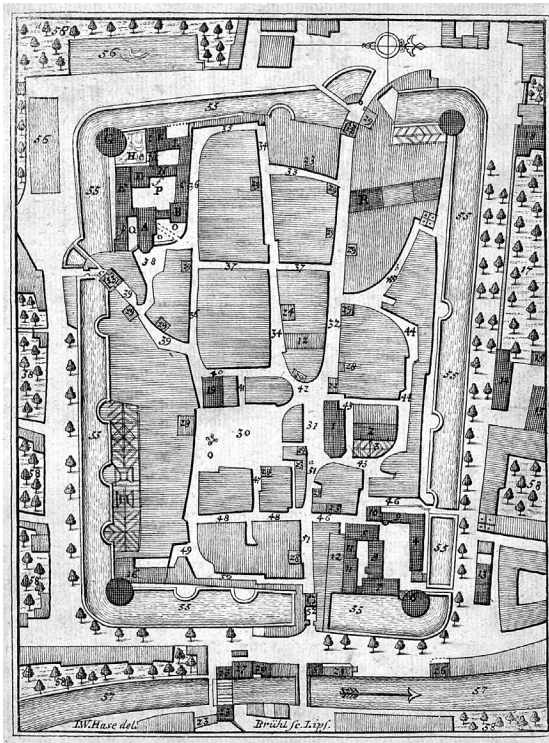
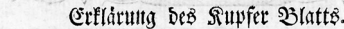


Abb. 4:

Die Jenaer Universität – sächsisch-ernestinische Gegengründung gegen das kursächsische Wittenberg – domizilierte in dem im Zuge der Reformation aufgehobenen Dominikanerkloster St. Maria und St. Paul. Die Ruine der im Zweiten Weltkrieg durch Bomben zerstörten gotischen Universitätskirche wurde in der DDR auf Geheiß der SED abgerissen. Auch der Rest des Kollegiengebäudes sollte damals beseitigt werden, was jedoch verhindert werden konnte. Auf dem (gewesteten) Stadtplan von 1751 ist der Komplex der Universität in dem ehemaligen Kloster mit der Kirche links oben zu sehen. Vorlage: Johann Ernst Basilius Wiebeking, Ausführliche Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der Jenaischen Akademie, Jena 1751, Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena [ThULB] Abt. Handschriften und Sondersammlungen, 4 Hist. lit. VI, 6, Jena – Stadt vom Süden [sic!], 11–12

Spaltungen, die für die evangelische Hochschullandschaft folgenswer wurden. Die humanistisch gemäßigte Lehrauffassung *Melanchthons* wurde von den Gnesiolutheranern bekämpft, welche den ›Philippismus‹ verdächtigten, als ›Kryptocalvinismus‹ zu den schweizerischen Irrlehren der Zwinglianer und Calvinisten zu führen. Gegen die philippistisch bestimmte Universität Wittenberg wurde von den Gnesiolutheranern die Universität Jena als eine orthodox lutherische Gegenuniversität gegründet. Der Philippismus bildete tatsächlich vielfach eine Brücke zum reformierten Bekenntnis, wie sich u.a. an den Universitäten in Heidelberg und Marburg sowie an den Hohen Schulen in Bremen und im anhaltinischen Zerbst zeigte.

Die sächsisch-wettinische Konfrontation von Wittenberger Leucorea und Jenaer Salana wiederholte sich im 17. Jahrhundert in Hessen zwischen dem calvinistischen Marburg und dem orthodox lutherischen Gießen. Die hessen-darmstädtische Universität in Gießen entstand 1607 als Gegengründung gegen das hessen-kasselische Marburg. Ein eigenes Profil im Konfessionellen Zeitalter hatte die braunschweig-wolfenbüttelsche Universität in Helmstedt. Hier blieb bei dem grundlegenden Bekenntnis zum Luthertum von Anfang an ein irenisch-humanistischer Geist in der Tradition *Philipp Melanchthons* lebendig.



- | | |
|-------------------------------------|----------------------------|
| 1. Die Haupt-Kirche zu St. Michael. | 29. Back Häuser. |
| 2. Die Stadt Schule. | 30. Der Markt. |
| 3. Der Schul Garten. | 31. Töpfern Markt. |
| 4. Das Haupt Schloß. | 32. Die Johannis Gasse. |
| 5. Das Amt Haus. | 33. Die Juden Gasse. |
| 6. Das Amts Archiv. | 34. Die Lutter Gasse. |
| 7. Die Neit Bohn. | 35. Hinter der Kinnen. |
| 8. Ställe. | 36. Die Collegien Gasse. |
| 9. Herrschafts Seiten Gebäude. | 37. Bräuer Casjen. |
| 10. Die Hauptwache. | 38. Der Nonnen Plan. |
| 11. Kern Wöben. | 39. Die Ißber Gasse. |
| 12. Die alte Negierung. | 40. Hinter dem Nothhause. |
| 13. Das Ballhaus. | 41. Das Markt Hüßgen. |
| 14. Herrschaste Haus. | 42. Das Kreuz. |
| 15. Färstlen Keller. | 43. Hinter der Kirche. |
| 16. Der Fechtboden. | 44. Beym Schlukein. |
| 17. Der Färstlen Garten. | 45. Die Jener Gasse. |
| 18. Wohnung des Gärtners. | 46. Die Schloß Gasse. |
| 19. Das Nathhaus. | 47. Das Greißhagen. |
| 20. Der Spital zu St. Maria Magd. | 48. Die Derleken Gasse. |
| 21. Der Bruder Spital. | 49. Der Ploß. |
| 22. Der Burg Keller. | 50. Die Unterlaugen Gasse. |
| 23. Mühlen. | 51. Die Saal Gasse. |
| 24. Stadt Brauhause. | 52. Das Saal Thor. |
| 25. Mals Haus. | 53. Das Ißber Thor. |
| 26. Färstlen Brauhause. | 54. Das Johannis Thor. |
| 27. Schlacht Haus. | 55. Der Stadt Graben. |
| 28. Galt Höfe. | 56. Feiche. |
| | 57. Die Saale. |
| | 58. Gärten. |

Afsade



- A. Die Collegien oder Pauliner Kirche.
- B. Des Herrn Jussessoria Wohnung, mit darüber liegenden Observatorio.
- C. Der Akademische Buchladen, nebst dem darneben liegenden Convictorio, und darüber liegenden Vöden.
- D. Der Platz, wo hinten, unten das Philosophische, oben das Juristische Auditorium; darneben die Consistorial Stuben, liegt.
- E. Unten die Akademische Bibliothek, oben das theologische und medicische Auditorium.
- F. Carcer, und Wohnungen für den Ledorem Convictorii, Papiferos, Potierum und Aufwärter: ingelehen ist auch hier die Anatomie kammer gelegen.
- G. Das neue Theatrum Anatomicum.
- H. Der mediciner Garten.
- I. Des Gärtners Wohnung, und darunter ein Gewächshaus.
- K. Brau Haus,
- L. Ställe.
- M. Neues Gewächshaus, und Auctions Stube.
- N. Des Deconomi Wohnung, Bad Haus, und Carcer.
- O. O. Gärten.
- P. Q. Höfe.
- R. Die Hofen Kellerei.
- S. Der Studenten Hospital.

உரு

*Abb. 5:
Erläuterung des Jenaer Stadtplans von 1751.
Die Nummern 7, 8, 13, 16 und 36 beziehen
sich auf Orte, an denen sich studentisches
Leben abspielte*

Vorlage: *Johann Ernst Basilius Wiedeburg*, Ausführliche Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der Jenaischen Akademie, Jena 1751, Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena [ThULB] Abt. Handschriften und Sonder-sammlungen, 4 Hist. lit. VI, 6, Jena – Stadt vom Süden [sic!], 11–12

Abb. 6:
Akademische Gebäude in Jena 1751

Vorlage: *Johann Ernst Basilius Wiedeburg:*
 Ausführliche Nachricht von dem gegenwärtigen
 Zustande der Jenaischen Akademie, Jena 1751,
 Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek
 Jena [ThULB] Abt. Handschriften und Sonder-
 sammlungen, 4 Hbt. lit. VI, 6, Jena – Stadt vom
 Süden [sic!], 11–12

Die lutherischen Universitäten im mittleren Deutschland – Wittenberg und Leipzig in Kursachsen, Jena als Samtuniversität der ernestinischen Wettiner, Helmstedt als welfische Samtuniversität im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel sowie dann im Zeitalter der Aufklärung das brandenburg-preußische Halle an der Saale und das kurhannoversche Göttingen – bildeten eine einzigartige kulturelle Verdichtungszone. Das kleine, wenig besuchte Rinteln war zumindest wegen des Spruchkörpers seiner Juristischen Fakultät von überterritorialer Bedeutung. Der mitteldeutsche Hochschulraum umfasste allerdings vor allem stark frequentierte Universitäten in einer relativen Nachbarschaft zueinander. Dies war eine Art Herzkammer des konfessionsbestimmten lutherischen Kulturraumes mit einer Wirkung über die Grenzen des Heiligen Römischen Reichs hinaus. Für Skandinavien und die baltischen Lande ist allerdings auf die beson-

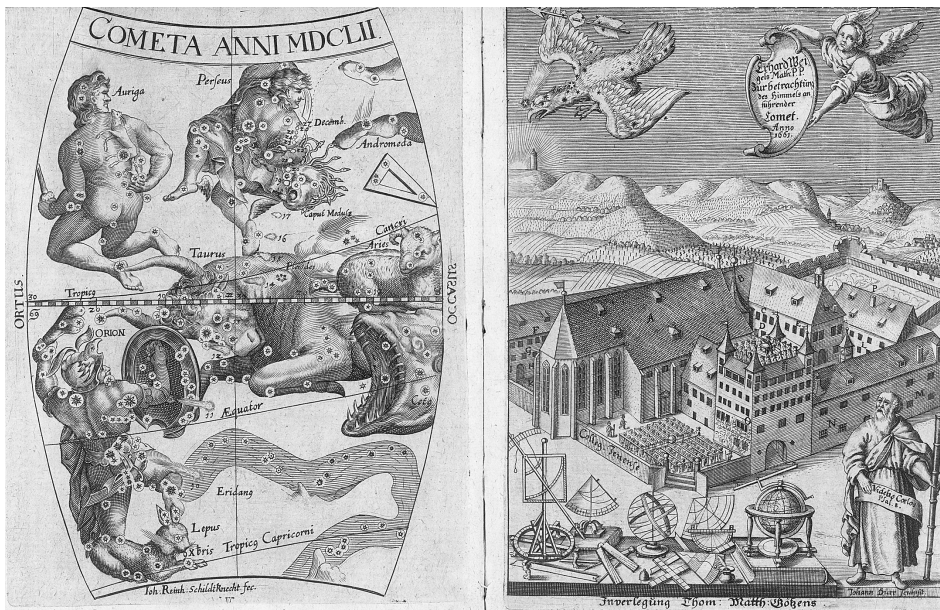


Abb. 7: *Das Collegium Jenense von Nordosten und die Südwestecke der Stadtmauer 1651. Titelkupfer in einem Werk des Jenaer Mathematikers, Astronomen, Pädagogen und Philosophen Erhard Weigel von 1651*

Vorlage: Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena [ThULB] Abt. Handschriften und Sondersammlungen, 8 MS 29453 Titelkupfer: Collegium Jenense, *Johann Dürr*

dere Rolle der beiden hansestädtischen Universitäten in Rostock und Greifswald hinzuweisen. In den katholischen Reichsteilen bildeten gegenüber der mitteldeutschen Verdichtungszone des lutherischen Kulturraumes nur einzelne frequenzstarke Universitäten eine Art Gegengewicht – hier sind vor allem Ingolstadt, Köln und Wien zu nennen.

An die lutherischen Universitäten im mittleren Deutschland ging auch eine kontinuierliche Bildungswanderung von protestantischen Studenten aus Ostmitteleuropa und dem Norden. Die Attraktivität der kurpfälzischen Universität Heidelberg für calvinistische Studenten, gerade auch aus Ostmitteleuropa, währte dagegen nur eine kurze Phase um 1600. Sie wurde durch den Dreißigjährigen Krieg zunichte gemacht. Im Kulturraum der reformierten Konfession kam jetzt die Anziehungskraft der nordniederländischen Universitäten zur Geltung – vor allem der gute Ruf und die innovative Dynamik der 1575 gegründeten holländischen Universität Leiden wirkten sich aus.

Neben dem humanistischen und weltoffenen Leiden gab es in den nördlichen Niederlanden mit ähnlicher Ausrichtung die Universitäten in Groningen und Utrecht und das Athenäum in Amsterdam, ein großes Gymnasium Illustre, ferner die streng calvinistische Universität in Franeker in Friesland und die preisgünstige Universität in Harderwijk am IJsselmeer. Die Universitäten in der Republik der



Abb. 8: *In Helmstedt wurde für die 1576 gegründete Julius-Universität ein repräsentativer Neubau im Stil der Weserrenaissance errichtet. Die von dem Universitätsgründer Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel gebauten beiden Flügel links und rechts dienten als Kollegiengebäude. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Sohn und Nachfolger, ließ im Zentrum das prachtvolle Juleum errichten, welches im Erdgeschoß die Aula der Universität beherbergte. Der Wolfenbütteler Hofarchitekt Paul Francke schuf hier eines seiner Hauptwerke*
 Vorlage: Bildarchiv Foto Marburg fm 405.787

Vereinigten Niederlande existierten als Gründungen der Provinzialstaaten, also der Stände, aus eigenem Recht, ohne kaiserliche, königlich-spanische oder gar päpstliche Privilegien. Zusammen mit den akademischen Bildungsanstalten in der reformierten Schweiz – der Universität in Basel und den Hohen Schulen in Bern, Lausanne und Zürich – garantierten die nordniederländischen Universitäten die europäische Dimension im reformierten Bildungsraum. Dieser konfessionsbestimmte Bildungsraum reichte von Siebenbürgen bis Holland und von den französischen Hugenottenakademien bis zu den Schulen calvinistischer Magnaten in Litauen, ja er bezog in den englischen Kolonien auch calvinistische Hohe Schulen jenseits des Atlantik ein.

In den protestantischen Universitätsstädten im Reich boten sich dem Besucher nach dem äußeren Erscheinungsbild bemerkenswerte Unterschiede: Ebenso wie die Marburger Universität war auch das reichsstädtische Gymnasium in Straßburg, das 1621 schließlich zur Universität aufstieg, in einem aufgehobenen Dominikanerkloster untergebracht. In Wittenberg und Jena sowie im Tübinger Stift, in

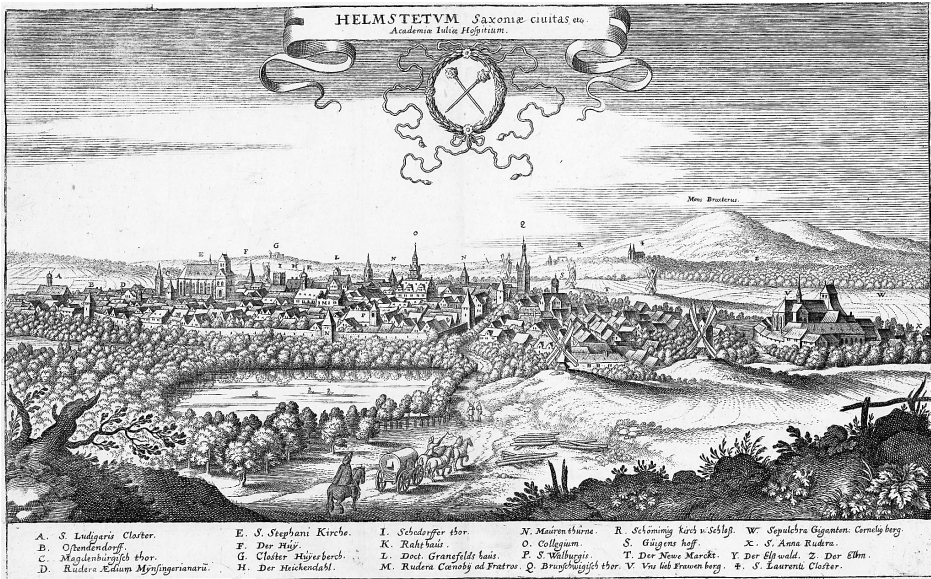


Abb. 9: Stadtansicht von Helmstedt aus dem Jahr 1654 von Norden aus; das Juleum mit seinem Turm (O) ragt markant neben Kirchtürmen und Stadtmauertürmen heraus. Die Stadtpfarrkirche St. Stephani (E) diente auch als Universitätskirche und Begräbnisort prominenter Professoren. Das dargestellte Wappen der Stadt Helmstedt zeigt zwei goldene, schräg gekreuzte Krummstäbe im roten Feld, die dem Wappen der Äbte von Werden-Helmstedt, dem Benediktinerkloster vor den Toren der Stadt (A), entlehnt worden sind. Das hier nicht abgebildete Wappen der Universität zeigt Samson mit dem Löwen vor Sonne und Mond

Vorlage: Matthäus Merian: Topographia vnd Eigentliche Beschreibung Der Vornembsten Stätte Schloßer auch anderer Plätze vnd Örter in denen Herzogthümern Braunschweig vnd Lüneburg ..., Frankfurt am Main Matthaues Merians Erben 1654, nach S. 112; Staatsarchiv Wolfenbüttel, Signatur des Stiches: 50 Slg 1033, Nr. 2

Bremen, Rinteln und Zerbst lernten die Studenten gleichfalls in klösterlichen Räumen. Dagegen wurden Neubauten in den architektonischen Formen der Renaissance in Altdorf, Burgsteinfurt, Gießen, Helmstedt und Herborn errichtet. In Altdorf und Helmstedt war die Architektur besonders anspruchsvoll. Das »Juleum Novum« der welfischen Samtuniversität bot im Stil der Spätrenaissance und des Manierismus ein eindrucksvolles Denkmal landesfürstlicher Wissenschaftspflege und prachtvoller Repräsentation.

In diesen Städten bezogen die Universitätsneubauten keine Kirchenneubauten ein. Die Stadtpfarrkirchen in Altdorf, Gießen, Helmstedt und Herborn wurden jetzt auch als Universitätskirchen genutzt. Dort wurden Professoren beerdigt und mit repräsentativen Grabdenkmälern geehrt. In den Komplexen der aufgehobenen Klöster dagegen dienten die ehemaligen Klosterkirchen als Universitätskirchen – so etwa auch die Paulinerkirche in Leipzig. Universitätsgottesdienste verliehen dem öffentlichen Leben der Hochschulen einen festen Rahmen. Die



Abb. 10:

In ihrer untertänigen Landstadt Altdorf ließ die freie Reichsstadt Nürnberg einen repräsentativen Neubau im Stil der Renaissance für ihre Universität errichten. Das Renaissancegebäude der Altdorfer Universität zeigt den für Staatsbauten der selbstbewussten und vermögenden freien Reichsstadt Nürnberg und ihrer regierenden Patrizierfamilien charakteristischen Architekturstil. In dem Gebäude waren Hörsäle und die Wohnräume für die reichsstädtischen Stipendiaten untergebracht. Die Academia Norica wurde 1809 vom Königreich Bayern aufgelöst und dient heute als Wichernhaus der Evangelischen Kirche für sozial-caritative Aufgaben

Vorlage: Bildarchiv Foto Marburg fm 1.205.578

Lehrenden mussten selbstverständlich alle Angehörige der jeweiligen Landeskongregation sein und deren Grundsätze vertreten. Unter ihnen spielten öfter Glaubensflüchtlinge eine Rolle – Gelehrte, die um des Bekenntnisses willen ihre Heimat verlassen hatten und als ›Exulanten‹ einen besonderen Persönlichkeitstypus des Konfessionellen Zeitalters vertraten. Öffentlichen Gottesdienst in der Hochschulstadt gab es nur in der etablierten Landeskongregation.

Es existierten aber Grenzen der Konfessionalisierung und der Konfessionalisierbarkeit. Alle diese Schulen und Hochschulen besaßen ein gemeinsames geistiges Fundament im Humanismus, der von Lutheranern, Calvinisten und Katholiken gleichermaßen zur Grundlage ihrer Bildungsreformbestrebungen genommen wurde. Die Wiederbelebung der Texte des klassischen und des christlichen Altertums sowie die Pflege einer guten, kunstvollen lateinischen Sprache in Wort und Schrift waren der Ausgangspunkt für alle Bemühungen um bessere Schulen. Signifikant für diese humanistische Didaktik war die nachdrückliche Pflege des lateinischen Schultheaters, etwa in Straßburg durch *Johannes Sturm* und seine Schüler. Entsprechendes fand sich im Jesuitentheater der katholischen Hochschulen.

Wissensbestände und Kommunikationsformen waren in einem europäischen Bildungsraum lebendig, auch über die Grenzen der konfessionellen Bildungsräume hinweg. Das erleichterte den Studenten ihre Bildungswanderungen quer durch Europa. Das humanistische Bildungsideal vermochte dabei, sowohl dem künftigen Theologen oder bürgerlichen Gelehrten wie auch dem Adeligen Orientierungswissen und literarische Leitbilder zu vermitteln. Die Philosophie der Stoa und allgemeine Grundsätze des Christentums bildeten entscheidende Quellen der

Inspiration – jenseits der konfessionellen Sonderungen. Dabei blieb es bis in die Zeit der Aufklärung.

Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts übernahmen im Norden des Heiligen Römischen Reichs die Kurfürstentümer Brandenburg und Hannover – neben Kursachsen – die führenden Rollen. Aber nicht die Hauptstädte Berlin und Hannover beherbergten die wegweisenden Hochschulen. Vielmehr wurden Halle an der Saale 1694 und Göttingen 1734/37 die beiden Modelluniversitäten der Aufklärung. Hier milderten sich auf dem Boden eines gemäßigten Luthertums die dogmatischen Gegensätze, vor allem gegenüber den Calvinisten. Die Jurisprudenz wurde mit Historisierung und Naturrecht zur neuen Leitwissenschaft anstelle der Theologie erhoben, und es erfolgte der allmähliche Übergang zum Deutschen als Unterrichtssprache. Der Hallesche Pietismus beförderte parallel dazu den Ruf der Friedrichs-Universität. Der Zustrom von Studenten an die aufgeklärten Musteruniversitäten Halle und Göttingen war sehr groß. Im Süden hatte die protestantische Universität in der ›libre ville royale‹ Straßburg eine ähnliche Wirkung aufzuweisen. Ihre Trägerstadt gehörte seit 1681 zum Königreich Frankreich, sie behielt aber gleichwohl eine große Anziehungskraft für Studenten aus den Territorien und Städten des Heiligen Römischen Reiches.

Das Zeitalter der Aufklärung konstatierte zunehmend einen Vorsprung der protestantischen Reichsteile vor den katholischen in Bildungsfragen. Der tatsächliche oder unterstellte katholische Bildungsrückstand wurde von den Kritikern vor allem mit der Monopolstellung der Jesuiten im katholischen Bildungswesen in Verbindung gebracht.

Abb. 11: Stadtplan von Göttingen 1747 (geostet)

Für die Universität sind die folgenden mit großen Buchstaben gekennzeichneten Gebäude wichtig: E. Universitäts- oder Paulinerkirche, R. Der Hortus Medicus Universitatis, T. Das Auditorium publicum, U. Das Reit Haus, W. Die Professoren Häuser, X. Das Theatrum Anatomicum, Y. Universitäts Apotheke, Z. Universitäts Wein Keller

Zur Attraktivität der Universität Göttingen trug die Lockerung des lutherischen Monokonfessionalismus in der Stadt bei. Die private katholische Religionsausübung durch Universitätsverwandte wurde von Kurfürst Georg II. August mit Reskript vom 9. April 1746 gestattet. Wo sich der Andachtsraum in den ersten Jahren danach befand, ist nicht bekannt. Seit 1751 war er in dem von dem aus Mailand stammenden Galanteriewarenhändler Carl del Angelo gemieteten Haus Barfüßerstraße 15 untergebracht (Nr. 38). 1789 konnte in der Kurzen Straße auf dem Grundstück der heutigen katholischen Kirche St. Michael ein Bethaus errichtet werden

Nr. 2; vgl. Wehking, Sabine: Die Entwicklung der katholischen Gemeinde 1746–1866. – In: Böhme, Ernst; Vierhaus, Rudolf [Hrsg.]: Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt Bd. 2. Göttingen 2002, S. 587–608. Vorlage: Stadtarchiv Göttingen, Heumann-Stadtplan aus dem Jahr 1747, Kupferstich-Serie in der Bibliothek des Stadtarchivs Göttingen, Signatur IV A 171 (Wahre Abbildung der ... Stadt Göttingen, ihrer Grund-Lage, äußerl. und innerlicher Prospective und der zur Georg Augustus Universität gehörigen Gebäude / gezeichnet und in Kupffer herausgegeben durch Georg Daniel Heumann. – Göttingen: Regia Aula et Academica Chalcographo, [1747]. – XII Bl.)



Abb. 11

Die aufgeklärten protestantischen Modelluniversitäten Halle und Göttingen bewirkten mit ihrer starken Ausstrahlung auch Universitätsreformen, wie sie in katholischen Territorien seit den 1730er Jahren und dann nach dem Siebenjährigen Krieg in der Reformphase seit 1763 durchgeführt wurden. Solche Reformen betrafen zunächst die Juristischen und Medizinischen Fakultäten. Hier sind als Vorreiter Würzburg, Ingolstadt und Wien zu nennen. Für die Juristen setzte Halle mit dem Reichsstaatsrecht, dem Reichskirchenrecht und der Reichsgeschichte und für die Mediziner das holländische Leiden mit dem klinischen Unterricht die wissenschaftlichen Maßstäbe. *Maria Theresia* führte an den Universitäten in den habsburgischen Erbländern entsprechende Reformen und Berufungen von Professoren durch.

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens durch den Papst 1773 wurden dann auch die Philosophischen und Theologischen Fakultäten der katholischen Universitäten im Sinne einer gemäßigten Aufklärung reformiert. Ein besonders spektakuläres Ereignis war die Universitätsreform in Mainz 1784, wo der Erzbischof und Kurfürst sich an das Muster des überaus erfolgreichen Göttingen hielt. Eine katholische Universität auf der Grundlage der Aufklärung wurde auch vom Kurfürsten von Köln in seiner Residenz Bonn 1777 bis 1786 neu gegründet.

Das als Signal gemeinte katholische Mainzer Reformmodell und die Bonner Neugründung brachten freilich nur noch eine Abendröte im Zeichen der Aufklärung. Weniger als zehn Jahre nach der Aufsehen erregenden Universitäts-Erneuerung in Mainz marschierten die Truppen der revolutionären Französischen Republik 1792 in die kurfürstliche Residenzstadt ein. Durch die Auswirkungen der Französischen Revolution und der Herrschaft *Napoleons* wurde eine Vielzahl von Universitäten im Heiligen Römischen Reich aufgelöst. Die meisten katholischen Universitäten fielen der Annexion des linksrheinischen Deutschlands durch Frankreich und rechtsrheinisch der Säkularisation des Reichs-Deputations-Hauptschlusses von 1803 zum Opfer. Dadurch wurde in der deutschen Gesellschaft ein dauerhaftes ›katholisches Bildungsdefizit‹ verursacht und befestigt. Für die Gebiete, die bis dahin unter geistlicher Fürstenherrschaft gestanden hatten – die ›Germania Sacra‹ – ereignete sich vielerorts eine wahre ›Reduktionskatastrophe‹ (Sax 1857, S. 403). Aber auch protestantische Universitäten und Hohe Schulen gingen in diesen Jahren unter, darunter so traditionsreiche Anstalten wie die Universitäten in Altdorf, Duisburg, Frankfurt an der Oder, Helmstedt, Herborn, Rinteln und Wittenberg.

Als der Wiener Kongress unter die Ära der Revolutionskriege und der Kriege *Napoleons* einen Schlussstrich zog, war nicht nur das Heilige Römische Reich unwiderruflich ausgelöscht. Es war auch zu einem Universitätssterben von singulärem Ausmaß im Zusammenhang mit dem Reichsuntergang und den territorialen Veränderungen gekommen. Dadurch war nach 1815 in den Staaten des Deutschen Bundes eine völlig neue bildungsgeschichtliche Lage entstanden. Der Umbruch zu einer neuen Zeit, zur ›Moderne‹, hatte mit den konfessionalisierten Fürstenstaaten und Städten des Alten Reiches auch dessen konfessionell geprägte Bildungslandschaften anachronistisch werden lassen. Nunmehr ver-

schwanden die konfessionellen Bildungsräume nach und nach zugunsten eines homogenisierten nationalen.

Im kulturellen Gedächtnis blieben Fragmente zurück: Die protestantische konfessionelle Bildungslandschaft im Reich der Frühen Neuzeit – lutherisch und reformiert – war nicht zuletzt in der Raumerfahrung als eine ›mental map‹ durch Universitätsgebäude gekennzeichnet. Sie bildeten sichtbare Orientierungspunkte im Erscheinungsbild ihrer Städte – ob als säkularisierte Klöster oder als Neubauten – und wiesen so auch architektonisch den Charakter von Universitätsstädten aus, die oft kleinere Städte waren. Diese waren für das Heilige Römische Reich und seine Territorien, gerade als Ausdruck eines kleinräumigen kulturellen Pluralismus und kleinstaatlicher Kulturblüte, sehr charakteristisch. Diese Vielgestaltigkeit des Alten Reiches mit seinem Nebeneinander von Territorien, Städten und Konfessionen war eine wesentliche Voraussetzung für die andauernde Attraktivität der deutschen Universitäten während der drei Jahrhunderte der Frühen Neuzeit. Diese kam in der Bildungsmigration und Anwesenheit der Studenten – insbesondere solcher protestantischer Konfession – von jenseits der Reichsgrenzen zum Ausdruck.

Trotz aller Einschränkungen hinsichtlich der territorialen und konfessionellen Bindungen verdienen die Universitäten im Heiligen Römischen Reich der Frühen Neuzeit eine geschichtliche Beurteilung mit einer positiven Gesamtbilanz. Dies gilt markant im europäischen Vergleich. Eine Evaluation und ›peer-review‹ der Universitäten im Alten Reich nach heutigen Alleinstellungs- und Exzellenzkriterien hätte sicherlich ein gutes Abschneiden gebracht.

Zusammenfassung

Die protestantische konfessionelle Bildungslandschaft im Heiligen Römischen Reich war in der Raumerfahrung als eine ›mental map‹ durch markante Universitätsgebäude gekennzeichnet. Sie bildeten sichtbare Orientierungspunkte im Erscheinungsbild ihrer Städte – ob als säkularisierte Klöster oder als Neubauten – und wiesen so auch architektonisch den Charakter von Universitätsstädten aus. Diese oftmals kleineren Städte fernab der fürstlichen Residenzen waren für das Heilige Römische Reich und seine Territorien, als Ausdruck eines kleinräumigen Pluralismus und kleinstaatlicher Kulturblüte, sehr kennzeichnend. Diese Vielgestaltigkeit des Alten Reiches mit seinem Nebeneinander von Territorien, Städten und Konfessionen war eine wesentliche Voraussetzung für die andauernde Attraktivität der deutschen Universitäten während der drei Jahrhunderte der Frühen Neuzeit. Diese kam in der Bildungsmigration und Anwesenheit der Studenten – insbesondere solcher protestantischer Konfession – von jenseits der Reichsgrenzen zum Ausdruck.

Summary

The Protestant denominational education landscape in the Holy Roman Empire was in the experience of space marked as a 'mental map' by prominent university buildings. They formed visual landmarks in the appearance of their cities – whether as secularized monasteries or new buildings – and had thus also architecturally the character of university towns. These often smaller cities far from the princely residences are very typical for the Holy Roman Empire and its territories and can be seen as an expression of a small-scale pluralism and a small-state peak of their cultural development. This diversity of the »Old Reich« with its coexistence of territories, cities and denominations was an essential condition for the continued attractiveness of German universities during the three centuries of early modern period. This came in the form of migration and the presence of the students – especially those of Protestant denomination – from beyond the borders of the Holy Roman Empire.

Literatur (bis 2010)

- Alschner, Uwe (1998):* Universitätsbesuch in Helmstedt 1576–1810. Modell einer Matrikelanalyse am Beispiel einer norddeutschen Universität. – Wolfenbüttel.
- Alvermann, Dirk u. Spix, Boris [Hrsg.] (2008):* Bausteine zur Greifswalder Universitätsgeschichte. Vorträge anlässlich des Jubiläums »550 Jahre Universität Greifswald«. – Stuttgart.
- Arnold, Matthieu [Hrsg.] (2009):* Johannes Sturm (1507–1589). Rhetor, Pädagoge und Diplomat. – Tübingen.
- Asche, Matthias (2001a):* Frequenzeinbrüche und Reformen – Die deutschen Universitäten in den 1520er bis 1560er Jahren zwischen Reformation und humanistischem Neuanfang. – In: Ludwig, Walther [Hrsg.]: Die Musen im Reformationszeitalter, Akten der Tagung der Stiftung Luthergedenkstätten in der Lutherstadt Wittenberg 14.–16. Oktober 1999. Leipzig, S. 53–96.
- Asche, Matthias (2001b):* Humanistische Bildungskonzeptionen im Konfessionellen Zeitalter. Ein Problemaufriß in zehn Thesen. – In: Oswald, Julius u. Haub, Rita [Hrsg.]: Jesuitica. Forschungen zur frühen Geschichte des Jesuitenordens in Bayern bis zur Aufhebung 1773. München, S. 373–404.
- Asche, Matthias (2001c):* Humanistische Distanz gegenüber dem »Konfessionalisierungsparadigma«. Kritische Bemerkungen aus der Sicht der deutschen Bildungs- und Universitätsgeschichte. – In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 7, S. 261–282.
- Asche, Matthias (2005):* »Peregrinatio academica« in Europa im Konfessionellen Zeitalter. Bestandsaufnahme eines unübersichtlichen Forschungsfeldes und Versuch einer Interpretation unter migrationsgeschichtlichen Aspekten. – In: Jahrbuch für Europäische Geschichte 6, S. 3–33.
- Asche, Matthias (2007):* Zu den Funktionen der Universität Greifswald von ihrer Gründung bis zum Ende der schwedischen Herrschaft – eine Überprüfung von historiographischen Attributen. – In: Alvermann, Dirk; Jörn, Nils u. Olesen, Jens E. [Hrsg.]: Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums. Berlin, S. 29–68.

- Asche, Matthias (2008):* Kontinuität des Humanismus. Bildungs- und Lebensentwürfe in gelehrten späthumanistisch-barocken Netzwerken – Erträge und Forschungsperspektiven eines Osnabrücker Editionsprojekts für die frühneuzeitliche Kulturgeschichtsforschung. – In: Historisches Jahrbuch 128, S. 439–468.
- Asche, Matthias (2009a):* Jena als Typus einer protestantischen Universitätsgründung im Zeichen des Humanismus. – In: Zeitschrift für Thüringische Geschichte 63, S. 117–142.
- Asche, Matthias (2009b):* Universität und Stadt im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu einem wenig bekannten Kapitel der deutschen Universitätsgeschichte am Beispiel Rostocks und Bützows. – In: Maaser, Michael [Hrsg.]: Stadt, Universität, Archiv. Göttingen, S. 89–116.
- Asche, Matthias u. Gerber, Stefan [Hrsg.] (2008):* Neuzeitliche Universitätsgeschichte in Deutschland – Entwicklungslinien und Forschungsfelder. – In: Archiv für Kulturgeschichte 90, S. 159–201.
- Asche, Matthias (2010a):* Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit 1500–1800. – 2. durchgesehene Aufl. mit einer kommentierten Bibliographie über neuere Arbeiten zur Rostocker und Bützower Universitätsgeschichte seit dem 575. Gründungsjubiläum von 1994. Stuttgart.
- Asche, Matthias (2010b):* Die Tübinger Wurzeln der Wittenberger Bildungsreform – Melanchthon als Traditionswahrer eines christlichen Humanismus. – In: Lorenz, Sönke et al. [Hrsg.]: Vom Schüler der Burse zum ›Lehrer Deutschlands‹. Philipp Melanchthon in Tübingen. Ausstellungskatalog. Tübingen, S. 161–173.
- Asche, Matthias (2010c):* Philipp Melanchthon als christlicher Schulhumanist und Bildungsreformer. Wittenberg und der Export des humanistischen Bildungsprogramms. – In: Schweitzer, Friedrich; Lorenz, Sönke u. Seidl, Ernst [Hrsg.]: Philipp Melanchthon. Seine Bedeutung für Kirche und Theologie, Bildung und Wissenschaft. Neukirchen-Vluyn, S. 75–94.
- Asche, Matthias (2010d):* Von Konfessionseiden und gelehrten Glaubensflüchtlingen, von Konvertiten und heterodoxen Gelehrten. Mobilitätsphänomene konfessionell devianter Professoren zwischen obrigkeitlicher Duldung, Landesverweis und freiwilligem Abzug. – In: Jürgens, Henning P. u. Weller, Thomas [Hrsg.]: Religion und Mobilität. Zum Verhältnis von raumbezogener Mobilität und religiöser Identitätsbildung im frühneuzeitlichen Europa. Göttingen, S. 375–400.
- Bauer, Joachim; Blaha, Dagmar u. Walther, Helmut G. (2003):* Dokumente zur Frühgeschichte der Universität Jena 1548 bis 1558. – Weimar u. Jena.
- Baumgart, Peter [Hrsg.] (1982):* Vierhundert Jahre Universität Würzburg. Eine Festschrift. – Neustadt an der Aisch.
- Baumgart, Peter (2006):* Universitäten im konfessionellen Zeitalter, gesammelte Beiträge. – Münster.
- Bruning, Jens (2003):* ›Konfessionalisierung‹ und Bildungswesen. Die Lateinschulen in Minden, Herford und Bielefeld im 16. und 17. Jahrhundert. – In: 88. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Jahrgang 2002/2003. Bielefeld, S. 79–100.
- Bruning, Jens u. Gleixner, Ulrike [Hrsg.] (2010):* Das Athen der Welfen. Die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810. Ausstellung in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, in der Augusteerhalle, in der Schatzkammer, im Kabinett und im Globenkabinett vom 7. Februar bis 29. August 2010. – Wiesbaden.

- Bünz, Enno; Rudersdorf, Manfred u. Döring, Detlef (2009): Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009, Band 1: Spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit 1409–1830/31. – Leipzig.
- Carl, Horst u. Lenger, Friedrich [Hrsg.] (2009): Universalität in der Provinz. Die vor-moderne Landesuniversität Gießen zwischen korporativer Autonomie, staatlicher Abhängigkeit und gelehrten Lebenswelten. – Darmstadt.
- Castan, Joachim (1999): Hochschulwesen und reformierte Konfessionalisierung. Das Gymnasium Illustre des Fürstentums Anhalt in Zerbst 1582–1652. – Halle (Saale).
- Clotz, Henrike L. (1998): Hochschule für Holland. Die Universität Leiden im Spannungsfeld zwischen Provinz, Stadt und Kirche 1575–1619. – Stuttgart.
- Conrads, Norbert (1982): Ritterakademien der frühen Neuzeit. Bildung als Standesprivileg im 16. und 17. Jahrhundert. – Göttingen.
- Elsmann, Thomas (1998): Humanismus, Schule, Buchdruck und Antikenrezeption. Anmerkungen zur Bremer Entwicklung bis 1648. – In: Garber, Klaus; Anders, Stefan u. Elsmann, Thomas [Hrsg.]: Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit, Bd. I. Tübingen, S. 203–238.
- Fata, Márta; Kurucz, Gyula u. Schindling, Anton [Hrsg.] (2006): Peregrinatio Hungarica. Studenten aus Ungarn an deutschen und österreichischen Hochschulen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. – Stuttgart.
- Füssel, Marian (2006): Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit. – Darmstadt.
- Garber, Klaus (2006): Das alte Buch im alten Europa. Auf Spurensuche in den Schatzhäusern des alten Kontinents. – München.
- Garber, Klaus (2008): Das alte Königsberg. Erinnerungsbuch einer untergegangenen Stadt. – Köln.
- Giese, Simone (2009): Studenten aus Mitternacht. Bildungsideal und peregrinatio academica des schwedischen Adels im Zeichen von Humanismus und Konfessionalisierung. – Stuttgart.
- Gößner, Andreas (2003): Die Studenten an der Universität Wittenberg. Studien zur Kulturgeschichte des studentischen Alltags und zum Stipendienwesen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. – Leipzig.
- Grypa, Dietmar u. Gutfleisch, Wolfgang (1997): Das Kurfürst-Maximilian-Gymnasium zu Burghausen. Vom Kolleg der Societas Jesu zur Königlich-Bayerischen Studienanstalt. – Würzburg.
- Hammerstein, Notker (1972): Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und im 18. Jahrhundert. – Göttingen.
- Hammerstein, Notker (1977): Aufklärung und katholisches Reich. Untersuchungen zur Universitätsreform und Politik katholischer Territorien des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation im 18. Jahrhundert. – Berlin.
- Hammerstein, Notker (2000): Res publica litteraria. Ausgewählte Aufsätze zur frühneuzeitlichen Bildungs-, Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, hrsg. von Muhlack, Ulrich u. Walther, Gerrit. – Berlin.
- Hammerstein, Notker (2003): Bildung und Wissenschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. – München.
- Hammerstein, Notker (2010): Geschichte als Arsenal. Ausgewählte Aufsätze zu Reich, Hof und Universitäten der Frühen Neuzeit, hrsg. von Maaser, Michael u. Walther, Gerrit. – Göttingen.
- Hauer, Wolfram (2003): Lokale Schulentwicklung und städtische Lebenswelt. Das Schulwesen in Tübingen von seinen Anfängen im Spätmittelalter bis 1806. – Stuttgart.

- Hengst, Karl (1981):* Jesuiten an Universitäten und Jesuitenuniversitäten. Zur Geschichte der Universitäten in der Oberdeutschen und Rheinischen Provinz der Gesellschaft Jesu im Zeitalter der konfessionellen Auseinandersetzung. – Paderborn.
- Herde, Peter u. Schindling, Anton [Hrsg.] (1998):* Universität Würzburg und Wissenschaft in der Neuzeit. Beiträge zur Bildungsgeschichte. Gewidmet Peter Baumgart. – Würzburg.
- Höing, Hubert [Hrsg.] (2007):* Zur Geschichte der Erziehung und Bildung in Schaumburg. – Bielefeld.
- Holtz, Sabine (2002):* Bildung und Herrschaft, Zur Verwissenschaftlichung politischer Führungsschichten im 17. Jahrhundert. – Leinfelden-Echterdingen.
- Holtz, Sabine u. Mertens, Dieter [Hrsg.] (1999):* Nicodemus Frischlin (1547–1590). Poetische und prosaische Praxis unter den Bedingungen des konfessionellen Zeitalters. Tübinger Vorträge. – Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Holzhauser, Heinz u. Toellner, Richard [Hrsg.] (1991):* 400 Jahre Hohe Schule Steinfurt. Symposium 1988. – Steinfurt.
- Im Hof, Ulrich (1977):* Die reformierten Hohen Schulen und ihre schweizerischen Stadtstaaten. – In: Maschke, Erich u. Sydow, Jürgen [Hrsg.]: Stadt und Universität im Mittelalter und in der früheren Neuzeit. Sigmaringen, S. 53–70.
- Im Hof, Ulrich (1978):* Die Entstehung der reformierten Hohen Schule. Zürich (1525) – Bern (1528) – Lausanne (1537) – Genf (1559). – In: Baumgart, Peter u. Hammerstein, Notker [Hrsg.]: Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit. Nendeln (Liechtenstein), S. 243–262.
- Kießling, Rolf [Hrsg.] (1999):* Die Universität Dillingen und ihre Nachfolger. Stationen und Aspekte einer Hochschule in Schwaben. Festschrift zum 450jährigen Gründungsjubiläum. – Dillingen.
- Klöcker, Martin (2005):* Literarisches Leben in Reval in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1600–1657). Institutionen der Gelehrsamkeit und Dichten bei Gelegenheit. 2 Teile. – Tübingen.
- Köhler, Joachim (1980):* Die Universität zwischen Landesherr und Bischof. Recht, Anspruch und Praxis an der vorderösterreichischen Landesuniversität Freiburg (1550–1752). – Wiesbaden.
- Köpf, Ulrich et al. [Hrsg.] (2002):* ›Brunnen des Lebens‹ – Orte der Wissenschaft. Ein Rundgang durch 525 Jahre Universität Tübingen. Fotos von Manfred Grohe. – Tübingen.
- Kohnle, Armin u. Engehausen, Frank [Hrsg.] (2001):* Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte. Festschrift für Eike Wolgast. – Stuttgart.
- Kraus, Andreas (2001):* Das Gymnasium der Jesuiten zu München (1559–1773). Staatspolitische, sozialgeschichtliche, behördengeschichtliche und kulturgeschichtliche Bedeutung. – München.
- Kreisheimatbund Steinfurt; Stadt Steinfurt [Hrsg.] (1988):* Vierhundert Jahre Arnoldinum 1588–1988. Festschrift. – Greven.
- Kühlmann, Wilhelm u. Schindling, Anton [Hrsg.] (2004):* Deutschland und Ungarn in ihren Bildungs- und Wissenschaftsbeziehungen während der Renaissance. – Stuttgart.
- Kümmerle, Julian (2008):* Luthertum, humanistische Bildung und württembergischer Territorialstaat. Die Gelehrtenfamilie Bidembach vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. – Stuttgart.
- Kusche, Beate (2009):* ›Ego collegiatus‹ – Die Magisterkollegien an der Universität Leipzig von 1409 bis zur Einführung der Reformation 1539. Eine struktur- und personen-geschichtliche Untersuchung, 2 Bände. – Leipzig.

- Kusche, Sebastian (2010):* Konfessionalisierung und Hochschulverfassung. Zu den lutherischen Universitätsreformen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. – In: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 13, S. 27–44.
- Lorenz, Sönke [Hrsg.] (1999):* Attempto – oder wie stiftet man eine Universität. Die Universitätsgründungen der sogenannten zweiten Gründungswelle im Vergleich. – Stuttgart.
- Ludwig, Ulrike (2009):* Philippismus und orthodoxes Luthertum an der Universität Wittenberg. Die Rolle Jakob Andreäs im lutherischen Konfessionalisierungsprozess Kursachsens (1576–1580). – Münster.
- Maaser, Michael (2010):* Humanismus und Landesherrschaft. Herzog Julius (1528–1589) und die Universität Helmstedt. – Stuttgart.
- Mährle, Wolfgang (2000a):* Academia Norica. Wissenschaft und Bildung an der Nürnberger Hohen Schule in Altdorf (1575–1623). – Stuttgart.
- Mährle, Wolfgang (2000b):* Wissenschaft nach Straßburger, Wittenberger oder Paduaner Art? Die Entwicklung des Lehrangebots an der Nürnberger Hohen Schule in Altdorf (1575–1623). – In: *Historisches Jahrbuch* 120, S. 80–96.
- Mährle, Wolfgang (2010):* Eine Hochburg des ›Kryptocalvinismus‹ und des ›Kryptosozialismus‹? Heterodoxie an der Nürnberger Hochschule in Altdorf um 1600. – In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 97, S. 195–234.
- Menk, Gerhard (1980):* Calvinismus und Pädagogik. Matthias Martinus (1572–1630) und der Einfluß der Hohen Schule Herborn auf Johann Amos Comenius. – In: *Nassauische Annalen* 91, S. 77–104.
- Menk, Gerhard (1981):* Die Hohe Schule Herborn in ihrer Frühzeit (1584–1660). Ein Beitrag zum Hochschulwesen des deutschen Calvinismus im Zeitalter der Gegenreformation. – Wiesbaden.
- Menk, Gerhard (1983):* Territorialstaat und Schulwesen in der frühen Neuzeit. Eine Untersuchung zur religiösen Dynamik in den Grafschaften Nassau und Sayn. – In: *Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte* 9, S. 177–220.
- Menk, Gerhard (1984):* Die Hohe Schule Herborn, der deutsche Calvinismus und die westliche Welt. – In: *Jahrbuch der hessischen kirchengeschichtlichen Vereinigung* 35, S. 351–369.
- Menk, Gerhard (1993):* Die kalvinistischen Hochschulen und ihre Städte im konfessionellen Zeitalter. – In: Duchhardt, Heinz [Hrsg.]: *Stadt und Universität*. Köln, S. 83–106.
- Moraw, Peter (1982):* Kleine Geschichte der Universität Gießen 1607 bis 1982. – Gießen.
- Moraw, Peter u. Press, Volker [Hrsg.] (1982):* Academia Gissensis. Beiträge zur älteren Gießener Universitätsgeschichte. – Marburg.
- Mraz, Gottfried (1968):* Geschichte der Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck von ihrer Gründung bis zum Jahre 1740. – Innsbruck.
- Pester, Thomas (1996):* Im Schutze der Minerva. Kleine illustrierte Geschichte der Universität Jena. – Jena.
- Pietrzyk, Zdzisław (2010):* Die Ausstrahlung Straßburgs im Zeitalter des Humanismus. Peregrinatio academica aus der polnisch-litauischen Republik und die Hohe Schule Johannes Sturms im 16. und 17. Jahrhundert. – In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 158, S. 193–240.
- Rabe, Carsten (1999):* Alma Mater Leopoldina. Kolleg und Universität der Jesuiten in Breslau 1638–1811. – Köln.
- Rudersdorf, Manfred (2007):* Humanistische Bildung und lutherische Reformation. Überlegungen zu einem frühneuzeitlichen Problemzusammenhang aus mitteldeutscher Sicht. – In: Blecher, Jens; Döring, Detlef u. Rudersdorf, Manfred [Hrsg.]: *Naturwissenschaft – Geschichtswissenschaft – Archivwissenschaft*. Festgabe für Gerald Wiemers. Leipzig, S. 20–48.

- Rudersdorf, Manfred* (2008): Luthertum, humanistische Bildung und Reformationszeitalter. – In: Beyer, Michael; Flöter, Jonas u. Hein, Markus [Hrsg.]: Christlicher Glaube und weltliche Herrschaft. Zum Gedenken an Günther Wartenberg. Leipzig, S. 301–315.
- Rudersdorf, Manfred; Höpken, Wolfgang u. Schlegel, Martin [Hrsg.]* (2009): Wissen und Geist. Universitätskulturen. Symposium anlässlich des 600-jährigen Jubiläums der Universität Leipzig. – Leipzig.
- Rudersdorf, Manfred u. Töpfer, Thomas* (2006): Fürstenhof, Universität und Territorialstaat. Der Wittenberger Humanismus, seine Wirkungsräume und Funktionsfelder im Zeichen der Renaissance. – In: Maissen, Thomas u. Walther, Gerrit [Hrsg.]: Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur. Göttingen, S. 214–261.
- Sax, Julius* (1857): Geschichte des Hochstiftes und der Stadt Eichstädt. – Nürnberg.
- Schindling, Anton* (1977): Humanistische Hochschule und freie Reichsstadt – Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538 bis 1621. – Wiesbaden.
- Schindling, Anton* (1981): Humanismus und evangelische Theologie in Straßburg im konfessionellen Zeitalter – Bildungsangebot und Bekenntnistraditionen am Studienort des Liborius Wagner. – In: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 43, S. 119–149.
- Schindling, Anton* (1989): Die katholische Bildungsreform zwischen Humanismus und Barock. Dillingen, Dole, Freiburg, Molsheim und Salzburg. Die Vorlande und die benachbarten Universitäten. – In: Maier, Hans u. Press, Volker [Hrsg.]: Vorderösterreich in der frühen Neuzeit. Sigmaringen, S. 137–176.
- Schindling, Anton* (1995): Die protestantischen Universitäten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter der Aufklärung. – In: Hammerstein, Notker [Hrsg.]: Universitäten und Aufklärung. Göttingen, S. 9–19.
- Schindling, Anton* (1999): Bildung und Wissenschaft 1650–1800. – 2. Aufl. München.
- Schindling, Anton* (2003): Universität und Verfassung in der Frühen Neuzeit. – In: Becker, Hans-Jürgen [Hrsg.]: Interdependenzen zwischen Verfassung und Kultur, Tagung der Vereinigung für Verfassungsgeschichte in Hofgeismar 1999. Berlin, S. 51–90.
- Schindling, Anton* (2004): Katholische und protestantische Kulturlandschaften im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. – In: Hartmann, Peter Claus [Hrsg.]: Religion und Kultur im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts. Frankfurt am Main, S. 25–49.
- Schindling, Anton* (2007): Die katholische Aufklärung in der deutschen Geschichte des 18. Jahrhunderts. 14 Thesen. – In: Flachenecker, Helmut u. Grypa, Dietmar [Hrsg.]: Schule, Universität und Bildung. Festschrift für Harald Dickerhof. Regensburg, S. 83–90.
- Schindling, Anton* (2008a): Fürstbischof und Universität. Die Hochschulen der Germania Sacra im Alten Reich. – In: Braun, Bettina; Menne, Mareike u. Ströhmer, Michael [Hrsg.]: Geistliche Fürsten und Geistliche Staaten in der Spätphase des Alten Reiches. Epfendorf (Neckar), S. 163–193.
- Schindling, Anton* (2008b): Der Straßburger Schulrektor Johannes Sturm, die Schule in Lauingen und die Jesuiten in Dillingen – Humanistische Bildungsreform an Oberrhein und oberer Donau. – In: Wüst, Wolfgang; Kreuzer, Georg u. Petry, David [Hrsg.]: Grenzüberschreitungen. Die Außenbeziehungen Schwabens in Mittelalter und Früher Neuzeit, Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 100. Band. Augsburg, S. 327–366.
- Schindling, Anton* (2010): Jean Calvin et l'École de Jean Sturm. – In: Arnold, Matthieu [Hrsg.]: Jean Calvin: Les Années Strasbourgeoises (1538–1541), Actes du colloque de Strasbourg (8–9 octobre 2009) à l'occasion du 500^e anniversaire de la naissance du Réformateur. Strasbourg, S. 79–92.

- Schindling, Anton u. Ziegler, Walter [Hrsg.] (1989–1997):* Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650, VII Bde. – 1.–3. Aufl. Münster (Bd. I: Der Südosten, 2. Aufl. 1992; Bd. II: Der Nordosten 3. Aufl. 1993; Bd. III: Der Nordwesten, 2. Aufl. 1995; Bd. IV: Mittleres Deutschland, 1992; Bd. V: Der Südwesten, 1993; Bd. VI: Nachträge, 1996; Bd. VII: Bilanz – Forschungsperspektiven – Register, 1997).
- Schormann, Gerhard (1982):* Academia Ernestina. Die schauburgische Universität zu Rinteln an der Weser (1610/21–1810). – Marburg.
- Seidel, Robert (1994):* Späthumanismus in Schlesien – Caspar Dornau (1577–1631). Leben und Werk. – Tübingen.
- Siebe, Daniela u. Wallentin, Stefan [Hrsg.] (2008):* ›Orte der Gelahrtheit‹. Personen, Prozesse und Reformen an protestantischen deutschen Universitäten des Alten Reiches. – Stuttgart.
- Süß, Peter A. (2007):* Grundzüge der Würzburger Universitätsgeschichte 1402–2002. Eine Zusammenschau. – Neustadt an der Aisch.
- Töpfer, Thomas (2004):* Die Leucorea am Scheideweg. Der Übergang von Universität und Stadt Wittenberg an das albertinische Kursachsen 1547/48. Eine Studie zur Entstehung der mitteldeutschen Bildungslandschaft. – Leipzig.
- Töpfer, Thomas (2006):* Gab es ›Bildungslandschaften‹ im Alten Reich? Dimensionen und Möglichkeiten einer aktuellen Kategorie der frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte am Beispiel Mitteldeutschlands. – In: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 9, S. 101–112.
- Töpfer, Thomas (2007):* Die Universitäten Leipzig und Wittenberg im Reformationsjahrhundert. Aspekte einer vergleichenden Universitätsgeschichte im territorialen Kontext. – In: Döring, Detlef [Hrsg.]: Universitätsgeschichte als Landesgeschichte. Die Universität Leipzig in ihren territorialgeschichtlichen Bezügen. Leipzig, S. 41–83.
- Töpfer, Thomas (2009):* Bildungsgeschichte, Raumbegriff und kultureller Austausch in der Frühen Neuzeit. ›Bildungslandschaften‹ zwischen regionaler Verdichtung und europäischer Ausstrahlung. – In: North, Michael [Hrsg.]: Kultureller Austausch. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung. Köln, S. 115–139.
- Tütken, Johannes et al. (1993):* Glaubenslehre – Bildung – Qualifikation. 450 Jahre Große Schule in Wolfenbüttel. Ein Beitrag zur Geschichte des evangelischen Gymnasiums in Norddeutschland, Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1993. – Berlin (Ausstellungskatalog der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel Nr. 69).
- Walter, Axel E. (2004a):* Späthumanismus und Konfessionspolitik. Die europäische Gelehrtenrepublik um 1600 im Spiegel der Korrespondenzen Georg Michael Lingelshaims. – Tübingen.
- Walter, Axel E. [Hrsg.] (2004b):* Königsberger Buch- und Bibliotheksgeschichte. – Köln.
- Wolgast, Eike (1986):* Die Universität Heidelberg 1386–1986. – Berlin.

Johannes Meier

Von Europa ans Ende der Welt – Die Niederlassungen des Jesuitenordens in Süd- und Nordamerika als landschaftsprägendes Gesellschafts- modell¹

Mit 9 Abbildungen

»Unsere Berufung ist es, in jedweder Gegend der Welt unterwegs zu sein und das Leben zu führen, wo mehr Dienst für Gott und Hilfe für die Seelen erhofft wird« (Ignatius 1998, S. 674, Nr. 304). Dieser Satz aus den von ihrem Gründer Ignatius von Loyola ausgearbeiteten Konstitutionen der ›Gesellschaft Jesu‹ verbindet das spirituelle Prinzip der ›peregrinatio‹, der Pilgerschaft, mit dem apostolischen Prinzip der ›missio‹, der Sendung durch den Papst, und mit dem pastoralen Prinzip des ›iuuare animas‹, des Nutzens der Seelen, wo immer sie leben mögen. Bei den Jesuiten hat es nie die in anderen Orden übliche Klausur gegeben; ihr Charisma stellt vielmehr einen Gegenpol zur monastischen ›stabilitas loci‹ dar. Jerónimo Nadal, einer der engsten Mitarbeiter des Ignatius, zählte einmal vier Wohnungen im Werdegang der Jesuiten auf: das Haus der Erprobung (Noviziat), das Haus der Bildung (Kolleg), das Haus der Vollmitglieder des Ordens (Professhaus) und als vierte Bleibe die ›peregrinatio‹, die Pilgerschaft, wodurch »die ganze Welt zu unserer Wohnung wird«, »*totus mundus nostra fit habitatio*« (Nadal 1962, S. 54). Globale Mobilität ist somit das eigentliche Zuhause der Jesuiten.

Ignatius war 1491, also im Jahr vor der ersten Atlantiküberquerung des Christoph Kolumbus, im Baskenland geboren worden. Bis zu seinem 30. Lebensjahr folgte er der militärischen Laufbahn. Nach einer Kriegsverwundung und einem dadurch ausgelösten einjährigen Konversionsprozess, einer Heilig-Land-Pilgerreise und zehn Studienjahren in Alcalá, Salamanca und Paris gründete er 1534 mit fünf Studiengefährten den Orden, der 1540 von Papst Paul III. bestätigt wurde. Dessen Ausbau leitete Ignatius von seiner kleinen römischen Wohnung aus im Haus neben der Kirche Santa Maria della Strada, die Paul III. den Jesuiten überlassen hatte. Sein wichtigstes Instrument dabei war Korrespondenz – wir kennen über 7 000 Briefe von ihm. Als er am 31. Juli 1556, also im Jahr nach dem Augs-

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

burger Religionsfrieden, starb, zählte die Gesellschaft Jesu bereits etwa 1 560 Mitglieder und war in zwölf Provinzen gegliedert, vier auf der Iberischen Halbinsel (Portugal, Kastilien, Andalusien [Bética], Aragon), fünf weitere in Europa (Italien, Sizilien, Frankreich, Niederdeutschland [mit den Niederlanden], Oberdeutschland) und drei in Übersee, je eine in Asien: Indien, Afrika: Äthiopien und Amerika: Brasilien (Sievernich 2006, S. 185–196).

Ihr Wachstum ging in den folgenden zwei Jahrhunderten kontinuierlich weiter. 1750 zählte sie 22 589 Mitglieder in 39 Provinzen, von denen ein Drittel in Übersee lagen, fünf in Asien: Goa (errichtet 1549), die Philippinen (1605), Malabar (1605), Japan (1611) und China (1623), und acht in Amerika: Brasilien (1553), Peru (1568), Mexiko (1572), Paraguay (1604), Neu-Granada (1609), Chile (1683), Quito (1696) und Maranhão (1725). Hinzu kamen die Missionen der Französischen Ordensassistentz² auf den Antillen, in Québec, im Vorderen Orient und in Indochina sowie jene der Portugiesischen Assistentz in Afrika, die nicht zu selbständigen Provinzen aufgewertet wurden. Aus Äthiopien hatten sich die Jesuiten 1632 zurückziehen müssen (Lamalle 1944, S. 77–101; Alden 1996, S. 17).

In den kontroverstheologischen Auseinandersetzungen des 16./17. Jahrhunderts spielte die fehlende außereuropäische Präsenz des Protestantismus eine erhebliche Rolle. Roberto Bellarmin SJ (1542–1621) bestritt den Protestanten wegen ihres mangelnden missionarischen Zeugnisses, die Kirche Gottes zu repräsentieren. Ein entscheidendes Merkmal von Kirche, das der räumlichen Katholizität, der Verbreitung bis an die Enden der Erde, gehe ihnen ab; anders die katholische Kirche; sie sei nicht nur in den verschiedenen Provinzen Europas zu finden, sondern habe in allen vier Teilen der Erde Gemeinden, selbst in der Neuen Welt.³

Die überseeischen Ordensprovinzen der Jesuiten waren dadurch gekennzeichnet, dass sie zum einen in der hispano- bzw. lusoamerikanischen bzw. -asiatischen Kolonialgesellschaft etabliert waren und in allen größeren Städten Kollegien, Kirchen und Professhäuser für ihre Bildungsarbeit und ihre Seelsorgetätigkeit unterhielten. Dies gilt insbesondere für Amerika, aber auch für portugiesische Koloni-

2 Im Jesuitenorden wurden und werden bis heute jeweils mehrere Ordensprovinzen zu einer Assistentz zusammengefasst, die durch einen vom Generaloberen ernannten und bei ihm angesiedelten Assistenten beaufsichtigt und koordiniert werden. Die Deutsche Ordensassistentz zählte 1750 insgesamt 8 749 Mitglieder in den zehn Provinzen Flandro-Belgien, Gallo-Belgien, Niederrhein, Oberrhein, Oberdeutschland, Böhmen, Österreich, Polen, Litauen und England; die Englische Provinz befand sich im Exil in Belgien, wo sie vier Häuser hatte; zu ihr gehörten die Schottische und die Irische Mission.

3 Bellarmin 1837, S. 114f. (Liber Quartus de notis ecclesiae, cap. VII: Nota quarta: Amplitudo sive multitudo et varietas credentium): »*Ecclesia enim vere catholica non solum debet amplecti omnia tempora, sed etiam omnia loca, omnes nationes, omnia hominum genera [...] Ecclesia romana praeter Italiam et Hispaniam totam, praeter Galliam fere totam, praeter Germaniam, Angliam, Poloniam, Böemiam, Hungariam, Graeciam, Siriam, Aethiopiam, Aegyptum, in quibus multi inveniuntur catholici, in ipso novo orbe habet Ecclesias sine admistione haereticorum, in omnibus quatuor partibus mundi; ad orientem in Indiis; ad occidentem in America; ad septentrionem in Japonia; ad meridiem in Brasilia, et exteriore parte Africae. At sectae haereticae numquam totum orbem, aut certe dimidiam ejus partem occuparunt.*«

alstädte in Asien wie Goa oder Macao. Meistens standen die Jesuitenkollegien nur einen oder zwei Straßenzüge von den Zentralplätzen der Städte entfernt, um die herum der Regierungssitz, die Kathedrale und das Rathaus lagen; mancherorts, etwa in Quito, stieß die Parzelle des ›Collegium Maximum‹ an eine der vier Ecken der Plaza (*Moreno Egas* 2008, S. 179). Untersuchungen zum Anteil der Jesuitenarchitektur am Erscheinungsbild spanischer und portugiesischer Kolonialstädte stellen ein lohnendes Forschungsthema dar.

Im Folgenden soll es aber um die Niederlassungen der Jesuiten in Süd- und Nordamerika als landschaftsprägendes Gesellschaftsmodell gehen. Die städtischen Niederlassungen des Ordens fungierten nämlich nicht nur als Unterrichtshäuser und Orte religiöser Praxis; einzelne städtische Häuser waren auch Rückhalt für die weit im Hinterland tätigen Missionare. Auf dem amerikanischen Doppelkontinent lagen die Jesuitenmissionen durchweg in sehr peripheren Regionen; als der Orden in die Neue Welt kam, waren Entdeckung und Eroberung ja schon weit fortgeschritten und die älteren Orden – Franziskaner, Dominikaner, Mercedarier, Augustiner und Karmeliten – gut und fest situiert. So begannen die Jesuiten in Mexiko ihre Missionstätigkeit 1591 in Sinaloa an der Nordwestgrenze Neu-Spaniens und erreichten bis zum Ende des 17. Jahrhunderts die Halbinsel Niederkalifornien und die Pimería Alta im heutigen Grenzgebiet von Sonora und Arizona (*Cuevas* 1942, II, S. 371–395; III, S. 343–410; IV, S. 299–384). In Brasilien, wo der Orden bereits 1549 eingetroffen war, unterhielt er kleinere Missionsgebiete im Süden, wirkte hauptsächlich aber im Norden, wo seit 1607 von São Luis und Belém do Pará aus Dutzende von Missionen entlang des Amazonas und seiner großen Nebenflüsse errichtet wurden; mit *Antônio de Vieira* (1608–1697) wirkte hier im 17. Jahrhundert einer der bedeutendsten Missionare überhaupt, mutiger Verteidiger der Indios, begnadeter Prediger und Meister der portugiesischen Sprache (*Meier* 2007, S. 286–297). Fast gleichzeitig, im Frühjahr 1608, begann die systematische Evangelisierungsarbeit der Jesuiten im Süden Chiles und in der weiter nördlich auf dem Festland gelegenen Araukanie (*Foerster* 1996, S. 117–130; S. 163–180; *Moreno Jeria* 2007, S. 89–131). Die Anfänge der besonders bekannt gewordenen Guaraní-Missionen in Paraguay lagen im Jahr 1609 (*Hartmann* 1994, S. 13–15). In den Regenwäldern des Tieflandes östlich der Anden wurden von Quito aus ab 1638 die Maynas-Missionen aufgebaut (*Stephan* 2000, passim). Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts begann die Geschichte der zur Ordensprovinz Peru zählenden Moxos-Missionen, die auf zuletzt 31 Siedlungen anwuchsen (*Jorda de Arias* 2002, S. 139–153). Seit 1691 wurden die zur Ordensprovinz Paraguay gehörenden, im Osten des heutigen Boliviens gelegenen Chiquitos-Reduktionen aufgebaut; nach und nach entstanden hier zehn Dörfer (*Kühne* 2008, S. 71–74). Von Bogotá aus wurden 18 Missionen an den Flussläufen des Casanaré (6), des Río Meta (5) und des mittleren Orinoco (7) errichtet (*Rey Fajardo* 1992, 1, S. 405–451; 631–682). Im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts konnten die Jesuiten der Ordensprovinz Paraguay noch weitere 22 Missionsstationen bei den Abiponen, den Mocobiern, den Chiriguanos und anderen Reiternomaden im Chaco im Norden des heutigen Argentiniens gründen. Zum Zeitpunkt der Ausweisung des Ordens 1759 aus Brasilien und 1767 aus dem spanischen

Herrschaftsbereich lässt sich die indianische Einwohnerschaft aller Missionssiedlungen mit mindestens 320 000 Personen beziffern, ca. 5 % aller Indios, ca. 2,5 % der Gesamtbevölkerung Spanisch-Amerikas (*Hausberger* 2004, S. 82).

Grundidee der Jesuitenmissionare war die Einheit von Evangelisierung und ganzheitlicher menschlicher Entwicklung. Dies spiegelt sich in der Zusammensetzung des Missionspersonals: zur einen Hälfte waren es Priester, oft mit wissenschaftlichen Interessen, zur anderen Hälfte Koadjutoren (Laienbrüder) mit vielfältiger handwerklicher, wirtschaftlicher und künstlerischer Kompetenz. Durch Absonderung von der Kolonialgesellschaft, systematische Förderung einer einheimischen Sprache, die von den Angehörigen kleinerer Ethnien übernommen und so zur ›lingua franca‹ in den Siedlungen wurde, und durch eine pragmatische Anknüpfung an die indigene Kultur entwickelte sich in den Missionssiedlungen eine indianisch-christliche soziale Ordnung. Drei der aufgezählten Gebiete sollen im Folgenden etwas näher und unter dem Aspekt des landschaftsprägenden Einflusses der Missionen betrachtet werden.

1 Chiloé

Chiloé liegt im Süden Chiles (Abb. 1). Die Region wird gebildet von der ca. 8 400 km² großen ›Isla Grande‹ – der zweitgrößten Insel Südamerikas –, einem ostwärts anschließenden Archipel über 40 kleinerer Inseln und der gegenüberliegenden Festlandsküste (*Borsdorf* 1987, S. 256–261). Die Bevölkerung Chiloés siedelte traditionell hauptsächlich an der klimatisch begünstigten Ostküste der ›Isla Grande‹ und über die vielen kleineren Inseln verstreut. Sie lebte sesshaft in Familienverbänden, bevorzugte die Streusiedlung, baute Kartoffeln, Mais und Quinoa an, verstand sich auf das Spinnen, Weben und Flechten und hatte die ›dalca‹ entwickelt, einen Bootstyp aus Holzplanken, der für die Fortbewegung auf dem von starkem Gezeitenwechsel geprägten Binnenmeer ausgezeichnet geeignet war. Einen wesentlichen Teil der Ernährung bildeten Fisch und Meeresfrüchte. Die spanischen Quellen der Zeit betonen, dass die Chiloéenser anpassungsfähig, gelehrig und fromm waren – ganz im Unterschied zu ihren nördlichen Nachbarn, den Mapuches, der kriegerischen Urbevölkerung Araukaniens. Seit einer Rebellion der Mapuche (1598) war Chiloé eine Exklave ca. 700 km südlich des spanischen Kolonialreiches.

1609 kamen die Jesuiten nach Chiloé. Sie schätzten die lokale Bevölkerung auf ca. 12 000 Menschen. Hinzu kamen noch etwa 200 Spanier, die sich derselben Überlebensstrategien wie die Einheimischen bedienen mussten und kaum wohlhabend waren. Die Jesuiten zielten auf friedliches Zusammenleben der wenigen Weißen mit der eingesessenen Bevölkerung. Sie benutzen konsequent die einheimische Sprache, das Beliche, und trafen auf eine große, sie überraschende Bereitschaft, ja, ein echtes Interesse, das Christentum anzunehmen. Aufgrund der Streusiedlung praktizierten die Missionare zu Wasser und zu Land eine Wandermission, aus der bis 1767 insgesamt 84 Kapellengemeinden hervorgingen (Abb. 2). Diese wurden einmal jährlich gemäß einem Kalendarium, das sich nach

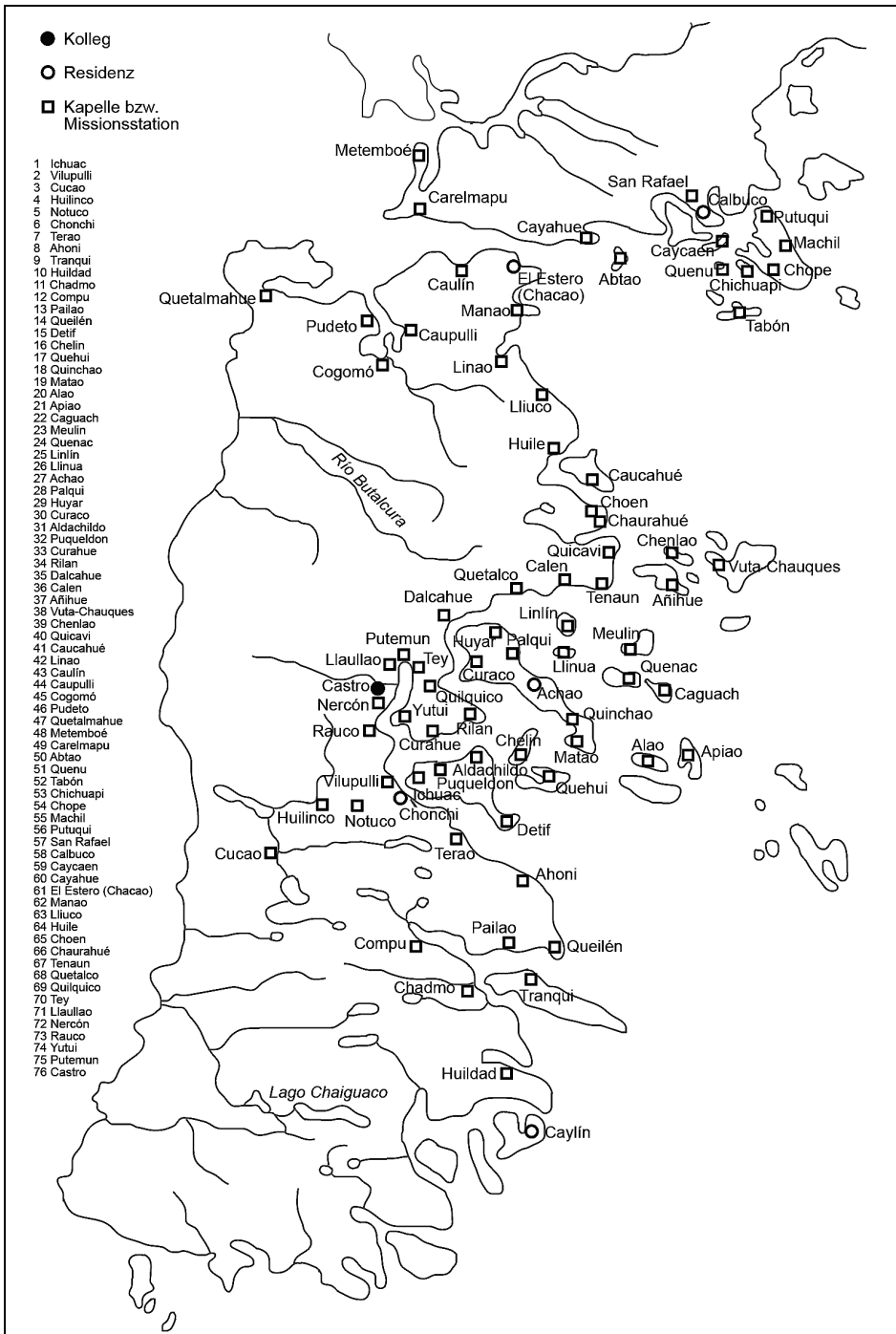


Abb. 1: Die Wandermission von Chiloé 1757/58
Quelle: Meier 2011, S. 76, Karte 4

NUESTRA SEÑORA DE GRACIA QUINCHAO

Monumento Nacional:

D.E. n° 222 del 10.08.1999



Abb. 2: Jesuitenmission in Chiloé, Quinchao, Nuestra Señora de Gracia, Kirchbau 1868–1881, Ersterwähnung 1605
Foto: Eduardo Tampe Maldonado SJ

und nach ausgebildet hatte, besucht. Am 17. September jeden Jahres, also zu Beginn des Frühlings, bestiegen die Missionare im Anschluss an eine Prozession zusammen mit einigen Helfern und Ruderern drei ›dalcas‹ im Hafen von Castro; sie hatten drei Tragaltäre bei sich, liturgischen Ornat für die Feier der Gottesdienste und mehrere Skulpturen, die bei den Prozessionen von den Gläubigen getragen werden sollten: der gekreuzigte Christus von den Kaziken, die ›schmerzhaftes Mutter‹ von den ledigen Frauen, St. Johannes Evangelist von den ledigen Männern, Sankt Isidor von den verheirateten Männern und die heilige Notburga von den verheirateten Frauen (Meier 2000, S. 185–189).

Erstes Ziel war die Insel Lemuy. Die gesamte Bevölkerung erwartete die Boote an der Anlegestelle. Waren die Patres angekommen, zog man hinter einem

vorgetragenen Kreuz in Prozession zur Kapelle, wo jeder seinen festen Platz hatte. Die Figuren wurden auf den Haupt- und die Seitenaltäre gestellt und Kerzen entzündet. Nach einer Begrüßungsansprache las ein Missionar das Seelenstandsregister vor; dies geschah am Kirchenportal, und die Aufgerufenen mussten an ihm vorbeigehen, so dass er ermitteln konnte, wer im zurückliegenden Jahr gestorben und geboren war, was dann in der Matrikel verzeichnet wurde. Danach begrüßte die Gemeinde die Patres und übergab einige Naturalien wie Kartoffeln, Eier und Mehl zu ihrem Unterhalt. Die Patres bedankten sich, indem sie kleine Mengen Salz und Pfeffer oder Nadeln verschenkten. Am Abend wurden in der Kirche der Rosenkranz gebetet, Lieder gesungen und eine Predigt gehalten.

An den folgenden beiden Tagen absolvierten die Jesuiten eine intensive Sakramentenpastoral im Stil einer ›Volksmission‹. Sie predigten, hörten die Beichte, besuchten die Kranken, segneten die Ehen ein und prüften die Katechismuskennntnisse der Kinder. Höhepunkt war ein feierlicher Gottesdienst mit allgemeinem Kommunionempfang und feierlicher Sakramentsprozession und abschließender Segensspendung. Dann nahm man Abschied, rüstete die Boote und fuhr zur nächsten Station weiter (*Hanisch* 1982, S. 247–257).

Wesentlich für den Erfolg der evangelisatorischen Arbeit der Jesuiten war, dass sie in den Kapellengemeinden Laienämter institutionalisierten. Begabte Männer, die im Kolleg zu Castro eine besondere Ausbildung bekamen, hielten das Jahr über in der Kapelle, deren Schlüssel sie verwahrten, Katechesen und Andachten für die Erwachsenen und Christenlehre für die Kinder. Sie wurden Fiskale genannt; sie konnten die Taufe spenden, waren zum Besuch der Kranken verpflichtet, beteten mit den Sterbenden und bestatteten die Toten (*Guarda* 1968, S. 205–225).

Auf der am weitesten entfernten Insel Caylín, wo damals die südlichste Kirche der Erde stand, deren Sprengel bis zum Kap Hoorn reichte, siedelten die Jesuiten seit 1743 Angehörige jener indianischen Völker an, die sich ihnen auf ihren Reisen nach Süden anschlossen: Caucahues, Tajatafes, Huillis und andere, deren Kleidung das Fell von Seehunden war und die bis dahin ein sesshaftes Leben nicht kannten. Ihr Einleben und ihre Vorbereitung auf die Taufe erforderte besonders intensive Begleitung und Zuwendung. 1752 lebten auf Caylín 200 solcher Taufbewerber.

Auf Chiloé entwickelte sich ein typischer, regional unverwechselbarer Kirchenbaustil. Alle Kirchen waren aus Holz gebaut (Abb. 3). Über einem säulenge säumten Atrium an der Westseite steigt der Dachstuhl auf, der in einen Sockel übergeht, auf dem der Kirchturm fußt. Drei Eingänge führen östlich des Atriums in das meist sehr geräumige Innere aus einem Haupt- und zwei Seitenschiffen. Mit nur geringen Varianten hat man diesen Stil bis in die Gegenwart weitergeführt. Die ältesten erhaltenen Kirchen stammen aus dem 18. Jahrhundert und wurden in die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO aufgenommen. Auf der Hauptinsel lagen die Kirchen selten weiter als 10 km auseinander. Auf den kleineren Inseln waren sie meist in der Nähe des Strandes gebaut, was den Weg bei den Visitationen abkürzte. Sie entwickelten sich zu religiösen und sozialen Zentren der indigenen Gemeinden, die sich auch über das Jahr hin hier versammelten



Abb. 3: *Jesuitenmission in Chiloé, San Juan (bei Tenaún), Kirche San Juan Bautista vom Anfang des 19. Jh., Ersterwähnung 1733*
Foto: Eduardo Tampe Maldonado SJ

und in der Nähe Friedhöfe zur Bestattung ihrer Toten anlegten (Tampe Maldonado 2008, S. 10–14).

Der Schlesier *P. Andreas Suppet* (1650–1712), der von 1688 bis 1692 Rektor der Chiloé-Missionen war, schrieb Jahre später, am 15. Dezember 1701, aus Santiago an den Provinzial der Böhmisches Provinz über den Archipel: »Hart ist sein Boden, undurchdringlich sind seine Wälder, unzugänglich seine steilen Küsten, stürmisch seine Buchten und Bais, spärlich seine kultivierbaren Felder. Winde, Stürme und Sturzregen regieren die Insel gnadenlos. Chiloé kennt weder Wein noch Öl. Wenig ist der Weizen, den es produziert, gering das Vieh, nicht existent seine Früchte, sein Segen hingegen ist der Fisch, Austern und Meeresfrüchte jeder Art im Überfluß« (Matthei 1968, S. 172). Mit Stolz schrieb ein anderer Missionar: »Auf Chiloé verhielt sich die Natur sparsam, die Gnade aber zeigte sich freigiebig; in seiner natürlichen Armut hat es den herausragenden Stand erreicht, ein Garten der Kirche zu sein« (Hanisch 1982, S. 221).

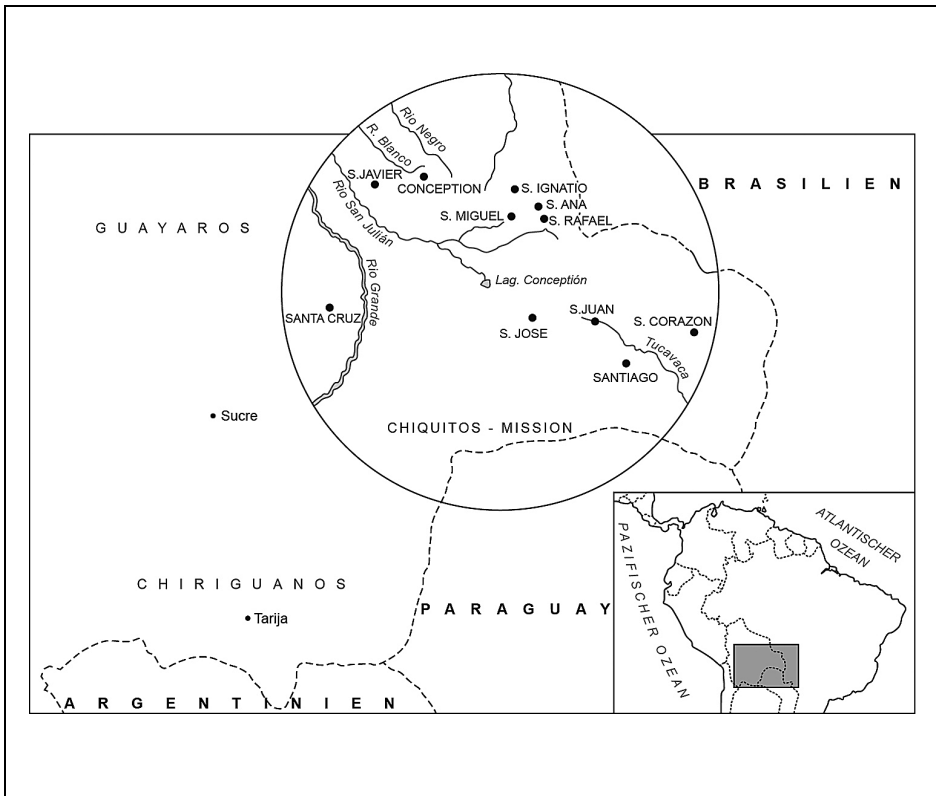


Abb. 4: Die Chiquitos-Missionen

Quellen: Bösl 1984: 12–13 (= Karte im Kreis); Marzal 1994: 777

2 Die Chiquitanía

Die Chiquitanía liegt im Osten des heutigen Bolivien, 150–300 km nördlich und östlich von Santa Cruz de la Sierra (Abb. 4). Seit Ende des 17. Jahrhunderts wurden hier von den Jesuiten zehn Dörfer gegründet, zuerst 1691 San Javier, dann San Rafael (1696), San José (1698), San Juan Bautista (1699), Concepción (1708), San Miguel (1721), San Ignacio (1748), Santiago (1754), Santa Ana (1755) und Santo Corazón (1760). In ihnen fanden christlicher Glaube, ökonomische Entwicklung und künstlerischer Ausdruck zu einer Symbiose zusammen, die noch immer lebendig ist (*Tomichá Charupá* 2002, S. 528–566).

In der Chiquitanía waren hervorragende Missionare tätig. Der aus einer Ratsherrenfamilie zu Baar in der Schweiz stammende *P. Martin Schmid* arbeitete seit 1730 in San Javier, San Rafael, Concepción, San Juan und San Ignacio; dieser Priester muss ein unglaublich vielseitig begabter Mensch gewesen sein: Missionar und Seelsorger, Lehrer und Übersetzer, Komponist und Orgelbauer, Uhrmacher und Astronom, Baumeister und Ziegelbrenner, Architekt, Bildhauer und Bronzegießer (*Kühne* 1994, S. 15–18). *Julian Knogler*, gebürtig aus Gansheim (bei



Abb. 5: Jesuitenmission in der Chiquitanía, San José, gegründet 1698, 1747–1754 aus Stein von P. Bartolomé de Mora erbaut
Foto: Eckart Kühne

Donauwörth) im damaligen Herzogtum Pfalz-Neuburg, war von 1750 bis 1767 in Santa Ana eingesetzt und verfasste in den folgenden Jahren – nach seiner erzwungenen Rückkehr nach Europa – einen ethnologisch wertvollen Bericht über das Land der Chiquitano (Riester 1970, S. 268–348). Die Jesuiten wirkten gemäß dem doppelten Ideal der Gesellschaft Jesu »*ad maiorem Dei gloriam et Chiquitorum bonum*«. Diese Option stellte eine Alternative zu den Maximen dar, die in Wirtschaft und Politik der angrenzenden Kolonialgebiete vorherrschten.

Das Gebiet der Chiquitanía ist landschaftlich nicht einheitlich, es bildet eine Übergangszone zwischen der von karger Vegetation geprägten trockenen Dornbuschlandschaft des Gran Chaco und den tropischen Regenwäldern Amazoniens. Durch die Region verläuft die Wasserscheide zwischen den großen Stromssystemen Südamerikas; der Tucavaca fließt zum Rio Paraguay und gehört damit zum La Plata-Stromgebiet; hier liegen die vier südlichen Missionsdörfer San José (Abb. 5), San Juan, Santiago und Santo Corazón. Die sechs übrigen, weiter nördlich gelegenen Missionsdörfer gehören bereits zum Einflussgebiet des Amazonas.

Pantanalwälder erheben sich längs der Sandsteinkette von Süd-Chiquitos. Die rote Erde ist ein besonderes Merkmal dieser Provinz. Begibt man sich nach Norden, so betritt man das Hügelland von Velasco und Ñuflo de Chávez und findet hier eine üppigere Fauna und Flora als in der Provinz Chiquitos. Charakteristisch für das Landschaftsbild sind die Überschwemmungs-Savannen, die zunehmend nach Nordwesten größere Dimensionen annehmen. Die Urwälder werden unter-

brochen durch weite Pampa-Landschaften, die sich zungenähnlich in die Landschaft einfügen und teilweise geringen Baumbestand, teilweise nur hohes Pampasgras aufweisen. Diese Pampas werden von Flüssen durchzogen, die in der Regenzeit (November bis März) anschwellen und weite Landstriche überschwemmen. Großen Viehherden dienen sie als fruchtbares Weideland, während die Urwälder der ackerbautreibenden indianischen Bevölkerung die Grundlage für ihre im Brandrodungsbau angelegten Felder bieten (*Riester* 1966, S. 789). Alle von den Jesuiten gegründeten Siedlungen haben eine geschützte und gesunde Lage sowie Zugang zu ausreichend Wasser in ihrer Nähe, ohne im temporären Überschwemmungsgebiet der Flüsse zu liegen. Auch verkehrstechnische und geostrategische Gesichtspunkte wurden bei der Gründung der Reduktionen beachtet, da man das Gebiet großräumig sichern wollte.

Wirtschaftliche Grundlage der Missionssiedlungen waren Ackerbau und Viehzucht. Der traditionelle Brandrodungsfeldbau der Indios wurde unter Anleitung der Missionare und durch Einsatz bis dahin den Indios nicht bekannter Geräte modernisiert. Die Felder bestellte man mit Mais, Yucca, Bananen, Süßkartoffeln, Kürbissen und Bohnen. Die Jesuiten führten ein: Zuckerrohr, Reis, Feigen, Zitronen, Orangen, Erbsen und einige Gemüse. Weizen, Wein, Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Pflaumen akklimatisierten sich nicht. Die Viehzucht nahm einen enormen Aufschwung (Pferde, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, insbesondere aber Rinder). Auch handwerkliche Gewerbe wurden entfaltet. In allen Reduktionen wurden Schulen eingerichtet. Durch reiche Ausgestaltung der religiösen Feste konnten die Indios fest in das kirchliche Leben einbezogen werden. Die Jesuiten erteilten Musikunterricht und beschafften die dafür notwendigen Instrumente. Die Zivilverwaltung der Reduktionen wurde strikt nach den indianerfreundlichen Bestimmungen der spanischen Gesetzgebung für Amerika geregelt. In jeder Siedlung wirkten im Normalfall zwei Geistliche, von denen einer die wirtschaftlichen Interessen wahrzunehmen hatte; die nicht für den Eigenbedarf benötigten, überschüssigen Erzeugnisse wurden in Santa Cruz de la Sierra verkauft oder nach Perú exportiert; die Erlöse wurden in den weiteren Ausbau der Dörfer (Kirchen, Schulen, Werkstätten usw.) reinvestiert.

Die Arbeit der Jesuiten, die 1767 infolge einer ›aufgeklärten‹, tatsächlich auf Ressentiments und Polemik fußenden Politik ihre Missionen in Amerika verlassen mussten, war nachhaltig. In der Chiquitanía bezeugen das neben den großartigen Kirchen, die in jüngerer Zeit renoviert und auch hier zum Weltkulturerbe erklärt worden sind, vor allem die vielen Feste des Kirchenjahres, an denen das musikalische Erbe der Jesuitenzeit lebendig wird; die Kunst des Instrumentenbaus blieb ebenso erhalten wie eine Vielzahl von barocken Notenmanuskripten und Partituren. In der Erinnerung der Chiquitanos stellten die Jesuiten etwas Gutes dar; lange Zeit hofften sie auf die Rückkehr der Patres; deshalb hielten sie an den mit ihnen verbundenen Traditionen fest. Durch ihr religiöses Brauchtum konnten sie sich als Christen darstellen und hofften deshalb auf mehr Respekt der Weißen und Mestizen, die nach der Ausweisung der Patres, vor allem aber nach dem Ende der spanischen Herrschaft in der neuen republikanischen Ära in ihr Gebiet eindrangten (*Meier* 1998, S. 121–129).



Abb. 6: Jesuitenmission in der Chiquitanía, San Javier, gegründet 1691, 1749–1752 von P. Martin Schmid in Holzskelettbauweise errichtet
Foto: Eckart Kühne

Der französische Reisende *Alcide d'Orbigny* zeigte sich 1831 vom kulturellen Erbe der Reduktionen beeindruckt; der geschulte Naturwissenschaftler, selber areligiös, würdigte auf der Grundlage präziser Beobachtungen der Verhältnisse in der Chiquitanía unvoreingenommen das Werk der Jahrzehnte zuvor vertriebenen Missionare: *»Beim Anblick jeder neuen Mission war ich überrascht, denn ich mußte daran denken, daß diese Anlagen das Werk von Menschen waren, die unter Leitung der Jesuiten vor kurzer Zeit der Wildheit entronnen waren. Ich konnte nicht müde werden, den unglaublichen Fortschritt zu bewundern, den dieser Orden in so kurzer Zeit erreicht hatte«* (D'Orbigny 1839–1843, Bd. 2, S. 618).

D'Orbigny macht diese Bemerkung bei seiner Beurteilung der Mission San Rafael, seiner sechsten Station in Chiquitos. Schon in San Javier, wo seine Bereisung der Chiquitanía begonnen hatte, war er voller Bewunderung; er fand dort eine Weberei mit 40 Webstühlen, eine Gerberei, Schusterei, Schreinerei, Dreherei und Schmiede vor; die Werkstätten erzeugten Möbel, Textilien und Schlösser von einer Qualität, die sich ohne weiteres mit jener in den großen Städten Boliviens messen konnte (Abb. 6). Und er berichtet: *»Bei der Sonntagsmesse war ich wirklich erstaunt, eine Musik zu hören, die ich allem vorzog, was ich bis dahin selbst in den reichsten Städten Boliviens vernommen hatte. Die beiden Dirigenten des Chors und des Orchesters brachten verschiedene Stücke in bewundernswerter*

Harmonie zur Aufführung. Jeder Sänger hatte sein Notenblatt vor sich und leistete seinen Teil mit Geschmack, von der Orgel und vielen Violinen [...] begleitet. Ich lauschte dieser Musik mit umso größerer Freude, als ich in ganz Amerika nichts Besseres gehört hatte« (D'Orbigny 1839–1843, Bd. 2, S. 590f.).

3 Niederkalifornien

Niederkalifornien ist eine über 1 200 km lange, bis zu 240 km breite Halbinsel von 158 000 km² Oberfläche im Nordwesten Mexikos (Abb. 7). Sie ist größtenteils wüsten- und steppenhaft, nur von Kakteen und Gestrüpp bewachsen, vielfach stark zerklüftet, aber auch von weiten Ebenen geprägt. Im 17. Jahrhundert war sie von drei nomadisch lebenden Stämmen, die zusammen um die 50 000 Menschen zählten, bevölkert: den Pericúes auf einem schmalen Streifen im äußersten Süden, den Guaycuras, deren Raum sich nach Norden anschloss unter Einschluss der Bucht von Loreto, dem späteren Hauptort der Jesuitenmissionen, und den Cochímies, die weiter nach Norden auf mehr als drei Viertel der Landesfläche verbreitet waren (O'Neil 2009, S. 16–19). Kulturelles Erbe der vorchristlichen Zeit sind mancherorts Höhlenmalereien.

Die christliche Mission Niederkaliforniens begann 1697 mit der Ankunft des aus Mailand stammenden Jesuiten *Giovanni Maria Salvatierra*. Die Armut des Landes kam den Jesuiten insofern entgegen, als ihre Präsenz hier nicht durch Vagabunden und Abenteurer, Bergleute und Siedler gestört wurde, wie es auf dem gegenüberliegenden Festland, in Sonora und Sinaloa, in Chihuahua und Durango wegen der reichen dortigen Bodenschätze der Fall war. Den Jesuiten ging es darum, die Einheimischen kulturell weiterzuentwickeln und zu einer christlichen Lebensweise zu führen, also eine christlich-indianische Zivilisation zu begründen. Eine Mission konnte niemals ohne das Vertrauen der Indios gegründet werden. Erst wenn sie dieses in ihrer Kontaktaufnahme errungen hatten, brachten die Jesuiten ihre Botschaft zur Sprache, unterstützt von einem Kruzifix oder einem Marienbild, welches sie mit sich führten. Ihr Ziel war es, sich bei den Indios niederzulassen und mit ihnen an geeigneten, wasserführenden Plätzen eine Siedlung zu gründen; diese bestand aus einer provisorischen Kirche, einer Unterkunft für den Missionar und Hütten für die bisher nicht sesshaften Familien. Die Missionare hatten Saatgut bei sich; sie initiierten den Garten- und Ackerbau und waren bestrebt, ihn mit der Zeit auszuweiten. Das Vorhaben gelang; bis 1724, also innerhalb von 27 Jahren, entstanden zehn Siedlungen bei den Guaycuras und Cochímies, sieben weitere folgten bis 1767 (Messmacher 1997, S. 197–354). Die Missionsdörfer entwickelten sich zu grünen Oasen in der ockerbraunen Wüste; Dattelpalmen, Weingärten und Gemüsefelder umstanden die barocken Kirchen und ihre Nebengebäude, wo Unterricht gehalten, handwerklich – v. a. in der Steinbehauung und Holzschnitzerei – gearbeitet und Gottesdienst gefeiert wurde, dreimal im Jahr mit besonderer Intensität: zu Weihnachten, in der Karwoche und am Fest des jeweiligen Dorfpatrons und Schutzheiligen. Das Wegenetz der Missionen untereinander, die Infrastruktur, die damals entstand, ist großenteils noch

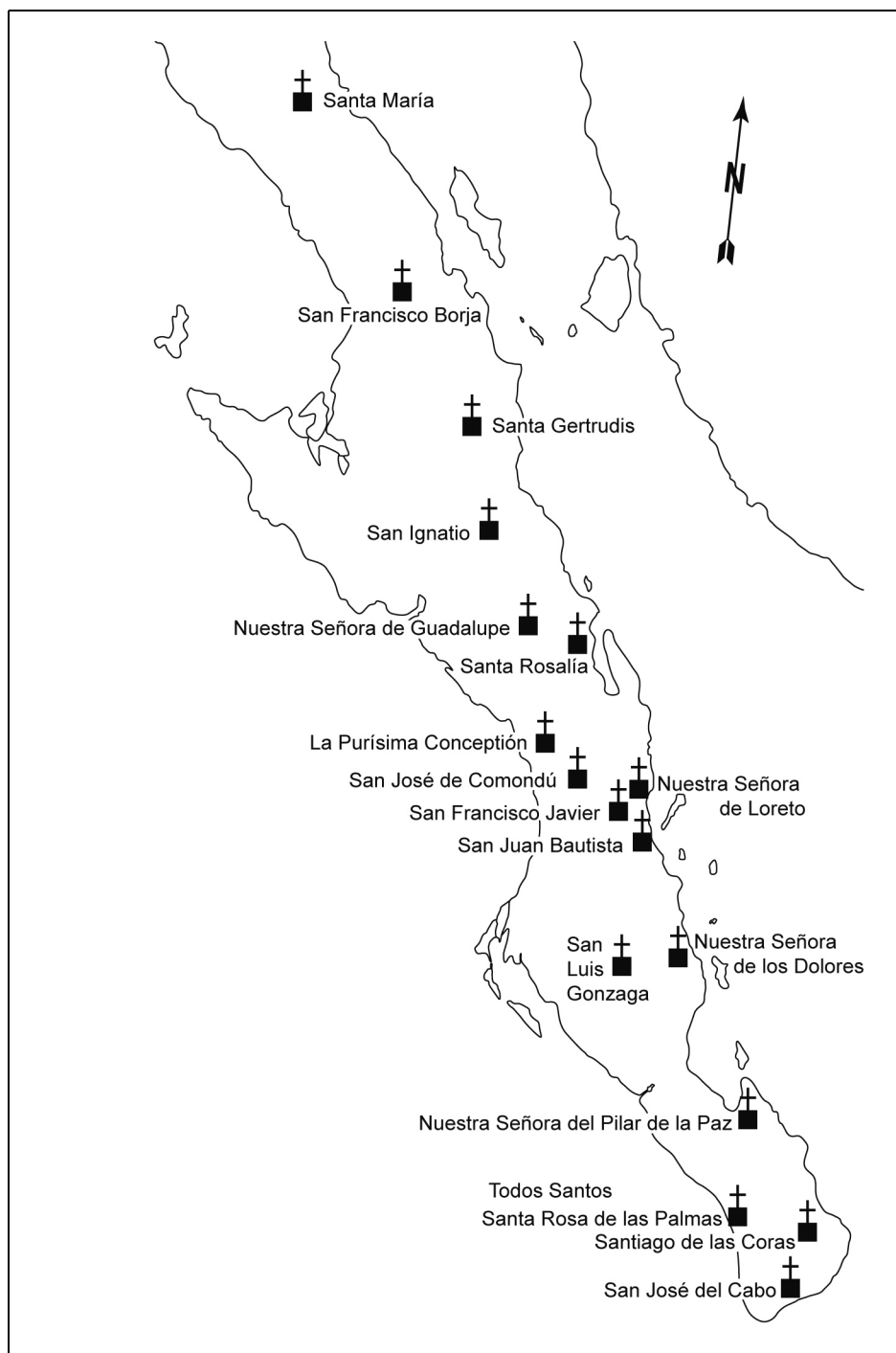


Abb. 7: Die Jesuitenmissionen in Niederkalifornien

Quellen: O'Neil 2009, S. 89; Rio 1983, S. 99



Abb. 8: Jesuitenmission in Niederkalifornien, San Ignacio, gegründet 1728, Kirchbau begonnen von P. Ferdinand Konšag SJ (1733–1759), vollendet 1786 durch P. Juan Crisóstomo Gómez
Foto: Holger Konstantin Wentzlaff

heute maßgeblich. Insgesamt kam es zu einer enormen Verbesserung der Lebensbedingungen. Leider wurden die Indios aber auch mehrmals durch verheerende Epidemien geschwächt, so dass ihre Zahl 1744 auf 11 125 zurückgegangen war (Messmacher 1997, S. 150–157; O’Neil 2009, S. 44–46).

Als 1730 im äußersten Süden die Mission San José del Cabo gegründet wurde, ermöglichte das die Versorgung der von und nach den Philippinen fahrenden Manila-Galeonen mit Trinkwasser und frischer Nahrung. Unerwartet kam es hier aber 1734 zu einem Aufstand der Pericúes, bei dem zwei Missionare ermordet wurden. Der Gouverneur von Sinaloa griff ein und errichtete am Cabo de San Lucas ein Fort – entgegen den Intentionen der Jesuiten; 1744 erreichten sie beim Indienrat, dass ihnen die volle, auch weltliche Jurisdiktion über Kalifornien zurückgegeben wurde. Die Besatzung des Forts wurde auf 20 Soldaten begrenzt, zusätzlich fünf in Loreto am Amtssitz des Missionsoberen des Ordens. Andere weiße Bewohner gab es weiterhin nicht, nur die verstreut lebenden, teilweise zwischen den Siedlungen pendelnden Jesuiten (Del Barco 1988, S. 235–270).

Nicht wenige unter diesen stammten – wie auch auf Chiloé und in der Chiquitanía – aus dem deutschen Sprachraum. Von 1720 bis 1736 arbeitete P. Everhard Hellen aus Xanten am Aufbau der damals neuen Missionen von Guadalupe und San Ignacio mit (Abb. 8). Seit 1751 und bis 1766 war P. Lambert Hostel SJ aus Münstereifel im Herzogtum Jülich Superior und Visitor der gesamten kalifornischen Missionen. Er war 1740 in die neue Mission San Luis Gonzaga gekommen.

Seit 1746 war er auch für die ältere Mission Dolores verantwortlich. Über seine Arbeit hat *P. Lambert Hostel* am 17. Januar 1758 in zwei Briefen berichtet. Eines dieser Schreiben war an seinen Vater adressiert. Er schildert ihm, dass Dolores in einer armen, unfruchtbaren Gegend liegt und unter chronischer Dürre leidet, immer der Gefahr des Hungers ausgesetzt. Diese Mängel der Gegend würden aber durch die guten Eigenschaften ihrer Bewohner wettgemacht, die die Lehre Christi mit großer Bereitschaft angenommen hätten, fest im Glauben stünden und dies in ihrem sittlichen Verhalten unter Beweis stellten. Die Zahl der von ihm seit seinem Dienstantritt in Dolores gespendeten Taufen gibt *Hostel* mit über 2 000 an. *Hostel* berichtete im folgenden, dass er als Superior und Visitator unterdessen dreimal ganz Kalifornien bereist hatte; in Vertretung des Bischofs von Guadalajara, zu dessen Sprengel die Halbinsel gehörte, und in Übereinstimmung mit einer Bulle Papst *Benedikts XIV.* hatte er dabei 6 000 Firmlingen das Sakrament gespendet. Er war auch in der damals nördlichsten Mission Santa Gertrudis, 1752 gegründet und dem tüchtigen Pater *Georg Retz* aus Koblenz anvertraut; hier oben gebe es noch ungetaufte Kalifornier; sobald weitere Hilfe aus Europa komme, wolle man das Missionsgebiet noch weiter nach Norden ausdehnen.

Gleichfalls vom 17. Januar 1758 ist *Hostels* Brief an *P. Josef Burscheid* in Köln datiert. Dieses Schreiben vermittelt zahlreiche landeskundliche Informationen über Kalifornien sowie kulturanthropologische und religionskundliche Beobachtungen an der Bevölkerung der Halbinsel; verbunden damit wird über den Stand der Arbeit der Missionare Bericht erstattet, wobei *Hostel* viele persönliche Erfahrungen einstreut. Die Hälfte der Zeit nehme das Sprachproblem in Anspruch. Allein die Guaycuras von Dolores sprächen vier verschiedene Dialekte; sogar in ein und demselben Haushalt käme es vor, dass der Mann eine andere Sprache spreche als die Frau. Die älteren Missionare hätten dafür die Erklärung, dass immer wieder neue Gruppen von Indios aus dem Norden nach Kalifornien eingewandert seien und so diese Sprachenvielfalt geschaffen hätten (*Meier* 1995, S. 265f., S. 269–272, S. 282–288).

Weit im Norden konnten die Jesuiten 1762 die Mission San Borja und 1767 Santa María gründen. In jenen Jahren waren schon die Verleumdungen in Umlauf, die der Ausweisung des Ordens aus Spanien und seinen überseeischen Territorien vorausgeschickt wurden. Auch die kalifornischen Missionen waren von dieser Kampagne betroffen. So hieß es, die dortigen Patres forderten den Soldaten der beiden Forts in Loreto und Cabo de San Lucas überhöhte Preise für die Waren ab, die diese benötigten; ferner, dass nicht der kommandierende Hauptmann, sondern die Patres das Sagen über die Truppe hätten; auch, dass die Patres heimlich Minen ausbeuteten und das aufgefundene Silber zum Handel mit holländischen Schiffen verwendeten; die Indios müssten zu viel arbeiten und bekämen nur gekochten Mais zu essen; schließlich, die Patres verhinderten die Einreise von Spaniern, damit die Indios nur die Ordensmänner und nicht den spanischen König als Oberhoheit anerkannten. Um diese absurden Anschuldigungen aus der Welt zu schaffen, suchte *P. Lambert* am 9. September 1766 den kommandierenden Hauptmann des Forts von Loreto, Don *Fernando de Rivera y Moncada*, auf. Dieser veranlasste eine Befragung von fünf Soldaten durch seinen Stellvertreter

Blas Fernández Gomera vor zwei weiteren Zeugen; alsdann nahm auch dieser selbst zu den Vorwürfen Stellung, und zuletzt und besonders ausführlich äußerte sich der kommandierende Hauptmann dazu, der auch noch weitere Punkte ansprach, indem er z. B. versicherte, es gebe in Kalifornien keine Druckerei. So entstand ein 31seitiges Dokument auf dem schlichten Papier, über das man in Loreto verfügte, worin nachdrücklich alles widerlegt wurde, was man den Jesuiten zur Last legte. Dieses Schriftstück reichte *P. Lambert* »en la mejor forma que puedo« dem Vizekönig in Mexiko-Stadt ein.

Es blieb ohne die gewünschte Wirkung. Die Ausweisung der Jesuiten, in Spanien am 27. Februar 1767 angeordnet und in Mexiko am 24. Juni 1767 proklamiert, wurde um den Jahreswechsel auch in Kalifornien durchgesetzt. Capitán *Gaspar de Portolá* traf am 17. Dezember in Loreto ein. Er verlangte von *P. Benno Ducrue* aus München, der im Vorjahr *Hostels* Nachfolger als Superior der Missionen geworden war, dass sich alle Missionare schnellstmöglich in Loreto sammeln sollten. Wegen der großen Entfernungen auf der Halbinsel dauerte dies einige Zeit; schließlich waren alle 16 Jesuiten zusammen. Am 3. Februar 1768 versammelten sie sich noch einmal in der Kirche von Loreto; *P. Georg Retz* zelebrierte die Messe, und *P. Benno Ducrue* predigte; am Nachmittag hielt *P. Lambert Hostel*, der mit über 30 Jahren in Kalifornien der Dienstälteste der Gruppe war, eine Andacht zur »Virgen de los Dolores«, der Patronin der Mission, in der er so lange gewirkt hatte; er rief ihren Schutz an für die Indios, die in Kalifornien zurückblieben, und für die Missionare, vor denen ein ungewisses Schicksal lag (*Hausberger* 1995, S. 93–99, S. 136–139; *Glüsenskamp* 2008, S. 15–18, S. 46f.).

Nach der Ausweisung der Jesuiten übernahmen zunächst für sechs Jahre Franziskaner die Missionen in Baja California. Als diese dann unter ihrem engagierten Oberen *Junipero Serra* an der oberkalifornischen Küste eine ganze Kette neuer Missionsdörfer zwischen San Diego und San Francisco gründeten, übergaben sie Niederkalifornien den Dominikanern (*O'Neil* 2009, S. 127–158). Beide Bettelorden nahmen im Unterschied zu den Jesuiten aber nicht mehr die zivile Leitung der Region ein. Schon dadurch, vor allem aber seit der mexikanischen Unabhängigkeit entfiel das besondere Interesse, jener politische Schutz, den die Indios weiterhin benötigt hätten, um nicht auszusterben. So aber wurden sie preisgegeben; Spuren von ihnen leben heute in den Campesinos der ehemaligen Missionsdörfer fort.

Die Erinnerung an die Jesuitenmissionen bei den Einheimischen in Niederkalifornien ist positiv. Das religiöse Brauchtum, besonders an den Patronatsfesten wie San Ignacio (31. Juli), Santa Gertrudis (Gertrud die Große von Helfta: 17. November) und San Francisco Xavier (3. Dezember), ist in indianisch-barocker Lebensfreude in Übung geblieben (Abb. 9).

4 Zusammenfassung

Die 1540 von Papst *Paul III.* bestätigte »Gesellschaft Jesu« hatte in der Frühen Neuzeit großen Anteil an der weltweiten Ausbreitung des Christentums. Jesuiten, auch aus dem deutschen Sprachraum, reisten in alle damals bekannten Regionen



Abb. 9: *Jesuitenmission in Niederkalifornien, San Francisco Javier, gegründet 1699, Kirche 1744–1759 von P. Miguel del Barco erbaut*
 Foto: Holger Konstantin Wentzlaff

der Erde, um die jeweiligen Kulturen von innen heraus kennenzulernen und Wege zum religiösen Kontakt zwischen den Kontinenten, zur Völkerverständigung und zum globalen Miteinander zu bahnen. In Randgebieten der spanischen Vizekönigreiche auf dem amerikanischen Doppelkontinent schufen die Jesuiten mit den einheimischen Völkern christlich-indigene Zivilisationen von bemerkenswerter Nachhaltigkeit. Drei Beispiele in ganz unterschiedlichen landschaftlichen Umfeldern werden vorgestellt: im Archipel von Chiloé im Süden Chiles, in der Pampa-Savanne von Chiquitos im Osten Boliviens und auf der kargen Halbinsel Niederkalifornien im Nordwesten Mexikos.

5 Summary

The “Society of Jesus” confirmed by Pope Paul III in 1540 played a large role in the global spread of Christianity in the early modern period. Jesuits, also from the German-speaking world, travelled in all the known parts of the world to get to know new cultures from the inside and to create possibilities of religious contact between the continents, of international understanding and of global cooperation. In marginal areas of the Spanish Vice kingdoms on the American continent the Jesuits created together with indigenous people Christian-indigenous civilizations

of remarkable sustainability. Three examples in very different natural environments are presented: in the archipelago of Chiloé in southern Chile, in the boonies-savannah of Chiquitos in eastern Bolivia and on the barren Baja California in northwestern Mexico.

Quellen

- Bellarmin, Robert*: Disputationum Roberti Bellarmini Politiani S.J. de controversiis christianae fidei adversus hujus temporis haereticos tomus secundus (Erstausgabe 1586–1593). – Neapel 1837.
- Del Barco, Miguel*: Historia natural y Crónica de la antigua California. Edición, estudio preliminar, notas y apéndice de Miguel León-Portilla. – México D.F. 1988 (= Universidad Nacional Autónoma de México, Instituto de Investigaciones Históricas, Serie Historiadores y cronistas de Indias, 3).
- D’Orbigny, Alcide*: Voyage dans l’Amérique Meridionale, 2 Bände. – Paris 1839–1843.
- Ignatius von Loyola*: Satzungen der Gesellschaft Jesu (Text B). – In: Gründungstexte der Gesellschaft Jesu. Deutsche Werkausgabe, Bd. 2, übersetzt von Peter Knauer. Würzburg 1998, S. 580–827.
- Nadal, Jerónimo*: Commentarii de institutione Societatis Jesu. – In: Hieronymi Nadal Epistolae et Monumenta, Tomus V. Ed. Michael Nicolau. – Rom 1962 (Monumenta historica Societatis Jesu, Volumen 90).

Literatur

- Alden, Dauril* (1996): The making of an enterprise. The Society of Jesus in Portugal, its Empire, and beyond, 1540–1750. – Stanford (California).
- Borsdorf, Axel* (1987): Chile und die Osterinsel. Kunst- und Reiseführer mit Landeskunde und Exkursionsvorschlägen. – Stuttgart.
- Bösl, Antonio E.* (1984): Bolivien-Report III. Berichte aus der Dombauhütte einer Franziskaner-Mission. – München.
- Cuevas, Mariano* (1942): Historia de la Iglesia en México, Tomos I–V. – México D.F.
- Foerster, Rolf* (1996): Jesuitas y Mapuches 1593–1767. – Santiago de Chile.
- Glisenkamp, Uwe* (2008): Das Schicksal der Jesuiten aus der Oberdeutschen und den beiden Rheinischen Ordensprovinzen nach ihrer Vertreibung aus den Missionsgebieten des portugiesischen und spanischen Patronats (1755–1809). – Münster (Spanische Forschungen der Görres-Gesellschaft, Zweite Reihe, 40).
- Guarda, Gabriel* (1968): El apostolado seglar en la cristianización de América: La institución de los fiscales. – In: Historia 7, S. 205–225.
- Hanisch, Walter* (1982): La isla de Chiloé. Capitana de rutas australes. – Santiago de Chile.
- Hartmann, Peter C.* (1994): Der Jesuitenstaat in Südamerika 1609–1768. Eine christliche Alternative zu Kolonialismus und Marxismus. – Weissenhorn.
- Hausberger, Bernd* (1995): Jesuiten aus Mitteleuropa im kolonialen Mexiko. Eine Bio-Bibliographie. – Wien u. München (Studien zur Geschichte und Kultur der Iberischen und Iberoamerikanischen Länder, 2).
- Hausberger, Bernd* (2004): Die Mission der Jesuiten im kolonialen Lateinamerika. – In: Hausberger, Bernd [Hrsg.]: Im Zeichen des Kreuzes. Mission, Macht und Kulturtrans-

- fer seit dem Mittelalter: Expansion – Interaktion – Akkulturation. Historische Skizzen zur Europäisierung Europas und der Welt, Bd. 7. Wien, S. 79–102.
- Jorda de Arias, Enrique (2002):* Historia de la Iglesia en el Vicariato de Beni/Bolivia (1675–2000). Época de las Misiones Jesuíticas (1675–1767). – In: Yachay. Revista de Cultura, Filosofía y Teología 19/36, S. 139–153.
- Kühne, Eckart [Hrsg.] (1994):* Martin Schmid 1694–1772. Missionar-Musiker-Architekt. Ein Jesuit aus der Schweiz bei den Chiquitano-Indianern in Bolivien. – Luzern.
- Kühne, Eckart (2008):* Die Missionskirchen von Chiquitos im Tiefland von Bolivien. Bau und Restaurierung der Kirchen von Martin Schmid (1694–1772), 2 Teile. Eidgenössische Technische Hochschule, Dissertation Nr. 18111. – Zürich.
- Lamalle, Edmond (1944):* Les Catalogues des Provinces et des Domiciles de la Compagnie de Jésus. Note de bibliographie et de statistique. – In: Archivum Historicum Societatis Jesu 13, S. 77–101.
- Marzal, Manuel María (1994):* La utopía posible. Indios y jesuitas en la América colonial (1549–1767). Tomo II. Chile, Quito, Nueva España y Nueva Francia. – Lima.
- Matthei, Mauro (1968):* Los primeros jesuitas germanos en Chile (1686–1722). – In: Boletín de la Academia Chilena de Historia 77, S. 147–189.
- Meier, Johannes (1995):* Nordwestdeutsche Jesuiten in den mexikanischen Missionen um 1750. – In: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 79, S. 259–289.
- Meier, Johannes (1998):* Religiöse Entwicklungen in den Chiquitos-Reduktionen (Bolivien) seit der Ausweisung der Jesuiten. – In: Koschorke, Klaus [Hrsg.]: »Christen und Gewürze«: Konfrontation und Interaktion kolonialer und indigener Christentumsvarianten. Göttingen (Studien zur Außereuropäischen Christentumsgeschichte, 1), S. 117–131.
- Meier, Johannes (2000):* Chiloé – Ein Garten Gottes am Ende der Welt. – In: Meier, Johannes [Hrsg.]: »...usque ad ultimum terrae.« Die Jesuiten und die transkontinentale Ausbreitung des Christentums 1540–1773. Göttingen (Studien zur Außereuropäischen Christentumsgeschichte, 3), S. 183–201.
- Meier, Johannes (2007):* Die Kirche und das Wirken der Jesuiten in Brasilien (1549–1759). – In: Kraus, Michael u. Ottomeyer, Hans [Hrsg.]: Novos Mundos – Neue Welten. Portugal und das Zeitalter der Entdeckungen. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin in Zusammenarbeit mit Instituto Camões, Lissabon, und der Botschaft von Portugal in Berlin. Dresden, S. 286–297.
- Meier, Johannes (2011):* Jesuiten aus Zentraleuropa in Portugiesisch- und Spanisch-Amerika. Ein bio-bibliographisches Handbuch mit einem Überblick über das außereuropäische Wirken der Gesellschaft Jesu in der frühen Neuzeit. Bd. 2: Chile (1618–1771), bearbeitet von Michael Müller. – Münster.
- Messmacher, Miguel (1997):* La búsqueda del signo de Dios. Ocupación jesuita de la Baja California. – México D.F.
- Moreno Egas, Jorge; Ortiz Crespo, Alfonso u. Pacheco Bustillos, Adriana (2008):* Radiografía de la piedra: los jesuitas y su templo en Quito. – Quito (Biblioteca básica de Quito, 17).
- Moreno Jeria, Rodrigo:* Misiones en Chile Austral (2007): Los Jesuitas en Chiloé 1608–1768. – Sevilla (Universidad de Sevilla, Colección Americana, 30).
- O’Neil, Ann u. O’Neil, Don (2009):* Loreto, Baja California, Primera Misión y Capital de las Californias. – Santa Barbara.
- Rey Fajardo, José del (1992):* Misiones jesuíticas en la Orinoquia, 2 Bände. – San Cristóbal.
- Riester, Jürgen (1966):* Forschungen im nordostbolivianischen Tiefland. – In: Anthropos 61, S. 787–799.

-
- Riester, Jürgen (1970):* Julian Knogler S.J. und die Reduktionen der Chiquitano in Ost-bolivien. – In: Archivum Historicum Societatis Jesu 39, S. 268–348.
- Rio, Ignacio del (1983):* El período de las misiones jesuíticas 1697–1768. – In: Panorama histórico de la Baja California. – México D.F.
- Sievernich, Michael (2006):* Ignatius von Loyola und seine mystische Autobiographie. – In: Ignatius von Loyola: Bericht des Pilgers. Hrsg., übersetzt und eingeleitet von Michael Sievernich SJ. Mit Kupferstichen von Peter Paul Rubens und Jean Baptist Barbé. Wiesbaden, S. 181–211.
- Stephan, Jörg (2000):* Jesuiten am Amazonas. Spanische Herrschaft und Mission in der Grenzprovinz Maynas 1619–1768. – Stuttgart.
- Tampe Maldonado, Eduardo (2008):* Iglesias bajo la Cruz del Sur. – Puerto Montt.
- Tomichá Charupá, Roberto (2002):* La primera evangelización en las reducciones de Chiquitos, Bolivia (1691–1767). Protagonistas y metodología misional. – Cochabamba (Colección Misión y Diálogo).

Jürgen Lafrenz

Die Ortsgemeinen der Herrnhuter als eigenständige Siedlungen von typologischer Prägnanz¹

Mit 8 Abbildungen und 1 Tabelle

1 Einführung

Die Herrnhuter Brüdergemeine,² die sich im 18. Jahrhundert als protestantische Denomination etablierte, brachte in kurzer Zeit eine große Anzahl von Niederlassungen hervor, zum einen Missionsstationen und zum anderen Ortsgemeinen, letztere nicht nur als religiös geschlossene sondern auch als gemeindlich selbständige Siedlungen. Die pietistisch geprägte Glaubensgruppe, die in ihren Lebensformen auf ein enges Zusammenwirken ihrer Mitglieder setzte, errichtete ihre Niederlassungen nach eigenem Ermessen. Der formale und funktionale Charakter ihrer Siedlungen fundierte in räumlicher Entsprechung der gemeinschaftlichen Bedürfnisse. In der Anlage und im Ausbau der Ortsgemeinen wurde ein flexibles und anpassungsfähiges Schema offenbar, das in unterschiedlichen Modifikationen etlichen solcher Siedlungen zugrunde liegt.

Die Fragestellung ist, ob und inwiefern sich die eigenständigen Siedlungen, die Ortsgemeinen, welche bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden, durch typologische Merkmale auszeichnen. In solchem Kontext werden zunächst die Anfänge der erneuerten Brüdergemeine, dann deren Ursprungsort Herrnhut in der Oberlausitz und hernach die Entstehung und die Verbreitung der 28 weiteren Ortsgemeinen beiderseits des Atlantik ausgewiesen, um schließlich als Ergebnis

-
- 1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.
 - 2 Die protestantische Freikirche tritt unter verschiedenen Benennungen auf. Der weltweite Name ist »Unitas Fratrum«, der auf die Böhmisches Brüder vom 15. bis 18. Jahrhundert zurückzuführen ist. Im deutschsprachigen Bereich gebräuchliche Namen sind »(Evangelische) Brüdergemeine« und »(Evangelische) Brüder-Unität«. Seit 2000 gilt »die Herrnhuter« als eine der offiziellen Bezeichnungen. Der englische Name ist »Moravian Church«, der französische »Église Morave«, der spanische »Iglesia Morava«. Zu einzelnen Termini vgl. *Crews* 1996 und *Peucker* 2000.

vergleichender Untersuchungen der einzelnen Siedlungen allgemein deren prägende physiognomische Merkmale herauszustellen.³

2 Herrnhut und die Entstehung der erneuerten Brüdergemeine

Der vielseitig talentierte *Nicolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf* (1700–1760) konstituierte in Auseinandersetzung mit Exulanten, die sich in der Tradition der vorreformatorisch böhmisch-mährischen Brüderkirche wussten, einen wirkungsmächtigen Typ pietistischer Lebensweise.⁴ Der Reichsgraf, der als Rittergutsbesitzer und Patronatsherr in Berthelsdorf in der südlichen Oberlausitz bevorzugte Freiheiten und Berechtigungen besaß, konnte dort eine eigenständige christliche Gemeinschaft aufrichten, die mit einer Handwerkerkolonie deutsch sprechender mährischer Exulanten ansetzte.

Im Frühjahr 1722 wies der junge *Zinzendorf* den Wirtschaftsinspektor auf seinem Rittergut in Berthelsdorf, *Johann Georg Heitz*, an, eintreffenden mährischen Familien einen Standort für eine temporäre Niederlassung in dortiger Gemarkung zuzuweisen. Der weitsichtige Verwalter setzte mit vorausschauenden Ansätzen sogleich auf eine beständige Siedlung und wählte dafür eine Lage an der Fernstraße zwischen Löbau und Zittau, verbunden mit der Überlegung, wegen der knappen Fläche keine Agrar- sondern eine Handwerkssiedlung zu schaffen, für welche die überörtliche Anbindung von Vorteil wäre. Das entsprechende Terrain kam unterhalb der Basaltkuppe des Hutberges zu liegen und war zuvor zur Hutung, d.h. als Viehweide, genutzt worden.⁵ Der abgeleitete Ortsname ›Herrnhut‹ wurde bald als symbolischer Ausdruck für einen ›Ort unter des Herrn (Ob-)Hut‹ verstanden (*Schmidt* 1996, S. 196ff.).

In enger Kooperation zwischen dem Grafen und den Vordenkern unter den mährischen Exulanten wurde schließlich eine völlig neue christliche Gemeinschaft ins Leben gerufen. *Zinzendorf* stellte ausführliche Statuten für das Miteinander in Herrnhut auf, zum einen für das kommunale und zum anderen für das religiöse ›Eigenleben‹. Die Regelungen fanden breite Zustimmung. Sie waren die Basis für ein überwältigendes Erlebnis der ›Erweckung‹ während einer gemeinschaftlichen Abendmahlsfeier in der lutherischen Kirche von Berthelsdorf. Dieser 13. August 1727 wurde zum Datum der geistlichen Geburtsstunde der erneuerten Brüdergemeine.

3 Im Unitäts-Archiv in Herrnhut [abgekürzt UAH] befinden sich etwa 7 500 Dokumente des 18.–20. Jahrhunderts zur Topographie aus der weltweiten Tätigkeit der Evangelischen Brüdergemeine, abzurufen im Internet unter Topografische Sammlung (TS). Zur Kartographie der Ortsgemeinen siehe *Ehbrecht, Johaneck u. Lafrenz* 2009 [Deutscher Historischer Städteatlas: abgekürzt DtHsAt].

4 Für den Pietismus der Herrnhuter siehe *Betz et al.* 1998; *Meyer* 1981 u. 1995; *Bäumer* 1996; *Schneider* 2004.

5 Zur Entwicklung von Herrnhut siehe *Korschelt* 1853/1859; *Reichel* 1922/2001; *Bechler* 1922/2004; *Renkewitz* 1967; Stadt Herrnhut 2001, zur Topographie siehe DtHsAt Tafel 1.1–7.2.

In Herrnhut war nun das religiöse Dasein neu zu gestalten und ein christlich soziales Gemeinwesen zu verwirklichen, in das sich jeder einbringen würde. So galt es die innige Gemeinschaft von Gleichgesinnten, die Intensivierung andächtiger Riten und das Vollziehen neuer liturgischer Ausdrucksweisen zu fixieren. Es entwickelten sich Zusammenschlüsse mit fest gefügten sozialen und religiösen Bindungen, wie zuerst die ›Banden‹, dann die ›Classen‹ und schließlich die ›Chöre‹ (›das Chor‹ abgeleitet von ›das Corps‹).

Die Entwicklung von Herrnhut vollzog sich nach rein praktischen Maßstäben, nach und nach, nicht nur durch sukzessiven Ausbau, sondern auch durch inneren Umbau. *Heitz* hatte in zentraler Lage einen quadratischen Platz ausgewiesen. Eine Seite säumten im Verlauf der Durchgangsstraße die ersten (privaten) Häuser (*Mirtschin* 2007), vis-à-vis ließ *Zinzendorf* 1724 einen breit gelagerten Bau für ein Adelspädagogium bauen. Das Gebäude wurde bald Gemeinhaus der sich etablierenden Brüder-Unität, wobei der darin befindliche ›Saal‹ – mehrfach erweitert – als Versammlungsraum zum Mittelpunkt für das religiös bestimmte Leben mit Singgottesdiensten, Liebesmahlen und Gemeinetagen wurde.

Die Gliederung in Chöre spiegelte sich im Siedlungsgefüge wider. Für die Chöre der Alleinstehenden, der Ledigen Brüder und der Ledigen Schwestern, der Witwer und der Witwen wurden jeweils eigene Gebäude errichtet. Die Mitgliederzahlen in den Chören der Ledigen Geschwister stiegen so zügig an, dass nach mehrjährigen Provisorien große Brüder- und Schwesternhäuser in zentraler Lage errichtet wurden. Die breit gelagerten Chorchäuser vereinten verschiedene Nutzungen unter einem Dach, bei den Ledigen auch Werkstätten. In jedem dieser Häuser gab es außer den Schlafsälen sowie den Speise- und Wohnräumen durchweg einen eigenen ›Saal‹ des spezifischen Chores. Das Leben in diesen Chorchäusern lief unter dem Gebot, im ›christlichen Miteinander‹ der gesamten Gemeinde zu dienen. Für jene Mitglieder der Brüdergemeine, die aus der weiteren Umgebung einkamen, um am gemeinsamen Gottesdienst teilzunehmen, wurde als ein weiterer größerer Baukörper das ›Gemeinlogis‹ geschaffen. Die mächtigen gemeinschaftlichen Bauten zeigten unverkennbare Anklänge an eine bürgerliche Architektur in Anlehnung an den ›sächsischen Barock‹ und wurden zum baulichen Charakteristikum des wachsenden Ortes.

Die Anlage des Friedhofes, der 1730 als ›Gottesacker‹ am Hang vom Hutberg erschlossen wurde, fußte auf der Maxime der persönlichen Gleichheit aller Mitglieder. Ein gerader Hauptweg trennt die Fläche in zwei Hälften, die eine Seite für die Grabstätten der männlichen, die andere für die weiblichen Verstorbenen. Die Felder wurden nach der Chronologie belegt, jedes Grab mit einem einfachen, horizontal auf den Boden gelegten und wenig beschrifteten Stein versehen.

Die Transformationsprozesse in Herrnhut von einer einfachen Handwerkerkolonie zu einer brüderischen Siedlung mit zum Teil urbanem, zum Teil höfischem Charakter fanden ihren Abschluss mit dem separaten Gebäude für den gemeinsamen Saal (*Grundstein* 1756), und zwar parallel zum bisherigen Gemeinhaus auf dem inzwischen nach Osten zu erweiterten zentralen Platz. Dieser Bau war für die Herrnhuter jedoch insofern nicht mehr innovativ, da bis dato schon in manch jüngerer Ortsgemeine ein vergleichbarer Saal errichtet worden war.

3 Entstehung und Verbreitung der Ortsgemeinen

Der geistige Aufbruch in Herrnhut wurde zur Basis für weitere Aktivitäten der dort erwachsenen Denomination. Die Leitfigur dieser Bewegung, der dem Adel entstammende *Zinzendorf*, lenkte das herausfordernde Interesse alsbald auf eine Mission fremdländischer Völker sowie eine Wirksamkeit in der Diaspora innerhalb lutherisch, calvinistisch und anglikanisch bestimmter Territorien.⁶

1. Seit 1732 trat als erste Hauptaufgabe die Heidenmission auf den Plan. Die Missionstätigkeit, welche die Akzeptanz der betreffenden Kolonialmächte erforderte, setzte kurzfristig in mehreren Kulturerdteilen ein, zunächst unter der Flagge von Dänemark 1732 auf Sankt Thomas in der Karibik und 1733 auf Grönland, unter der Flagge der Niederlande 1735 in Surinam und 1737 in der südafrikanischen Kapkolonie und noch in den 1730er Jahren begannen die Bemühungen um die Indianer im Hinterland kolonisierter Provinzen der nord-amerikanischen Ostküste. Die Mission der Herrnhuter wurde im 18. und 19. Jahrhundert die bedeutendste protestantische Missionsbewegung, die schließlich weite Teile der Erde erfasste, wobei auch manche Versuche, die meisten in Asien, letztlich fehlschlagen.⁷ Die Brüdergemeine gründete schon zu Lebzeiten von *Zinzendorf* immerhin über 200 zweckdienliche Ansiedlungen. Es waren Missionsstationen, nur in seltenen Fällen umfangreichere Missionssiedlungen, durchweg verbunden mit schulischen und medizinischen Einrichtungen, mitunter manch kleiner Wirkungsstätte für Handel und Handwerk.
2. *Zinzendorf* wollte ursprünglich keine neue Konfession etablieren. Seine Intention war, die erstarrte Frömmigkeit durch innerkirchliche Aktivitäten zu beleben. Die Herrnhuter sollten in den bestehenden Kirchen das Gemeindeleben stimulieren, Mitglieder aus ihrer Mitte die ›Erweckten‹ in der Diaspora betreuen. Die starke Resonanz auf das ›Modell‹ einer gemeinsamen Lebensweise in Herrnhut führte jedoch schließlich dazu, dass zu Herrnhut äquivalente ›Ortsgemeinen‹ geschaffen wurden. Diese Siedlungen waren für sich bestehende Orte oder Ortsteile, für welche die Brüdergemeine nicht nur das religiöse sondern auch das kommunale Zusammenleben bestimmte.⁸ Die Initiative zum Aufbau mancher Ortsgemeine erwuchs aus der Motivation heraus, dass diese als Stützpunkte der Mission dienen sollten, so ein erster wenn auch gescheiterer Versuch in Savannah in Georgia zur Mission der Cherokeesen, als

6 Die Herrnhuter fixierten die chronologische Abfolge wichtiger Ereignisse ihrer Geschichte der ersten Jahrzehnte in Form von ›Stammtafeln‹, darunter von *J. Swertner*: Stammtafel der Gemeinorte, Missionsorte, Sozietäten.[.] Brüdergemeine mit den Orten der Mährischen Alten Bruderunität am Stammanfang [.] mit farbiger Markierung der Missionen und verlassenen Orte. Farbiger Kupferstich 1797 (UAH TS Mp 380.2).

7 Die Ausbreitung der Mission geben drei Atlanten wider, die bisher nicht fortgeschrieben wurden: *The Teachers of the Fulneck Academy* 1853; *Reichel* 1860; Missionsdirektion der Evangelischen Brüder-Unität 1907.

8 Zur Terminologie der Brüdergemeine vgl. *Crews* 1996 und *Peucker* 2000.

weitere erfolgreiche Niederlassungen wenige Jahre danach Bethlehem in Pennsylvania zur Mission der umliegenden Indianerstämme und später Sarepta an der Wolga zur Mission der Kalmücken. Es entstanden letztlich 28 neue Ortsgemeinen, darunter 17 auf dem europäischen Festland, vier im Vereinigten Königreich sowie sieben in den britischen Kolonien von Nordamerika. Die große Mehrheit der Gründungen fällt in die vier Jahrzehnte seit 1736 (Tab. 1).

Tab. 1: Entstehung der Ortsgemeinen nach zeitlicher Stellung und territorialer Lage

Kontinentales Europa		
's-Heerendijk	1736	Baronie IJsselstein
Pilgerruh	1737	Herzogtum Holstein
Herrnhaag	1738	Grafschaft Ysenburg-Büdingen
Niesky	1742	Oberlausitz (zu Kursachen)
Gnadenfrei	1743	Königreich Preußen, Provinz Niederschlesien
Gnadenberg	1743	Königreich Preußen, Provinz Niederschlesien
Neusalz	1745	Königreich Preußen, Provinz Niederschlesien
Zeist	1746	Herrlichkeit Zeist
Ebersdorf	1746	Grafschaft Reuß-Ebersdorf
Neuwied	1750	Niedergrafschaft Wied
Kleinwelka	1751	Oberlausitz (zu Kusachsen)
Neudietendorf	1753	Herzogtum Sachsen-Gotha-Altenburg
Sarepta	1755	Russisches Reich
Gnadau	1767	Kursachsen
Christiansfeld	1773	Herzogtum Schleswig
Gnadenfeld	1780	Königreich Preußen, Provinz Oberschlesien
Königsfeld	1807	Königreich Württemberg
Britische Inseln		
Fulneck	1744	Grafschaft Yorkshire
Ockbrook	1750	Grafschaft Derbyshire
Gracehill	1765	Grafschaft. Antrim
Fairfield	1785	Grafschaft Lancashire
Britische Kolonien in Nordamerika		
Bethlehem	1742	Colony Pennsylvania
Nazareth	1744/1771	Colony Pennsylvania
Lititz	1757	Colony Pennsylvania
Hope	1769	Colony New Jersey
Bethabara	1753	Colony North Carolina
Bethania	1759	Colony North Carolina
Salem	1771	Colony North Carolina

Die Aufsiedlung neuer Ortsgemeinen erfolgte anfänglich noch unter Einbeziehung von Exulanten, wie im holsteinischen Pilgerruh durch mährische und wie im kursächsischen Niesky durch böhmische Zuwanderer, ansonsten durch ›Erweckte‹ lutherischer, calvinistischer oder anglikanischer Provenienz. Die Bevölkerungspotentiale europäischer Ortsgemeinen bildeten auf Dauer besonders Zusiedler aus der Diaspora, die danach strebten, ein gemeinschaftlich christliches Leben nach dem Vorbild von Herrnhut zu führen. Die Immigranten in den entsprechenden Niederlassungen der britischen Kolonien entstammten in größerer Zahl wiederum den schon existenten Ortsgemeinen oder der weitläufigen Diaspora in Europa.

3.1 Ortsgemeinen auf dem europäischen Festland

Der erste Anlass neue Ortsgemeinen zu schaffen, wurde anfänglich mit von der Besorgnis getragen, dass der Standort von Herrnhut angesichts anhaltender Konflikte mit staatlichen und kirchlichen Instanzen auf Dauer nicht gefestigt sein könnte. Die Furcht weichen zu müssen, war seit 1732 mit dem verbotenen Zuzug weiterer Mährer nach Sachsen und seit 1736 mit der Verbannung von *Zinzendorf* aus Sachsen, gestiegen. Die wachsenden Befürchtungen, dass die Gunst des Kurfürsten, der auch König von Polen war, oder die Akzeptanz der protestantischen Landeskirche verloren gingen, ließen es geraten sein, sich nach Alternativen umzusehen⁹ (Abb. 1).

Zinzendorf mühte sich in Verhandlungen für neue Niederlassungen stets um angemessene Konzessionen, die eine hinreichende Selbstverwirklichung der Herrnhuter eröffneten. Die erste neue Ortsgemeine wurde 1736 mit 's-Heerendijk in der Baronie IJsselstein, einer selbstständigen Enklave in der Republik der Vereinigten Niederlande, begonnen. Der Standort am nordöstlichen Rande vom Rheindelta war auch in Hinblick auf einen Haltepunkt auf dem Wege nach Westen zu den transatlantischen Missionsfeldern ins Kalkül genommen worden, doch letztlich kam eine vollkommene Ortsgemeine nicht recht zustande. Sie wurde wegen mangelnder Attraktivität nach mehreren Jahren aufgegeben. Der Aufbau von Pilgerruh seit 1737 im Vorfeld des holsteinischen Oldesloe war als Warte für nachkommende mährische Exulanten ausersehen, doch wurden die wenigen Gebäude infolge restriktiver Forderungen durch den König in Kopenhagen nach vier Jahren wieder aufgelassen. Die calvinistischen Ysenburger Grafen setzten auf merkantilistischen Ausbau ihrer drei Territorien. Der Regent der Büdinger Linie ließ die Brüdergemeine in der Wetterau auf einem Stück des herrschaftlichen Gutes Vonhausen die kompakte Plananlage Herrnhaag schaffen (Abb. 2). Die Herrnhuter gingen in der so genannten ›Sichtungszeit‹ dort zeitweise ihren religiösen Handlungen mit ›übersteigter‹ Inbrunst nach. Sie hatten letztlich die Siedlung

9 Allgemeine Einführungen zu den Ortsgemeinen siehe *Gormsen* 1989 und *Kröger* 2007; weiterführende Literatur zur Entwicklung der einzelnen Ortsgemeinen siehe DtHsAt, Textteil 34–36, zur Topographie siehe DtHsAt Tafel 8.1–8.4.

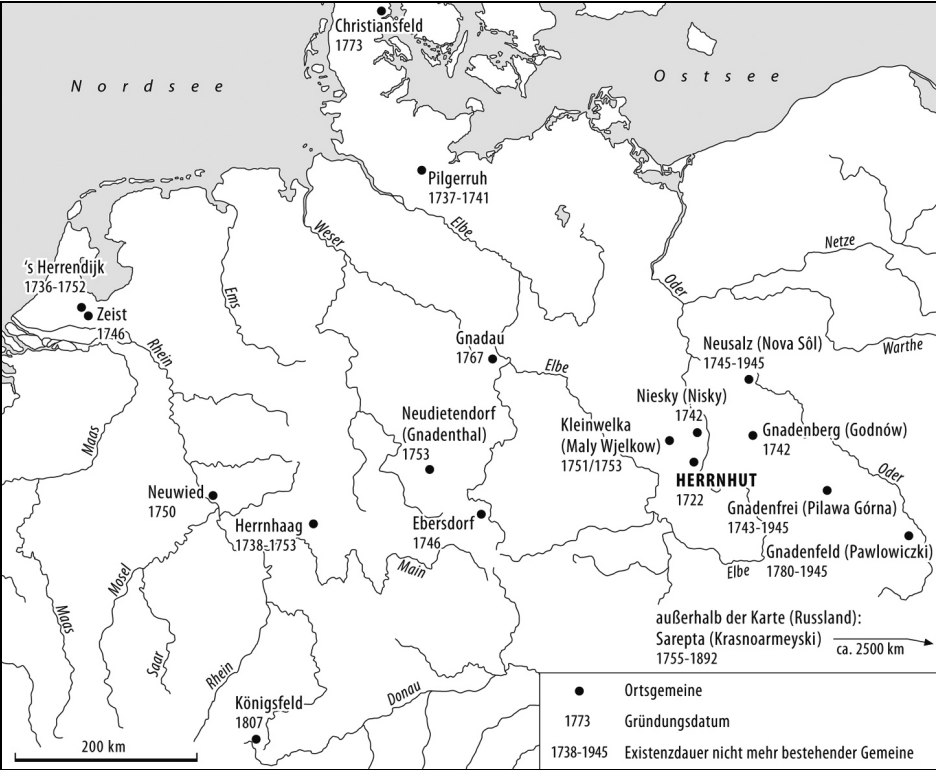


Abb. 1: Karte: Ortsgemeinen in Mitteleuropa
Quelle: DtHsAt, Text S. 8

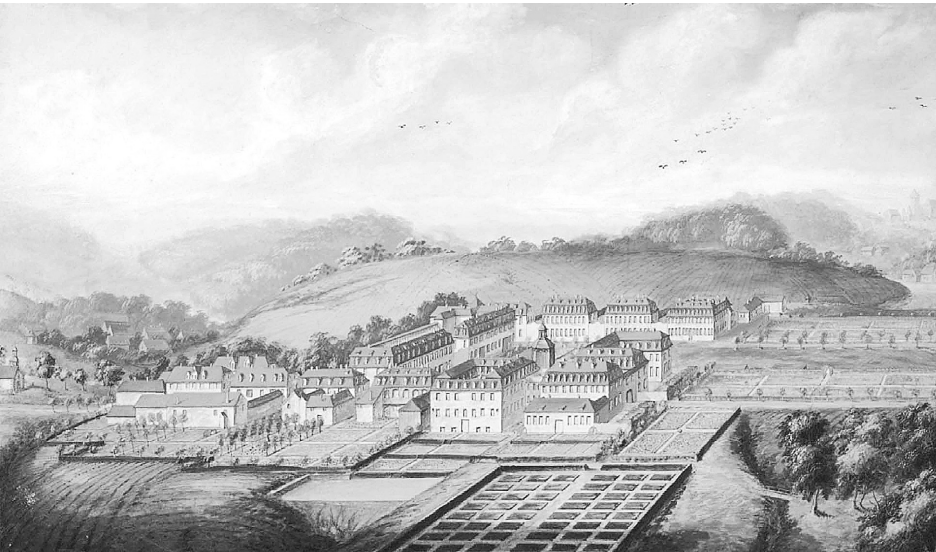


Abb. 2: Ansicht: Herrnhaag, Kupferstich 1755
Quelle: DtHsAt Tafel 8.2.1

infolge von Zerwürfnissen mit dem nachfolgenden Herrscher mit einer Frist von drei Jahren zu verlassen.

Das Ansiedeln wurde leichter, nachdem die Herrnhuter in den 1740er Jahren, zuerst in Preußen, dann in anderen protestantischen Ländern, als rechtsgläubige Religionsgemeinschaft anerkannt worden waren. Die meisten Initiativen für Ortsgemeinen gingen in folgender Zeit zum einen von landsässigen Adeligen und zum anderen von einzelnen Territorialherren aus. Die Chancen auf Akzeptanz der Siedlungen waren dort am größten, wo zum einen der Adel selbst pietistischen Lehren anhing und zum anderen, wo es protestantische Landesherrn für angeraten hielten, im Zuge innerer Kolonisation solche Bürger wie die Herrnhuter anzusetzen, die durch ein qualifiziertes Handwerk oder ein sonstiges Gewerbe die Wirtschaftskraft in ihren Territorien stärkten. Die meisten solcher realisierter Orte entstanden in räumlicher Verbindung mit adligen Anwesen, deren Eigentümer Teile der zugehörigen Flur dafür hergaben. Die Gemarkungen waren durchweg eng geschnitten, so dass die Existenzgrundlage der Bevölkerung in Handwerk und Handel zu suchen war. Die initiale Ansiedlung der Herrnhuter erfolgte bisweilen, wie in Niesky oder Gnadenfeld, schon bevor der Status der Ortsgemeine endgültig war.

Das persönliche Kontaktfeld von *Zinzendorf* und seiner Familie eröffnete seitens der Herrnhuter manch günstige Opportunitäten zum Aufbau neuer Niederlassungen. Die Beziehungen waren besonders eng zu den Grafen von Reuß jüngere Linie, welche sich wiederum in mehrere Häuser segmentierten. Die (erste) Gemahlin von *Zinzendorf* entstammte dem pietistisch gesonnenen reußischen Herrscherhaus in Ebersdorf im thüringischen Oberland. Im dortigen Schloss fand sich eine Gruppe ›Erweckter‹ zusammen, die ihr Leben wie in Herrnhut gestalten wollte. Landesherrliche Dekrete fundierten die Gründung einer Ortsgemeine, die sich im räumlichen Anschluss an die existente Schlosssiedlung entwickelte. Der regierende Graf eines parallelen Zweiges des Hauses Reuß jüngere Linie pachtete 1728 von Kursachsen den Schlossbezirk in Barby an der Elbe, wo sich eine Haus- und Stadtgemeinde einstellte. Nachdem der Pachtvertrag ausgelaufen war, wurde 1767 auf Initiative des nachfolgenden Regenten für die Herrnhuter die Ortsgemeine Gnadau auf dem nahe gelegenen Vorwerk Düben ins Leben gerufen.

In der Oberlausitz entstanden außer dem Ursprungsort zwei weitere Niederlassungen der Herrnhuter, wobei wiederum Familienbindungen wirksam wurden. Niesky war anfänglich vorgesehen als Zufluchtsort für brüderische Exulanten aus Böhmen. Die Siedlung wurde ab 1742 im Bereich um das Vorwerk des Rittergutes Trebus begonnen, das zu jener Zeit ein Verwandter von *Zinzendorf*, *Siegmund August von Gersdorf*, besessen hat.¹⁰ In Kleinwelka machte der Sorbe *Matt-häus Lange* das dortige Herrenhaus zum Mittelpunkt der Diaspora für ›erweckte‹ Sorben. Nachdem eine Schwippschwägerin von *Zinzendorf* das Gut übernommen hatte, kam es 1760 zur Unterzeichnung von Konditionen für eine Ortsgemeine auf dem bis dato gutsherrlichen Gelände im Anschluss an das bestehende Dorf.

Eine besondere Situation galt für die Entstehung der Ortsgemeine von Zeist auf der Geest am nordöstlichen Rande vom Rheindelta. Ein kapitalstarker Kaufmann hatte zusammen mit seiner Ehefrau dort das Barockschloss mit seinen Gär-

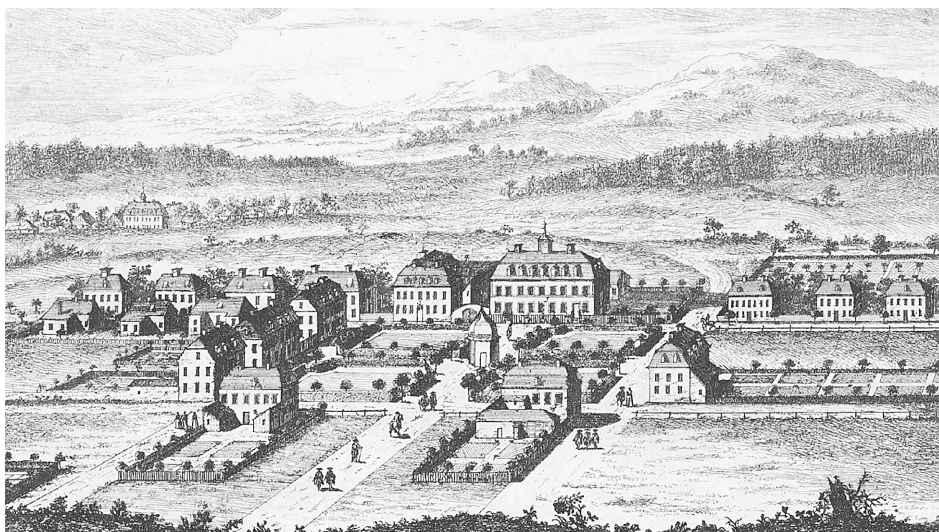


Abb. 3: Ansicht: Gnadenberg, Kupferstich 1755

Quelle: DtHsAt Tafel 8.2.1

ten und angrenzenden Besitzungen erworben. Der Grundherr besaß in der Herrlichkeit Zeist besondere Freiheiten und setzte mit *Zinzendorf* einen Pachtvertrag auf, um durch die Herrnhuter auf dem Gelände um das Schloss eine Ortsgemeinde entstehen zu lassen. Die repräsentative Anlage mit zentraler Achse auf das Schloss und zwei dazu symmetrisch offenen Höfen führte zu einer außergewöhnlichen Konzeption für eine Siedlung der Herrnhuter.

Nach Einmarsch von *Friedrich II.* 1740 in Schlesien machte der preußische König der Brüdergemeinde das Angebot, sich an (acht in Aussicht gestellten) Orten in den neuen Provinzen Nieder- und Oberschlesien anzusiedeln. Der generellen Bewilligung folgten individuelle Konzessionen für einzelne Niederlassungen in Verbindung mit den Anwesen dreier pietistisch gesonnener Adelsfamilien. Die Schlossherren stellten jeweils ein eng bemessenes Stück ihrer Feldmark zur Verfügung und übertrugen einen Teil ihrer Patronatsrechte auf die ausgegliederten Gemarkungen. So entstanden 1742 Gnadenfrei auf dem Gut Oberpeilau und Gnadenberg auf dem Gut Groß-Krausche in Niederschlesien (Abb. 3) sowie – mit zeitlichem Verzug – 1780 Gnadenfeld auf dem Gut Pawlowitzke in Oberschlesien.

10 *Siegmund August von Gersdorf* (Ruhland 1702–1777 Herrnhut) war nach dem Verkauf seines Gutes Trebus maßgeblich als Baumeister in zahlreiche brüderische Bauprojekte eingebunden, so mit Planungen wiederum in Niesky, aber auch in Neusalz sowie für das (in Anfängen stecken gebliebene) großartige Projekt von Saron im Bedford Ground in London, das *Zinzendorf* als neues Zentrum für die Herrnhuter vorgesehen hatte. Er war auch als Architekt für zahlreiche gemeinschaftliche Bauten der Herrnhuter wirksam, u.a. Versammlungsbauten sowie Brüder- und Schwesternhäuser. Siehe *Carstensen* 2009, S. 240–270.

Zarin *Katharina II.* hat 1763 durch ein Manifest um Zuwanderung in das Wolgabgebiet geworben. Die Herrnhuter reflektierten auf einen Stützpunkt für die Missionierung des Nomadenvolkes der Kalmücken. So hat die Brüdergemeine schon ein Jahr später einen Donationsbrief mit großzügigen politischen und wirtschaftlichen Privilegien für die Anlage von Sarepta an der Wolga, etwa 30 km südlich der Stadt Carycin, erhalten.

Die Ortsgemeine Neudietendorf im Herzogtum Sachsen-Gotha-Altenburg kam erst im dritten Versuch nach jeweils schwierigen Verhandlungen mit dem Landesherrn und ohne direkte Fürsprache durch *Zinzendorf* zustande. Im Jahre 1752 wurde der dortige ›Alte Hof‹ durch den seinerzeitigen Eigner vom Gut in Trebus, *Günther Urban von Lüdecke*, erworben. Der Ankauf war die Voraussetzung für die herzogliche Konzession für eine Ortsgemeine, die durch den sukzessiven Ausbau vom ›Alten Hof‹ her wuchs.

Die Ortsgemeinen von Neusalz in Niederschlesien und in Neuwied am Mittelrhein entstanden unter Anwandlungen der Landesherrn in deren direkten Verhandlungen mit der Leitung der Herrnhuter durch den Ausbau bestehender Ortschaften. *Friedrich II.* erblickte beim Einmarsch in Schlesien in Neusalz, der Siedlung der Oderschiffer mit der größten Kahnflotte auf dem Strom, einen bedeutsamen (militär-)strategischen Standort, der auszubauen war. Die Brüdergemeine stimmte seinem Ersuchen zu, wenngleich keine ›Erweckten‹ in der Umgebung wohnten. Im Süden vor der bestehenden Stadt wurde nahe dem Hafenbecken der Alten Oder das ›Mährische Viertel‹ in Angriff genommen. Der reichsunmittelbare Herrscher der Untergrafschaft Wied im Vorderen Westerwald hatte 1653 seine Residenz in die Rheinaue verlegt, verbunden mit der Anlage von Neuwied. Die Grafen förderten den Ausbau zur Stadt im Sinne einer merkantilistisch ausgerichteten Ansiedlungspolitik, sie gewährten Andersgläubigen verschiedene Privilegien, insbesondere die freie Ausübung ihrer Religion. Es ließen sich schließlich sieben verschiedene Religionsgemeinschaften vor Ort nieder. Die Herrnhuter kamen als letzte und erwarben als einzige Glaubensgruppe das Recht, sich in Neuwied geschlossen anzusetzen, wo sie sich am südöstlichen Rand der Stadt im Keuderviertel in mehreren Baublöcken niederließen.

Die positive Einstellung gegenüber der Gründung einer Ortsgemeine stellte sich nach früheren Restriktionen auch am Hof in Kopenhagen ein, nachdem König *Christian VII.* auf einer Reise durch Europa die erfolgreiche Siedlung der Herrnhuter in Zeist gesehen hatte. Der Herrscher unterzeichnete 1772 eine Konzession mit weit reichenden Privilegien für einen Siedlungsplatz im Herzogtum Schleswig. Die Gemarkung von Christiansfeld wurde dem königlichen Zuchtgut Tystrupgård im Amt Hadersleben entnommen.

Es gab weitere Anstöße von Landesherrn zu Projekten neuer Siedlungsgründungen, doch blieben zahlreiche Versuche schon im Keime stecken. Mehrere, wenn auch nicht nur protestantische, Fürsten umwarben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Brüdergemeine, um eine entsprechende Siedlung in ihrem Territorium zu gründen, darunter die Landgrafen von Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel sowie die Herzöge von Braunschweig, Sachsen-Weimar und Mecklenburg-Strelitz. Es kamen auch mehrere Offerten durch Vertreter östlicher

Staaten. Fürst *Stanislaus Poniatowsky* wünschte eine Kolonie auf seinem Lande an der Weichsel, Graf *Andrej Kirillowitsch Rasumowsky* in der Ukraine, Fürst *Stanislaus Czartorysky* auf seinen Erbgütern im Fürstentum Korzec oder im Palatinat Wolhynien und schließlich der Zar von Grusinien, *Heraclius II.* gar in Kaukasien. Es wurden über 40 Anerbieten durch die Brüder-Unität abgelehnt, darunter auch mehrere Angebote von Standespersonen, die auf ihrem Anwesen eine Niederlassung schaffen oder aber ihre Besitzungen an die Brüdergemeine verkaufen wollten.

Die einzige Siedlung der Herrnhuter, die quasi in der Nachhut dieser Angebote verwirklicht wurde, war Königsfeld¹¹ im Mittleren Schwarzwald. König *Friedrich I.* von Württemberg genehmigte 1806 die Errichtung einer eigenständigen Gemeinde mit zahlreichen Vorrechten auf Flächen vom vernachlässigten ›Hof auf dem Hörnle‹ unweit von St. Georgen.

3.2 Die Ortsgemeinen in England und Irland

Die Herrnhuter bekamen Kontakte zum Vereinigten Königreich, da ihre anfänglichen Verbindungen zu den nordamerikanischen Kolonien über London verliefen. Die Brüdergemeine gelangte hier in den Sog einer auf den britischen Inseln starken Erweckungsbewegung (*Hamilton* u. *Hamilton* 2001/2003, S. 99ff., S. 150ff.).¹² Die Bildung von (Orts-)Gemeinen verlief in England und in Irland nicht unter Einsatz des Adels, sondern wuchs aus Kreisen von ›Erweckten‹ heraus. Einzelne (Laien-)Prediger, die (später) in enge Beziehung zur Brüdergemeine traten, hatten mit pietistischer Hingabe im weiten Lande damit begonnen, vor Ort zu predigen. Solche Einsätze gingen im Laufe der Jahre in die Bestrebungen der Herrnhuter ein. Es entstanden so genannte Societies, von denen nicht nur einzelne Versammlungssäle errichtet wurden, sondern in weiteren Annäherungen an die Herrnhuter mancherorts auch Häuser für Ledige Brüder und Ledige Schwestern. Bei der Entstehung ›vom Volk her‹ ergab sich – im Gegensatz zu Mitteleuropa – eine Vielzahl (einfacher) Societies, doch stellten sich nur wenige Ortsgemeinen ein, so durch Initiative von *Zinzendorf* die Anlage von Fulneck in Yorkshire, im Anklang daran das kleinere Ockbrock in Derbyshire, und schließlich Gracehill in Antrim. Die vierte Ortsgemeine, Fairfield in Lancashire (Abb. 4), wurde erst wegen mangelnder Ausbaumöglichkeiten der Society in Dukinfield durch Verlagerung zuwege gebracht.

11 Eine Niederlassung der Herrnhuter war in Württemberg 1739 schon auf dem Gut Kaltental bei Stuttgart vorgesehen, die jedoch nicht zustande kam. *Zinzendorf* hatte in den 1750er Jahren den Gedanken, die säkularisierte ›Abtei‹ St. Georgen im Schwarzwald für ein Theologisches Seminar zu erwerben, doch auch dieses wie noch einige spätere Vorhaben in Württemberg scheiterten. Vgl. *Geiges* 1921.

12 Für weiterführende Literatur über die Entwicklung der Brüdergemeine auf den Britischen Inseln siehe *Wauer* 1900; *Hassé* 1951; *Mason* 1998; *Podmore* 1998.

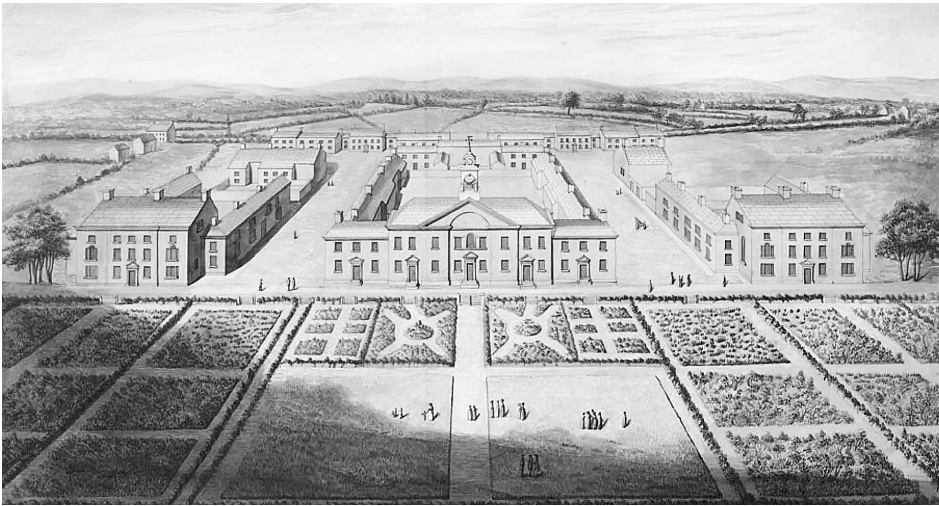


Abb. 4: Ansicht: Fairfield, um 1820
Quelle: DtHsAt Tafel 8.3

3.3 Ortsgemeinen in Nordamerika

Der Missionseifer der Brüdergemeine und das Kolonisationsinteresse der Briten brachten die Herrnhuter an die Westseite des Atlantiks (*Hamilton* u. *Hamilton* 2001/2003, S. 106ff., 162ff.; *Fogleman* 1996; *Reps* 1992, S. 443–453). Es war den britischen Behörden willkommen, Protestanten vielerlei Provenienz als ›Puffer‹ gegen die Spanier in Florida und die Franzosen in Louisiana anzusetzen. Die Herrnhuter bekamen die Möglichkeit umfangreiches Land zu erwerben, so dass sie sich auch der Agrarwirtschaft zuwenden konnten, doch neigten sie von vornherein mehr gewerblichen Tätigkeiten zu, wofür sie Erfahrungen aus ihren Heimatgemeinen mitbrachten. Die Besiedlung nunmehr größerer Areale führte dazu, dass sie in Pennsylvania und in North Carolina nicht nur der Anlage von Orten, sondern auch regionaler Erschließung mit dem Aufbau von Siedlungsnetzen nachgingen (Abb. 5).

Der Brüdergemeine war es noch vor Gründung neuer Niederlassungen gelungen, in der jüngsten britischen Kolonie, in Georgia, Fuß zu fassen. Sie verband dies mit der Hoffnung, von dort aus mit der Mission der Cherokees zu beginnen. Im Frühjahr 1735 kam es in der im Aufbau begriffenen Stadt Savannah zur Bildung einer kleinen Gemeinde der Herrnhuter. Auch hatten diese für ein Siedlungswerk unter günstigen Bedingungen ca. 125 ha Land am Ogeechee River käuflich erworben. Doch das Unterfangen wurde bald aufgegeben.

3.3.1 Ortsgemeinen in Pennsylvania und New Jersey

Die Herrnhuter richteten ihr Interesse nunmehr auf Pennsylvania.¹³ Sie erwarben dort 1741 ein großes Areal von etwa 2 000 ha am Lehigh River. Bethlehem wurde der Mittelpunkt einer ›gemeinschaftlichen Ökonomie‹ sämtlicher Niederlassun-

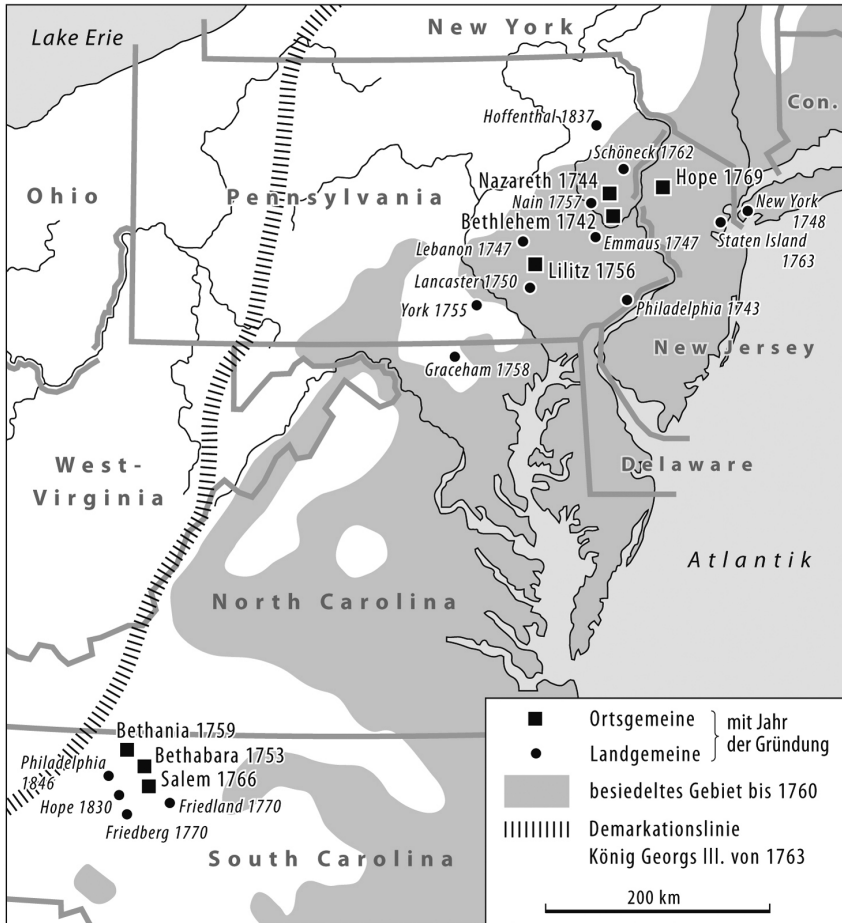


Abb. 5: Karte: Ortsgemeinen in Nordamerika
Quelle: DtHsAt, Tafel 8.4

gen der Brüdergemeinde im neuen Siedlungsraum, mit (Old)Nazareth und den darauf bezogenen Orten landwirtschaftlicher Produktion, so Gnadenbrunn (1752) und Friedensthal (1755).¹⁴ Ein besonderer Annex wurde Gnadenhütten, etwa 40 km den Lehigh River aufwärts, ein Ort von etwa 500 Mohany Indianern, die von Bethlehem aus seelsorgerisch betreut wurden. Mit ihnen wurde eine gemeinschaftliche Haushaltung betrieben. Nach Auflösung der gemeinsamen Ökonomie wurde 1771 ein »Neu Nazareth« geschaffen.

Die Privatinitiative singularer »Erwecker« führte zu zwei solitär gelegenen Ortsgemeinen. Lititz in Pennsylvania ist entstanden, weil der deutschstämmige

13 Zur Entwicklung der Ortsgemeinen in Pennsylvania siehe: *Deppermann* 1984.

14 Zur Topographie der Ortsgemeinen in Pennsylvania siehe *Murtagh* 1997.

Siedler *George Kline* in Warwick vom Christentum der Herrnhuter so beeindruckt war, dass er seinen geschlossenen Grundbesitz für diese Niederlassung der Brüdergemeine hergegeben hat. Hope in New Jersey geht auf *John Samuel Green* zurück, der infolge der Bekanntschaft durchreisender Prediger ein Mitglied der Herrnhuter wurde und sein ganzes Land für eine Gemeinde nach dem Vorbild von Bethlehem angeboten hat. Die Brüdergemeine beschloss den Ausbau unter Einbeziehung schon vorhandener Strukturen, doch wurde die Ortsgemeine wegen wirtschaftlicher Enge wieder aufgegeben.

3.3.2 Ortsgemeinen in North Carolina

Das größte Kolonisationsprojekt der Herrnhuter war die Erschließung eines weiten Landstriches im zentralen Piedmont vor der Blue Ridge im Nordwesten von North Carolina. Die Brüdergemeine kaufte 1753 etwa 400 km² Land, das nach der Herkunft der Vorfahren *Zinzendorfs* Wachau (Wachovia) genannt wurde. Sie verkaufte zwei Drittel des Terrains in Anteilen an 20 Investoren und wollte auf dem übrigen Land ein System von 45 ›Villages of the Lord‹ anlegen und in deren Mitte das urbane Zentrum von Wachovia errichten (*Hendricks* 2002).

Die Pioniersiedler der Brüdergemeine in Wachovia kamen 1753 aus Pennsylvania über die Great Wagon Road nach North Carolina und machten, um ihr Siedlungsprojekt in Gang zu setzen, einen Anfang mit der Ansiedlung, die sie Bethabara (›Haus der Durchreise‹) nannten, die als einstweiliger Stützpunkt vorgesehen war. Die Gründung von Bethania erfolgte 1759 als eine Agrarsiedlung, nordwestlich von Bethabara, zum einen um der (vorübergehenden) starken Zunahme der Bevölkerung während zeitweiliger Unruhen durch Indianer entgegenzuwirken, zum andern wohl um eine steigende Bedeutung des wachsenden Bethabara gegenüber dem noch intendierten Hauptort in der Wachovia abzuschwächen. Die Pläne für das ›urbane‹ Zentrum von Wachovia wurden trotz Verzögerungen letztlich nicht aufgegeben. Die Entscheidung zur Gründung von Salem führte dazu, dass Bethabara aufgelassen wurde.

4 Physiognomie der Ortsgemeinen

Die Herrnhuter sind mit ihren Vorstellungen als Schöpfer ihrer Niederlassungen trefflich zu erfassen, weil sie das Baugeschehen selber in der Hand hatten. Der Einsatz erstreckte sich auf die engere Standortwahl, die initialen Baupläne sowie die Projekte gemeinschaftlicher Bauten. Das definitive Instrument zur Klärung anstehender Entscheidungen war ein Losverfahren. Solche Praxis resultierte aus der ›christokratischen‹ Verfassung der Brüdergemeine (1741), wonach Christus durch das Los unmittelbare Weisungen erteilen konnte.

Die (städte-)baulichen Ähnlichkeiten von einzelnen Ortsgemeinen resultierten aus einem mannigfaltigen Transfer von Know-how zwischen einzelnen Siedlungen:

1. Die Bauausführung ist zum größten Teil von Bauleuten aus der Brüdergemeine geleistet worden. Es wurden zwecks anstehender Vorhaben eigene Mitglieder, wie mancher Architekt oder zahlreiche Handwerker, zu den aktuellen Bauaufgaben von einer in die andere Ortsgemeine abgezogen.
2. Die Brüdergemeine schuf nach Ende der Ära von *Zinzendorf* eine gemeinsame Verfassung mit festen Verwaltungsstrukturen, im Rahmen derer sie ein zentralistisch organisiertes und behördlich verfasstes Bauwesen mit Sitz in Herrnhut einrichtete, das fortan die Baupläne zu prüfen und zu approbieren hatte.
3. Die anfänglichen (städte-)baulichen Lösungen in Herrnhut und auch der frühen nachfolgenden Siedlungen, wie Herrnhag oder Niesky aber auch Fulneck dienten als zweckdienliche Erfahrungen im Hinblick auf spätere Ortsgründungen.

Die Ortsgemeinen sind in der Regel als planvolle Siedlungen initiiert worden, es sei denn sie waren ad hoc begonnen worden wie Bethlehem, hatten gar schon zuvor genutzte Baulichkeiten übernommen wie in Neudietendorf oder wuchsen aus einer vorhandenen Siedlung im Nachhinein zu einer Ortsgemeine heran wie Hope in New Jersey. Die anfänglichen Planungen erfassten sehr oft noch nicht das spätere Standortmuster der gemeinschaftlichen Einrichtungen. Die Dimensionierung der Baumassen stellte sich häufig erst im weiteren Siedlungsgang ein, wobei neue Dispositionen auch örtliche Verlagerungen einzelner Funktionen nach sich ziehen konnten. Der Verlauf der realen Bautätigkeit wurde dadurch bestimmt, dass der nächste Schritt nach jeweils aktuellen Erfordernissen in Angriff genommen worden ist und sich so meist letztlich keine geometrisch strengen Bebauungsmuster einstellten. Die einheitliche Durchführung einer von vornherein bis zum Aufriss entworfenen Siedlung ist nur in seltenen Fällen erreicht worden, wie kurzfristig in Fairfield und langfristig fast in Zeist.

Die Niederlassungen sind vom Siedlungsgefüge her quasi immer ›Residenzen des Herrn‹. Der entscheidende Schlüssel zum Decodieren der brüderischen Raumstrukturen ist die gesellschaftliche Struktur als Ausdruck religiöser Einstellungen. Die in Herrnhut sukzessive entfaltete, eng geschnittene und straff organisierte christlich-gesellschaftliche Struktur, darunter das System der Chöre, wurde als Leitbild auf die neuen Orte übertragen. Die persönliche Hingabe im intensiven Miteinander führte innerhalb der Brüdergemeine zu hoher Fluktuation der Bevölkerung mit inniger Vernetzung ihrer Siedlungen. Jedes Mitglied war im Grunde genommen nicht nur in einer spezifischen, sondern in allen Ortsgemeinen ›zu Hause‹, wegen der ›typischen‹ gemeinschaftlichen Einrichtungen, die im Siedlungskörper (einschließlich der Gestaltung des Gottesackers) den Ausdruck eines gemeinsamen Daseins reflektierten.

Der Aufriss der Ortsgemeinen integrierte typische Basiselemente, die wie unabdingbare Versatzstücke das jeweilige Siedlungsgefüge bei variabler Anordnung prägten. Es gab in den Ortschaften keine markante räumliche Trennung zwischen einem säkularen und einem profanen Bereich. Die gemeinschaftlichen Bauten wurden nach Auffassung der Herrnhuter zu Häusern Gottes erst durch die sich

darin versammelnden und feiernden Christen, nicht aufgrund baulicher oder ornamentaler Merkmale. Das Bauwerk mit dem Versammlungssaal überragt(e) die weiteren Gebäude nur mit einem Dachreiter. Der Saal ist ein quer gelagerter, (meist noch) weiß gehaltener schlichter Raum, der auf einen Liturgistisch, als den Tisch des Versammlungsleiters, an einer Längsseite ausgerichtet ist, wobei die Brüder auf der linken, die Schwestern auf der rechten Seite saßen. Der Raum ist kein kultischer Platz und bedarf daher keiner aufwendigen Dekorationen. Für die Herrnhuter ist bedeutsam, dass Christus während der Andacht in der Gemeinde gegenwärtig ist. Die meisten Siedlungen hatten ein Brüder- und ein Schwesternhaus, oft ein Witwenhaus und bisweilen ein Witwerhaus. Ein wichtiges Gebäude war auch (der Gasthof oder) das Gemeinlogis, aus der praktischen Erwägung heraus, dass zahlreiche Besucher aus der (entfernten) Diaspora vor Ort zu beherbergen waren. Die meisten Ortsgemeinen lebten von Handel und Gewerbe. Im Laufe ihrer Entwicklung wurden etliche der Ortsgemeinen auch Standorte überregional nachgefragter Schulen und anderer Bildungseinrichtungen.

Die Siedlungen machten durch die Agglomeration großer Baueinheiten in zentraler Lage einen relativ kompakten Gesamteindruck. Die schlichten nahezu schmucklosen Bauten der gemeinschaftlichen Aufgaben sind durchweg breit gelagerte zweigeschossige Gebäude mit symmetrisch gegliederten Fassaden, die vielfach einem ›bürgerlichen‹ Barock, bisweilen mit Übergängen zum frühen Klassizismus, zuzurechnen sind. In manchen Siedlungen, so Herrnhag und Bethlehem, existierten für Familien ähnliche mehrstöckige Häuser, die zahlreiche Wohneinheiten umfassten.

4.1 Grundrisse der Ortsgemeinen

Die meisten der neu angelegten Ortsgemeinen dürften auf der Grundlage von vorgefertigten Plänen eingemessen worden sein, wobei einem Straßennetz nicht immer sogleich ein volles Grundstücksmuster eingezogen wurde. Die Herrnhuter präferierten durchweg geometrisch einfache (lineare bis) orthogonale Raster, nur selten dabei komplexe Lösungen (*Richter* 2003). In zeitlicher Abfolge der Ortsgründungen stellten sich einzelne normative Elemente in der topologischen Struktur ein. Solche Merkmale verdichteten sich im Layout jener Siedlungen, die unter regulierendem Einfluss der in Herrnhut etablierten Baukommission standen.

Die rationalen Anlagen in Gracehill und in Gnadau offenbaren einen durchgängigen geometrischen Konsens. Er gilt mit Abstrichen auch für die Anlage von Sarepta. Die ersten Herrnhuter kamen mit einem Plan an die Wolga, der durch russische Geodäten eingemessen wurde. Die Baudirektion in Herrnhut hatte Entwürfe für alle drei Siedlungen approbiert. Die Dispositionen für Gnadau wurden, wie zuvor für Gracehill, vor Ort mancher Modifikation unterworfen, zwar nicht im generellen Muster aber in den Dimensionen von Straßen- oder Blockgefüge. Der mutmaßlich erste der einander folgenden Pläne für Gnadau kann als Urform einer Entwicklungsreihe von Grundrissen und damit als ›ideale Plananlage‹ der

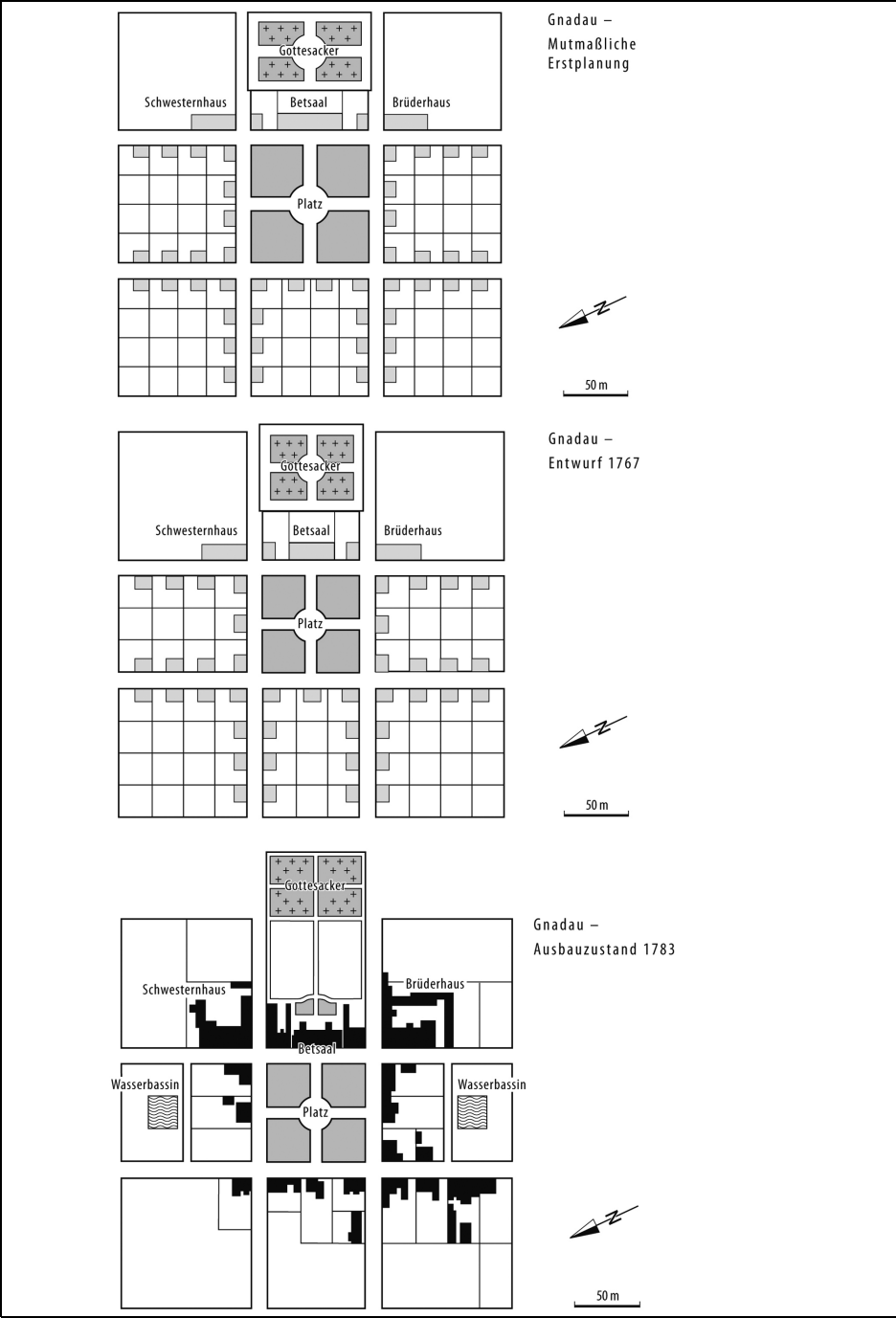


Abb. 6: Projektionen zum Grundriss von Gnadau:
a. Mutmaßliche Erstplanung, b. Entwurf 1767, c. Ausbauzustand 1783
Quelle: Findeisen 2005, S. 58, S. 59, S. 62

Herrnhuter gelten (*Findeisen* 2005, S. 51ff.). Dieser (nur re-)konstruierte Plan (Abb. 6) gibt folgende Merkmale zu erkennen:

1. Die quadratische Anlage ist durch zwei sich kreuzende Straßen in neun gleiche Quadrate unterteilt. Das mittlere Karree wäre die freie Ortsmitte, die nur durch sekundäre Elemente wie Wege und Brunnen zu besetzen ist. Die Straßen laufen nicht axial auf den Platz, sondern berühren ihn tangential.
2. Das vorrangige Bauwerk mit dem Versammlungssaal liegt mittig an einer Kante des Platzes. In den Ecken des zugehörigen Grundstückes befinden sich in zueinander symmetrischer Position die Häuser für den Pastor und den Vorsteher der Gemeinde.
3. Die beiden Eckquartiere neben dem Karree mit dem Hauptbau kommen – in Korrespondenz zur Sitzordnung im Saal – an die Ledigen Brüder und die Ledigen Schwestern. Die Straßenfronten der Chorhäuser der Ledigen Geschwister reihen sich symmetrisch in die vordere Baufluchtlinie des Saales ein.
4. Die übrigen fünf Quartiere säumen an den Straßenseiten vier Grundstücke gleicher Breite und Tiefe mit einer offenen Randbebauung durch ein- und zweigeschossige Wohnhäuser.
5. Der Gottesacker liegt hinter dem Versammlungssaal und ist in eine axiale Symmetrie des Ortes einbezogen.

Die realisierten Grundrisse von vielen Ortsgemeinen lassen für ein Stadium definitiver Umsetzung wenigstens einzelne der vorstehenden Module residual erkennen. Das Metron des baulichen Dreiklanges in der Anordnung vorrangiger Bauten bahnte sich schon in 's-Heerendijk an. Der erste quadratische Platz der Neuanlagen findet sich in Herrnhag, ohne aber eine mittige Position für den Versammlungssaal an einer der vier Seiten. Die Plätze späterer Siedlungen waren nur in wenigen Fällen quadratisch sondern meistens hatten sie längliche Zuschnitte. Die Lage von Saalgebäuden auf dem Platz setzte erst relativ spät ein, so in Herrnhut.

Die drei englischen Siedlungen zeigen eine eigene Entwicklung. Fulneck ist infolge seiner Lage am relativ steilen Hang nicht um einen Platz geschaffen. Der Ort wurde parallel einer langen Terrasse mit Blick auf die freie Landschaft errichtet, in der Mitte mit dem Saal und auf Distanz zu den Seiten mit dem Brüderhaus und mit dem Schwesternhaus. Das weniger ausgebaute Ockbrook vermittelt solche Ansätze entlang eines Weges oberhalb eines Abhanges. Fairfield, dessen kunstvolle Planung auf den später berühmten Architekten *Benjamin Henry Latrobe*¹⁵ zurückgeht, liegt zwar in der Ebene, die Straßen bilden auch eine in sich rechtwinklige Anlage, doch die vorrangigen Gemeinbauten sind im Dreiklang zu seiner Außenseite gerichtet, mit Blick auf das offene Gelände (Abb. 4).

15 *Benjamin Henry Latrobe* (Fulneck 1764–1820 New Orleans) kehrte nach dem Besuch von Schulen in Niesky und Barby nach England zurück, wo er u.a. die Entwürfe für Fairfield fertigte, wanderte dann in die USA aus, wo er zum Begründer der dortigen klassizistischen Architektur heranwuchs, so mit Bauaufgaben in Baltimore (Kathedrale) und in Washington (Mitwirkung am Capitol und am Weißen Haus).

4.2 Modellvorstellungen zum Grundriss

Die Herrnhuter haben von Anbeginn keinen Diskurs darüber geführt, ob den Planungen ihrer Siedlungen religiöse Hintergründe zugrunde liegen. Es sind zahlreiche Vorgänge auszumachen, dass Probleme der Siedlungsnahme unter praktischen Standpunkten erörtert wurden. Das simple Muster schematischer Raster mit zentralen Plätzen hat eine lange Tradition in vielen Kulturen.

Das kompakte Zentrum der ersten voll durchgeplanten Siedlung, Herrnhag, mit gleich breiten Grundstücken und ähnlicher Bebauung um einen quadratischen Platz regte die Suche nach möglichen christlichen Vorbildern an. Die Inspiration durch utopische Modelle protestantischer Siedlungen, so von *Johann Valentin Andreae* (1619 Christianopolis)¹⁶ oder von *Georg Andreas Böckler* (1686 Onaltzbach)¹⁷ ist unwahrscheinlich. Die beschworene Vision des himmlischen Jerusalem (Offenbarung 21: 10–21) als einer strahlenden, regulären Anlage kann kaum als eine deutliche Parallele zum Grundmuster von Siedlungen der Herrnhuter erhalten, allein schon, weil es diesen an einer symbolhaften Arithmetik mangelt, die Ausdruck höherer Ordnung im Grundriss jener erhabenen Stadt ist.

4.2.1 Modell von Christian Gottlieb Reuter

Der bibelfeste Geodät *Reuter*, der mehrere Siedlungen der Brüdergemeine beiderseits des Atlantik eingemessen hatte, wenn nicht gar manchen Entwurf selber beisteuerte, hat die Frage über die symbolische Ähnlichkeit der Siedlungen der Herrnhuter mit biblischen Vorstellungen aufgeworfen. Er brachte 1761, vermutlich in Reaktion auf ein Modell von *Zinzendorf* (s.u.) ein ›Rissbüchlein‹ zu Papier, wofür er nicht nur Risse realisierter Siedlungen der Herrnhuter verfertigte, sondern worin er auch versuchte, eine formale Analogie zur Gründung alttestamentlicher Städte der Leviten aufzuzeigen.¹⁸ Die Herrnhuter mochten eine Konkordanz zu den Leviten darin erblicken, dass diese wie jene im geistlichen Dienst an ihren Mitmenschen standen.

Die Konstruktion der Städte der Leviten durch *Reuter* fußt auf der entsprechenden Bibelstelle (4. Mose 35:1–6). Er fixiert eine quadratische Stadt mit einer Seitenlänge von 3 000 (biblischen) Ellen, die sich aus neun gleichen Blöcken zusammensetzt. Der innere Block wird wiederum in neun Quadrate geteilt. Die quadratische Stadt wird im innersten kleinen Karree vom zentralen Platz eingenommen, von tangierenden Straßen erschlossen und von Blöcken gleicher Größe eingefasst, die der Bebauung dienen. Die acht äußeren großen Blöcke bilden das im biblischen Text vorgesehene Weideland (Abb. 7).

16 *Andreae* 1619. Modell siehe *Vercelloni*, 1994, Tafel 84.

17 *Vollmar* 1983. Modell siehe *Vercelloni*, 1994, Tafel 96.

18 *Reuter, Christian Gottlieb*: Riß Büchlein, UAH TS Bd. 13. Wiedergabe in *Carstensen* 2009, S. 379–421.

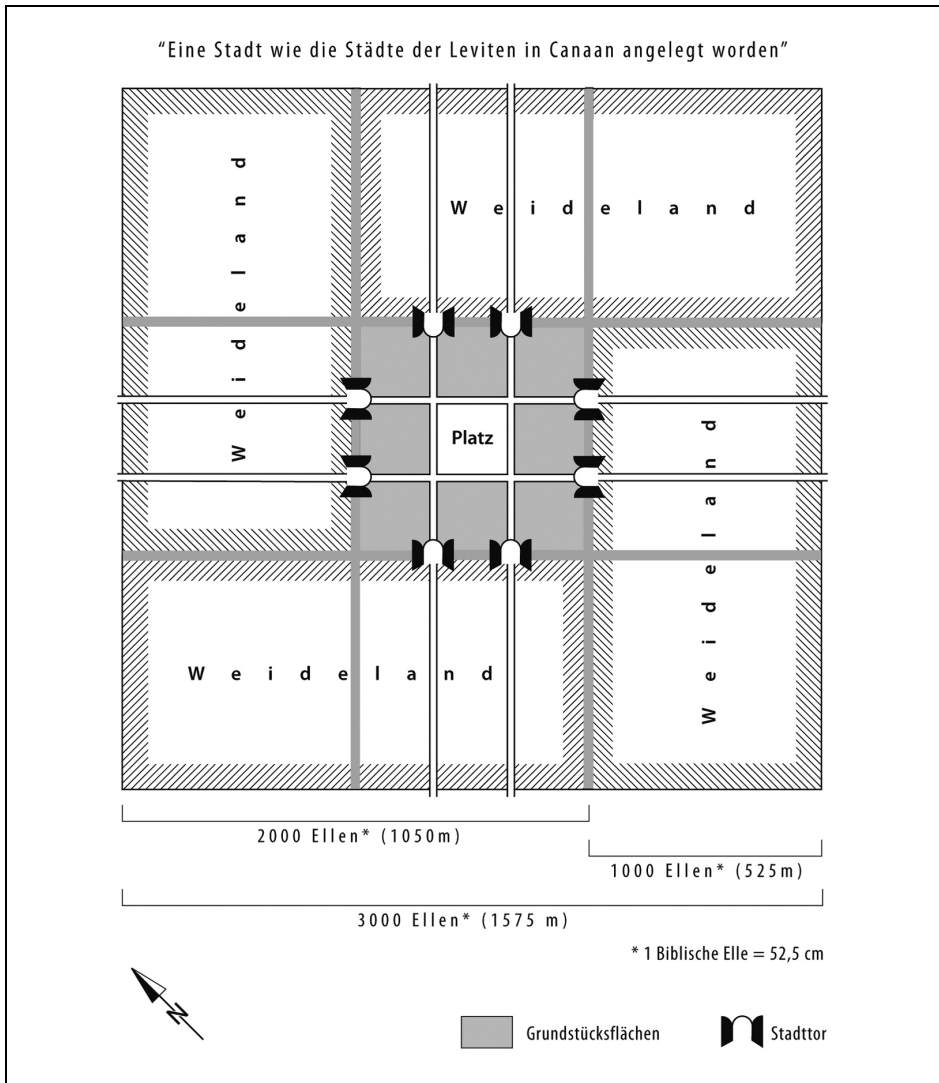


Abb. 7: Christian Gottlieb Reuter (1761): Konstruktion zum Grundriss einer Stadt der Leviten – Eine Stadt wie die Städte der Leviten in Canaan angelegt worden waren, nach 4. Mose 35: 1–6
Quelle: UAH TS Bd. 13.8

Das Skelett der inneren Blöcke der Levitischen Stadt zeigt formale Ähnlichkeit zum konstruierten Plan von Gnadau. Die Annahme, dass solch theologisch fundiertes Vorbild schon für ältere Herrnhuter Siedlungen bestanden hat, lässt sich nicht vertreten, doch könnte, nachdem das Rissbüchlein vorgelegen hat, ein mittelbarer Einfluss auf den Duktus im Grundriss von Gracehill und Gnadau wie wohl auch Sarepta bestanden haben.

4.2.2 Modell von Nikolaus Ludwig von Zinzendorf

Die Leitfigur der Herrnhuter, *Zinzendorf*, brachte ihre Vorstellungen bei der Gründung mehrerer Siedlungen ein, so wenn es um die Privilegierung mancher Ortsgemeine ging, deren topographische Lage zu sichten war oder auch die eine oder andere planerische Projektion zu erstellen galt.¹⁹ Seine Vorstellungen über Grundrisse einzelner Ortsgemeinen waren verschiedener Figuration. So soll er weitreichende Pläne für die Siedlung der Herrnhuter um das Schloss in Zeist und wohl auch für Saron,²⁰ die großzügige Anlage des in London ins Auge gefassten neuen Hauptsitzes der Brüdergemeine, angeregt haben. Die entsprechenden Entwürfe gingen über das konventionelle Konzept der Herrnhuter durch große Hofbildungen hinaus und nehmen in ihrer Geschlossenheit schon Elemente der (utopischen) Projekte von *Charles Fourier* (Phalanstère) und *Jean-Baptiste Godin* (Familistère)²¹ vorweg.

Im Jahre 1756 legte *Zinzendorf* ein Modell für das Layout der zentralen Stadt in Wachovia vor, im deutlichen Kontrast zu bestehenden Ortsgemeinen mit ihren rechteckigen Grundrissen.²² Es ist nicht bekannt, ob er dafür das Konzept von *Vitruv*²³ oder den Entwurf von *Daniel Speckle*²⁴ für eine oktagonale Stadt in spezifischer Anordnung einfacher geometrischer Elemente heranzog. Der runde Ort hat in der Mitte einen oktagonalen Platz, von welchem gemäß den Himmelsrichtungen acht Radialstraßen wegführen. Sie treffen zwei Ringstraßen, die eine zur Mitte, die andere am Rande. Im Zentrum der Stadt steht der Saal, darum in Distanz ebenfalls in oktogonaler (wenn auch um 45 Grad gedrehter) Ordnung reihen sich die weiteren Hauptgebäude der Gemeinde, darunter die Chorrhäuser. Die Radialstraßen sind zwecks Bebauung zu beiden Seiten durch gleich große Grundstücke erschlossen. Die Grünflächen durchziehen die Stadt. Die Straßen sind als Alleen geschaffen. Die gereihten Einzelhäuser stehen inmitten von Gärten. Die Rückseiten der Grundstücke grenzen an sektorale Grünzonen, die durch radiale Wege zur Peripherie hin erschlossen werden. Der Gottesacker nimmt einen Sektor im äußeren Ring ein (Abb. 8).

Der Plan von *Zinzendorf* gibt keine auf der Bibel fußende Lösung zu erkennen, selbst unter der Prämisse, dass das Himmlische Jerusalem vom Mittelalter bis an die Schwelle zur Frühen Neuzeit als runde Stadt visualisiert worden ist. Das Modell hat das Design einer Idealstadt und nimmt schon wesentliche Elemente

19 Carstensen 2009, S. 189–239; DtHsAt Textteil

20 Vgl. Anm. 10.

21 Godin 1870 u. 1874; Modell siehe Vercelloni 1994, Tafel 138.

22 Der überlieferte Plan mit dem Titel ›Ohmmaßgebliches Project ...‹ (s. Abb. 8) ist eine akurate kolorierte Federzeichnung. Der Künstler ist anonym, doch konnte Thorp auf der Basis von signifikanten Texten nachweisen, dass sie den Vorgaben von *Zinzendorf* folgte. Siehe Thorp 1984.

23 Vitruv 2008.

24 Speckle 1589. Modell siehe Vercelloni 1994, Tafel 73.

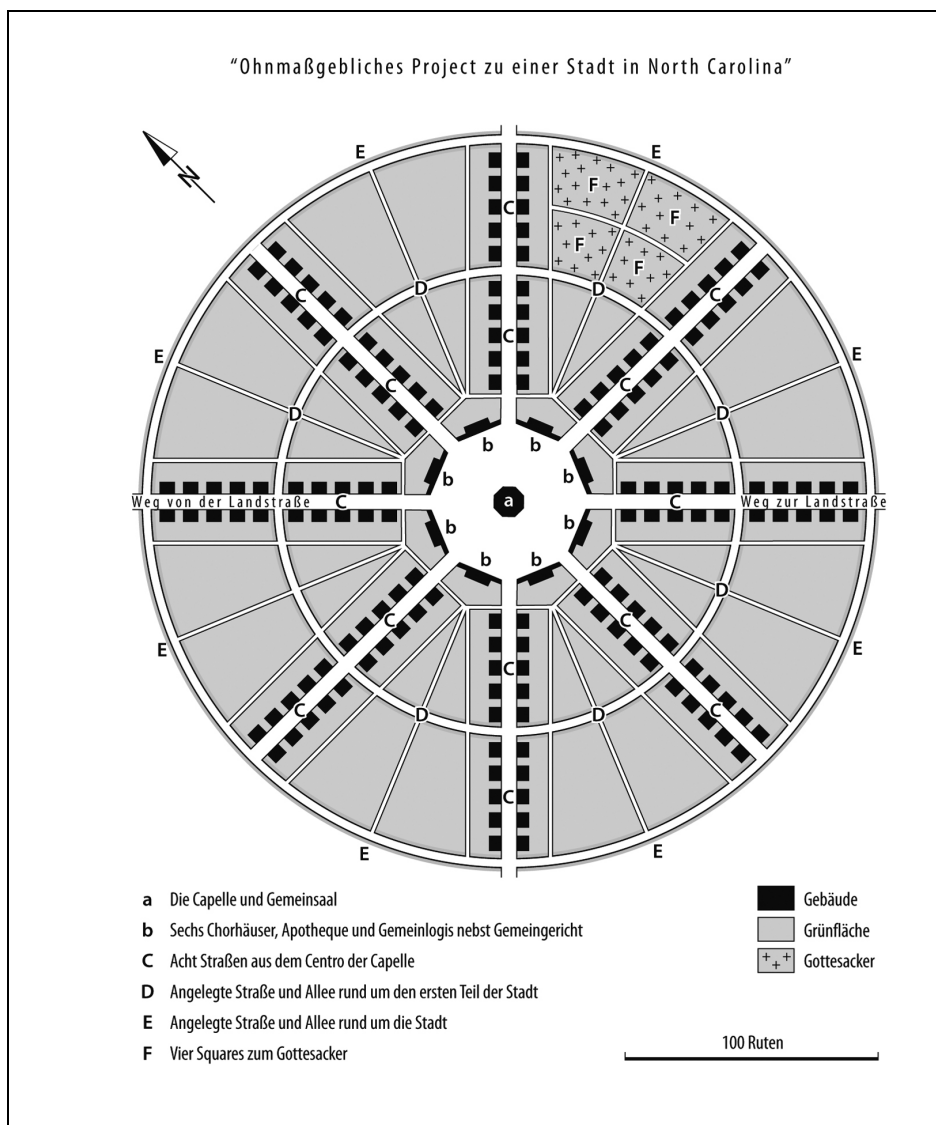


Abb. 8: Konstruktion zum Grundriss der Stadt in Wachovia. Zeichnung nach Vorgaben von Ludwig Nicolaus von Zinzendorf, um 1756
Quelle: UAH TS Mp 100.6

der Stadtplanungsmodelle von Theodor Fritsch (1896) und Ebenezer Howard (1898) vorweg.²⁵

²⁵ Modelle von Fritsch und Howard siehe: Albers 1974, S. 1–34; Modell von Fritsch auf S. 16, Modell von Howard auf S. 18.

5 Auflösung der Ortsgemeinen

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Ortsgemeinen durch staatliche Reformen zu zivilen Kommunen. Ein solcher Eingriff bedeutete das Ende der konfessionellen Separation in diesen Siedlungen. Mit der aufkommenden Gewerbefreiheit war dort auch für alle Bürger die Niederlassung von Unternehmen möglich. Im generellen Zuge anwachsender Industrialisierung fiel die traditionelle kleingewerbliche Struktur zurück, was letztlich zum Niedergang der Chorbäuser der Ledigen Brüder und Ledigen Schwestern führte. Es bestand für die Kommunen auf Dauer die Aufgabe, neue schulische oder erst recht karitative Aufgaben für die breit gelagerten großen Bauten zu finden.

Das Einpassen in die veränderten Rahmenbedingungen zog sich für einzelne Orte nicht selten bis ins 20. Jahrhundert hinein. Die Siedlungen wurden von Prozessen der Verstädterung in unterschiedlichen Graden betroffen, von der Stagnation wie in Gnadenfeld bis zur Integration in eine Großstadt wie in (Winston-) Salem. Die kleineren einstigen Ortsgemeinen, sofern sie noch gegenwärtig Standorte der Brüdergemeine sind, haben ein gewisses Eigenleben behalten können, wenn auch nur in minderen Dimensionen, zumal viele Herrnhuter gar nicht mehr vor Ort wohnen.

Summary

The Unity of the Brethren established itself as a protestant denomination in the 18th century and in a short space of time, set up a significant number of branches in the form of mission stations as well as settlement congregations – the latter not only as strictly religious but also as independent communal settlements. The pietistic denomination, which based its way of life on the close interaction of members, set up branches at its own discretion. The formal and functional character of these settlements was determined by the layout which corresponded to mutual needs. It is evident that a flexible and adaptable system was adopted in the establishment and development of the settlement congregations which formed the basis for different modifications of several such settlements. The question here is: whether and to what extent the independent settlements, i.e. the settlement congregations, which developed up to the beginning of the 19th century, are distinguishable by typological characteristics. In this context, one must first examine the beginnings of the renewed Brethren, then their place of origin, Herrnhut in Upper Lusatia, and thereafter the establishment and dissemination of the further 28 settlement congregations on both sides of the Atlantic in order to finally determine their physiognomy as a result of comparable examinations of the individual settlements in general.

Literatur

- Albers, Gerd* (1974): Modellvorstellungen zur Siedlungsstruktur in ihrer geschichtlichen Entwicklung. – In: Veröffentlichungen der Akademie für Raumordnung und Landesplanung 85, S. 1–34.
- Andrae, Johann Valentin* (1619): Reipublicae Christianopolitanae descriptio. – Strasburg
- Bäumer, Rudolf* (1996): Stichwort ›Pietismus‹. – In: Balz, Horst Robert et al. [Hrsg.] (1981–2004): Theologische Realenzyklopädie, Bd. 26. Berlin u. New York, S. 606–631.
- Bechler, Theodor* (2004): Ortsgeschichte von Herrnhut mit besonderer Berücksichtigung der älteren Zeit. – Herrnhut 1922. Nachdruck. – Aschersleben.
- Betz, Hans Dieter et al.* [Hrsg.] (1998): Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Bd. 1. – 4. Aufl., Tübingen.
- Bøyttler, Jørgen* (2003): Moravian Values and Moravian Towns. – In: Christiansfeld Initiative: The Founding Conference 2003. – Christiansfeld.
- Carstensen, Ulrike* (2003): Herrnhag – eine barocke Planstadt. Die Baugeschichte Herrnhags von 1738 bis 1753. – In: Unitas Fratrum 51/52, S. 9–20.
- Carstensen, Ulrike* (2009): Stadtplanung im Pietismus. Herrnhag in der Wetterau. Die frühe Architektur der Herrnhuter Brüdergemeine. – Herrnhut.
- Crews, C. Daniel* [Hrsg.] (1996): Moravian meanings. A glossary of the Moravian Church, Southern Province. – 2. Aufl. Winston-Salem.
- Deppermann, Klaus* (1984): Pennsylvanien als Asyl des frühen deutschen Pietismus. – In: Pietismus und Neuzeit 10, S. 190–212.
- Ehbrecht, Wilfried; Johaneck, Peter u. Lafrenz, Jürgen* [Hrsg.] (2009): Herrnhut & Herrnhuter Siedlungen/Moravian settlements. Deutscher Historischer Städteatlas 3. – Münster.
- Findeisen, Peter* (2005): Von Barby nach Gnadau. Architektur der Herrnhuter an der Elbe. – Halle (Saale) (Denkmalorte, Denkmalwerte, 2).
- Fogleman, Aaron Spencer* (1996): Moravian immigration and settlement in British North America, 1734–1775. – In: Transactions of the Moravian Historical Society 29, S. 23–58.
- Geiges, Robert* (1921): Die Ansiedlungspläne der Brüdergemeine in Württemberg. – In: Blätter für Württembergische Kirchengeschichte N. F. 26, S. 245–263.
- Godin, Jean-Baptiste* (1871): Solutions sociales. – Paris.
- Godin, Jean-Baptiste* (1874): Les socialistes et les droits du travail. – Paris.
- Gormsen, Niels* (1989): Die Ortsgründungen der Evangelischen Brüdergemeine im 18. Jahrhundert. – In: Wortmann, Wilhelm [Hrsg.]: Deutsche Stadtgründungen der Neuzeit. Wiesbaden (Wolfenbütteler Forschungen, 44), S. 81–89.
- Gysin, Alfred* (1922): Offerten zu Gründungen von Brüder-Etablissements im 18. Jahrhundert. Brüdergeschichtliche Studie. – Herrnhut.
- Hamilton, J[ohn] Taylor u. Hamilton, Kenneth G[ardiner]* (2001/2003): History of the Moravian Church. The renewed Unitas Fratrum. Bethlehem 1967. Deutsche Übersetzung: Die erneuerte Unitas Fratrum 1722–1957. Geschichte der Herrnhuter Brüdergemeine. Bd. I: 1722–1857. Beiheft 5 der Unitas Fratrum, Herrnhut, Bd. II: 1857–1957. Beiheft 6 der Unitas Fratrum [1722–1957]. – Herrnhut.
- Hassé, [Evelyn] R.* (1951): Die Brüder in England. The Moravians. – Hamburg.
- Hendricks, Christopher E[dwin]* (2002): Building „Villages of the Lord“: The birth and development of the Moravian congregation town. A paper presented to the Symposium, „German Moravians in the Atlantic World“. Wake Forest University Winston-Salem, North Carolina. – Winston-Salem.
- Korschelt, J[hann] G[ottlieb]* (1853/1859): Geschichte von Herrnhut. Berthelsdorf. – Leipzig, Nachtrag. – Zittau.

- Kröger, Rüdiger (2007): Herrnhuter settlements and their impacts. Paper presented to the Fourth International Conference of Herrnhuter Heritage Network. Gracehill. – Herrnhut Ms.
- Linde, Hans van der (2008): Settlements of the Unitas Fratrum as world(ly) heritage. A survey of universal and extraordinary values of eighteenth-century settlements of the Moravian Church. – Zeist.
- Marx, Wolf (1931): Die Saalkirche der Deutschen Brüdergemeinde im 18. Jahrhundert. – Leipzig (Studien der christlichen Denkmäler. Archäologische Studien zum christlichen Altertum und Mittelalter N.F., 22).
- Mason, John Cecil Strickland (1998): The role of the Moravian Church during the missionary awaking in England. 1760 to c. 1800. – London.
- Merian, Hans (1975): Einführung in die Baugeschichte der Evangelischen Brüdergemeinen ausgehend vom Modell der Gemeinde Herrnhaag. – In: Buijtenen, Mari P.; Dekker, Cornelis u. Leeuwenberg, Huib. [Hrsg.]: Unitas Fratrum. Herrnhuter Studien. Moravian Studies. Utrecht, S. 465–482.
- Meyer, Dietrich (1981): Stichwort ›Brüder-Unität/Brüdergemeinde‹. – In: Balz, Horst Robert et al. [Hrsg.]: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 7. Berlin u. New York, S. 225–233.
- Meyer, Dietrich (1995): Zinzendorf und Herrnhut. – In: Brecht, Martin et al. [Hrsg.]: Geschichte des Pietismus, Bd. 2. Göttingen, S. 3–106.
- Mirtschin, Hans (2007): Die Anfänge brüderischen Bauens in Herrnhut 1722–1756. Die Häuser am Platz und in der Zittauer Gasse. – In: Unitas Fratrum 59/60, S. 113–134.
- Missionsdirektion der Evangelischen Brüder-Unität [Hrsg.] (1907): Missionsatlas der Brüdergemeinde. Sechzehn Karten mit Text. – 2. Aufl. Herrnhut.
- Murtagh, William J. (1998): Moravian architecture and town planning. Bethlehem, Pennsylvania, and other eighteenth-century American settlements. – 2. Aufl. Philadelphia.
- Peucker, Paul M[artin] (2000): Herrnhuter Wörterbuch. Kleines Lexikon von brüderischen Begriffen. – Herrnhut.
- Podmore, Colin (1998): The Moravian Church in England. 1728–1760. – Oxford.
- Reichel, Gerhard (2001): Die Anfänge Herrnhuts. Ein Buch vom Werden der Brüdergemeinde. – Herrnhut 1922. Neuer Abdruck in: Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, Materialien und Dokumente, R. 2, Nikolaus von Zinzendorf: Leben und Werk in Texten und Darstellungen 29. – Hildesheim.
- Reichel, Levin Theodor (1860): Missions-Atlas der Brüder-Unität. – Herrnhut.
- Renkewitz, Heinz [Hrsg.] (1967): Die Brüder-Unität. – Stuttgart (Die Kirchen der Welt, 5).
- Reps, John W[illiam] (1965): Home for heretics: The Moravians. – In: Reps, John W[illiam]: The making of urban America. A history of city planning in the United States. Princeton, S. 443–453.
- Richter, Andreas (2003): Siedlungen der Brüdergemeinde in Europa. Eine typologische Übersicht. – In: Unitas Fratrum 51/52, S. 1–8.
- Schempp, Hermann (1969): Gemeinschaftsanlagen auf religiöser und weltanschaulicher Grundlage. – Tübingen.
- Schmidt, Werner [Hrsg.] (1996): Zwischen Löbau und Herrnhut. Ergebnisse der landeskundlichen Bestandsaufnahme im Raum Löbau und Reichenbach/OL. – Weimar (Werte der deutschen Heimat, 56).
- Schneider, Hans (2004): Stichwort ›Zinzendorf‹. – In: Balz, Horst Robert et al. [Hrsg.] (1981–2004): Theologische Realenzyklopädie, Bd. 36. Berlin u. New York, S. 691–697.
- Schulte, Birgit A. (2008): Die schlesischen Niederlassungen der Herrnhuter Brüdergemeinde. Gnadenberg, Gnadenfeld und Gnadenfrei. Beispiele einer religiös geprägten

- Siedlungsform im Wandel der Zeit. – Inzingen (Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte, 31).
- Speckle, Daniel* (1598): Architectvra Von Vestungen. – Straßburg.
- Stadt Herrnhut [Hrsg.] (2001): Herrnhut zur Zinzendorfzeit, Ortsentstehung – Ortsentwicklung – Ortsherrschaft. – Herrnhut.
- The Teachers of Fulneck Academy (1853): The Moravian Atlas: embracing statistics of the Church of the United Brethren in her home and foreign departments. – Fulneck.
- Thorp, Daniel, B.* (1984): The city that never was. Count von Zinzendorf's original plan for Salem. – In: The North Carolina Historical Review 61, S. 36–58.
- Unitätsarchiv in Herrnhut [Hrsg.] (2000): Graf ohne Grenzen. Leben und Werk von Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. – Herrnhut.
- Vercelloni, Virgilio* (1994): Europäische Stadtutopien. Ein historischer Atlas. – München.
- Vitruv*: De architectura libri decem. Lateinisch und deutsch. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Curt Fensterbusch. – 6. Aufl. Darmstadt 2008.
- Vollmar, Bernd* (1983): Die deutsche Palladio-Ausgabe des Georg Andreas Böckler. Nürnberg 1698. Ein Beitrag zur Architekturtheorie des 17. Jahrhunderts. – Ansbach (Mittelfränkische Studien, 3).
- Wauer, Gerhard Adolf* (1900): Die Anfänge der Brüderkirche in England. Ein Kapitel vom geistigen Austausch Deutschlands und Englands. – Leipzig.

Andreas Dix

Homogenisierung von Kulturlandschaften durch landwirtschaftliche Großbetriebe. Ein Vergleich von Vergüterungs- und Kollektivierungs- prozessen in Mitteleuropa¹

Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften

Im Zusammenhang mit der europäischen Geschichte wird nach ihren einheitsstiftenden Grundlagen gefragt. Als gewichtiges Argument wird hierbei oft die über viele Jahrhunderte entstandene Vielfalt auch der Kulturlandschaften in Europa angeführt (*Küster* 2009). Mit der Vielfalt von Kulturlandschaften werden ihr Erhalt und ihre Pflege begründet. Nicht zuletzt die im Jahre 2000 vom Europarat beschlossene Europäische Landschaftskonvention hat diesen Aspekt auch zu einem Thema auf der politischen Agenda werden lassen (*Jones u. Stenseke* 2011). Die Bewertung historischer Kulturlandschaften folgt gerne dem Narrativ einer sehr kleinteiligen und reich strukturierten Kulturlandschaft, die es zu erhalten gilt. Die europäische Kulturlandschaftsgeschichte ist aber nicht nur durch eine fortlaufende Diversifizierung gekennzeichnet, vielmehr gab es immer wieder Phasen einer über große Flächen hinweg zu beobachtenden Reduktion der Kleinteiligkeit der Strukturen (*Lenz* 1998). Um diese Phasen identifizieren zu können, soll das Augenmerk zunächst auf die Landwirtschaft als dem dominierenden Faktor von Landschaftsveränderungen gerichtet werden. Dies umfasst die ländlichen Siedlungen und nicht zuletzt die damit zusammenhängenden Flur- und Betriebsstrukturen.

Als Eingangsthese ist festzuhalten, dass es durch wachsende Betriebsgrößen und damit einhergehende einheitlichere Planung und Bewirtschaftung zu einer Homogenisierung von Kulturlandschaften kam, die in ihrer Ausprägung einheitlichere Züge trugen als vorher.

Ausgewählt werden zwei Prozesse, die jeweils zu einer flächenhaften Ausbildung einer großbetrieblichen Landwirtschaftsstruktur geführt haben:

1. die Vergüterung als Prozess der Ausdehnung flächenhaften Vorkommens von Gutsbetrieben, gutswirtschaftlicher Strukturen bis hin zur Gutsherrschaft als einer spezifischen Form der Landwirtschaft,

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15–18. September 2010) gehalten wurde.

2. die Kollektivierung als staatlich gelenkter Prozess der Umwandlung der auf Privateigentum basierenden Höfe in sozialistische Großbetriebe.

Der Begriff des Großgrundbesitzes und auch des Großbetriebes ist näher zu definieren. Es hängt wesentlich vom jeweiligen räumlichen und zeitlichen Zusammenhang ab, ab welcher Flächenausstattung, Viehanzahl usw. man von einem Großbetrieb sprechen kann. In der Literatur wird häufig die Grenze bei 100 ha bewirtschafteter Fläche gezogen, wobei es hier noch nicht von Bedeutung ist, ob dieses Land sich in Eigentum oder Pacht befindet (*Baldenhofer* 1999, S. 188). Kompliziert wird die Abgrenzung aber dadurch, dass solche Abgrenzungen immer normativen und politischen Charakter haben. So wurden bei der Umsetzung der Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone ab September 1945 ebenfalls Betriebe über 100 ha als Großbetriebe angesehen, die zu enteignen waren (*Dix* 2002, S. 126–129).

Vergüterung als länger anhaltender Prozess des Größenwachstums landwirtschaftlicher Betriebe

In einem länger andauernden Prozess setzte sich das adlige Gut in vielen Regionen Mittel- und Ostmitteleuropas ab dem 16. Jahrhundert durch und wurde zum beherrschenden agrarsozialen Betriebstypus (*Born* 1974, S. 84–91; *Baldenhofer* 1999, S. 407; *Flügel* 2005, Sp. 1184–1188; *Münch* 2005; *Flügel* 2010). Der Prozess verlief unterschiedlich intensiv und hatte seine Höhepunkte nach dem Dreißigjährigen Krieg und im 18. Jahrhundert. Auf diese Weise entstand ein scharfer Agrardualismus zwischen der in Westeuropa vorherrschenden kleinbetrieblichen Grundherrschaft und der östlich der Elbe dominierenden großbetrieblichen Gutsherrschaft, die außerdem viel umfassender auch als politische Herrschaftsform zu verstehen ist (*Rösener* 1993, S. 137–162). Räumlich verbreitete sie sich in Deutschland von Holstein im Westen über den Nordosten, also Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, West- und Ostpreußen, Lausitz und darüber hinaus nach Polen, Russland, Böhmen und Mähren und Ungarn.

Auch im Westen gab es adelige und klösterliche Großbetriebe. Hier sind beispielsweise die Eigenwirtschaften der Zisterzienserklöster zu nennen, die sich in der Frühen Neuzeit noch weiter ausdehnten. Dies lässt sich am Beispiel der fränkischen Zisterzienserabteien Ebrach und Langheim nachvollziehen (*Schenk* 1988; *Gunzelmann, Simmler u. Thiem* 2005). Die Beispiele adliger Gutsbetriebe zeigen, dass sie in Deutschland in allen Regionen mehr oder weniger vertreten waren, aber nie diese dominierende Rolle spielten wie in den ostdeutschen und ostmitteleuropäischen Regionen. Hierzu gehörten z.B. die Domänen und Schatullgüter als Eigentum der regierenden Häuser, wie auch Gutskomplexe, die im Laufe der Frühen Neuzeit vor allem durch Heirat oder Kauf entstanden (vgl. u.a. *Eberhardt* 1990; *Linnemeier* 1992; *Ebert* 2005, 2007; *Hindersmann* 2005; *Rappe-Weber* 2005; *Cord* 2009).

Auf die Frage, wie es zu dieser intensiven Durchdringung großer Regionen durch die Gutswirtschaft und Gutsherrschaft kommen konnte, gibt es ver-

schiedene Antworten. Ausgangspunkt waren zum einen die steigenden Agrarpreise während des 16. Jahrhunderts und später die durch den Dreißigjährigen Krieg ausgelösten Extensivierungs- und Wüstungserscheinungen. Die steigenden Preise ließen eine Eigenbewirtschaftung und Aufstockung der eigenen Betriebe als ökonomisch attraktiv erscheinen. Ausgehend von spätmittelalterlichen Höfen und Grundbesitz gelang es adligen Familien deshalb, ihren eigenen Besitz zu arondieren. Dies wurde ab der Mitte des 16. Jahrhunderts dann auch in aggressiver Form durch das Bauernlegen, also das Aufkaufen bäuerlichen Grund und Bodens, das Vertreiben der Bauern und die Aufteilung der Hufengüter, betrieben (Born 1974, S. 84ff). Das galt vor allem für die fruchtbaren Regionen der späteren klassischen Verbreitungsgebiete der Gutslandwirtschaft, also Holstein, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, West- und Ostpreußen sowie Schlesien (Porskrog-Rasmussen 2005; Mager 1955; Enders 1992; Klotz 1932; Mortensen 1986; Kriesche 1939; Schilling 1989, Schleinert 2001; 2003; Lehmann 1956; Boelcke 1957). Lenz (1958) hat für Rügen sehr eindringlich die Wüstungsprozesse und die darauffolgende Ausbildung der Gutsstruktur beschrieben. Auch in Böhmen und Ungarn entstanden große Gutskomplexe. Besonders nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden in Böhmen große Landstriche im Zuge einer Belohnung loyaler und führender Familien umverteilt (Čechura 2000; Maur 2001; Paleczek 2006; Gates-Coon 1994).

Mit den Agrarreformen um 1800, allen voran der Bauernbefreiung zwischen 1807 und 1833 und der folgenden Ablösung grundherrlicher Lasten, wandelten sich die Wirtschaftsbedingungen der Güter (Born 1974, S. 126-130). Die Ablösung der grundherrlichen Lasten durch Geldzahlungen konnte von vielen Bauern nicht geleistet werden. Diese Situation nutzten viele Gutsbetriebe zu einer erheblichen Aufstockung ihrer Betriebsflächen aus (Saalfeld 1963).

Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelten sich die Gutsbetriebe unterschiedlich. Während es einerseits Betriebe gab, die durch Marktproduktion, durch Veredlung und Spezialisierung erfolgreich waren, nahmen auf der anderen Seite auch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und die Verschuldung vieler Güter zu. In dieser Situation gab es vielfältige flankierende Hilfen der Politik, sei es durch eine entsprechende Zollpolitik oder vergünstigte Kredite. Noch in der Weimarer Republik wurde 1926 mit den Osthilfegesetzen ein Bündel an finanziellen Hilfen vor allem für die großbetriebliche Landwirtschaft geschnürt (Reif 1994). Im 19. Jahrhundert übte die Öffentlichkeit zunehmend Kritik an der Gutswirtschaft. Sie wurde als ein Hort wirtschaftlicher und sozialer Rückständigkeit betrachtet. Wie stark auch in der Öffentlichkeit diese Fragen diskutiert wurden, belegt die von Max Weber im Auftrag des Vereins für Socialpolitik veröffentlichte dreibändige Abhandlung über die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland, die 1892 veröffentlicht wurde (Weber 1892; vgl. Torp 1998). Generell wurden Güter im Laufe des 19. Jahrhunderts zu Handels- und Spekulationsobjekten, so dass eine wachsende Zahl von Betrieben auch in bürgerliche Hände kamen (Eddie 2008; Berthold 1978; Harnisch 1984; Buchsteiner 1993; Reif 1994; Frank 1994; Cord 2002; Schiller 2003). Außerdem wurden die Gutslandwirtschaften von staatlicher Seite als Landreserve für staatliche Siedlungsmaßnahmen be-

trachtet. Besonders augenfällig war dies in den preußischen Ostprovinzen. Hier befürchtete man durch eine ansteigende Abwanderung der deutschsprachigen Bevölkerung eine schleichende Polonisierung der Grenzgebiete, der man durch einen Ankauf vor allem von Gütern in polnischer Hand und deren Parzellierung und Aufsiedlung für die Ansiedlung deutscher Bauern entgegenwirken wollte. Für die Durchführung der Aufgaben nach dem preußischen Ansiedlungsgesetz wurde 1886 in Posen die Königlich Preußische Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen gegründet, die bis 1918 Güterankauf und Aufsiedlung betrieb (*Belgard* 1907; *Bruchhold-Wahl* 1980; *Baier* 1980). Diese Neuansiedlung von Bauern und damit die Durchsetzung einer kleinbetrieblichen Landwirtschaft, die es so vorher in diesen Gebieten nicht gegeben hatte, kann im Übrigen in entgegengesetzter Richtung ebenfalls als kulturlandschaftlicher Homogenisierungsprozess angesprochen werden. Es gab immer wieder gewichtige Stimmen, die den Gutsbetrieben grosso modo eine zu extensive Landbewirtschaftung vorwarfen. Gerade nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und der Diskussion um eine drohende Abhängigkeit in der Nahrungsmittelversorgung wurden vielfältige Pläne für eine systematische Binnenkolonisation durch Parzellierung des Großgrundbesitzes erwogen (*Stremme* u. *Ostendorff* 1937). Dennoch blieben die Gutswirtschaften bis 1945 ein wichtiges Element der Agrarwirtschaft Ostdeutschlands und Ostmitteleuropas. Welche Ausdehnungen einzelne Besitzungen annehmen konnten, hatte der Nationalökonom *Theodor Häbich* in seinem 1929 erstmals und bis 1947 in dritter Auflage erschienenen Buch über die ›deutschen Latifundien‹ provinz- und länderweise dargestellt. Als Latifundien definierte er hier Besitzkomplexe mit einer Größe über 1 000 ha. Diese Darstellung stellt einen letzten Querschnitt über die Bodenbesitzstatistik der großen Güter in diesen Regionen vor ihrem endgültigen Untergang dar (*Häbich* 1947). Für Ostpreußen sind in dieser Zeit z.B. noch Besitzungen wie die der Familie von Dönhoff anzutreffen, bei denen der Teilkomplex der von Dönhoffschen Familien- und Armenstiftung zu Quittainen Mitte der 1920er Jahre alleine insgesamt 9 907 ha umfasste, davon 4 942 ha Landwirtschaftsfläche (*Häbich* 1947, S. 140; vgl. *Dönhoff* 1936). Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges gingen diese Strukturen unter, während sie im Westen trotz erster Bodenreformbemühungen durch die westlichen Alliierten in der frühen Nachkriegszeit nahezu ungeschmälert fortbestanden.

Die Vergüterung hat in den Landschaften, wo sie vorherrschend war, einheitliche Strukturen geschaffen. Dazu gehört der Gutsbetrieb oder Gutshof selbst, der neben Wirtschaftsgebäuden auch das große herrschaftliche Anwesen umfasste, die Gutssiedlung oder das Gutsdorf, in der die vom Gut abhängigen und dort arbeitenden Menschen wohnten und schließlich die Wirtschaftsfläche des Gutes. War die Wirtschaftsfläche des Hofes sehr groß, so kamen zu dem Hauptstandort auch noch sogenannte Vorwerke dazu, also Außenstandorte, die oftmals selbst wieder den Charakter eigener kleinerer Gutsbetriebe hatten. Die Gutshöfe selbst waren das auffälligste Merkmal, auf die die Siedlungen und auch das Wegenetz in der Landschaft ausgerichtet waren. Die herrschaftlichen Anwesen wurden je nach Wirtschaftskraft bis ins 19. Jahrhundert zum Teil zu kleinen Schlössern ausgebaut. Diese Bauwerke in der freien Landschaft erregten immer

Aufsehen und wurden auch dementsprechend oft abgebildet und besprochen. Als Beispiel kann hier das Werk von *Alexander Duncker* (1813–1897) gelten, einem Verleger und Buchhändler, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die wichtigen herrschaftlichen Anwesen in der preußischen Monarchie in einem umfassenden Abbildungswerk zusammenzufassen (*Duncker* 1857–1883; vgl. *Soetemann* 1983; *Loeck* 1996). Von der architektonischen Qualität, dem Lebensstandard und auch dem sozialen Zuschnitt ihrer Bewohner waren diese Anwesen absolut herausgehobene Zentren in einem ländlichen Umfeld, die in enger Verbindung untereinander standen, gewissermaßen ein Siedlungsnetz eigener Qualität bildeten, das auf die jeweiligen landesherrlichen Residenzen ausgerichtet war.

Ab dem 17. Jahrhundert bildete sich eine eigene Landbaukunst heraus, die sich den speziellen und differenzierten Bauaufgaben gerade der Gutsbetriebe widmete. Landbaumeister waren Architekten, die neben den Hochbauaufgaben auch im Deich-, Wasser- und Wegebau tätig waren und so für eine rationelle Erschließung des Landes sorgten. Der prominenteste Vertreter war *David Gilly* (1748–1808), dessen »Handbuch der Land-Bau-Kunst« in vielen Auflagen erschien (*Gilly* 1797). In diesem Werk werden vor allem Musterlösungen für alle in Frage kommenden Bauaufgaben auf landwirtschaftlichen Gütern geliefert. Der Anspruch der Architekten dieser Zeit ging aber darüber hinaus. Nichts weniger als die Neuordnung des ganzen Landes, eine Verbesserung der gesamten wirtschaftlichen Situation wurde unter dem Begriff der Landesverschönerung subsumiert. Architekten wie *Gustav Vorherr* in Bayern (1778–1848) oder *Clemens Wenzeslaus Coudray* (1775–1845) in Weimar planten umfangreiche Eingriffe und Veränderungen in den vorhandenen Baubestand der ländlichen Siedlungen (*Groke* 2003). *Vorherr* gab im Zusammenhang mit der »Gesellschaft für nützliche Verschönerung des bayerischen Landes« ab 1821 das »Monatsblatt für Bauwesen und Landesverschönerung« heraus, in dem vielerlei Vorschläge für eine moderne und rationellere Gestaltung des ländlichen Raumes gemacht wurden (*Prinz* 1996). Diese Überlegungen standen noch im Bann der merkantilistischen Idee einer möglichst effektiven Nutzung der natürlichen Ressourcen zur Hebung der Wirtschaft (*Sandl* 1999; *Beck* 2003; *Behrisch* 2006). Umfangreiche Meliorationsmaßnahmen, Neuanlage von Siedlungen, Veränderungen der Vorflut, Absenkung von Seen, Trockenlegung von Mooren und Drainage vernässter Böden sind nur einige der vielen landeskulturellen Maßnahmen, die zu einer Intensivierung der Agrarproduktion beitragen sollten (*Bohte* 1976). Die schlossartigen Gutsanwesen sind bis heute das herausstechende Merkmal einer gutswirtschaftlich geprägten Landschaft geblieben. Erst in jüngerer Zeit werden für ganze Regionen Überblicke über den noch vorhandenen Bestand an Gutshäusern vorgelegt, die jetzt auch weitergehende Vergleiche dieser Siedlungselemente ermöglichen. Hervorzuheben sind hier vor allem die Arbeiten von *Sabine Bock* zu den Gutsanlagen und Herrenhäusern in Mecklenburg, Vorpommern und auf Rügen (*Bock* 2007a, 2007b; *Bock* u. *Helms* 2011). Demgegenüber hat die vergleichende und flächendeckende Untersuchung der dazugehörigen Gutssiedlungen noch nicht dieselbe Aufmerksamkeit erfahren. Die Gutsbildung selbst führte zunächst zu einer tiefgreifenden Veränderung der bäuerlichen Siedlungen. Zunächst entstanden die

Gutsbetriebe randlich an den bereits entstehenden Dörfern, landlos gewordene Bauern wurden in Katensiedlungen z.B. entlang der Straßen angesiedelt (*Born* 1977, S. 74).

Die Bildung eines adligen Gutes und die Umwandlung der Landwirtschaftsfläche in eine Gutsflur konnten sehr schnell ablaufen. Die von den Gütern bewirtschafteten Flächen wiesen oft eine Blockstruktur auf, die sich deutlich vom Bauernland unterschied. Mit wachsendem Druck breitete sich diese Blockflur immer weiter aus. Durch Neuvermessungen, Meliorationen und Rodungen wurden immer mehr einheitliche Komplexe geschaffen. Schwerpunkte der landwirtschaftlichen Produktion waren der Getreide- und Kartoffelbau sowie die Schafzucht (*Becker* 1998, S. 223–224). Im 19. Jahrhundert waren Gutsbetriebe dann besonders auch an der Durchsetzung der Zuckerrübe als Marktf Frucht beteiligt. Auf der Grundlage der großen Flächen und Erntemengen entstanden in vielen Gutswirtschaften Mühlen, Brennereien, Brauereien usw., die durch die Integration der Weiterverarbeitung eine größere Wertschöpfung erzielen sollten.

Diese großen Produktionskomplexe waren nicht mehr mit dem Wissen und der Erfahrung bäuerlicher Betriebe zu führen. Vielmehr wurden sie oft von eigens dazu angestellten Verwaltern geleitet. Diese arbeitsteilige Organisation war eine Innovation, die in der Frühindustrialisierung im gewerblichen Bereich übernommen wurde (*Berg* 1999). Hierzu gehörte die Verbesserung der Buchführung und die verbesserte Übersicht über die eigenen Besitzungen, die vor allem ab dem Ende des 17. Jahrhundert durch die sich allmählich durchsetzende Katastervermessung ermöglicht wurde (*Schilling* 1989; *Asmus* 1998).

Bei den zahlreichen Untersuchungen über einzelne Gutsbetriebe hat bisher der durch sie erzeugte Landschaftswandel weniger Aufmerksamkeit gefunden. In einer ausführlichen Studie hat *Baierl* (2005) für die hessische Staatsdomäne Frankenhausen den Einfluss der Gutswirtschaft auf die umliegende Landschaft untersucht. Besonders augenfällig ist dabei der Trend zu einer langanhaltenden wachsenden Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion, die durch Meliorationsmaßnahmen, hier besonders der Dränage, erzielt werden konnte. Ähnliche Befunde konnte *Hindersmann* für Gutsbetriebe im Königreich Hannover im 19. Jahrhundert machen: Arrondierungen des Besitzes, Meliorationen der vorhandenen landwirtschaftlichen Nutzfläche sowie die Verbesserung der Viehhaltung und Viehzucht waren die wichtigsten Maßnahmen für eine erfolgreiche Bewirtschaftung der Güter in dieser Zeit (*Hindersmann* 2005, S. 165). Ähnliche Befunde finden sich auch für ein Gut in der Uckermark. Hier spielte die Separation, also die Neuordnung der Flur im Sinne einer Entflechtung von feudalem und bäuerlichem Land eine wichtige Rolle (*Peters u. Dach* 2005, S. 210).

Kollektivierung als Umwandlung der auf Privateigentum basierenden Höfe in sozialistische Großbetriebe

Ausgehend von der staatlich gelenkten und durchgesetzten Kollektivierung in der Sowjetunion der Zwischenkriegszeit wurde in den mittel- und osteuropäischen Ländern des sowjetischen Einflussbereichs ab den 1950er Jahren auf ganz unter-

schiedlichen Voraussetzungen basierend und mit unterschiedlichen Ergebnissen eine Kollektivierung der Landwirtschaft durchgesetzt, die auf die alten gutswirtschaftlich geprägten Strukturen reagierte (*Merl* 2011).

Am Beispiel der DDR sollen einige wichtige Aspekte dieses Prozesses dargestellt werden, die gleichzeitig dann die Grundlage für einen Vergleich der beiden historischen Prozesse liefern. Mit der bereits 1945 durchgesetzten Bodenreform wurde in einer ersten Stufe zunächst eine radikale Enteignung des Grundbesitzes über 100 ha für die gesamte Sowjetische Besatzungszone durchgesetzt. Durch Vertreibung der ehemaligen Gutsbesitzer wurde auch mit einem Schlag die ländliche Elite entmachtet und die Gutsanwesen funktionslos. Die Bodenreform sah zunächst vor, Neubauern auf dem freiwerdenden Land anzusiedeln und so gleichzeitig der Wohnungsnot und dem Nahrungsmittelmangel abzuhelpfen. Diesem tiefgreifenden Bruch mussten auch die landwirtschaftlichen Betriebs- und Siedlungsstrukturen angepasst werden. Hierzu sollten Neubauernhöfe und Neubauernsiedlungen errichtet werden. Die alten Gutsanlagen wurden oft funktionslos, während die Herrenhäuser in vielen Fällen als Flüchtlingsunterkünfte oder für andere soziale Zwecke dienten. Zur Gewinnung von Baumaterial, aber auch aus ideologischen Gründen, um die Dörfer und Herrnsitze ihres ›Gutscharakters zu entkleiden‹, wurden bis März 1948 insgesamt 1 963 Gutsanlagen abgerissen (*Dix* 2002, S. 282–295). Die Neugestaltung der ehemaligen Gutsdörfer, die nun ihren funktionalen Mittelpunkt verloren hatten, wurde zu einem architektonischen, bautechnischen und nicht zuletzt politischen Problem (*Vogel* 1947). Die Beseitigung von baulichen Strukturen, die auch symbolisch an eine unerwünschte historische Phase und die damit verbundene Gesellschaftsschicht erinnerte, war das eine. Das andere war die Frage, nach welchem Leitbild die Dörfer nun weiterzuentwickeln waren. In verschiedenen Musterplanungen, von denen die ›Stalinallee der Dörfer‹, das mecklenburgische Dorf Mestlin sicherlich eines der prominentesten war, wurden ausgesprochen ambitionierte Musterplanungen umgesetzt. In Mestlin wurden so ab 1951 ein fast städtisch anmutender zentraler Dorfplatz, aufwändig gestaltete öffentlichen Gebäude, darunter ein monumentales Kulturhaus, viele mehrstöckige Wohnhäuser und nicht zuletzt eine großzügig ausgestattete Maschinen-Traktoren-Station (MTS) errichtet. Auch wenn diese Planungen rasch als zu großzügig kritisiert wurden, zeigen sie doch wie in einem Brennglas typische bauliche Strukturen, die eben auch den Charakter der Gutsdörfer stark verändern sollten. Vor allem die Einrichtung öffentlicher Bauten, unter denen die Kulturhäuser geradezu einen emblematischen Charakter hatten, ist ein charakteristisches Moment dieser Phase der Dorfentwicklung (*Dix* 2002, S. 381–387).

Die Frage hingegen, wie sich die durch die Bodenreform entstandene landwirtschaftliche Struktur mit der Zeit weiterentwickeln würde, war anfangs durchaus offen. Die als Großbauern bezeichneten ausschließlich altbäuerlichen Schichten in den Dörfern hatten ihren Grundbesitz und ihr Inventar auch während der Bodenreform behalten dürfen. Gegenüber den schlecht ausgestatteten Neubauern blieb ihr Einfluss in den Dörfern bestehen. Diese Situation hielt die SED für gefährlich, so dass sie spätestens ab 1948 versuchte, den Einfluss der Großbauern zurückzudrängen. Zwischen 1950 und 1952 gaben alleine 5 000 Großbauern ihre

Höfe auf (Dix 2002, S. 322). Ab Frühjahr 1952 begann die Kampagne zur Einführung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG). Die neugebildeten LPG sollten durch die MTS eine umfassende Hilfe bei den maschinellen Arbeiten erhalten, die Volkseigenen Güter (VEG) blieben weiterhin die Muster-güter, die die LPG mit Zuchtvieh und Saatgut zu versorgen hatten. Alle drei Elemente zusammen bildeten den ›sozialistischen Sektor‹ der Landwirtschaft. Die Einführung der LPG lief in den ebenfalls 1952 neu eingerichteten Bezirken der DDR unterschiedlich schnell ab. 1953 zeichneten sich als Schwerpunkte die Bördegebiete in Sachsen-Anhalt, die Kreise im nordsächsischen Flachland, Ostbrandenburg und einige Kreise in Mecklenburg ab. Gegen Ende der 1950er Jahre wurde deshalb der Aufbau der LPG massiv vorangetrieben. Im Frühjahr 1960 bestanden schließlich insgesamt 19 345 LPG auf dem Gebiet der DDR mit einer Mitgliederzahl von 961 539 Personen, die fortan die Klasse der ›Genossenschaftsbauern‹ bildeten. Der von den LPG bewirtschaftete Anteil an der LNF betrug 84,4 %, damit waren die LPG innerhalb von acht Jahren zur beherrschenden landwirtschaftlichen Betriebsform geworden (Klemm 1985, S. 230; Schöne 2005). Die absolute Zahl der VEG nahm zwischen 1950 von 574 und 1956 auf 557 ab, während die von den VEG bewirtschaftete LNF absolut von 177 400 ha auf 286 400 ha zunahm, was einen Anteil an der gesamten LNF der DDR von 4,4 % bedeutete. Erfahrungen mit landwirtschaftlichen Großbetrieben lagen nur bei den Volkseigenen Gütern (VEG) vor. Diese waren im Regelfall Güter, die man während der Bodenreform nicht aufgeteilt, sondern wegen ihrer besonderen Funktionen als Saat- und Viehzuchtgüter, als Lehr- und Forschungsbetriebe oder als Musteranlagen ausgebaut hatte. Diese Güter hatten meist schon vor 1945 bestanden und wurden nun weiter betrieben.

Neue Anlagen wurden erst parallel mit dem Aufbau der VEG geplant; sie folgten dann in ihrer Struktur dem gleichen Muster wie die LPG. Der Architekt Till Lammert untersuchte 1958 die bisherige bauliche Entwicklung landwirtschaftlicher Großbetriebe. Seine Analyse der wichtigsten Lehrbücher des Landbaus dieser Zeit ergab, dass die Grundschemata der Gutsanlagen, meistens um einen quadratischen oder viereckigen Hof gruppierte Anlagen, für die LPG nicht geeignet waren, weil die Dimensionierung und Zuordnung der Gebäude noch auf Handarbeit ausgelegt war. Die enge Zusammenlegung der Gebäude hatte ursprünglich Arbeitswege verkürzen sollen und erschwerte nun den mechanisierten Transport (Lammert 1958, S. 35ff.). Eine bauliche Erweiterung solcher Anlagen war nur schwer möglich. Bereits früher hatte man deshalb spezialisierte Bereiche der Gutswirtschaft auf Vorwerken untergebracht, wie Schäfereien oder Zuchtstationen (Lammert 1958, S. 38). Als Prototyp aller späteren LPG-Wirtschaftsanlagen ist die Planung des Wirtschaftshofes des Instituts für Pflanzenzüchtung in Bernburg/Saale der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften anzusehen, die Werner Cords-Parchim Anfang 1953 veröffentlichte. An diesem Beispiel lassen sich die Gestaltungsprinzipien LPG-Planungen in der Folgezeit ablesen. Idealerweise sollten nun wie bei den Maschinen-Ausleih-Stationen (MAS) alle Einrichtungen, die für den Betrieb der LPG notwendig waren, großzügig auf arrondierten Flächen außerhalb der Ortslage zusammengefasst werden. Die

Gebäude waren auf ihre jeweilige Funktion spezialisiert und so konstruiert, dass die Mechanisierung aller Arbeitsschritte möglich war. Sie sollten so angeordnet werden, dass die Transportwege möglichst kurz waren. Charakteristisch war auch die Trennung der Ställe für einzelne Vieharten. Die Viehzahlen pro Betrieb erreichten jetzt Dimensionen, die man zuvor nur von einzelnen Gutsbetrieben gekannt hatte. Den speziellen Anforderungen für einzelne Vieharten wollte *Cords* durch die Konstruktion jeweils eigener Stallbauten gerecht werden. Probleme wie die Aufstallung, das Melken, die Misträumung und -lagerung oder die Fütterung konnten so in großem Stil mechanisiert werden. Die architektonische Gestaltung der Gebäude ergab sich aus ihrer möglichst zweckmäßigen Gestaltung für einen rationellen Betrieb. So folgte aus der ebenerdigen Lagerung der Futtermittel, dass die Dachräume der Gebäude nicht ausgebaut werden mussten. *Cords* schlug als durchgängigen Bautyp flach gedeckte einstöckige Gebäude vor. Durch ihre geringe Höhe sollte eine möglichst gute Einbindung in die Architektur der Umgebung gewährleistet und durch die recht flachen Dächer, die im bewussten Gegensatz zu den Steildächern der traditionellen bäuerlichen Gebäude standen, den Wirtschaftshöfen die gewünschte Modernität verliehen werden. Damit waren alle wichtigen Planungsprinzipien bereits aufgestellt, die später durchgehend angewandt wurden: die Trennung des Produktions- vom Wohnbereich, die Aufgliederung des Produktionsbereiches in einzelne spezialisierte Anlagen oder deren Teile, die Sicherung einer ausreichenden Grundstücksfläche u.a. für eventuell notwendig werdende Erweiterungen der Anlage und die Mechanisierung der Innenwirtschaft, in erster Linie der Transportarbeiten. Die angestrebte komplette Mechanisierung stellte eine besondere Herausforderung für die Planer dar, denn es waren die vorgesehenen Maschinen, Transporteinrichtungen und anderen Vorrichtungen oftmals noch nicht erprobt. Die Binnengliederung der Anlagen wurde auf die sich herausbildende Betriebsorganisation der LPG abgestimmt. Dort wurde die Arbeit spezialisierten Brigaden anvertraut, die dann für einen Bereich des Wirtschaftshofes zuständig waren oder Servicefunktionen für den gesamten Betrieb übernahmen. Ausgehend von den Erfahrungen in einer der frühesten Genossenschaften, der LPG »Walter Ulbricht« in Merxleben, wurden nun differenzierte Organisationsschemata entwickelt und vielfach erprobt (*Schier* 2001). So gab es in Merxleben als Kern der LPG mehrere Feldbrigaden, eine Lehr-, eine Gärtnerei- und eine Viehbrigade, daneben eine Bau- und eine MTS-Brigade, außerdem eine Vielzahl unterschiedlichster Stellen, um die Ausbildung zu gewährleisten oder soziale und kulturelle Bedürfnisse der Mitglieder zu befriedigen. Auf diese Weise sollte sich jede LPG zu einem sozialen Mikrokosmos entwickeln – gewissermaßen als Ersatz für die gewachsene Dorfgemeinschaft. Schwerpunkte der arbeitswirtschaftlichen, städtebaulichen und architektonischen Planung waren nun die Standortbestimmungen der Wirtschaftsanlagen der LPG und die Entwicklung von Typen besonders für größere Stallbauten (*Lammert*, 1954, S. 241–249). Aus der Aufstallung von Vieh auf einem relativ engen Raum und daraus resultierenden hygienischen Problemen folgten grundlegend veränderte Anforderungen an die Lage der Wirtschaftshöfe. Deswegen sollten nun im Dorf der Wohnbereich mit seinem neuen gesellschaftlichen Zentrum von den Wirt-

schaftsbereichen der LPG und MTS getrennt werden. Weiterhin sollte angestrebt werden, dass der Wirtschaftsbereich im Gelände tiefer als das Dorf lag, um die Entwässerung so zu ermöglichen, dass die Ortslage nicht gestört wurde (Lammert 1955, S. 59–64).

Die großen Komplexe bedeuteten eine große Herausforderung für die architektonische Gestaltung. Ein wichtiges Problem stellte die Anbindung der großflächigen Wirtschaftsareale an die Dorflagen dar. Bei der Auswahl der Bauplätze für die Wirtschaftshöfe war man sich bewusst, dass eine Verlegung aller Wirtschaftshöfe in die freie Flur aus Platzmangel nicht möglich sein würde, es also darauf ankam, die Höfe möglichst an die Dorflagen anzubinden. Durch die Auslagerung der landwirtschaftlichen Funktionen aus dem Dorf sah man sogar Vorteile für die Entwicklung der bestehenden Ortslagen, denn so blieben dem Ortskern größere Eingriffe in die Bausubstanz erspart. Von Anfang an liefen alle Typenentwicklungen und die Erprobung neuer Baumethoden auf eine durchgreifende Rationalisierung und Kostenverringerung hinaus. Einige Fachleute vertraten die Ansicht, dass bei einer durchgreifenden Anwendung industrieller Baumethoden eine Einsparung der Kosten von 50 % möglich sei. Unentwegt wurde mit industriellen Bauweisen, wie Masten- und Plattenbauweise experimentiert und immer größere Einheiten errichtet. Damit befand man sich ab Mitte der 1950er Jahre durchaus im Einklang mit einem internationalen Trend. Ein landesweiter Vorzeigebetrieb entstand beispielsweise in Berlstedt im Kreis Weimar, in dem drei LPG und ein VEG zusammengeschlossen worden waren. Anfang der 1970er Jahre gab es hier Stallplätze für 3 350 Kühe, 104 000 Legehennen und 18 200 Schweine (Hutschenreuther 1989, S. 84). Damit war die Überleitung industrieller Produktionsformen in die Landwirtschaft in Organisation und Quantität gelungen, allerdings zeigten sich hier bald enorme Umweltprobleme. Die Landwirtschaft wurde nun endgültig als ein Industriezweig gesehen, der mit hergebrachten Formen der landwirtschaftlichen Produktion nichts mehr zu tun haben sollte. Dazu formulierte der Agrarökonom Otto Rosenkranz 1967: *»Die Produktion von Nahrungsgütern erfolgt in zunehmender Arbeitsteilung in verschiedenen Stufen und in Betrieben, die keineswegs mehr im hergebrachten Sinne als landwirtschaftlich bezeichnet werden können. Sie erfolgt zunehmend in Formen, die sich ihrem Wesen nach von industrieller Produktion nicht mehr unterscheiden, in horizontaler und vertikaler Kooperation von Betrieben, die sich als Einheiten der sozialistischen gesellschaftlichen Produktion weiter entwickeln. Die Landwirtschaft mit allen dazugehörigen Betrieben wird zu einem integrierten Bestandteil der sozialistischen gesellschaftlichen Produktion«* (Rosenkranz 1967, S. 25). Einen weiteren Fortschritt sah Rosenkranz in der Trennung von Pflanzenbau und Tierzucht. An die Stelle der herkömmlichen Produktion traten nun hochspezialisierte Agrarfabriken, die ihre Rohstoffe, wie etwa die Futtermittel wiederum von anderen Agrarfabriken beziehen sollten. Diese Aufteilung sollte die Möglichkeit eröffnen, den gesamten landwirtschaftlichen Produktionsprozess einheitlich zu planen und möglichst vollständig durchzurationalisieren. Nichts sollte mehr »zufällig« sein. *»Es entscheiden nicht mehr in erster Linie die mehr oder weniger zufällig in einer LPG zusammengebrachten Flächen einer mehr oder weniger großen Anzahl von Bauernhöfen*

darüber, was in welchem Umfang produziert werden soll, sondern die Kapazitäten der vorhandenen oder dem Bedarf entsprechend geschaffenen technologischen Einheiten. Mit der Schaffung einer ganzen ‚Maschinerie‘ und dem zunehmenden Einsatz von Rohstoffen, die aus anderen Bereichen der Volkswirtschaft kommen, wird die Produktion von Nahrungsgütern mehr und mehr derjenigen anderer Güter ähnlich. Die landwirtschaftliche Produktion wird zu einer Art industriellen Produktion. Damit aber hören unsere alten, vielseitig organisierten, in ihren Zweigen eng miteinander verbundenen Betriebe nach und nach auf zu existieren. Die Entwicklung der Produktivkräfte, vor allem der Produktionsinstrumente, sprengt die Grenzen der Betriebe« (Rosenkranz 1967, S. 21).

Dementsprechend wurden in den 1970er Jahren die Konzentration und die Spezialisierung vorangetrieben. Anfang der 1980er Jahre wurde die gesamte Pflanzenproduktion der DDR in nur 1 400 Betrieben, die Tierproduktion in nur 3 000 Betrieben zusammengefaßt (Bichler 1981, S. 50). Hier schien nun die bereits in der Gutswirtschaft des 19. Jahrhunderts angelegte Arbeitsteilung, Rationalisierung und Mechanisierung des landwirtschaftlichen Betriebs auf die Spitze getrieben. In einer letzten Stufe wurden in der Tierproduktion ab Ende der 1960er Jahre mit den Kombinat Industrielle Mast (KIM) Strukturen geschaffen, die die Größenentwicklung noch weiter forcierten. So wurden in den Schweinemastanlagen von Haßleben (Brandenburg) und Neustadt/Orla (Thüringen) jeweils bis zu 200 000 Schweine mit den entsprechenden ökologischen Folgewirkungen gehalten. Die in der Zeit nach 1989 gehegte Hoffnung, dass die bäuerliche Landwirtschaft durch die sogenannten Wiedereinrichter restituiert würde, trog (Baetge u. Harling 2010). Ganz im Gegenteil haben sich die großen Betriebe als Agrar-GmbH erhalten. Im Bereich der Leitung dieser Betriebe gibt es eine große Kontinuität. Das Leitungspersonal der ehemaligen LPG hat bruchlos auch unter den neuen Verhältnissen weiter arbeiten können (Bastian 2003). Auf diese Weise sind die Strukturen der Kollektivierung, übergroße Schläge, die man als Blockfluren bezeichnen kann und eine ausgeräumte, weniger strukturreiche Agrarlandschaft persistent geblieben, weil sie auch unter geänderten ökonomischen Rahmenbedingungen im Zusammenhang mit der Marktwirtschaft funktionieren. Die Marktwirtschaft beherrscht das Geschehen. Trotzdem sind viele ehemalige Wirtschaftshöfe der LPG wüst gefallen, weil die Anlagen in diesen Dimensionen nicht mehr benötigt werden. Andere Anlagen werden weiter genutzt, weil sie für eine hoch mechanisierte und großbetriebliche Landwirtschaft nach wie vor gut geeignet sind. Funktionslos bleiben die Herrenhäuser; die wirtschaftliche Grundlage für ihre Nutzung und vor allem ihren Erhalt ist entfallen. Die öffentlichen Einrichtungen, die in der Zeit der DDR oftmals in ihnen untergebracht worden waren, sind zumeist ausgezogen. Trotz einer nun grundsätzlich positiven Bewertung des historischen und kunsthistorischen Wertes der Anlagen ist auch nach 1989 viel Bausubstanz zerstört worden, weil die Zahl der Leerstände zu groß war (TLG Treuhand Liegenschaftsgesellschaft 1997). Mit der Zeit schreiten die Verkäufe, Sanierungen und Umnutzungen voran, über die mittlerweile auch regionale Studien vorliegen (Rathje 2004). So bleiben diese charakteristischen Elemente der Gutslandschaft erhalten, haben heute aber weitgehend eine andere Funktion.

Vergleich

Vergüterung wie Kollektivierung bedeuteten in ihrem zeitgenössischen Zusammenhang jeweils einen tiefgreifenden Bruch mit der überkommenen Agrarstruktur und eine großflächige Überschreibung mit einem Muster sehr einheitlicher Strukturelemente. Dies waren auf der einen Seite Gutsbetriebe mit Herrenhäusern, Gutssiedlungen und eine Großblockflur, für deren Ausdehnung zum Teil Rodungen und Meliorationen durchgeführt wurden. Auf der anderen Seite war es die Kollektivierung mit einem Netz von großflächigen Wirtschaftsstandorten, die in ihren Baulichkeiten an die Mechanisierung und Motorisierung einer modernen Landwirtschaft angepasst waren. An den Rand der bestehenden Dörfer gebaut, wurde hier der Zusammenhang von Wohnen und Wirtschaften aufgelöst. Die Beschäftigten der LPG wohnten nun in Siedlungshäusern, die Dörfer selbst wurden mit Bauten für Versorgung und Kultur ausgestattet.

Gemeinsam ist beiden Bewegungen, dass eine dominierende großbetriebliche Struktur durchgesetzt wurde. Allerdings fielen die wichtigen wirtschaftlichen Entscheidungen im Falle der Güter vor Ort und waren von den landwirtschaftlichen Märkten, für die produziert wurde, abhängig, während die staatlichen und genossenschaftlichen Landwirtschaftsbetriebe in eine sehr viel engere planwirtschaftliche Struktur eingebunden waren. Arbeitsteiligkeit und moderne bürokratische Formen der Betriebsführung und Verwaltung, die sich grundlegend von denen bäuerlicher Betriebe unterschieden, waren in beiden Fällen Grundvoraussetzungen für die Gestaltung der alltäglichen Arbeitsabläufe.

Gemeinsam sind auch beiden Entwicklungen, dass hier staatliche oder herrschaftliche Eingriffe zu einer Konzentration und Vereinheitlichung in der Landwirtschaft führen. Spätestens mit der Durchsetzung des frühneuzeitlichen Territorialstaates wird die Frage nach der optimalen Agrarstruktur im Verhältnis zur Betriebsgröße und der dazu gehörigen agrarsozialen Verfassung zu einer Frage, die die Intensität herrschaftlicher Eingriffe in die Besitzstruktur ansteigen lässt und sicherlich in der Kollektivierung kulminiert. Damit standen beide Bewegungen im Gegensatz zu einer Agrarwirtschaft, die primär auf dem bäuerlichen Familienbetrieb aufbaute. Auffällig ist, dass besonders in Kriegs- und Krisensituationen, in Phasen des Wiederaufbaus der flächenhafte Eingriff in Bodenbesitzverhältnisse und auch die Homogenisierung durchgesetzt werden konnte. In beiden Fällen waren eher bäuerliche Besitzschichten betroffen, auch wenn die Bauern in der LPG nominell die Eigentümer ihres Landes blieben.

Die durch die Vergüterung entstandenen extrem polarisierten Bodenbesitzverhältnisse in den betroffenen Regionen führten seit dem 19. Jahrhundert zu intensiven politischen Diskussionen und Auseinandersetzungen um die Vorteile einer großbetrieblichen Landwirtschaft. Während noch im 18. Jahrhundert die Gutsbetriebe als agrarische Innovationszentren angesehen werden konnten, traten im 19. Jahrhundert die wachsenden Probleme der Überschuldung von Gütern hinzu. Die Subventionierung und Stützung der Gutsbetriebe waren bis 1945 ein zentrales politisches Konfliktfeld. In beiden Fällen wurden Großbetriebe aus staatlichem Interesse heraus gefördert – die Güter durch steuerliche und rechtli-

che Privilegierung, die quasi verstaatlichte Landwirtschaft der DDR durch die rechtliche Rahmensetzung, die im Prinzip keine andere Form von Landwirtschaft zuließ. Während der Anstieg von Zahl und Größe der Güter aber immer noch das Ergebnis ökonomischer Einzelentscheidungen war, die auf Grund der spezifischen Rahmenbedingungen in gleichförmiger Weise getroffen wurden, wurde die Kollektivierung flächendeckend und einheitlich von oben durchgesetzt. Ein gravierender Unterschied bestand darin, dass Güter durch Vererbung und Verkauf geteilt und zusammengelegt wurden, ihr Schicksal also immer auch mit dem einzelner Familien verbunden war. Zwar versuchte man durch die Einrichtung von Fideikommissen die Aufteilung von Gütern zu verhindern, dennoch kam dies besonders im 19. Jahrhundert oft vor. Die neuere Forschung hat hier eine sehr viel größere Mobilität des Gutsbesitzes nachweisen können, die das gerne gezeichnete Bild einer über Jahrhunderte währenden Besitzkontinuität korrigiert. Während Güter also immer wieder aufgeteilt wurden und so Phasen des Vordringens kleinteiligerer Besitzstrukturen vorkamen, blieben die kollektivierten Betriebe bestehen. Dies entzieht sich aber dem Vergleich zu den Gütern, da die Phase der Kollektivierung nur knapp 40 Jahre gedauert hat, während die Bildung und Ausprägung einer Gutsstruktur eine viel längere zeitlichere Kontinuität aufweist. Dennoch bleiben die Großbetriebe aus der Kollektivierungsphase nun unter gewandelten Vorzeichen ebenso wie die alten bestehen gebliebenen Gutsbetriebe unter neuen marktwirtschaftlichen Vorzeichen persistent, weil sie besser auf die Markterfordernisse, auf Rationalisierung und Mechanisierung eingestellt sind als viele kleinere bäuerliche Familienbetriebe.

Mit diesem hier angerissenen Vergleich zweier historisch unterschiedlich alter und in unterschiedliche gesellschaftliche Rahmenbedingungen eingebettete Homogenisierungsprozesse kann gezeigt werden, dass gerade auch die Reduktion und Zusammenfassung ein typisches Merkmal der europäischen Kulturlandschaftsgeschichte ist, das sich im Moment im Zusammenhang mit den Einflüssen der EU-Agrarpolitik in den östlichen Beitrittsländern wiederholt.

Zusammenfassung

In der europäischen Kulturlandschaftsgeschichte ist nicht nur eine fortlaufende räumliche und zeitliche Ausdifferenzierung zu beobachten. Gerade für die Neuzeit gibt es auch bedeutsame Prozesse der Homogenisierung und Konzentration. Am Beispiel des ab dem 16. Jahrhundert ablaufenden Prozesses der Vergütierung in Ostdeutschland und Ostmitteleuropa sowie der Kollektivierung der Landwirtschaft am Beispiel der DDR ab 1952 soll an zwei historisch unterschiedlich alten Prozessen gezeigt werden, wie durch die Bildung und Durchsetzung großbetrieblicher Strukturen in der Landwirtschaft eine Strukturveränderung und Vereinheitlichung von Betriebsstätten, den dazugehörigen Landwirtschaftsflächen sowie den ländlichen Siedlungen stattfand. Im Ergebnis haben beide Prozesse zu einer starken Überprägung ehemals bäuerlicher und kleinstrukturierter Kulturlandschaften geführt.

Summary

In the European cultural landscape history you can not only find a continuous spatial and temporal differentiation. Especially during modern age there are also significant processes of homogenization and concentration.

Through the formation and implementation of large-company structures in agriculture a change of structure and standardization of operating facilities and the associated agricultural land and rural settlements took place. This will be shown using the examples of the ongoing process of the "Vergüterung" (formation of estates) in East Germany and Eastern Central Europe which began in the 16th century and the collectivization of agriculture in the German Democratic Republic from 1952. As a result, both processes have led to a strong overprint of formerly rural and small structured landscapes.

Literatur

- Asmus, Ivo (1998):* Vermessung und kartographische Darstellung frühneuzeitlicher Güter am Beispiel der Besitzungen Carl Gustav Wrangels. – In: Asmus, Ivo; Porada, Haik Thomas u. Schleinitz, Dirk [Hrsg.]: Geographische und historische Beiträge zur Landeskunde Pommerns. Eginhard Wegner zum 80. Geburtstag. Schwerin (Greifswalder geographische Arbeiten, Sonderband), S. 145–149.
- Baetge, Christian u. Harling, Gert G. von (2010):* Aus alten Wurzeln. Wiedereinrichter zwischen Ostsee und Thüringer Wald. Dokumentation zur wechselvollen Geschichte der Landwirtschaft in Ostdeutschland. – Hannover.
- Baier, Roland (1980):* Der deutsche Osten als soziale Frage. Eine Studie zur preußischen und deutschen Siedlungs- und Polenpolitik in den Ostprovinzen während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. – Köln u. Wien (Dissertationen zur neueren Geschichte, 8).
- Baierl, Cindy (2005):* Der Landschaftswandel in Frankenhausen im 19. Jahrhundert. Meliorationen, Intensivierung und Flächentausch. – In: Ebert, Jochen; Baierl, Cindy u. Marschall, Ilke [Hrsg.]: Landwirtschaftliche Großbetriebe und Landschaft im Wandel. Die hessische Domäne Frankenhausen im regionalen Vergleich (16. bis 20. Jahrhundert). Bielefeld (Studien zur Regionalgeschichte, 21), S. 50–80.
- Baldenhofer, Kurt (1999):* Lexikon des Agrarraums. – Gotha.
- Bastian, Uwe (2003):* Sozialökonomische Transformationen im ländlichen Raum der neuen Bundesländer. Das Untersuchungsgebiet ist die Region der ehemaligen Kreise Wolgast und Anklam, insbesondere der »Lassaner Winkel« im Amtsbereich Zithen des heutigen Landkreises Ostvorpommern. Univ. Diss. – Berlin. (urn:nbn:de:kobv:188-2003002080 [22.10.2011])
- Beck, Rainer (2003):* Ebersberg oder das Ende der Wildnis. Eine Landschaftsgeschichte. – München.
- Becker, Hans (1998):* Allgemeine Historische Agrargeographie. – Stuttgart.
- Behrisch, Lars (2006):* Vermessen, Zählen, berechnen. Die politische Ordnung des Raums im 18. Jahrhundert. – In: Behrisch, Lars [Hrsg.]: Vermessen, Zählen, Berechnen. Frankfurt am Main, S. 7–25.
- Belgard, Martin (1907):* Parzellierung und innere Kolonisation in den 6 östlichen Provinzen Preußens 1875–1906. – Leipzig.

- Berg, Werner (1999):* Die Teilung der Leitung. Ursprünge industriellen Managements in den landwirtschaftlichen Gutsbetrieben Europas. – Göttingen.
- Berthold, Rudolf (1978):* Die Veränderungen im Bodeneigentum und in der Zahl der Bauernstellen, der Kleinstellen und der Rittergüter in den preußischen Provinzen Sachsen, Brandenburg und Pommern während der Durchführung der Agrarreformen des 19. Jahrhunderts. – In: Berthold, Rudolf [Hrsg.]: Studien zu den Agrarreformen des 19. Jahrhunderts in Preussen und Russland. Berlin (Jahrbuch für Wirtschaftsge-schichte, Sonderband), S. 7–116.
- Bichler, Hans (1981):* Landwirtschaft in der DDR. – Berlin.
- Bock, Sabine (2007a):* Gutsanlagen und Herrenhäuser. Betrachtungen zu den historischen Kulturlandschaften Mecklenburg und Vorpommern. – 3. überarb. Aufl. Schwerin.
- Bock, Sabine (2007b):* Herrschaftliche Wohnhäuser auf den Gütern und Domänen in Mecklenburg-Strelitz. Architektur und Geschichte. 3 Bde. – Schwerin (Beiträge zur Architekturgeschichte und Denkmalpflege, 7.1–7.3).
- Bock, Sabine u. Helms, Thomas (2011):* Schlösser und Herrenhäuser auf Rügen. – 3. aktualisierte Aufl. Bremen.
- Boelcke, Willi (1957):* Bauer und Gutsherr in der Oberlausitz. Ein Beitrag zur Wirtschafts-, Sozial- und Rechtsgeschichte der ostelbischen Gutsherrschaft. – Bautzen (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung, 5).
- Bohte, Hans-Günther (1976):* Landeskultur in Deutschland. Entwicklung, Ergebnisse und Aufgaben in mehr als 250 Jahren. – Hamburg u. Berlin (Berichte über Landwirtschaft N.F., 193, Sonderheft).
- Born, Martin (1974):* Die Entwicklung der deutschen Agrarlandschaft. – Darmstadt.
- Bruchhold-Wahl, Hannelore (1980):* Die Krise des Großgrundbesitzes und die Güterankäufe der Ansiedlungskommission in der Provinz Posen, in den Jahren 1886–1898. Univ. Diss. – Münster.
- Buchsteiner, Ilona (1993):* Großgrundbesitz in Pommern 1871–1914. Ökonomische, soziale und politische Transformation der Großgrundbesitzer. – Berlin.
- Čechura, Jaroslav (2000):* Adelige Grundherrn als Unternehmer. Zur Struktur südböhmischer Dominien vor 1620. – München (Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien, 25).
- Cord, Alix Johanna (1997):* Der Strukturwandel in der ostholsteinischen Gutswirtschaft um 1800, dargestellt am Beispiel der adligen Güter Rixdorf und Salzau. – Neumünster (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, 28).
- Cord, Alix Johanna (2002):* Die ostholsteinische Gutswirtschaft im 19. Jahrhundert. Unter besonderer Berücksichtigung der Hufenpächter. – Neumünster (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, 34).
- Cord, Alix Johanna (2009):* Gutswirtschaft in der Wetterau – das Hofgut Wickstadt. – Darmstadt (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte, 157).
- Cords-Parchim, Werner (1951–1953):* Das Handbuch des Landbaumeisters. 2 Bände. – Radebeul.
- Cords-Parchim, Werner (1953):* Die Planung des neuzeitlichen Großhofes. Dargestellt am Vorentwurf für den Wirtschaftshof des Instituts für Pflanzenzüchtung Bernburg/Saale der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften zu Berlin. – Radebeul u. Berlin.
- Dix, Andreas (2002):* »Freies Land«. Siedlungsplanung im ländlichen Raum der SBZ und frühen DDR 1945–1955. – Köln u.a.
- Dönhoff, Marion von (1936):* Entstehung und Bewirtschaftung eines ostdeutschen Großbetriebes. Die Friedrichsteiner Güter von der Ordenszeit bis zur Bauernbefreiung. – Königsberg.

- Duncker, Alexander (1857–1883)*: Die ländlichen Wohnsitze, Schlösser und Residenzen der ritterschaftlichen Grundbesitzer in der preußischen Monarchie nebst den königlichen Familien-, Haus-Fideikommiss- und Schatull-Gütern in naturgetreuen, künstlerisch ausgeführten, farbigen Darstellungen nebst begleitendem Text. – Berlin. (Digital recherchierbar unter: <http://www.zlb.de/digitalesammlungen/index.php> [13.3.2012])
- Eberhardt, Wolfgang E. (1990)*: Untersuchungen zum Großgrundbesitz im Kraichgau. Die drei landwirtschaftlichen Großbetriebe der Grafen Douglas in Gondelsheim, Kreis Karlsruhe. Univ. Diss. – Heidelberg.
- Ebert, Jochen (2005)*: Soziale Räume. Das Kabinettgut Frankenhausen im lokalen und regionalen Wirtschafts- und Sozialgefüge (18. Jahrhundert). – In: Ebert, Jochen; Baierl, Cindy u. Marschall, Ilke [Hrsg.]: Landwirtschaftliche Großbetriebe und Landschaft im Wandel. Die hessische Domäne Frankenhausen im regionalen Vergleich (16. bis 20. Jahrhundert). Bielefeld (Studien zur Regionalgeschichte, 21), S. 19–49.
- Ebert, Jochen (2005)*: Domäne. – In: Jaeger, Friedrich [Hrsg.]: Enzyklopädie der Neuzeit. 15 Bände. Stuttgart, Weimar, Metzler, Bd. 2, Sp. 1083–1087.
- Ebert, Jochen (2007)*: Die Versorgung des hessen-kasselischen Hofes aus den Domänen (Ende 18./Anfang 19. Jahrhundert). – In: Hirschbiegel, Jan u. Paravicini, Werner [Hrsg.]: Hofwirtschaft. Ein ökonomischer Blick auf Hof und Residenz im Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Kiel (Mitteilungen der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Sonderheft 9), S. 61–76.
- Ebert, Jochen, Baierl, Cindy u. Marschall, Ilke (2005)*: Einleitung. Ein interdisziplinärer Blick auf landwirtschaftliche Großbetriebe und Landschaft im Wandel. – In: Ebert, Jochen; Baierl, Cindy u. Marschall, Ilke [Hrsg.]: Landwirtschaftliche Großbetriebe und Landschaft im Wandel. Die hessische Domäne Frankenhausen im regionalen Vergleich (16. bis 20. Jahrhundert). Bielefeld (Studien zur Regionalgeschichte, 21), S. 9–18.
- Eddie, Scott M. (2008)*: Landownership in Eastern Germany before the Great War. A quantitative analysis. – Oxford.
- Enders, Lieselott (1992)*: Die Uckermark. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert. – Weimar (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam, 28).
- Flügel, Axel (2005)*: Gut. – In: Jaeger, Friedrich [Hrsg.]: Enzyklopädie der Neuzeit. 15 Bände. Stuttgart, Weimar u. Metzler, Bd. 2, Sp. 1184–1194.
- Flügel, Axel (2010)*: Rittergut. – In: Jaeger, Friedrich [Hrsg.]: Enzyklopädie der Neuzeit. 15 Bände. Stuttgart, Weimar u. Metzler, Bd. 11, Sp. 288–290.
- Frank, Alexandra (1994)*: Die Entwicklung der ostelbischen Gutswirtschaften im Deutschen Kaiserreich und in den Anfangsjahren der Weimarer Republik. – Weiden u. Regensburg (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 6).
- Gates-Coon, Rebecca (1994)*: The landed estates of the Esterházy princes. Hungary during the reforms of Maria Theresia and Joseph II. – Baltimore u. London.
- Gilly, David (1797)*: Handbuch der Land-Bau-Kunst. Vorzüglich in Rücksicht auf die Construction der Wohn- und Wirtschafts-Gebäude für angehende Cameral-Baumeister und Oeconomen. – Braunschweig.
- Groke, Ingrid Kathrin (2003)*: Der Prozeß der »Landesverschönerung« zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung von Clemens Wenzeslaus Coudray im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach zwischen 1816 und 1845. Univ. Diss. – Weimar.
- Gunzelmann, Thomas; Simmler, Steffen u. Thiem, Wolfgang (2005)*: Wandel und Persistenz klosterzeitlicher Strukturen in einer säkularisierten Gemarkung. Die ehemalige Zisterzienserabtei Langheim. – In: Ebert, Jochen; Baierl, Cindy u. Marschall, Ilke

- [Hrsg.]: Landwirtschaftliche Großbetriebe und Landschaft im Wandel. Die hessische Domäne Frankenhausen im regionalen Vergleich (16. bis 20. Jahrhundert). Bielefeld (Studien zur Regionalgeschichte, 21), S. 184–202.
- Häbich, Theodor (1947):* Deutsche Latifundien. Bericht und Mahnung. – 3. Aufl. Stuttgart.
- Harnisch, Hartmut (1984):* Kapitalistische Agrarreform und Industrielle Revolution. Agrarhistorische Untersuchungen über das ostelbische Preußen zwischen Spätfeudalismus und bürgerlich-demokratischer Revolution von 1848/49 unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Brandenburg. – Weimar (Veröffentlichungen des Staatsarchivs Potsdam, 19).
- Heß, Klaus (1990):* Junker und bürgerliche Großgrundbesitzer im Kaiserreich. Landwirtschaftlicher Großbetrieb, Großgrundbesitz und Familienfideikommiß in Preußen (1867/71–1914). – Stuttgart (Historische Forschungen, 16).
- Hindersmann, Ulrike (2005):* Landwirtschaftliche Großbetriebe im Wandel der Wirtschaftsweisen. Die gräflich-münsterschen Besitzungen im Königreich Hannover (19. Jahrhundert). – In: Ebert, Jochen; Baierl, Cindy u. Marschall, Ilke [Hrsg.]: Landwirtschaftliche Großbetriebe und Landschaft im Wandel. Die hessische Domäne Frankenhausen im regionalen Vergleich (16. bis 20. Jahrhundert). Bielefeld (Studien zur Regionalgeschichte, 21), S. 138–165.
- Hutschenreuther, Günter (1989):* Wichtige Ergebnisse des Landwirtschaftsbaus. – In: Bauakademie der DDR; Institut für Städtebau und Architektur [Hrsg.]: Städtebau und Architektur in der DDR. Historische Übersicht. Berlin (Bauforschung – Baupraxis, 255, Teil 1), S. 81–88.
- Jones, Michael u. Stenseke, Marie [Hrsg.] (2011):* The European Landscape Convention. Challenges of participation. – Dordrecht u.a.
- Klemm, Volker; Berthold, Rudolf u. Scholz, Hans (1985):* Von den bürgerlichen Agrarreformen zur sozialistischen Landwirtschaft in der DDR. – 2. überarb. Aufl. Berlin.
- Klotz, Ernst Emil (1932):* Die schlesische Gutsherrschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts auf Grund der friderizianischen Urbare und mit besonderer Berücksichtigung der alten Kreise Breslau und Bolkenhain-Landeshut. – Breslau (Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, 33).
- Kriesche, Ulrich (1939):* Bauerntum und Großgrundbesitz in West- und Mittelpommern. Eine geographische Untersuchung über die Grundbesitzverteilung im Regierungsbezirk Stettin. – Greifswald (Jahrbuch der Pommerschen Geographischen Gesellschaft, 57/58, Beiheft).
- Küster, Hansjörg (2009):* Europa: Von der Natur zur genutzten Landschaft. – In: Eberhard, Winfried u. Lübke, Christian [Hrsg.]: Die Vielfalt Europas. Identitäten und Räume. Leipzig, S. 109–122.
- Lammert, Till (1958):* Die Entwicklung der Gebäudeanlagen landwirtschaftlicher Großbetriebe. Unter besonderer Berücksichtigung landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften. Deutsche Bauakademie Diss. – Berlin.
- Lehmann, Rudolf (1956):* Die Verhältnisse der niederlausitzischen Herrschafts- und Gutsbauern in der Zeit vom Dreißigjährigen Kriege bis zu den preußischen Reformen. – Köln u. Graz (Mitteldeutsche Forschungen, 6).
- Lenz, Karl (1958):* Die Wüstungen der Insel Rügen. – Remagen (Forschungen zur Deutschen Landeskunde, 113).
- Lenz, Karl (1998):* Konzentrationen im ländlichen Raum Deutschlands und Nordamerikas. – In: Asmus, Ivo; Porada, Haik Thomas u. Schleinert, Dirk [Hrsg.]: Geographische und historische Beiträge zur Landeskunde Pommerns. Eginhard Wegner zum 80. Geburtstag. Schwerin (Greifswalder geographische Arbeiten, Sonderband), S. 109–113.

- Linnemeier, Bernd-Wilhelm* (1992): Ein Gut und sein Alltag. Neuhoof an der Weser. – Münster (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 78).
- Loeck, Gottfried* (1996): Alexander Duncikers Werk über die ländlichen Wohnsitze der ritterschaftlichen Grundbesitzer Preußens – eine wertvolle Quelle zur pommerschen Geschichte. – In: Baltische Studien NF 82, 1996, S. 99–119.
- Mager, Friedrich* (1955): Geschichte des Bauerntums und der Bodenkultur im Lande Mecklenburg. – Berlin (Deutsche Akademie der Wissenschaften, Veröffentlichungen der Historischen Kommission, 1).
- Maur, Eduard* (2001): Gutsherrschaft und »zweite Leibeigenschaft« in Böhmen. Studien zur Wirtschafts-, Sozial- und Bevölkerungsgeschichte (14.–18. Jahrhundert). – Wien (Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien, 26).
- Merl, Stephan* (2011): Sowjetisierung in Wirtschaft und Landwirtschaft. – In: Europäische Geschichte Online (EGO). Hrsg. v. Institut für Europäische Geschichte (IEG). Mainz. (urn:nbn:de:0159–20110201165 [22.10.2011]).
- Mortensen, Hans u. Mortensen, Gertrud* (1955): Über die Entstehung des ostdeutschen Großgrundbesitzes. – Göttingen (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften, I. Philologisch-historische Klasse, 2).
- Mortensen, Gertrud* (1986): Stand der Vergütung 1715/19. – In: Mortensen, Hans [Hrsg.]: Historisch-geographischer Atlas des Preußenlandes, Lfg. 11. Stuttgart.
- Münch, Ernst* (2005): Gutsherrschaft. – In: Jaeger, Friedrich [Hrsg.]: Enzyklopädie der Neuzeit. 15 Bände. Stuttgart, Weimar u. Metzler, Bd. 2, Sp. 1198–1204.
- Paleczek, Raimund* (2006): Modernisierung des Großgrundbesitzes des Fürsten Johann Adolph zu Schwarzenberg in Südböhmen während des Neoabsolutismus. Univ. Diss. – München.
- Peters, Jürgen u. Dach, Beate* (2005): Der Einfluss eines Ritterguts auf die Landschaft. »Carolinen-Lust« in der Uckermark. – In: Ebert, Jochen; Baierl, Cindy u. Marschall, Ilke [Hrsg.]: Landwirtschaftliche Großbetriebe und Landschaft im Wandel. Die hessische Domäne Frankenhausen im regionalen Vergleich (16. bis 20. Jahrhundert). Bielefeld (Studien zur Regionalgeschichte, 21), S. 203–222.
- Prinz, Regina* (1996): Gustav Vorherr (1778–1848) und die Idee der Landesverschönerung. – In: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 59, S. 117–145.
- Porskrog Rasmussen, Carsten* (2005): Domänenwirtschaft im Herzogtum Schleswig von 1530 bis 1770. – In: Ebert, Jochen; Baierl, Cindy u. Marschall, Ilke [Hrsg.]: Landwirtschaftliche Großbetriebe und Landschaft im Wandel. Die hessische Domäne Frankenhausen im regionalen Vergleich (16. bis 20. Jahrhundert). Bielefeld (Studien zur Regionalgeschichte, 21), S. 81–103.
- Rappe-Weber, Susanne* (2005): Neuerungen in der Gutswirtschaft um 1700. Zwei niedersächsische Rittergüter im Vergleich. – In: Ebert, Jochen; Baierl, Cindy u. Marschall, Ilke [Hrsg.]: Landwirtschaftliche Großbetriebe und Landschaft im Wandel. Die hessische Domäne Frankenhausen im regionalen Vergleich (16. bis 20. Jahrhundert). Bielefeld (Studien zur Regionalgeschichte, 21), S. 104–119.
- Rathje, Frank* (2004): Umnutzungsvorgänge in der Gutslandschaft von Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern. Eine Bilanz unter besonderer Berücksichtigung des Tourismus. – Kiel (Kieler geographische Schriften, 109).
- Reif, Heinz* [Hrsg.] (1994): Ostelbische Agrargesellschaft im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Agrarkrise, junkerliche Interessenpolitik, Modernisierungsstrategien. – Berlin.
- Rösener, Werner* (1993): Die Bauern in der europäischen Geschichte. – München.
- Rosenkranz, Otto* (1967): Von der Bodenreform zum sozialistischen landwirtschaftlichen Großbetrieb. – Berlin (Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften

- zu Berlin; Klasse für Philosophie, Geschichte, Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften 1967, 9).
- Saalfeld, Diedrich (1963)*: Zur Frage des bäuerlichen Landverlustes im Zusammenhang mit den preußischen Agrarreformen. – In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 11, S. 163–171.
- Sandl, Marcus (1999)*: Ökonomie des Raumes. Der kameralwissenschaftliche Entwurf der Staatswirtschaft im 18. Jahrhundert. – Köln u.a. (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit, 11).
- Schenk, Winfried (1988)*: Mainfränkische Kulturlandschaft unter klösterlicher Herrschaft. Die Zisterzienserabtei Ebrach als raumwirksame Institution vom 16. Jahrhundert bis 1802. – Würzburg (Würzburger geographische Arbeiten, 71).
- Schier, Barbara (2001)*: Alltagsleben im »sozialistischen Dorf«. Merxleben und seine LPG im Spannungsfeld der SED-Agrarpolitik 1945–1990. – Münster u.a. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 30).
- Schiller, René (2003)*: Vom Rittergut zum Großgrundbesitz. Ökonomische und soziale Transformationsprozesse der ländlichen Eliten in Brandenburg im 19. Jahrhundert. – Berlin (Elitenwandel in der Moderne, 3).
- Schilling, Renate (1989)*: Schwedisch-Pommern um 1700. Studien zur Agrarstruktur eines Territoriums extremer Grundherrschaft. Untersucht auf der Grundlage des schwedischen Matrikelwekes 1692–1698. – Weimar (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, 27).
- Schleinert, Dirk (2001)*: Die Gutswirtschaft im Herzogtum Pommern-Wolgast im 16. und 17. Jahrhundert. – Köln u.a. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, Reihe 5, Forschungen zur pommerschen Geschichte, 36).
- Schöne, Jens (2010)*: Frühling auf dem Lande? Die Kollektivierung der DDR-Landwirtschaft. – Berlin.
- Soetemann, Christel (1983)*: Alexander Dunckers »Ländliche Wohnsitze, Schlösser und Residenzen der Preußischen Monarchie«. Tausend Veduten zwischen Tilsit und Trier. – In: Jäger, Eckhard [Hrsg.]: Lüneburger Beiträge zur Vedutenforschung. Lüneburg, S. 173–210.
- Stremme, Hermann u. Ostendorff, Ernst (1937)*: Die bäuerliche Siedlungskapazität des Deutschen Reiches. – Gotha (Petermanns Geographische Mitteilungen, Ergänzungsheft, 228).
- TLG Treuhand Liegenschaftsgesellschaft [Hrsg.] (1997): Wir machen Ihnen den Hof – Schlösser und Herrenhäuser der TLG. – Berlin.
- Torp, Cornelius (1998)*: Max Weber und die preußischen Junker. – Tübingen.
- Vogel, Wolfram (1947)*: Die Behandlung der ehemaligen Gutshöfe in den Bodenreformsiedlungen. – In: Der Bauhelfer 2, 24, S. 12–14.
- Weber, Max (1892)*: Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland. Preußische Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg, Großherzogtümer Mecklenburg, Kreis Herzogtum Lauenburg). – Leipzig (Die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland, 3).

Gerhard Gabel

Vielfalt der Kulturlandschaften Bayerns – Kulturlandschaftliche Gliederung als Beitrag zur Biodiversität¹

Mit 1 Abbildung

1 Einführung

Bayern zeichnet sich durch eine Vielfalt verschiedener ›gewachsener‹ Kulturlandschaften aus. Ursachen hierfür sind zum einen die vielfältigen naturräumlichen Rahmenbedingungen – von der wärmebegünstigten Untermainebene über die Hügelländer und Mittelgebirge des süddeutschen Schichtstufenlandes bis zu den nördlichen Kalkhochalpen. Zum anderen zählen dazu die unterschiedlichen Besiedlungs- und Nutzungsformen sowie die Zugehörigkeit zu räumlich und zeitlich häufig wechselnden Territorien. Als Ergebnis haben sich Kulturlandschaften mit charakteristischer Eigenart entwickelt, die z.T. bis heute unverwechselbar sind und in starkem Maße das Heimatgefühl ihrer Bewohner prägen. Vielfach sind noch die Spuren der Vergangenheit als historische Kulturlandschaftselemente sichtbar. Für Bayern typisch sind hier z.B. historische Flurformen (z.B. Waldhufenfluren), traditionelle Landnutzungen (z.B. Hudewälder, Wacholderheiden), ländliche Baukultur (z.B. Heustadel), Zeugnisse alten Gewerbes (z.B. Floß- und Mühlbäche), historische Verkehrswege (z.B. Altstraßen, Wallfahrtswege), Schlösser und Klöster einschließlich der von ihnen geprägten Landschaften mit Parks, Alleen, Gutshöfen und Fischteichen. Kulturlandschaften mit typischer Eigenart sind somit Teil unseres kulturellen Erbes.

Dieses Kulturerbe ist jedoch zunehmend gefährdet: Der dynamische Wandel – obgleich ein »Wesensmerkmal der Kulturlandschaft« (Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der BRD 2002, S. 93) – hat sich in den letzten Jahrzehnten beschleunigt, so dass eine fortschreitende Nivellierung der Kulturlandschaften zu

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

verzeichnen ist. Die Landschaften werden einerseits immer auswechselbarer (z.B. durch großflächigen Maisanbau für Biogasgewinnung und gleichförmige Gewerbe- und Neubaugebiete), andererseits immer mehr durch (groß-)technische Einrichtungen überprägt (z.B. durch Windenergieparks und Freiflächen-Fotovoltaikanlagen). Trotz des gesetzlichen Auftrages zum Schutz der Kulturlandschaften ist der ›Landschaftsverbrauch‹ mit 20,8 ha pro Tag in Bayern immer noch inakzeptabel hoch (StMUG 2011). So ist in § 1 Abs. 4 Nr. 1 des Bundesnaturschutzgesetzes als Ziel des Naturschutzes und der Landschaftspflege verankert, »Naturlandschaften und historisch gewachsene Kulturlandschaften, auch mit ihren Kultur-, Bau- und Bodendenkmälern, vor Verunstaltung, Zersiedelung und sonstigen Beeinträchtigungen zu bewahren«. Im Raumordnungsgesetz (ROG) findet sich der Grundsatz: »Kulturlandschaften sind zu erhalten und zu entwickeln. Historisch geprägte und gewachsene Kulturlandschaften sind in ihren prägenden Merkmalen und mit ihren Kultur- und Naturdenkmälern zu erhalten« (ROG §2, Abs. 2, Nr. 5). Entsprechende Bestimmungen sind im Landesentwicklungsprogramm Bayern, Baugesetzbuch und Umweltverträglichkeitsprüfungsgesetz enthalten. Die Europäische Landschaftskonvention (von Deutschland bislang nicht unterzeichnet) fordert eine eigene Landschaftspolitik, die alle Landschaften einbezieht, also neben ›außergewöhnlichen‹ auch ›gewöhnliche oder geschädigte Landschaften‹ (Europarat 2000).

Dieser gesetzliche Auftrag zum Schutz der (Kultur-)Landschaft wird in der Praxis oft vernachlässigt. In einem vom Bayerischen Landesamt für Umwelt (LfU) initiierten Forschungsvorhaben zur Operationalisierung des Schutzguts ›Landschaft‹ wurde 2007 bis 2008 geprüft, inwieweit in ausgewählten Programmen und Plänen sowie Umweltverträglichkeitsstudien und landschaftspflegerischen Begleitplänen das Schutzgut ›Landschaft‹ berücksichtigt wurde. In vielen Fällen wurde die Landschaft nicht oder nur oberflächlich (meist als Landschaftsbild) als eigener Naturschutzbelang erfasst und bewertet. Nicht zuletzt aufgrund von EU-Vorgaben (FFH-Richtlinie, Vogelschutzrichtlinie sowie Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs) stehen sektoraler Arten- und Biotopschutz immer öfter im Vordergrund der Naturschutzarbeit. Landschaft wird in erster Linie als Habitat für bestimmte besonders geschützte Tier- und Pflanzenarten oder Standort für bestimmte Lebensraumtypen betrachtet, daneben als Ressourcenlieferant, Wirtschaftsstandort oder Erholungsraum, kaum aber als ganzheitlicher Lebensraum des Menschen. Dabei ist die Landschaft, in der wir leben, als ›Humanbiotop‹ oder Heimat ein essenzieller Teil unserer Lebensqualität. Grundvoraussetzung für eine verstärkte Berücksichtigung in Planungsprozessen ist zunächst eine Kenntnis der jeweils betroffenen Kulturlandschaft und ihrer typischen Merkmale. Bislang fehlt jedoch eine flächendeckende Erfassung und Bewertung der Kulturlandschaften in Bayern. So wird beispielsweise in der Landschaftsplanung regelmäßig auf die naturräumliche Gliederung aus den 1960er Jahren zurückgegriffen (*Meynen; Schmitzhüsen et al.* 1953–1962, 8 Bände, ca. 1300 Seiten), die aber im Wesentlichen nur Geologie, Morphologie und Hydrologie der Naturlandschaft abbildet, nicht aber die anthropogene Überprägung und damit die heutige Gestalt der Kulturlandschaft.

2 Ziele und Vorgaben des Projekts

Vor diesem Hintergrund hat das LfU das Vorhaben »Entwurf einer kulturlandschaftlichen Gliederung Bayerns als Beitrag zur Biodiversität« initiiert, das einen Beitrag zur nachhaltigen Entwicklung der vielgestaltigen bayerischen Kulturlandschaft als Identifikationsraum für die Bevölkerung und Quelle der biologischen Vielfalt leisten soll. Es wird im Auftrag des LfU vom Institut für Landschaftsarchitektur der Fachhochschule Weihenstephan in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Strategie und Management der Landschaftsentwicklung der Technischen Universität München erarbeitet. Darüber hinaus wurden weitere Experten, insbesondere regionale Gebietskenner, auf breiter Basis einbezogen, um die vielfältigen Aspekte, die den Charakter der Kulturlandschaften ausmachen, berücksichtigen zu können.

Anlass des Vorhabens war die Verabschiedung der Bayerischen Biodiversitätsstrategie durch die bayerische Staatsregierung. Diese zielt nicht nur auf die Vielfalt der wildlebenden Tier- und Pflanzenarten, Kulturpflanzensorten und Nutztierassen, sondern bezieht auch die Vielfalt der Lebensräume und der bayerischen Kulturlandschaften ausdrücklich mit ein (StMUG 2008, S. 22). Das Pilotprojekt baut auf den Ergebnissen der Vorstudie »Methodische Ansätze für eine kulturlandschaftliche Gliederung Bayerns als Beitrag zur Biodiversität« auf, die ebenfalls vom Institut für Landschaftsarchitektur bearbeitet wurde. Im Rahmen dieser Vorstudie wurde im April 2009 ein Expertenworkshop durchgeführt, in dem folgende grundsätzliche Leitlinien für das Projekt formuliert wurden:

- Zielgruppen sollen in erster Linie verschiedene Behörden, Planer und Verbände sein.
- Die Gliederung soll flächendeckend unter Einbeziehung der Ballungsräume im landesweit relevanten Planungsmaßstab (1:200 000 bis 1:1 000 000) erfolgen.
- Es sollen individuelle Landschaftsräume mit charakteristischer Eigenart im Sinne einer Landschaftscharakterisierung ermittelt werden, d.h. keine Landschaftstypisierung erfolgen.
- Es soll ein top-down-Ansatz gewählt werden, ein elementbasierter Ansatz (bottom-up) kann nicht verfolgt werden, da ein flächendeckendes Kataster der Kulturlandschaftselemente bislang nicht vorliegt.
- Die Naturschutzbelange Landschaftsbild und Biodiversität sollen mit einbezogen werden.
- Das Projekt soll auf Landesebene unter Federführung des LfU und unter Einbeziehung weiterer Behörden, Verbände und Experten durchgeführt werden.
- Um eine vielseitige Anwendbarkeit und breite Akzeptanz zu gewährleisten sind Behörden und Institutionen, die sich mit Kulturlandschaft befassen, mit einzubinden.
- Wünschenswert sind in einem zweiten Schritt eine Bewertung und Leitbildentwicklung für die identifizierten Kulturlandschaften.

Die kulturlandschaftliche Gliederung Bayerns und die Charakterisierung der Kulturlandschaftsräume in Form von Steckbriefen soll eine solide Datengrundlage liefern für:

- die Landschaftsplanung (Zielaussagen für die nachhaltige Entwicklung der bayerischen Kulturlandschaften unter Wahrung der jeweiligen regionalen Eigenart (z.B. Leitbilder für Landschaftsrahmenplanung),
- die Sicherung und nachhaltige Entwicklung unterschiedlicher Kulturlandschaften als Grundlage für die Vielfalt an Lebensräumen und Arten (›Ökologische Vielfalt aus Menschenhand‹),
- die Raumplanung z.B. im Rahmen der Fortschreibung des Landesentwicklungsprogramms (Landschaftsprogramm) und für die regionalen Landschaftsrahmenpläne (Leitbilder),
- die Umweltprüfung von Regionalplanfortschreibungen und (großräumigen) Eingriffsvorhaben,
- die Steuerung von Förderprogrammen von Naturschutz, Land- und Forstwirtschaft,
- die Unterstützung der Straßenbau-, Wasserwirtschafts- und Flurbereinigungsbehörden, z.B. bei der landschaftsgerechten Ausgestaltung von Vorhaben.

Darüber hinaus kann sie einen Beitrag leisten zur:

- Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls (Identitätsfindung) und Heimatverbundenheit der Bevölkerung,
- Förderung der Landschaft als Wohn-, Arbeits- und Erholungsraum für die Bevölkerung (›weicher Standortfaktor‹),
- Inwertsetzung touristischer Potenziale auch bisher wenig beachteter Landschaften,
- Akzeptanzsteigerung des Naturschutzes in der Bevölkerung.

3 Vorgehensweise

Die kulturlandschaftliche Gliederung sollte so weit wie möglich eingeführte und bekannte Landschaftsnamen aufgreifen, um eine allgemeine Akzeptanz zu erreichen. In einem ersten Arbeitsschritt ging es daher darum, traditionelle und etablierte Landschaftsnamen in Bayern zu ermitteln, die für die landesweite Maßstabsebene geeignet sind, z.B. Grabfeld, Pfaffenwinkel oder Chiemgau. Daneben gibt es eine Reihe von neueren Landschaftsbezeichnungen, die als Marketingnamen von den Fremdenverkehrsinstitutionen geschaffen wurden, wie z.B. Neues Fränkisches Seenland oder Wittelsbacher Land. Für die so identifizierten Kulturlandschaften wurde dann versucht, geeignete Abgrenzungen zu finden. Je nach Kulturlandschaft können dabei abweichende Abgrenzungskriterien bzw. Kriterienbündel zum Tragen kommen. Solche Wert bestimmenden und für die Abgrenzung nutzbaren Kriterien sind z.B.:

- die naturräumliche Gliederung,
- typische Nutzungen (z.B. Hopfenanbau in der Hallertau) sowie Nutzungsmuster und charakteristische Flurformen (Radialhufenfluren im Frankenwald),
- charakteristische, häufig aus regionsspezifischen Nutzungsweisen hervorgegangene Kulturlandschaftselemente, wie z.B. Lesesteinwälle im Bayerischen Wald, Be- und Entwässerungssysteme z.B. im Spessart, Felsenkeller z.B. im Bamberger Raum,
- Siedlungs- und Bauformen, z.B. Streusiedlungen im Allgäu, Moorhufendörfer im Donaumoos,
- Territorialgeschichte, z.B. Zugehörigkeit zu Reichsritterschaften oder Fürstbistümern,
- Sprachprägungen, z.B. Mundartgrenzen (Lech),
- assoziative Aspekte, etwa im Zusammenhang mit bedeutenden archäologischen oder religiösen Stätten, z.B. Lechfeld (Schlacht auf dem Lechfeld 955).

Vor allem in Mittelgebirgsräumen sind Kulturlandschaftsbezeichnungen häufig identisch mit naturräumlichen Begriffen wie z.B. Spessart, Haßberge oder Fichtelgebirge. Hier ist die Naturvorgabe bis heute prägend und identitätsstiftend. Anderenorts erwiesen sich die Abgrenzungen nicht zuletzt deshalb als schwierig, weil tradierte Landschaftsnamen vielfach Räume mit unscharfen Grenzen und Überschneidungen bezeichnen, z.B. Oberland (südlich von München), welches kleinere Landschaftseinheiten wie beispielsweise Isarwinkel einbezieht und sich mit dem Pfaffenwinkel überlappt. Zudem existieren nicht für alle Teilräume Bayerns eingeführte Landschaftsnamen oder aber eingeführte Namen bezeichnen örtlich sehr begrenzte und damit der landesweiten Betrachtung nicht zugängliche Räume. Die auf dieser Basis entstandene landschaftliche Gliederung zeigte somit Überlappungen, fließende Übergänge und Lücken (›weiße Flächen‹). Aufgrund der planungspraktischen Ausrichtung des Vorhabens wurde aber eine flächendeckende Gliederung angestrebt, bei der es weder Überschneidungen noch Lücken zwischen den einzelnen Räumen gibt. In einem weiteren Arbeitsschritt mussten daher Grenzen angepasst und arrondiert sowie die bestehenden Lücken geschlossen werden. Es war dabei unvermeidlich, dass hierbei Kompromisse eingegangen werden mussten, d.h. Räume mussten weiter ausgedehnt oder beschnitten werden, für neu gegliederte Raumeinheiten mussten geeignete Namen gefunden werden. Dabei bestand ein Dilemma zwischen einem objektiven, ›wissenschaftlichen‹ Kriterienset und einem Wiedererkennungswert bei der örtlichen Bevölkerung mit einem entsprechenden Identifikationspotenzial. Als problematisch erwiesen sich zudem die Flusstäler, die häufig einen eigenen Landschaftscharakter besitzen, aber für eine Abgrenzung in einem überregionalen Maßstab zu schmal sind bzw. zusammenhängende Kulturlandschaftsräume zerschneiden. An den Grenzen Bayerns wurden z.T. nur (kleinere) Teilräume von grenzüberschreitenden größeren Kulturlandschaftsräumen erfasst (z.B. Odenwald oder Schwäbische Alb).

Als schwierig erwies sich die Zuordnung größerer Städte: Diese besitzen einen eigenständigen ›Stadtlandschafts‹-Charakter, sind jedoch vielfach durch Funk-

tionsverflechtungen mit dem Umland verbunden. Aufgrund der landesweiten Maßstabsebene entschloss man sich, anstatt der dicht besiedelten engeren ›Stadtlandschaften‹ München und Nürnberg die entsprechenden Verflechtungsräume Münchner Ebene (einschließlich des Flughafens und einiger Kreisstädte mit eindeutiger Orientierung nach München) sowie den Ballungsraum Nürnberg-Fürth-Erlangen als eigenständige Kulturlandschaftsräume abzugrenzen. Die ehemalige freie Reichsstadt Regensburg am Schnittpunkt von fünf Räumen wurde als eigenständige Kulturlandschaft ausgegliedert. Augsburg wurde mit dem Lechfeld und dem unteren Lechtal zusammengefasst. Der Gesamtentwurf der kulturlandschaftlichen Gliederung Bayerns einschließlich der Steckbriefentwürfe wurde im Februar 2011 in zwei Expertenworkshops – getrennt für Franken und Südbayern – diskutiert und modifiziert.

4 Bisheriges Ergebnis und Ausblick

Der vorliegende Entwurf einer kulturlandschaftlichen Gliederung Bayerns umfasst insgesamt 61 Kulturlandschaftsräume auf der Landesebene. Viele dieser Räume enthalten kleinräumigere Kulturlandschaftseinheiten, die in der Karte bezeichnet, aber nicht graphisch gekennzeichnet wurden.

Jeder Kulturlandschaftsraum wird in einem Kulturlandschafts-Steckbrief näher beschrieben. Die Steckbriefe sind nach folgendem Muster gegliedert:

- Lage in Stichworten und Verortung auf der Bayernkarte,
- naturräumliche Gegebenheiten,
- geschichtliche Entwicklung,
- Raumstruktur und Kulturlandschaftscharakter.
- Biodiversität.

Der Schwerpunkt der Steckbriefe liegt im Abschnitt ›Raumstruktur und Kulturlandschaftscharakter‹, der die kulturlandschaftliche Eigenart beschreibt und anhand von Fotos illustriert wird. Landschaftliche Untereinheiten werden – soweit auf Landesebene relevant – ebenfalls benannt und kurz beschrieben.

Es ist beabsichtigt, den Entwurf der kulturlandschaftlichen Gliederung Ende 2011 abzuschließen und 2012 zu veröffentlichen. Darüber hinaus ist geplant, im Anschluss eine Bewertung der Kulturlandschaften im Hinblick auf landesweit besonders bedeutsame Kulturlandschaftsbereiche durchzuführen. Ein für die planerische Anwendung entscheidender Schritt wäre die aufbauende Entwicklung von landschaftlichen Leitbildern sowie die Erarbeitung von Empfehlungen und Hinweisen für die Berücksichtigung der Kulturlandschaftsqualitäten in der räumlichen Gesamtplanung und in verschiedenen Fachplanungen. Insgesamt soll mit dem Vorhaben ein Beitrag dazu geleistet werden, dass die Entwicklung der bayrischen Kulturlandschaften so erfolgt, dass ihre Eigenart nicht ›verwischt‹, sondern gestärkt wird.

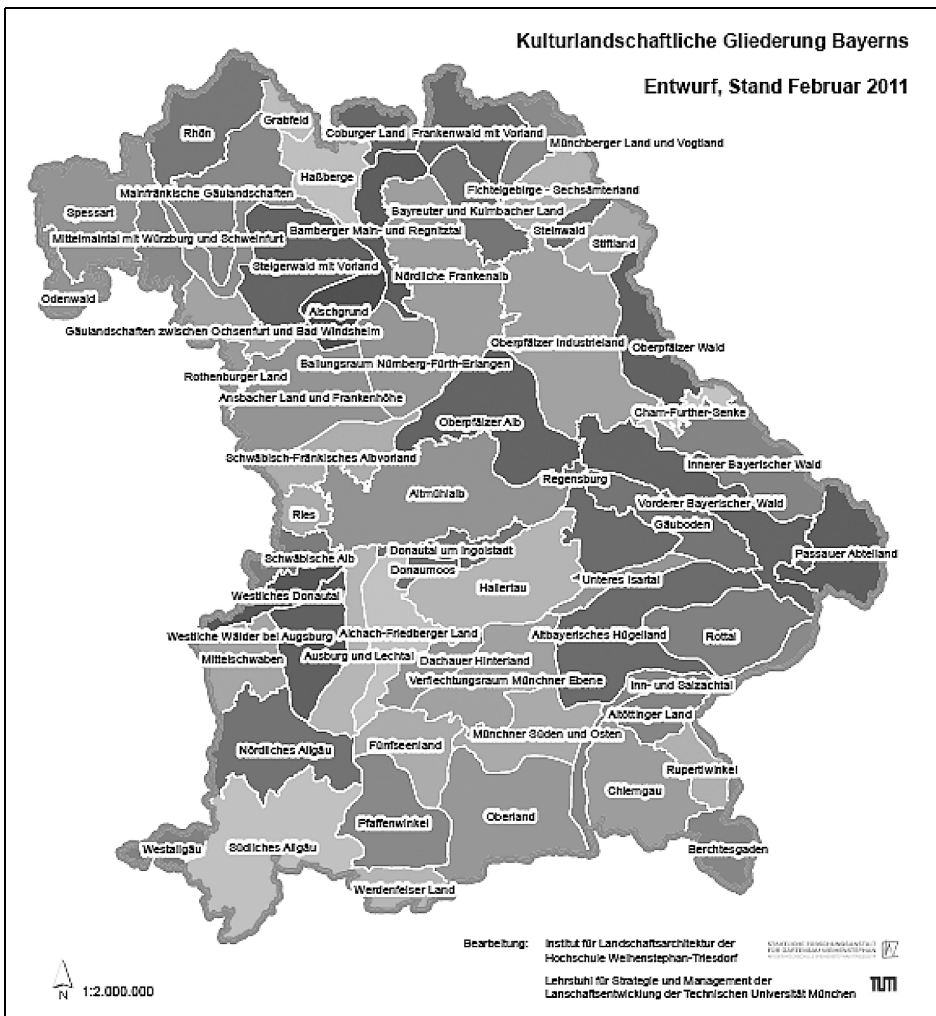


Abb. 1: Entwurf der kulturlandschaftlichen Gliederung Bayern (Arbeitskarte)

5 Zusammenfassung

Das LfU lässt derzeit einen Entwurf einer kulturlandschaftlichen Gliederung Bayerns erarbeiten. Neben den Fachleuten der Fachhochschule Weihenstephan wurden verschiedene Behörden, Verbände und regionale Gebietskenner einbezogen. Die Abgrenzung und Beschreibung der Kulturlandschaftsräume beruht dabei im Wesentlichen auf der naturräumlichen Gliederung, der typischen Nutzung, charakteristischen Siedlungs- und Bauformen sowie der geschichtlichen Entwicklung. Ziel des Projektes ist eine verstärkte Berücksichtigung der kulturlandschaftlichen Belange im Naturschutz, bei der Raumordnung, Landschaftsplanung und verschiedenen Fachplanungen.

6 Summary

On behalf of the Bavarian Environment Agency the area of Bavaria is currently classified in cultural landscapes. Apart from experts of the University of Weihenstephan various authorities, associations and regional specialists have been involved. The classification and characterization of the areas is primarily based on the biogeographical regions, characteristic land use and settlement patterns and historical development as well. The main object of the project is to enhance the value of cultural landscape in terms of nature conservation, spatial and landscape planning and different sector plans.

Literatur

- Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der BRD [Hrsg.] (2002): Denkmalpflege und historische Kulturlandschaft. Positionspapier der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. – In: Denkmalschutz-Informationen 26, 03, S. 93–99.
- Bayerisches Staatsministerium für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz (StMUGV) [Hrsg.] (2008): Strategie zum Erhalt der biologischen Vielfalt in Bayern. Bayerische Biodiversitätsstrategie. – München.
- Bayerisches Staatsministerium für Umwelt und Gesundheit (StMUG): Daten und Fakten zum Flächenverbrauch. Im Internet unter: <http://www.stmug.bayern.de/umwelt/boden/flaechensparen/daten.htm> (abgerufen am 21.12.2011).
- Europarat: Europäisches Landschaftsübereinkommen vom 20. Oktober 2000. Im Internet unter: <http://conventions.coe.int/Treaty/GER/Treaties/Html/176.htm> (abgerufen am 21.12.2011).
- Meynen, Emil; Schmitthüsen, Josef et al. [Hrsg.] (1953–1962): Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands. – Bonn-Bad Godesberg.

Jan Erik Steinkrüger

Tendenzen der Homogenisierung und Heterogenisierung von (Kultur-)Landschaften in Zoologischen Gärten¹

Einleitung

Die Gestaltung Zoologischer Gärten – bezogen sowohl auf einzelne Gehege als auch auf den Zoo als Gesamtensemble – hat sich seit seinen Anfängen in Menagerien und Wandermenagerien mehrfach gewandelt. Diese Veränderungen betreffen dabei auch den Umgang mit Landschaft. Unter ›Landschaft‹ versteht der Verfasser, wie bereits an anderer Stelle über Themenwelten dargelegt (*Steinkrüger* 2010), zum einen den Zoo selbst als Gesamtanlage, zum anderen die näheren und fernerer Landschaften, die im Zoo repräsentiert werden. In Anlehnung an die bildwissenschaftliche Unterscheidung von Träger und Objekt (*Wiesing* 2005, S. 44–47) kann dabei die Gesamtlandschaft Zoo als Leinwand angesehen werden, auf welche die näheren und fernerer Landschaften als Bildobjekt ›gemalt‹ werden. Beide Landschaften sind geprägt durch Tendenzen der Homo- und Heterogenisierung, indem einerseits die Gehege zu großen Bildern näherer und fernerer Landschaften zusammengefügt werden, andererseits dadurch jedoch die Parklandschaft als Ganzes in Themenbereiche unterteilt wird.

Wie *Alan Beardsworth* und *Alan Bryman* (2001, S. 88) darlegen, ist die Entwicklung des Zoos begleitet von wechselnden Machtinteressen und Blickregimen (»power and gaze«); *Adrian Franklin* (1999, S. 62) spricht sogar von einem eigenen Zoologischen Blick (»Zoological Gaze«), welcher sich historisch gewandelt hat. Gemeint ist damit, dass sich nicht nur die Form der Präsentationen geändert hat, sondern darüber hinaus, wie wir einen Gegenstand betrachten und welches Erkenntnisziel sich hinter der Betrachtung verbirgt. Dies wiederum hängt damit zusammen, wie und wessen wir uns bemächtigen wollen. Für die Betrachtung des Wandels der Darstellung im Zoologischen Garten ist dies unmittelbar mit den didaktischen und wissenschaftlichen Zielen des Zoos verbunden; in steigendem Maße jedoch auch mit ökonomischen.

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

Die Vorgeschichte

Um die ›Logik‹ Zoologischer Gärten zu verstehen, gilt es, auch fürstliche Menagerien und Wandermenagerien des Schaustellergewerbe als ihre Vorgänger zu berücksichtigen; sind es doch gerade sie, von denen sich die Institution Zoo einerseits versucht abzugrenzen, andererseits jedoch in ihrer Tradition verhaftet bleibt.

Tierhaltungen durch die Obrigkeit war seit der Antike eigen, dass der Besitz ›exotischer‹ Tiere nicht Selbstzweck war, sondern vor allem die Macht des Besitzers repräsentieren sollte. Sie gaben Auskunft über Verbündete und Unterwerfene, von denen die Tiere zum diplomatischen Geschenk gemacht wurden, zeigten aber auch, dass der Machtanspruch nicht nur die Bevölkerung, sondern auch die Tierwelt umschloss. Entsprechend populär war es ebenso, Wildtiere zähmen zu lassen und als Haustiere zu halten, um die eigene Führungsposition dadurch zu legitimieren, dass selbst Raubkatzen unter dieser Herrschaft zu ›zahmen Hauskätzchen‹ wurden. Gerne zeigte man die Tiere auch bei öffentlichen Triumphzügen. Populär waren vor allem die Wappentiere der jeweiligen Familien und die sogenannten ›Königstiere‹ wie Löwen, Falken und Elefanten, deren Besitz dem Adel vorbehalten war (Rieke-Müller u. Dittrich 1999, S. 16–18).

Besonders deutlich wurde dieser Machtanspruch architektonisch umgesetzt in der Menagerie Ludwigs XIV., die Eric Baratay und Elisabeth Hardouin-Fugier (2000, S. 51) als »die erste Inszenierung des Wilden« bezeichnen. Bereits die barocke Parklandschaft Versailles selbst, in welche die Menagerie eingebettet wurde, war Ausdruck des absolutistischen Herrschaftsanspruchs dieses Königs. Die personell und finanziell sehr aufwendige, vollständige Überprägung der Natur im Areal des absolutistischen Gartens sollte zeigen, dass sich dem Sonnenkönig selbst die Natur beugen musste. Eben dieses Motiv der Unterwerfung der Natur unter den (einen) Menschen kennzeichnet auch die Gestaltung und Anordnung der Menagerie. Michel Foucault beschreibt dies wie folgt: »[E]s handelte sich um die erste Tierschau, die nicht wie früher üblich auf einen Park verstreut war. In der Mitte stand ein achteckiger Pavillon, der im ersten Geschöß nur einen einzigen Raum enthielt, nämlich den Salon des Königs. Alle Seiten öffneten sich durch breite Fenster auf sieben ummauerte Gehege (die achte Seite war dem Eingang vorbehalten), in denen verschiedene Arten von Tieren eingesperrt waren« (Foucault 2008, S. 908–909).

Die Tiere wurden eingebettet in eine fürstliche Kulturlandschaft, ohne Bezug auf die ›Heimatlandschaft‹ der jeweiligen Art. Die Menagerie war in Gänze auf den einen herrschaftlichen Blick des Beobachters ausgerichtet, der alles einsehen können sollte², war einzig anhand seiner Interessen gestaltet und gehörte als fester Bestandteil zum höfischen Zeremoniell. Diese Gestaltung wurde zum Vorbild weiterer Anlagen in Europa, deren Besuch jedoch meist dem Adel und ihren Gästen vorbehalten war oder nur zu einzelnen Tagen dem Volk geöffnet wurde. Sinnbildlich für den Niedergang ihrer Bedeutung für die herrschaftliche Machtpräsentation ist der Zerfall der Versailler Menagerie. Vom strengen Zeremoniell des französischen Gartens zog sich Ludwig XV. und nach ihm Marie Antoinette in die Privatsphäre des Petite Trianon zurück. Der Garten des Petite Trianon wurde

für *Marie Antoinette* im Stil eines englischen Landschaftsgartens gehalten. Man gab sich dort dem Idyll eines idealisierten Landlebens hin. Anstelle »exotischer« Tiere zu Repräsentationszwecken wurden hier nun einheimische Tiere gehalten, um das Ideal des bäuerlichen Lebens zu untermalen (*Baratay u. Hardouin-Fugier* 2000, S. 84–85).

Menagerien waren Adel, Klerus und reichen Patrizierfamilien vorbehalten (*Strehlow* 2001, S. 80). Die Tierpräsentation für die unteren Stände, denen der Zutritt verwehrt war, stellten bis in das 19. Jahrhundert vor allem Wandermenagerien dar, deren Anfänge bis zu den Bärenführern im Mittelalter zurückreichten. Besonderen Aufschwung erhielten sie allerdings vor allem ab dem 18. Jahrhundert, als die Haltung der Königstiere nicht mehr allein dem Adel vorbehalten war. Vorreiter waren die Niederlande und England, da sie einerseits über die notwendige Handelsinfrastruktur zu den Kolonien, andererseits aber auch im Gegensatz zu den absolutistischen Monarchien der Zeit über eine Staatsform mit konstitutionell begrenzter Macht verfügten. »In beiden Ländern konnte ein Herrscher nicht den Besitz außergewöhnlicher Tiere für sich allein in Anspruch nehmen« (*Rieke-Müller u. Dittrich* 1999, S. 16).

In den Wandermenagerien spielte das Motiv der Tierbändigung als »Ermächtigung der Natur« eine zentrale Rolle, jedoch in einem stärker sensationellen Ton als in den fürstlichen Menagerien. Die meist reißerischen Inszenierungen und die Bewerbung durch Recommandeure resultierten auch aus der finanziellen Abhängigkeit vom Geschmack des Publikums. Als Komödianten und wandernde Schausteller außerhalb der städtischen Ständeordnung waren sie darauf angewiesen, immer wieder aufs Neue ihre Klientel anzulocken. Trotz aller Sensation versuchten die Wandermenagerien, einem gewissen Anspruch auf Bildung zu genügen. Aus dieser Ambivalenz zwischen »Marktschreierei und Belehrung« (*Rieke-Müller u. Dittrich* 1999, S. 92) erklärt sich auch der eher zwiespältige Ruf der Wandermenagerien, der ihnen von Seiten der Obrigkeit zu Teil wurde: Einerseits galten ihre Besitzer wie andere Schausteller als Zwielfichtige und Scharlatane, andererseits wurde jedoch auch der volksbildende Charakter solcher Schauen betont.

Die Gründungsphase

Die Gründung des Zoologischen Gartens als »bürgerliches« Projekt entstand in einer Abgrenzung zu beiden Formen der Tierpräsentation. Nach *Thomas Macho* (2005, S. 158–159) unterscheidet sich der Zoologische Garten dabei unter anderem durch seine Anbindung an die Wissenschaft und seine Darstellung von Natur.

-
- 2 Es ist dieser Allesblick von einem zentralen Punkt, den *Foucault* als Vorbild von *Jeremy Bentham's* »Panopticon« sieht. »[I]m Programm des Panopticon findet man dieselbe Bemühung um individualisierende Beobachtung, um Charakterisierung und Klassifizierung, um analytische Aufteilung des Raumes. Das Panopticon ist eine königliche Menagerie, in der das Tier durch den Menschen ersetzt ist, die Gruppe der Arten durch die Verteilung der Individuen und der König durch die Maschinerie einer sich verheimlichenden Macht« (*Foucault* 2008, S. 909).

Der erste Tiergarten in öffentlicher Hand war 1794 der Jardin des Plantes. Im Gegensatz auch zu vielen späteren Zoogründungen, wie dem Londoner Zoo, stand er auf Grund der Ideale der Französischen Revolution allen Bürgern offen und war als staatliche Einrichtung kostenlos. Sowohl das Areal als auch die Tiere stammten noch aus königlichem Eigentum. In gewisser Hinsicht war der Jardin aus der Not geboren. Kurz nach dem Ende der Französischen Revolution kam 1792 die Forderung auf, die Menagerie von Versailles als Symbol des gestürzten Ancien Régime aufzulösen und die Tiere aus der Sklaverei der absolutistischen Herrschaft zu befreien. Man wusste jedoch nicht wohin mit ihnen. Zugleich wurde durch die Naturforscher *Jacques-Henri Bernardin de Saint-Pierre* und *Bernard Germain Étienne Médard de La Ville-sur-Ilлон*, comte de La Cépède, der Zugewinn für Wissenschaft und Volksbildung, den eine Menagerie bot, beworben. Man entschied sich, die Tiere aus Versailles in einer neuen Menagerie an der Stelle des ehemaligen Jardin Royal des Plantes Médicinales unterzubringen (Spickernagel 2010, S. 49–52). Die wissenschaftliche Leitung übernahm *Étienne Geoffroy Saint-Hilaire*, unterdessen Führung der Jardin zu einer der bedeutendsten Wissenschaftseinrichtungen der Welt wurde.

Die erste ›bürgerliche‹ Zoogründung war 1828 der Zoological Garden im Londoner Regents Park. Die Idee eines Zoologischen Gartens wurde initiiert durch den Kolonialbeamten *Sir Stamford Raffles*, der inspiriert durch einen Besuch des Pariser Jardin des Plantes und des Museum d'Histoire Naturelle im Jahr 1818 eine ähnliche Institution in London einrichten wollte. Gemeinsam mit dem Präsidenten der Royal Society, *Sir Humphry Davy*, bewirkte er, dass 1826 die Zoological Society of London gegründet wurde, die bis heute die Geschicke des Londoner Zoos mitbestimmt. Die Zoological Society bestand sowohl aus Naturforschern als auch interessierten Laien. Obwohl die Gesellschaft gleichermaßen aus »Nobleman and Gentleman« (Scherren 1905, S. 14) bestand, hatte den Vorsitz meist ein Angehöriger der Aristokratie inne (Rieke-Müller 2001, S. 21–27; Ritvo 1987, S. 206–226; 1996, S. 43–50).

Christina Wessely (2008, S. 155) moniert zu Recht, dass der Begriff des »bürgerlichen Zoos« im Kontext der ersten Zoogründung irreführend ist, da weder die Gründer noch Nutzer – sieht man von Paris ab – einzig dem Bürgertum angehörten. Es ist jedoch weniger die tatsächliche Klassenzugehörigkeit der Mitglieder und Nutzer, sondern der Habitus, der diese Zoologischen Gärten zu bürgerlichen Einrichtungen macht. Dieser drückt sich aus in der zumindest ideellen Ausrichtung an der Wissenschaft, der Organisation als Gesellschaft und dem in fast allen Gründungen festgelegten Volksbildungsauftrag.

Die ersten Zoogründungen versuchten, sich gerade in der Gestaltung von den adeligen Menagerien und den Wandermenagerien abzugrenzen. »[The] distinction between zoos and menageries was [...] a geographical line, a difference in landscape« (Hanson 2004, S. 30). Dies bezog sich zunächst jedoch auf den Raum der Besucher. Aufgrund der eher taxonomischen Ausrichtung der zoologischen Forschung in der Mitte des 19. Jahrhunderts bedurften die zeitgenössische Wissenschaft wie auch die Popularisierung ihrer Erkenntnisse einer größtmöglichen Auswahl an Tieren. Wie in den naturkundlichen Sammlungen waren ihre Hal-

tungsbedingungen von zweitrangiger Bedeutung, da die Tiere lebend wie tot ihrer Aufgabe genügten. Großflächige Gehege waren sogar eher hinderlich, nahmen sie doch Platz für weitere Tierarten weg. Zudem bot sich für eine vergleichende Forschung auch eine unmittelbare Nähe verwandter Tierarten an, für die eine enge Aneinanderreihung ebenfalls sinnvoll war. Als Treffpunkt der bürgerlichen Gesellschaft hingegen hatte der Zoologische Garten Erholungsraum zu sein. Dem Stil des Englischen Gartens verpflichtet, sollte der Park als idealisierte Landschaft gestaltet sein und zum Verweilen einladen.

Auch wenn die Parkanlage außerhalb der Gehege nach diesem Ideal gestaltet wurde, »in einem wichtigen Bereich blieben die bürgerlichen Zoos des 19. Jahrhunderts den Feudalzoos verhaftet. Sie übernahmen für die Tierhaltung deren sogenannten ›Menageriestil‹. Raubtiere hielt man nach wie vor in verließ ähnlichen Zwingern. Pflanzenfresser kamen tagsüber in umgitterte, kahle Ausläufe, nachts in enge Innenställe [...]. Größere Vögel hatten geräumigere Volieren, die kleineren Arten teilten das unfreundliche Schicksal der Kleinsäugetiere. Man hielt sie in überheizten, schlecht gelüfteten und dunklen Tierhäusern in engen, oft reihenweise übereinandergestapelten Käfigen« (Kirchshofer 2001, S. 7–8). Dies änderte erst Hagenbecks Panorama.

Hagenbecks Panorama

Das Panorama, welches Ende des 18. Jahrhunderts durch *Robert Barker* zum Patent angemeldet wurde, sah *Alexander von Humboldt* als ideales Medium der Volksbildung (Nelle 2005, S. 177). Meist wurden darin »aller störenden Realität entzogen« (Oettermann 1980, S. 33) Natur- und Kulturlandschaften gezeigt und somit einem breiten interessierten Publikum zugänglich. Nach einer kurzen Zeit des Rückgangs erlebte das Panorama mit der Darstellung patriotischer Szenerien berühmter Schlachten der jüngeren deutschen Geschichte aber auch ersten Kolonialmotiven in den 1880er Jahren eine zweite Popularitätswelle in Deutschland. *Wilhelm II.* lobte knapp 100 Jahre nach *Humboldt* aufgrund dieser Motive ihren »erzieherischen Wert für das weniger gebildete Publikum, namentlich für die Jugend« (zitiert nach *Dittrich* u. *Rieke-Müller* 1998, S. 180). 1888, im Jahr seiner Thronbesteigung, erregte das in Berlin ausgestellte ›Nordland-Panorama‹ von *Carl Planer* Aufmerksamkeit, in welchem *Planer* Landschaften der Lofoten und nordische Gebirgsszenen zeigte. In seinen Erinnerungen schreibt *Wilhelm II.*, der Besuch dieses Panoramas habe ihn zu seinen Nordlandfahrten inspiriert, die er ab 1889 jährlich veranstaltete (*Dittrich* u. *Rieke-Müller* 1998, S. 179–180). Inspiriert durch den wieder aufkeimenden Erfolg der Panoramen entwickelte der Tierhändler *Carl Hagenbeck* sein eigenes ›Eismeer-Panorama‹, welches er 1896 in Berlin erstmals präsentierte und sich im selben Jahr patentieren ließ. Neu an *Hagenbecks* Panorama war, dass es mit Tieren belebt war. Es zeigte Seehunde, Eisbären, Möwen, Kormorane, Lummens und Baßstölpel in für das Publikum nicht sichtbaren Einzäunungen (*Dittrich* u. *Rieke-Müller* 1998, S. 184), so dass der Eindruck entstehen konnte, die Tiere könnten sich untereinander frei bewegen.

Entsprechend finden sich auch folgende Ansprüche in *Hagenbecks* angemeldetem Patent eines ›Naturwissenschaftlichen Panoramas‹:

1. »Auf die Erstellung eines Naturwissenschaftlichen Panorama einer ›beliebigen Gegend der Erde, mit den dazugehörigen, sich frei bewegendenden Geschöpfen – Menschen und Fauna – belebt.«
2. Auf die Ausführung, ›bei welcher Gitter, Zäune und sonstige, eine freie Bewegung der Tiere oder der Aussicht des Beschauers behindernde Mittel fortfallen‹.
3. Auf die dafür geeignete Terrainanordnung, ›um ein Zusammenkommen sich feindlich gegenüberstehender Tiere zu vermeiden und einen Schutz für die Menschen zu schaffen, ohne das Gesamtbild zu stören‹« (*Dittrich u. Rieke-Müller* 1998, S. 189).

Inwieweit das ›Nordland-Panorama‹ *Carl Planers* ihn zur Wahl des Motivs anregte, ist unsicher. Wahrscheinlich ist jedoch, dass die Nordlandfahrten *Wilhelm II.* und die Nordpol-Expedition *Fridtjof Nansens*, der zum Zeitpunkt der ersten Präsentation seit zwei Jahren als verschollen galt, einen Einfluss hatten. In seinem ›Nordland-Panorama‹ vom Dezember 1896, welches *Hagenbecks* Neffe *Heinrich Umlauff* für die Präsentation auf dem Hamburger Heiliggeistfeld gestaltet hatte, wurde zeitgenössischen Darstellungen zufolge das von Eis eingeschlossene Schiff ›Fram‹ *Nansens* als Hintergrundbild aufgegriffen (*Dittrich u. Rieke-Müller* 1998, S. 183–185).

Die von *Hagenbeck* verwendete Bezeichnung ›Panorama‹ für seine von der Zoologie der Zeit abweichende Präsentation von Tieren ist irreführend, war die Gestaltung doch weniger an die Form eines 360-Grad-Rundbaus angelehnt als vielmehr an die gestaffelte Darstellung des Dioramas, welche um 1900 in naturkundliche und ethnographische Museen Einzug hielt. *Hagenbecks* Schwager *Johann Umlauff*, *Heinrichs* Vater, zeigte und verkaufte bereits ab 1885 am Spielbudenplatz in den Verkaufsräumen seiner ›Handlung für Naturalien, Ethnographica und Kuriositäten‹ in Hamburg-St. Pauli mehrere anthropologisch-zoologische Dioramen (*Lange* 2006).

Obgleich sowohl sein ›Eismeer-Panorama‹ als auch sein ein Jahr später erstmals in Mailand gezeigtes ›Paradis-Panorama‹ finanzielle Verluste verzeichneten, schloss *Hagenbeck* 1898 mit dem Direktor des Berliner Zoos, *Ludwig Heck*, einen Vertrag über eine Sonderausstellung eines ›Thier-Panorama‹ im Berliner Zoo ab. *Heck* ließ vertraglich festlegen, dass im hinteren Gehege eine Raubtiergruppe aus verschiedenen Großkatzen, Bären etc. präsentiert wurde. Im vorderen Teil sollte eine gemischte Gruppe von Elefanten, Kamelen, Lamas, Schafen, Yaks, Antilopen usw. gehalten werden. »Diese Zusammenstellung läßt [...] erkennen, daß *Hagenbeck* ein ökologisches Denken im modernen Sinne oder auch nur die Darstellung des Ausschnittes einer natürlichen Lebensgemeinschaft noch fremd war. Der Tierbestand war aber ein Beleg seiner tierhändlerischen und tierhalterischen Möglichkeiten« (*Dittrich u. Rieke-Müller* 1998, S. 192).

Von *Hagenbecks* eigenen Veranstaltungen abgesehen, setzte sich das Ideal des ›Zoologischen Gartens der Zukunft‹ zunächst nicht durch. Größere Um- und Neugestaltungen auf Basis seines Patenten fanden nicht statt, da den meisten

Zoos die entsprechenden Gelder dafür fehlten. Dennoch blieb die Idee nicht ohne Folgen. Die Zoos bemühten sich um größere und anspruchsvollere Gehege für die Tiere. *Heck* ließ im Berliner Zoo sogar vom Theatermaler *Moritz Lehmann*, der an dem Bau von *Hagenbecks* Panoramen beteiligt war, einzelne Gehege angelehnt an die Freianlagen *Hagenbecks* bauen, konnte jedoch den Patentanspruch umschiffen. Erst als *Hagenbecks* Tiergarten in Stellingen kurz vor der Vollendung stand, bekam er Aufträge, an der Gestaltung anderer Zoologischer Gärten mitzuarbeiten (*Dittrich u. Rieke-Müller* 1998, S. 195–196).

Für die anderen Zoologischen Gärten wurde *Hagenbeck* mit der Eröffnung von ›*Hagenbecks* Tiergarten‹ 1907, in welchem er konsequent seine Idee des neuen Zoos umsetzte, zum direkten Konkurrenten. Besonders betraf dies den bereits bestehenden Hamburger Zoo (*Reichenbach* 1996; *Rieke-Müller* 2001), der kurz nach Öffnung von *Hagenbecks* Tierpark erstmals 1908 auf Beihilfe des Hamburger Staates angewiesen war (*Dittrich u. Rieke-Müller* 1998, S. 236–237). Weil dessen Pachtvertrag auslief und erneuert werden sollte, diskutierte man in Hamburg über die Zukunft des städtischen Zoos. Es entwickelte sich daraus eine erhitze Debatte über den Stellingener Tierpark innerhalb der deutschen Zoologie. Es ist wiederum *Heck*, der sich nun vehement gegen *Hagenbecks* neuen Zoo wandte und später einen Boykott des *Hagenbeck*'schen Tierhandels (dazu: *Dittrich* 1997, S. 65) anführte:

»Darf man [den Zoologischen Gärten] etwa gar zumuten, ihren gediegenen wissenschaftlichen Charakter als gemeinnützige Volksbildungsanstalten, wodurch sie nach Form und Inhalt der ernsten Wißbegier dienen, der oberflächlichen Schaulust der Menge zuliebe zu vermindern, zu verflachen und zu verwässern? Ich glaube nicht« (*Heck* 1909).

Der Zoo heute

Auf lange Sicht sollte *Heck* unrecht behalten; die Landschaft hielt auch in der Gehegegestaltung Einzug. Die meisten Zoos besitzen heute eine Mischung von verschiedenen Gehegen aus verschiedenen Zeiten und darunter auch Gehege nach *Hagenbecks* Vorbild (*Woods* 2002, S. 345). Die starke Mischung erklärt sich nicht zuletzt aus dem häufigen Geldmangel für große Neukonzeptionen. Gerade nachdem der Zoologische Garten in den 1980er und 1990er Jahren in die Krise geriet (*THEMATA* 2003, S. 109; *Goronzy* 2004, S. 30; *Opaschowski* 2006, S. 129), sind es ähnliche Strategien wie die *Hagenbecks*, die an Aktualität nicht verloren haben:

Mit dem steigenden Umweltbewusstsein der Umweltbewegung in den 1980er und 1990er Jahren, aber auch der stärkeren Erlebnisorientierung gerieten viele Zoologische Gärten in Bedrängnis. Leere öffentliche Kassen führten zudem zu einem Reform- und Innovationsstau, da entsprechende Subventionen geringer wurden. Zu lange hatte man sich auf der staatlichen Unterstützung ausgeruht. »Ein moderner Zoo darf sich heute keine Langeweile mehr leisten« (*Opaschowski* 2000, 39), er muss aber auch den Eindruck vermitteln artgerecht zu sein (*Opaschowski* 2006, S. 129). Damit der Tag im Zoo zum Erlebnis wird, gehen heutige

Zoos noch einen Schritt weiter als *Hagenbecks* Idee: Nicht nur das einzelne Gehege, sondern direkt der ganze Bereich des Zoos wird zum Habitat oder zu einer Landschaft. Diese »landscape immersion« (Coe 1985, S. 206) soll dem Besucher das Gefühl geben, nicht nur daneben zu stehen, sondern zusammen mit dem Tieren Teil einer Landschaft zu sein; er soll sich fühlen, als wäre er in der Savanne, im Regenwald etc. »In other words, instead of standing in a familiar city park (known as a zoological garden) and viewing zebra in African setting, both the zoo visitors and the zebra are in a landscape carefully designed to ›feel‹ like the African savanna. Barriers separating the people from the animals are invisible and, no matter where the viewer turns, the entire perceptual context appears consistently and specifically African« (Coe 1985, S. 206).

Ein Vorreiter in Europa war der Burgers' Zoo in Arnheim 1988 mit seinen sogenannten »Ökodisplays«; dem Nachbau eines Lebensraums im großen Maßstab mit entsprechenden Tieren und Pflanzen. Es »können sich dort auch bestimmte ökologische Prozesse vollziehen. Bis zu einem gewissen Maß dürfen sich Organismen dort belagern, dürfen Pflanzen von Tieren beschädigt oder gefressen werden und hält sich der Mensch mit Eingriffen zurück« (Burgers' Zoo o.J.). Mensch und Tier befinden sich in den Ökodisplays in einer gemeinsamen »Naturlandschaft«.

In eine etwas andere Richtung der Landschaftsimmersion gehen die sogenannten »Erlebniszoos«. Vorreiter in dieser Richtung war der Erlebnis-Zoo Hannover, welcher anlässlich der Expo 2000 umgestaltet wurde. Anders als im Burgers' Zoo wird nicht nur das Ökosystem reproduziert, sondern auch der damit assoziierte »Kulturkreis« (Machens 2002, S. 170); die dargestellte Landschaft wird zur Natur- und Kulturlandschaft. Beispielweise wurde der »Dschungelpalast«, in welchem Elefanten, Leoparden und weitere asiatische Tiere leben, im Stil eines verfallenen indischen Tempels gebaut. Recht euphorisch schreibt auch Joachim Haßfurthner (2002, S. 70), Angestellter der Zooschule in Hannover: »An manchen heißen Sommertagen erinnern nur noch Sprache, Geruch und einheimische Bäume im »Dschungelpalast« oder am »Sambesi«, dass man nicht in Indien oder in einem ostafrikanischen Reservat unterwegs ist«.

Fazit

Dieser nur recht kurze Ausschnitt aus dem Rahmen der in Arbeit befindlichen Dissertation des Verfassers zeigt, dass sich in der Entwicklungsgeschichte des Zoologischen Gartens sowohl die Interessen der Akteure als auch das Verhältnis zur Landschaft gewandelt haben. War die Haltung von Tieren zunächst Symbol aristokratischer Herrschaft, wurde das Tier zum wissenschaftlichen Exponat und Ausdruck bürgerlichen Selbstverständnisses. In dieser Zeit spielte Landschaft nur außerhalb des Geheges eine Rolle; in Form des Parks, in welchem sich die Besucher aufhielten. Erst mit *Hagenbeck* und seiner Orientierung an den (Unterhaltungs-)Interessen des Publikums ändert sich dies. Langsam wandelt sich der Zoo zur auch ökonomisch orientierten Freizeitdestination. Waren es zunächst unterschiedliche Landschaften für Mensch und Tier, teilen sie sich heute »gefühlte« eine Landschaft.

Zusammenfassung

Der vorliegende Artikel gibt anhand eines historischen Überblicks über die Gestaltung von Zoologischen Gärten Einblicke in deren Darstellung von Landschaft. Auffällig ist dabei, dass sich hinter der Gestaltung je eigene Verständnisse von Landschaft verbergen, die zur Homogenisierung und zur Heterogenisierung der generierten Landschaftsbilder führen. Dies resultiert aus sehr verschiedenen Paradigmen der Zoogestaltung, die sich, so wird argumentiert, nicht allein aus den erkenntnistheoretischen und didaktischen Zielen der Zoos aus einem spezifischen historischen Hintergrund verstehen lassen, sondern sich auch aus der ökonomisch begründeten Anpassung an den Besuchergeschmack ergeben.

Summary

By giving a historical overview on the designing of zoological gardens the paper wants to provide an insight into their presentation of landscape. As will be seen, the design derives from different perspectives on landscape, resulting in varying homogeneous and heterogeneous visualizations of landscape. The specific arrangements are thereby the outcome from different paradigms of zoo design, which can not only be understood as different didactical and epistemic aims of zoos under specific historical circumstances, but are in the authors opinion not less caused by customization.

Literatur

- Baratay, Éric u. Hardouin-Fugier, Élisabeth (2000): Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark. – Berlin.
- Beardsworth, Alan u. Bryman, Alan (2001): The wild animal in late modernity. The case of the Disneyization of zoos. – In: *Tourist Studies* 1, H. 1, S. 83–104.
- Burgers' Zoo: Was versteht man unter Ökodisplays? URL: <http://www.burgerszoo.nl/ecodisplays/ecodisplays> (abgerufen am 10.08.2011).
- Coe, Jon E. (1985): Design and perception. Making the zoo experience real. – In: *Zoo Biology* 4, S. 197–208.
- Dittrich, Lothar (1997): Alfeld, hundert Jahre ein Zentrum des Handels mit fremdländischen Wildtieren. – In: *Jahrbuch des Landkreises Hildesheim* 1997, S. 57–65.
- Dittrich, Lothar u. Rieke-Müller, Annelore (1998): Carl Hagenbeck (1844–1913). Tierhandel und Schaustellungen im deutschen Kaiserreich. – Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (2008): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. – In: Foucault, Michel: Die Hauptwerke. Frankfurt am Main, S. 701–1019.
- Franklin, Adrian (1999): Animals and modern cultures. A sociology of human-animal relations in modernity. – London.
- Goronzy, Frederic (2004): Erlebniszoos. Das Tier als Erlebnis. – In: Kagemann, H. Jürgen, Bachleitner, Reinhard u. Rieder, Max [Hrsg.]: *Erlebniswelten. Zum Erlebnisboom in der Postmoderne*. München (Tourismusswissenschaftliche Manuskripte, 13), S. 29–38.
- Hanson, Elizabeth (2004): Animal attractions. Nature on display in American zoos. – Princeton, New Jersey.
- Haßfurth, Joachim (2002): Schüler in der Erlebniswelt Zoo. Lernformen der besonderen Art. – In: Nahrstedt, Wolfgang et al. [Hrsg.]: *Lernen in Erlebniswelten. Perspektiven für Politik, Management und Wissenschaft*. Bielefeld (IFKA-Schriftenreihe, 22), S. 69–74.

- Heck, Ludwig (1909):* Volksbildungsanstalt und Schaugeschäfte. – In: Berliner Tageblatt vom 28. Januar 1909.
- Kirchshofer, Rosl (2001):* Zur Geschichte des bürgerlichen Zoos. – In: Anthos 35, H. 4, S. 4–11.
- Lange, Britta (2006):* Echt. Unecht. Lebensecht. Menschenbilder im Umlauf. – Berlin.
- Machens, Klaus-Michael (2002):* Erlebnis-Zoo Hannover. – In: Nahrstedt, Wolfgang et al. [Hrsg.]: Lernen in Erlebniswelten. Perspektiven für Politik, Management und Wissenschaft. Bielefeld (IFKA-Schriftenreihe, 22), S. 166–181.
- Macho, Thomas (2005):* Zoologiken. Tierpark, Zirkus und Freakshow. – In: Theile, Gert [Hrsg.]: Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß. München, S. 155–177.
- Nelle, Florian (2005):* Künstliche Paradiese. Vom Barocktheater zum Filmpalast. – Würzburg (Film – Medium –Diskurs, 13).
- Oettermann, Stephan (1980):* Das Panorama. Die Geschichte eines Massenmediums. – Frankfurt am Main.
- Opaschowski, Hort W. (2006):* Einführung in die Freizeitwissenschaft. – 4. Aufl. Wiesbaden.
- Opaschowski, Hort W. (2000):* Kathedralen des 21. Jahrhundert s. Erlebniswelten im Zeitalter der Eventkultur. – Hamburg.
- Reichenbach, Herman (1996):* A tale of two zoos. The Hamburg zoological garden and Carl Hagenbeck's Tierpark. – In: Hoage, Robert J. u. Deiss, William A. [Hrsg.]: New worlds, new animals. From menagerie to zoological park in the nineteenth century. Baltimore, S. 51–62.
- Rieke-Müller, Annelore (2001):* Die Gründung Zoologischer Gärten um die Mitte des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum. – In: Dittrich, Lothar; Engelhardt, Dietrich von u. Rieke-Müller, Annelore [Hrsg.]: Die Kulturgeschichte des Zoos. Berlin, S. 83–95.
- Rieke-Müller, Annelore u. Dittrich, Lothar (1999):* Unterwegs mit wilden Tieren. Wandermenagerien zwischen Belehrung und Kommerz 1750–1850. – Marburg, Lahn.
- Ritvo, Harriet (1987):* The animal estate. The English and other creatures in the Victorian age. – Cambridge, Mass.
- Ritvo, Harriet (1996):* The order of nature. Constructing the collections of Victorian zoos. – In: Hoage, Robert J. u. Deiss, William A. [Hrsg.]: New worlds, New animals. From menagerie to zoological park in the nineteenth century. Baltimore, S. 43–50.
- Scherren, Henry (1905):* The Zoological Society of London. A sketch of its foundation and development, and the story of its farm, museum, gardens, menagerie and library. – London.
- Spickernagel, Ellen (2010):* Der Fortgang der Tiere. Darstellungen in Menagerien und in der Kunst des 17.–19. Jahrhunderts. – Köln (Studien zur Kunst, 16).
- Steinkrüger, Jan Erik (2010):* Künstliche Kulturlandschaften als Konsumgut. – In: Siedlungsforschung 28, S. 281–291.
- THEMATA (2003):** Freizeit in Deutschland 2003. – München.
- Wessely, Christina (2008):* »Künstliche Tiere etc.«. Zoologische Schaulust um 1900. – In: NTM: Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaft, Technik und Medizin 16, H. 2, S. 153–182.
- Wiesing, Lambert (2005):* Artificielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes. – Frankfurt am Main.
- Woods, Barbara (2002):* Good zoo / bad zoo. Visitor experiences in captive settings. – In: Anthrozoös 15, H. 4, S. 343–346.

Rolf Peter Tanner

Politiken der ethnischen und kulturellen Homogenisierung und ihre Auswirkungen auf die Kulturlandschaft¹

Mit 8 Abbildungen

1 Einführung

Dass eine ethnische Homogenisierung, insbesondere in ihrer gewaltsamen Form der Vertreibung, die Kulturlandschaft verändert, mag banal erscheinen. Der folgende Beitrag will auch nicht die vordergründigen Prozesse des Wandels auflisten und beschreiben, sondern die Konstrukte, Narrative und Metaphern aufdecken, die hinter solchen Homogenisierungsprozessen liegen. Gleichzeitig sollen die verschiedenen Formen der Angleichung unterschieden und die entsprechenden Wirkungsweisen auf die Landschaft erläutert werden.

Es liegt in der Natur des Untersuchungsgegenstandes, dass im vorliegenden Beitrag primär Ansätze aus der Politischen Geografie gewählt werden. Einerseits werden Akteure mit ihren Handlungsstrategien gemäß dem handlungsorientierten Ansatz (nach *Benno Werlen*) benannt, wobei bereits hier Räume als konfliktrelevante soziale Konstruktionen und Repräsentationen bezeichnet werden, was dann im zweiten verwendeten Ansatz der »Critical Geopolitics« (Protagonist *Gearóid Ó'Thuathail*) in der Diskursanalyse und der Dekonstruktion bzw. Offenlegung der Konstrukte aufgenommen wird (zusammenfassend *Reuber* u. *Wolkersdorfer* 2005, S. 641ff.).

2 Ausgangspunkt

Die Überlegungen, die diesem Artikel zugrunde liegen, nähren sich aus drei Wurzeln: erstens aus dem eigenen Wahrnehmen des Faktischen in einem »gesäuberten« Raum, zweitens aus der Umsetzung im Rahmen eines pädagogischen Projektes in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung und drittens aus dem Befremden über das nach wie vor vorhandene Verdrängungspotential, das einen offenen und redlichen wissenschaftlichen Diskurs über das Thema behindert.

In den südostpolnischen Karpaten sind die Folgen der Vertreibungen im Gefolge des Zweiten Weltkrieges und der unmittelbar anschließenden Jahre (in der

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.



Abb. 1: Zwei Regionen in den südostpolnischen Karpaten, die eine kontinuierlich besiedelt, die andere von ihrer ethnisch ukrainischen Bevölkerung im Rahmen der »Akcja Wisła« 1947 »gesäubert«

Foto Tanner, Juli 1987

so genannten »Aktion Weichsel« 1947) noch immer beklemmend wahrnehmbar, viel mehr als z.B. in den Gebieten des südlichen Ostpreußens oder Pommerns; dies wohl wegen der Abgeschiedenheit und der damit verbundenen mangelnden Attraktivität der Region für Neusiedler (s. Abb. 1). Diese eigene Erfahrung als Student fand Jahre später in einer Unterrichtseinheit für die Sekundarstufe I ihren Niederschlag (Tanner 2009, passim). Die neuen Medien und die mittlerweile leichte Zugänglichkeit von weiteren Materialien wie Karten oder Satelliten-

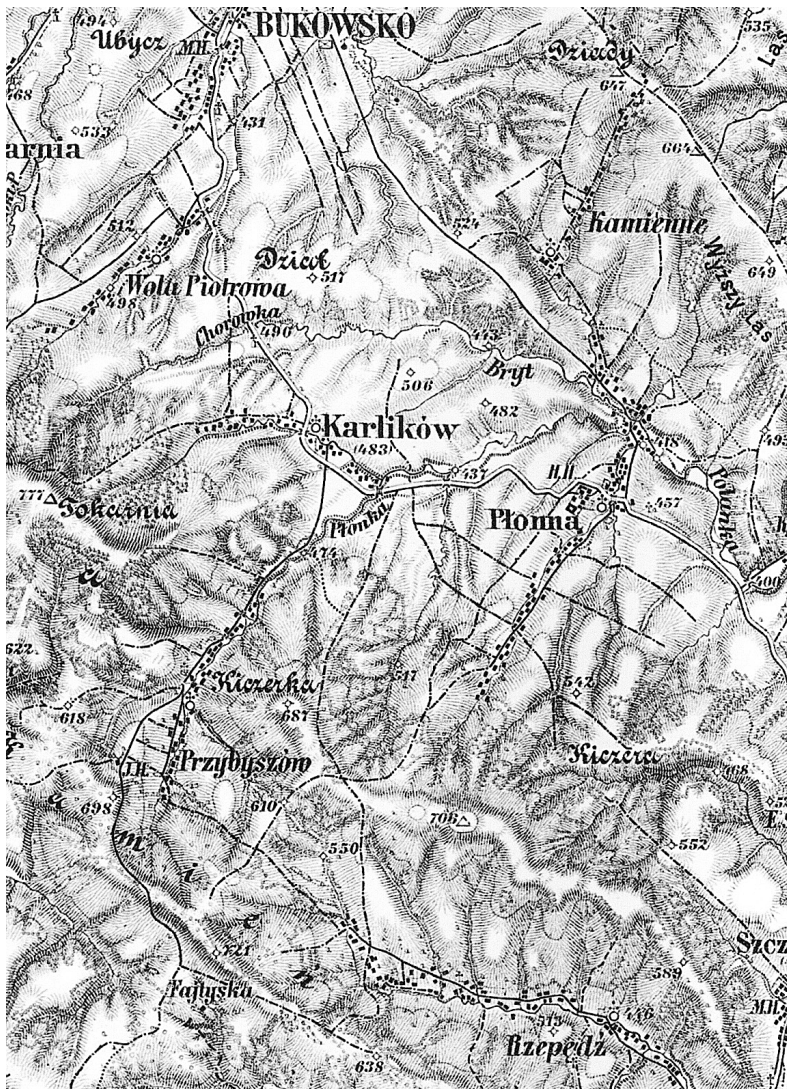


Abb. 2a: Vergleich von zwei Kartenausschnitten der Region um Bukowsko südöstlich von Sanok (siehe auch Abb. 2b)
Tanner 2009: Arbeitsblatt 3

bilder bieten nun einen zwar vermittelten aber dennoch authentischen Zugang zu den Geschehnissen von damals (s. Abb. 2). Gleichzeitig ermöglicht der immer größer werdende zeitliche Abstand einen Blick auf diese Prozesse, der zwar teilnehmend bleibt, aber je länger je nüchterner wird.

Daher mutet es bei allem Respekt vor den Empfindlichkeiten der damals betroffenen Volksgruppen doch etwas eigenartig an, wenn in einer kürzlich erschienenen Publikation zum Kulturlandschaftswandel in Polen die Unterschiede in der

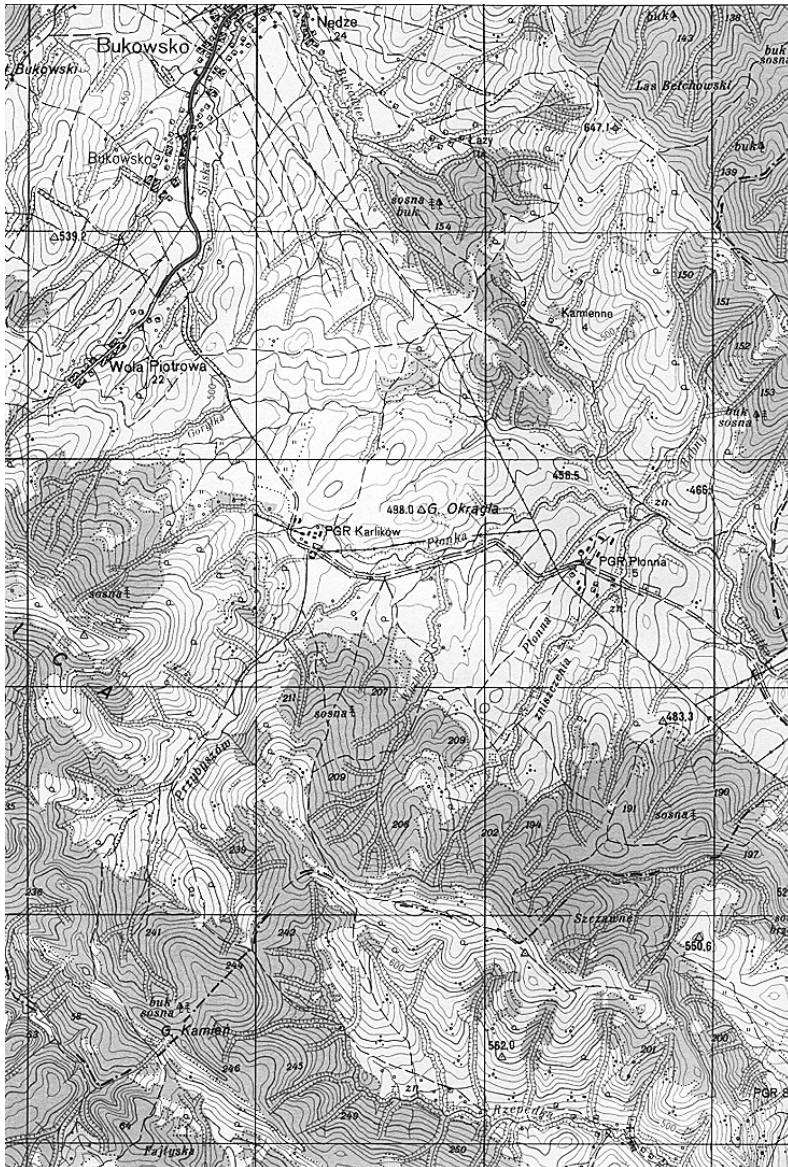


Abb. 2b

landwirtschaftlichen Betriebsstruktur einzig mit der unterschiedlichen Zugehörigkeit der einzelnen Typregionen zu den Territorien der verschiedenen Teilungsmächte des 18. Jahrhunderts begründet werden (Bund Heimat und Umwelt 2010, S. 32).

3 Konzepte der Nationenbildung: Konstrukte und Realitäten

3.1 Hauptsächliche (didaktische) Ansätze zum Raumbegriff in der Geografie

Zum besseren Verständnis der Nationskonzepte ist es hilfreich, wenn man sich grundsätzlich Klarheit über geografische Raumkonzepte und deren Entwicklung verschafft. Dies ist begründet in der hier unternommenen geografischen Annäherung an das Thema und im Umstand, dass Nationenkonzepte unweigerlich eine eminent räumlich-territoriale Komponente aufweisen.

Neben dem allgemeinen disziplinären Diskurs befasst sich insbesondere auch die *Geografiedidaktik* mit dieser Frage. Zunächst soll aber klar gestellt werden, dass die nachfolgend beschriebenen Konzepte schlicht verschiedene Zugänge zur »Welt« darstellen und jedes so »wahr« ist wie alle übrigen, obwohl eine zeitliche Entwicklungslinie zu erkennen ist.

Weit verbreitet und lange Zeit nicht hinterfragt galt das essentialistische bzw. strukturalistische Paradigma des »Raums als Container«, in dem sich seit *Carl Ritter* oder *Alexander von Humboldt* das oft beschworene Mensch-Umwelt-

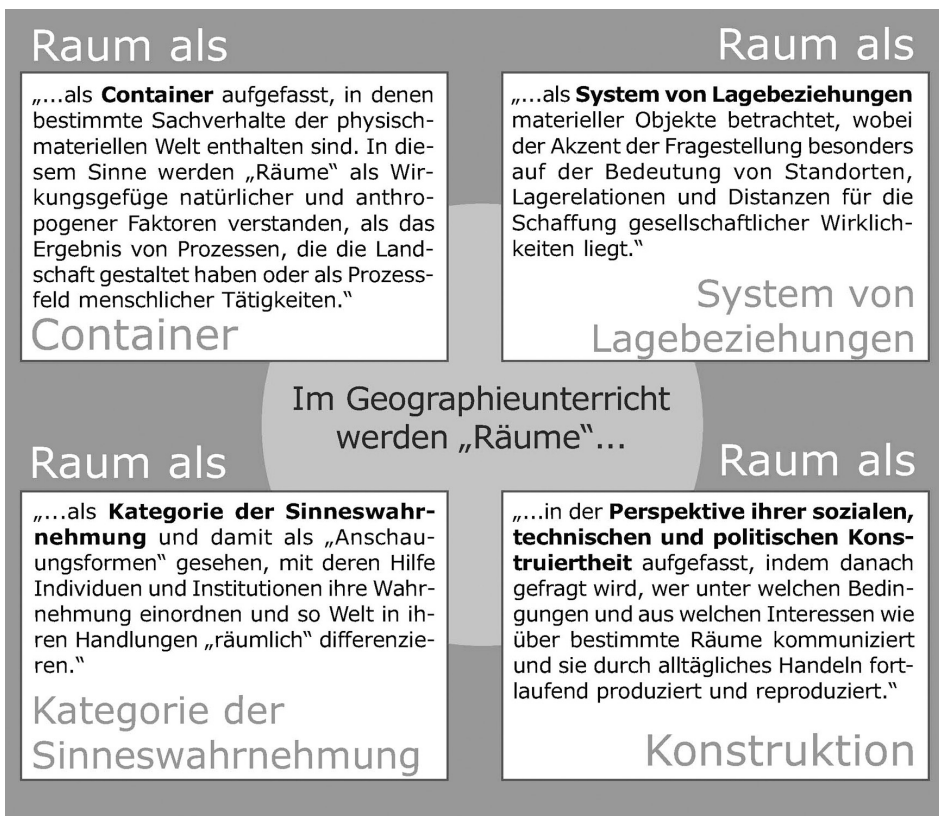


Abb. 3: Hauptsächliche (didaktische) Ansätze zum Raumbegriff in der Geographie
 Rhode-Jüchtern 2009, S. 137

System gemütlich häuslich niedergelassen hat. Aber schon seit den Tagen *Johann Heinrich von Thüniens* (1783–1850) wurden Modelle entworfen, in denen der Raum eher in Bezügen und Relationen gedacht wurde. Bekanntestes Konzept dieser Art ist dasjenige von *Walter Christaller* (1933). Aber auch die Standorttheorie *Alfred Webers* (1909) gehört in diese Kategorie (*Haggett* 2004, S. 446ff., S. 480ff., S. 488ff.).

Neuer sind der Perzeptionsansatz und der konstruktivistische Ansatz zum Raumbegriff (*Rhode-Jüchtern* 2009, S. 136ff.), wobei eine Verbindung zwischen den beiden entsteht, indem die Konstruktion eines Raumes einsichtig aus dessen Wahrnehmung erfolgt. Die Wahrnehmung eines Raumes, einer Landschaft ist grundsätzlich einmal ein sehr individueller Vorgang. Ein Landwirt sieht denselben Raum anders als ein Städter, ein Kind anders als ein älterer Mensch. Aus unserer Wahrnehmung formen wir ein inneres Bild, ein »Image«, indem wir frühere Wahrnehmungen verknüpfen mit der momentanen, Unsichtbares mit Sichtbarem. So formt sich unser inneres Bild immer tiefer, führt Wahrnehmung zur Konstruktion eines Bildes des wahrgenommenen Raumes. Dies erzeugt nun aber im Diskurs mit anderen Menschen ein Image im übertragenen Sinn. So wird z.B. die alpine Landschaft zu einem Sinnbild für »Die gesunde Lebenswelt eines heilen freien Volks«, wie es das Gedicht »Die Alpen« von *Albrecht von Haller* kolportiert. Gerade diese Metapher wird heute einerseits von einer geschäftigen Tourismusindustrie bewirtschaftet, andererseits kann das Image eines Raumes seinen Bewohnern Identität verleihen. Besonders bei der Nationsbildung ist dieser Konstruktionsaspekt zentral, durch sie wird eigentlich die Nation überhaupt erst konstruiert. Daher spricht *Benedict Anderson* bei Nationen jedweden Typs von »Imagined Communities« oder *Eric Hobsbawm* von »Invented Traditions« (*Weichlein* 2006, S. 24f.).

3.2 Grundlegende theoretische Ansätze zur Nationsbildung

Es sei gleich zu Beginn der Erörterung von nationstheoretischen Ansätzen und von Politikformen der nationalistischen Homogenisierung gesagt: Nirgendwo lässt sich eine klare Ausrichtung zu einer »reinen« Form erkennen, sondern höchsten in Ansätzen eine mehr oder weniger ausgeprägte Tendenz. Wie so oft entzieht sich die meist irrational und chaotisch anmutende Realität der menschlichen Handlungen der wissenschaftlich logischen Folgerichtigkeit.

Die Protagonisten eines »objektiven« Ansatzes (»Kulturnation«), vor allem deutscher Provenienz (*Fichte* aber auch *Ritter*, *Treitschke*, in der Folge *Ratzel*) betrachteten die Nation als eine Bevölkerung, die gemeinsame objektive Kriterien erfüllt: Sprache, Religion, Geschichte, Territorium etc. Dadurch wird der Begriff praktisch deckungsgleich mit den Begriffen »Volk« oder »Ethnie«. Das Territorium der Nation ist also der Lebensraum des »Volkes«. Das Volk definiert den Raum. Der Staat wird als lebendiger »Volksorganismus« ontologisiert.

Der »subjektive« Ansatz primär französischer Provenienz (»Staatsnation«) gründet sich auf dem Wunsch einer bestimmten Bevölkerung, gemeinsam zu leben. *Sieyès* (zu Beginn der Französischen Revolution Wortführer des dritten

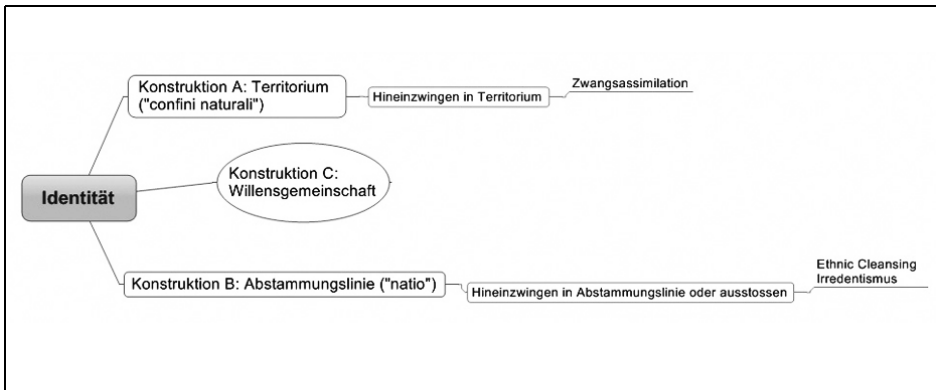


Abb. 4: Die Nation als Identitätsraum. Der Zusammenhang von Identität, nationalen Konstruktionen und nationalistischen Zwangsmaßnahmen
Entwurf Tanner

Standes) definierte die Nation in seinem Werk »Qu'est-ce que le Tiers-Etat« als bestehend aus gleichberechtigten und freien Individuen, die unabhängig sind, aber verbunden werden durch gemeinsame Notwendigkeiten und den Wunsch, zusammen zu leben (Rosière 2003, S. 246ff.). Ernest Renan, der bekannte französische Philosoph, Historiker und Religionswissenschaftler, hat dies Ende des 19. Jahrhunderts auch »un plébiscite de tous les jours« (»die Nation als tägliches Plebiszit«) genannt. Hier definiert, dem obigen entgegengesetzt, also das Territorium die Nation. »L'oubli, et je dirai même l'erreur historique, sont un facteur essentiel de la création d'une nation, et c'est ainsi que le progrès des études historiques est souvent pour la nationalité un danger« (Renan 1882, S. 7f.). Man hat die zwei Begriffsantipoden auch schon mit den Etiketts »das kollektive Vergessen« und »das kollektive Erinnern« apostrophiert.

Von den beiden Ansätzen lässt sich eine unterschiedliche Nationalstaatsbildung ableiten: entweder durch den gewichtigen geopolitischen Prozess der Vereinigung eines Volkes in einem Staat (Deutschland 1871, Italien 1866), oder aber die Nation entsteht innerhalb eines bereits existierenden Staates, gleichsam als Produkt dieses Staates (Frankreich, Spanien, Schweiz). Dies findet seinen Ausdruck auch in der unterschiedlichen Vergabe der Staatsbürgerschaft: jus sanguinis (also nach der Abstammung) in den Nationalstaaten objektiver Provenienz, jus solis (also nach dem Ort der Geburt) in den Staaten subjektiver Provenienz. Wenn die serbischen Nationalisten während des Jugoslawienkrieges sagten: »Wo Serben sind bzw. wo serbische Gräber sind, da ist Serbien«, dann bedeutet dies die extreme Anwendung des objektiven Konzeptes. Analog könnte ein Franzose ausdrücken: »Wo Frankreich ist, da sind Franzosen.«

Eine Nation wird somit entweder definiert über ein Territorium (neben Frankreich kann auch Italien nach dem Risorgimento als Beispiel gelten); dieses Territorium, abgegrenzt durch »natürliche Grenzen« (»confini naturali«) schafft

Identität. Alles Fremde wird mit mehr oder weniger Zwang assimiliert, so wie die deutschsprachigen Südtiroler insbesondere in der faschistischen Epoche »zwangs-italianisiert« wurden.

Oder aber eine Nation wird definiert über ihre Abstammung, ihre Sprache, ihre Kultur, mit allen Attributen einer Imagined Community gemäß *Benedict Anderson*. Ein klassisches Beispiel ergibt das wilhelminische Kaiserreich, geprägt von Konzepten wie denjenigen von *Friedrich Ratzel*, der in seiner politischen Geografie den Staat als »organisches Wesen« ontologisierte und Volk und Kultur an die Spitze seiner Staatstheorie stellte (*Gebhardt* 2007, S. 88). Aber auch das neu erstandene Polen der Zwischenkriegszeit gebärdete sich als Kulturnation, wenn es Fremdes ablehnte (die griechisch-katholischen Ukrainer, die lutherischen Deutschen) und wenn die zerstreut lebenden Polen im Osten in den Staat hereingeholt werden mussten (Expansion nach Osten nach 1920).

Diese Beispiele dürften aber auch klar machen, dass es keine klare Trennung zwischen den beiden Konzepten geben kann, wie eingangs bereits postuliert wurde. So definierte sich das Territorium des jungen italienischen Staat eben nicht nur über die »confini naturali«, sondern auch über den kulturellen (Sprach-) Raum, was sich in zahlreichen irredentistisch geprägten Sehnsüchten italienischer Publizisten und Politiker ausdrückte. Hier wurde nota bene die Metapher der »terre irredente« (»unerlöste Gebiete«) überhaupt erst gefunden. Die Führungsriege im deutschen Kaiserreich unter Bismarck beherrschte das Instrumentarium beider Gesinnungsrichtungen. Die Annexion des Elsass und Lothringens nach 1871 begründete man irredentistisch (objektiv), während man in Posen aus den dort lebenden Polen »gute Deutsche« zu machen gedachte (subjektiv).

Das Übergangsfeld zwischen den Extrempunkten der Nationsbildung verdichtet sich in der Mitte in der »Willensnation«, bei der subjektiv innerhalb der Grenzen eines Territoriums Angehörige verschiedener Ethnien den Willen haben, eine Nation zu bilden, dies jedoch objektiv mit einer gemeinsamen imaginierten wie realen Geschichte begründen und gemeinsame Metaphern aufbauen. Gerade hierin unterscheidet sich das vielzitierte Muster der Schweiz von anderen Vielvölkerstaaten: Im Gegensatz z.B. zu Belgien oder Bosnien-Herzegowina haben sich im Laufe einer langen Geschichte gemeinsame, sprachgruppenübergreifende Institutionen und Organisationen herausgebildet. So käme es in der Schweiz niemandem in den Sinn, politische Parteien an Ethnien zu binden.

Andererseits werden auch in der Willensnation gerne Metaphern der Nationsbildung zelebriert; besonders in Krisenzeiten, wie z.B. in einer Phase des Zweiten Weltkrieges, in der ein Angriff der deutschen Wehrmacht kurz bevor zu stehen schien. Daher berief General *Henri Guisan* im Sommer 1940 das gesamte Korps der höheren Offiziere auf den »Urgrund« der Schweiz ein, auf die legendäre Rütliwiese, wo nach dem Gründungsmythos der Schweiz im Jahre 1291 der Bund zur Eidgenossenschaft beschworen worden sein soll (Abb. 5). Mit diesem Rückbezug auf einen Musterfall der Invented Traditions gemäß *Hobsbawm* sollte die Willensnation Schweiz neu konstruiert werden. Die Landschaft am Gotthard wird gleichsam zur Metapher für diese Willensnation.



Abb. 5: *Der Rütliapparat vom 25. Juli 1940*

Foto: © Theo Frey / Fotostiftung Schweiz/Schweizerisches Bundesarchiv

3.3 Die Zeitzonen der Nationenbildung

Bislang ausgeblendet blieb die zeitliche Komponente der Entwicklung von Nationskonstrukten. Erhellend kann hier das Konzept der »Zeitzonen der Nationenbildung« von *Urs Altermatt* wirken. Er unterscheidet vier solcher Zeitzonen (*Altermatt* 1996, S. 53ff.)

1. In der ersten Zeitzone greifen die entstehenden Nationalstaaten England, Frankreich, Spanien und Portugal schon vor der Französischen Revolution auf zentralistisch organisierten Monarchien und auf eine standardisierte Hochsprache zurück. Hier erfolgte die Bildung eines territorial abgegrenzten Staates vor dem Sprachnationalismus.
2. In der zweiten Zeitzone sind es sprachlich geprägte Hochkulturen, die weit ins Mittelalter zurückreichen wie Deutschland und Italien, die sich als Nationen konstituieren: Beide besaßen Sprachkulturen, die sich von der französischen qualitativ keineswegs unterschieden, hingegen fehlte einer politischen Einheit, die erst im 19. Jahrhundert mit Politik, Diplomatie und Kriegen geschaffen werden konnte.

3. In Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa dominierten die multinationalen Imperien der Osmanen, Habsburger und Romanows mit einem vielfältigen Geflecht von kulturellen und herrschaftspolitischen Loyalitäten, die als Fundamente für die Bildung eines multinationalen modernen Staates nicht ausreichten. Die Vereinigung von Hochkultur und Staat musste zunächst geschaffen werden durch die Rückbesinnung der intellektuellen Eliten auf Sprache und Volkstradition, dadurch entstand erst ein kollektives Bewusstsein über die eigene ethnische und kulturelle Vergangenheit. Hier kann besonders gut von *Imagined Communities* oder von *Invented Traditions* im Sinne *Andersons* und *Hobsbawms* gesprochen werden.
4. Die vierte Zeitzone ist nach *Altermatt* mehr oder weniger mit der früheren Sowjetunion identisch. Nationale Identitäten waren offiziell Relikte der bürgerlichen Gesellschaft; daher erfolgte bis zum Zusammenbruch der Union eine rigorose Unterdrückung nationaler Eigenständigkeit. Erst dann brachen die nationalen Gegensätze besonders in den Randzonen mit aller Gewalt auf.

Unerwähnt in der Typologie *Altermatts* bleibt Polen, das ja im Fokus dieses Beitrages steht. Das Land ist tatsächlich auch nicht leicht einzuordnen, denn in vielen Bereichen teilt es Eigenschaften der ersten Zeitzone mit der wesentlichen Ausnahme der Regierungsform. Wie in Frankreich existierte in Polen schon seit dem Mittelalter eine Schrifthochkultur, wie dort entwickelte sich das Territorium aus einem Kernland heraus und expandierte nach Osten, in Polen insbesondere durch die Vereinigung mit Litauen. Auch Frankreich wurde wie Polen durch diese Expansion zu einem polyethnischen Staat. Zum Unterschied jedoch zu Frankreich, wo durch die absolutistische Monarchie der Staat die Nation verkörperte und schon früh eine sprachlich-kulturelle Homogenisierung einsetzte, verblieb Polen im System der Adelsrepublik vielen Partikularinteressen unterworfen. Dadurch blieb die polyethnische Struktur erhalten, obwohl das Polnische wichtigste Sprache wurde. Die Zuordnung zu einer Typologie erschwert zusätzlich der Umstand, dass Polen als Staat im 18. Jahrhundert sogar völlig von der Bildfläche verschwand und nur noch als Kultur und »staatenlose Nation« überlebte.

4 Politiken der ethnischen und kulturellen Homogenisierung und ihre Auswirkungen auf die Kulturlandschaft

Grundsätzlich existieren zwei Formen nationalistischer Politik, die zwar entgegengesetzt wirken, aber dasselbe Ziel verfolgen: die ethnische und kulturelle Homogenisierung des Territoriums der Nation. *Rosière* (2006, S. 6ff.) unterscheidet »Ex-Politics« (»nettoyage ethnique« = ethnische Säuberung) und »In-politics« (»assimilation forcée« = erzwungene Assimilation, Abb. 6). Das Ethnic Cleansing oder eben die »ethnische Säuberung« entspricht eher dem Ansatz der Abstammungslinie, der »natio«, mit der Ausstoßung des Fremden, bzw. den Elementen, die sich nicht in die Abstammungslinie hineinkonstruieren lassen (objektives

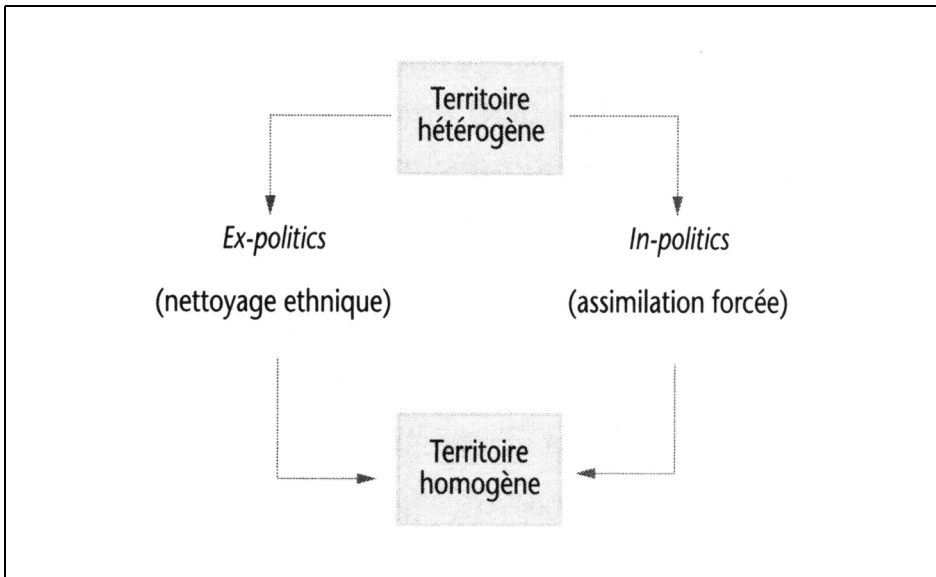


Abb. 6: *In- und Ex-Politics zur ethnischen und kulturellen Homogenisierung*
 Rosière 2006, S. 7

Nationsverständnis). Die Assimilation hingegen erfolgt eher innerhalb eines Territorialstaates (subjektives Nationsverständnis).

Wenn nun die Frage des Zusammenhanges zwischen ethnisch-kultureller Homogenisierung und Kulturlandschaft erörtert werden soll, muss man sich den ebenfalls konstruktiven Charakter von Kulturlandschaften vor Augen führen. Genau dort liegt der Ansatzpunkt von national motivierten Homogenisierungen. Einerseits sind Kulturlandschaften oder eher ihr metaphorischer Gehalt »gemacht« oder konstruiert (»Raum als Konstrukt«, s. Kapitel 2.1), sie stellen für die Bewohnerinnen und Bewohner eine »Semiosphäre«, einen (Be-)Deutungsraum dar, wie es der russische Semiotiker und Literaturwissenschaftler *Jurij Michajlovič Lotman* genannt hat (Ferrata 2008, S. 23ff.). Andererseits sind Landschaften durch ihre beständige Reproduktion die Manifestation genau dieses metaphorischen Gehalts. Durch die gewaltsame Übernahme einer Kulturlandschaft wird entweder auch die landschaftliche Symbolik übernommen, die konstruierte Geschichte, das Narrativ, der einen Nation wird gleichsam gestohlen und zur eigenen gemacht, oder aber der sinnbildliche Gehalt wird ausgelöscht und durch einen eigenen ersetzt. Somit wird auch die Geschichte der übernommenen Nation gleichsam ausgelöscht.

In-Politics wie Ex-Politics haben sowohl offensichtliche wie auch eher »subkutane« Auswirkungen auf die Kulturlandschaft. Dass ein gesäubertes Gebiet wie die südostpolnischen Bieszczady nach der Vertreibung der ethnisch ukrainischen Bevölkerung 1947 im Rahmen der »Akcja Wisła« eine völlig veränderte Physiognomie aufweisen muss, ist leicht einsehbar (Abb. 1, Abb. 2), vor allem, wenn sich

durch die mangelnde Attraktivität der Region kaum Neusiedler finden lassen. Diese Veränderung geschah aber ohne Zutun der »Säuberer«. In Amerika jedoch haben die ersten Siedler nach der gewaltsamen Vertreibung der Ureinwohner eine völlig neue, rational konstruierte Landschaft geschaffen (Abb. 7). Obwohl die weißen Amerikaner Ex-Politics betrieben und die indianische Landschaftskonstruktion völlig auslöschten, verstanden sie sich andererseits aber eindeutig als Mitglieder einer Staatsnation und bezogen sich ganz klar auf eine territoriale Metapher unter der Doktrin des »Manifest Destiny«.

Das römische System der Limitation, das physiognomisch dem amerikanischen ähnelt und auf das sich dieses ideell möglicherweise auch stützt, ist im Gegensatz zum neuweltlichen ein Ausdruck von In-Politics, d.h. es bildet die Einordnung der unterworfenen Völkerschaften ins eigen rationale Nutzungssystem bei gleichzeitiger Akkulturierung ab. Somit werden diese – mehr oder weniger gewaltsam – in die eigene Vorstellungswelt inkorporiert. Ähnliches wie bei der römischen Antike dürfte bei der so genannten Ostsiedlung geschehen sein. Eine wichtige Komponente scheint hier die Religion gebildet zu haben. Die heidnischen Slawen sollten in das christliche Imperium eingebunden werden, wobei natürlich handfeste Interessen der Herrschenden auf beiden Seiten vorhanden gewesen sein dürften. Hier wie anderswo dienten ideelle Repräsentationen auch zur Verschleierung einer ausgeprägten Machtpolitik. Wo die reale Macht lag, zeigt sich insbesondere im Sprachwechsel hin zum dominierenden deutschen Idiom.

Subtilere Formen von In- oder Ex-Politics werden erkennbar, wenn materiell nicht sichtbare Elemente der Kulturlandschaft wie die Toponyme betroffen sind. So hat Nazideutschland kurz vor dem Krieg alle »undeutschen« Ortsnamen in Ostpreußen und in anderen Regionen ersetzt (Kossert 2005, S. 280ff.), was uns Siegfried Lenz in unvergleichlicher Art in seinem Werk »Heimatmuseum« (1978) überliefert hat: *»Jedenfalls, der Ofensetzer Eugen Lawrenz will [...] den langen Birkenweg nach Panistrugga gegangen sein [...], als er feststellen musste, dass die alten Hinweisschilder nach Marczinowen und Maleczewen ersetzt worden waren; statt zu den ihm bekannten Ortschaften führten die Abzweigungen jetzt nach Martinshöhe und Maleten.«* Damit wird das »fremde« Eigenbild der masurischen Ostpreußen endgültig ausgestoßen, nach der sie sich zumindest bis 1919 immer als lutherische Untertanen polnischer Zunge der preußischen Könige und später der deutschen Kaiser begriffen hatten (Kossert 2001, S. 149). Auf der anderen Seite hatten die In-Politics der kaiserlichen Staatsführung und die viel rigoroseren Maßnahmen der nationalsozialistischen Behörden zwar im öffentlichen Raum Früchte getragen, im privaten Umfeld blieb die masurische Variante des Polnischen zum Leidwesen der Germanisierer vielerorts noch im Gebrauch (Kossert 2001, S. 341ff.).

Im Gegenzug beeilte sich Polen nach dem Krieg die Metapher der »Wiedergewonnenen Gebiete« zu kreieren und so eine eigene Geschichtsschreibung der ehemaligen deutschen Ostgebiete zu konstruieren. Dazu wurde schon 1945 eigens ein »Wissenschaftsrat für Fragen der wiedererlangten Gebiete« (Rada naukowa dla zagadnień Ziemi Odzyskanich) geschaffen. Gleichzeitig entstand an der Universität Posen ein »Westinstitut« (Instytut Zachodni Poznań). »Die wie-

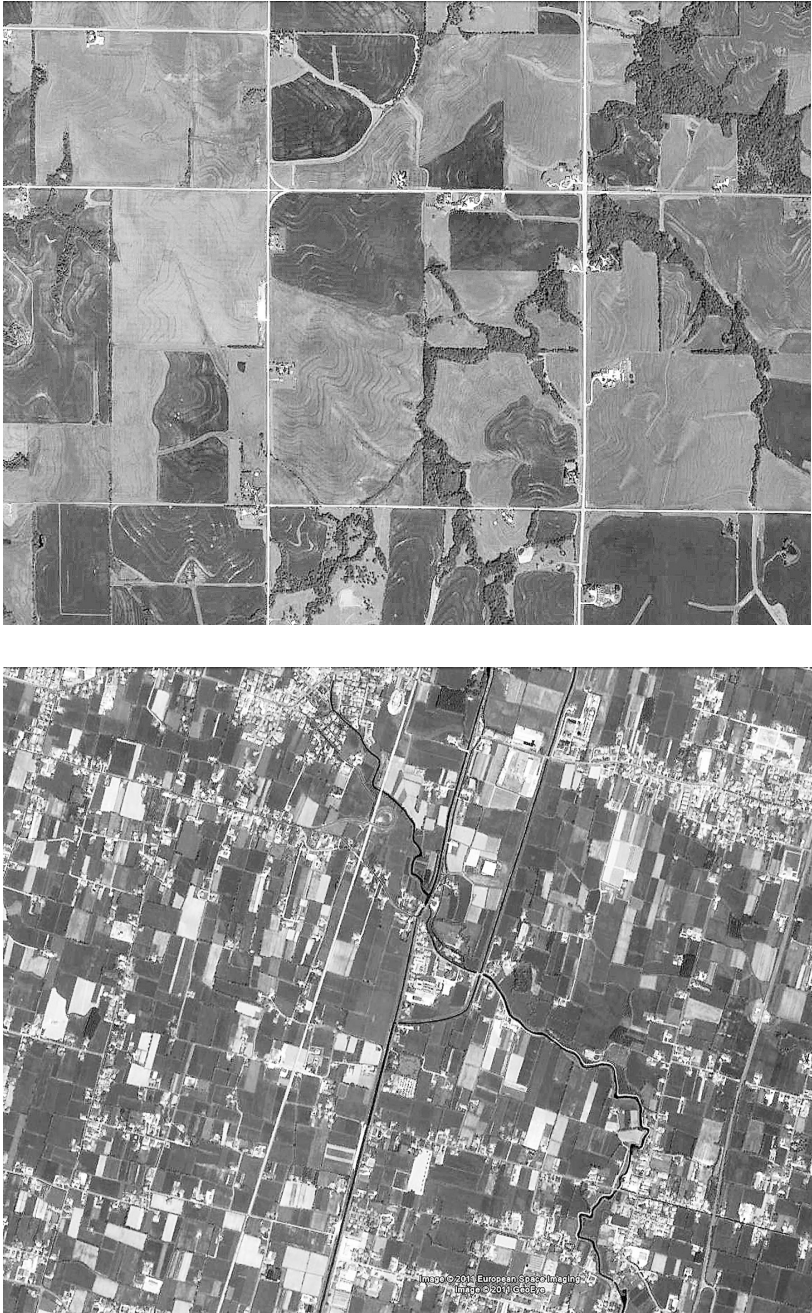


Abb. 7: Das amerikanische und das römische System im Vergleich im selben Maßstab (nordöstlich von Kansas City und nördlich von Padua)

© Google Earth

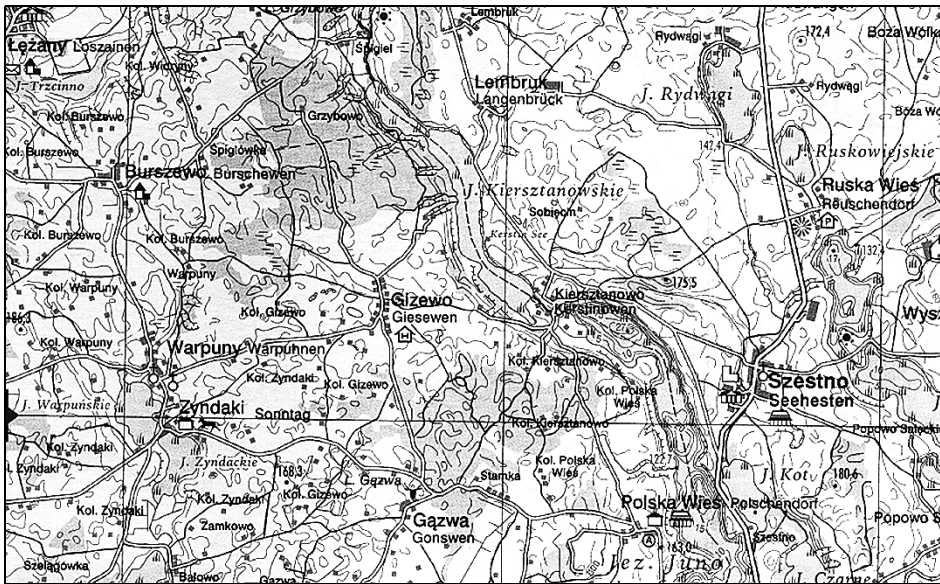


Abb. 8: Aktuelle polnische Karte, die die Umbenennungen nach dem Krieg zeigt

© Polskie Przedsiębiorstwo Wydawnictw Kartograficznych 2005

Ironischerweise führen die aktuellen polnischen Touristenkarten die ehemaligen deutschen Namen wieder auf, nota bene diejenigen vor der großen Umbenennungsaktion durch das nationalsozialistische Deutschland!

dergewonnenen Gebiete wurden zum Objekt systematischer Feldforschung verschiedenster Art gemacht, um eine möglichst rasche und reibungslose Integration in die [...] Strukturen des Gesamtstaates zu gewährleisten. [...] Dazu gehörte bspw. eine entsprechende Beratung bei der anstehenden Polonisierung oder Repolonisierung der Ortsnamen« (Jaworski 1993, S. 94ff.). Hier wird nun gleichsam der konstruierte Gehalt einer Landschaft übernommen, die konstruierte Geschichte der einen Nation wird gleichsam gestohlen und zur eigenen gemacht.

Insgesamt gesehen blieben im polnischen Teil des ehemaligen Ostpreußens die essentiellen Auswirkungen auf die Kulturlandschaft wie die Zunahme der Waldflächen oder das Wüstfallen etlicher Siedlungen aber eher gering und sind primär der Zeit nach dem Bevölkerungsaustausch zuzuschreiben. Dieselben Veränderungen lassen sich z.B. im physiognomisch ähnlichen mecklenburgischen Seengebiet ebenfalls beobachten, ohne dass dort ein Bevölkerungsaustausch stattgefunden hätte.

5 Zusammenfassung

Homogenisierungspolitik und Nationsbildung laufen – das ist offensichtlich – nicht geradlinig in folgerichtigen Pfaden, sondern auf verschlungenen und verflochtenen Wegen. Einerseits folgt die Politik der kulturellen Logik der Idee der

Volksnation, die alles Fremde ausgrenzt oder aber das Eigene sich holt, dann wiederum wird staatsnationalistisch das Fremde zwangsinkorporiert. »Unerlöste Regionen« stehen neben »Undeutschem«, auf dem Rütli wird einer invented tradition gehuldigt. Auf die Kulturlandschaften wirkt sich dies alles seltsam wenig sichtbar aus; eher im unsichtbaren Teil – in der Toponomastik, im Landschaftsempfinden, in der Identität – und nicht in der physischen Erscheinung. Nur da, wo Menschen vertrieben wurden und sich – aus welchen Gründen auch immer – keine Neusiedler fanden, sind die Zeichen unübersehbar. Dennoch darf man diese Prozesse in ihrer Bedeutung für die Identitätsfindung oder auch für das Zusammenleben verschiedener Nationen in einer sich zunehmend integrierenden Gemeinschaft wie der Europäischen Union nicht unterschätzen.

Zu guter Letzt soll ein versöhnlicher Schlusspunkt gesetzt werden. Im während der Akcja Wisła »gesäuberten« Dorf Nowicza in den polnischen Ostkarpaten ist wieder neues Leben eingekehrt (www.nowicza.art.pl)²: Zunächst kann die Rückkehr von rund 20 % der Bevölkerung nach 1956 während des Tauwetters nach der Bierut-Ära als erste Wiederbelebung gesehen werden. Nach der Wende zogen Leute verschiedenster Herkunft in das Dorf; darunter besonders viele Künstler. Restaurierungen wurden ermöglicht durch Spenden und ein Theater-Event unter dem programmatischen Namen »Innowica« lanciert. Die Wunden scheinen sich nun endlich zu schließen.

Summary

Homogenisation politics and nation building follow – that is obvious – not straight and logical paths but intricate and intertwined paths. On the one hand the policy of cultural logic follows the idea of the ethnic nation that excludes everything strange and unknown but keeps everything known only to itself. On the other hand it follows the idea that everything foreign is forced to be incorporated into the nationalistic tradition. »Unredeemed regions« next to something »Not-German«, on the Rütli they pay homage to an »invented tradition«. Strangely it only affects the visibility of the cultural landscape a little bit. The invisible part of it is more affected – the toponymy, the landscape perception, the identity – but not the physical appearance. Only where people have been displaced and where there are – for whatever reason – no new settlers, the signs are obvious. Nevertheless, one must not underestimate these processes and their significance for the identity or even the coexistence of different nations in an increasingly integrated community like the European Union.

Finally, a conciliatory last point can be set. New people have returned to the Nowicza village in the Polish Carpathians which had been »cleansed« during Akcja Wisła (www.nowicza.art.pl): First, the return of approximately 20 % of the population after 1956, during the thaw after the Bierut era can be seen as a first

2 Den Hinweis verdanke ich *Natasza Ziółkowska-Kurczuk*, Universität Lublin.

revival. After the Wend people from different backgrounds moved into the village, including a particularly large amount of artists. Restorations were made possible by donations and a theatre event under the programmatic name »Innowica« was launched. The wounds seem to close finally.

Literatur

- Altermatt, Urs* (1996): Das Fanal von Sarajewo. – Zürich.
- Bund Heimat und Umwelt [Hrsg.] (2010): Kulturlandschaft in der Anwendung. Aktuelle Projekte, Publikationen und Aktivitäten. – Bonn.
- Ferrata, Claudio* (2008): La fabbricazione del paesaggio dei laghi. Giardini, panorami e cittadine per turisti tra Ceresio, Lario e Verbano. – Bellinzona.
- Gebhardt, Hans* (2007): Deutschland als Nation. – In: Glaser, Rüdiger; Gebhardt, Hans u. Schenk, Winfried [Hrsg.]: Geographie Deutschlands. – Darmstadt.
- Haggett, Peter* (2004): Geographie – eine globale Synthese. – Stuttgart.
- Jaworski, Rudolf* (1993): Die polnische Westforschung zwischen Politik und Wissenschaft. – In: Oberländer Erwin [Hrsg.]: Polen nach dem Kommunismus. Stuttgart.
- Kossert, Andreas* (2001): Masuren. Ostpreußens vergessener Süden. – Berlin.
- Kossert, Andreas* (2005): Ostpreußen. Geschichte und Mythos. – Berlin.
- Renan, Ernest* (1882): Qu'est-ce qu'une nation? – Paris.
- Reuber, Paul u. Wolkersdorfer, Günter* (2005): Politische Geographie. – In: Schenk, Winfried u. Schliephake, Konrad [Hrsg.]: Allgemeine Anthropogeographie. – Gotha u. Stuttgart.
- Rhode-Jüchtern, Tilman* (2009): Eckpunkte einer modernen Geographiedidaktik. – Seelze-Velber.
- Rosière, Stéphane* (2003): Géographie politique et Géopolitique. Une grammaire de l'espace politique. – Paris.
- Rosière, Stéphane* (2006): Le nettoyage ethnique. Terreur et peuplement. – Paris.
- Tanner, Rolf Peter* (2009): Grenzen und Völker zwischen der Ukraine und Polen. Räumliche Auswirkungen ethnischer Säuberungen in Osteuropa. – In: Geographie Heute 275, S. 18–22 und 10 Arbeitsunterlagen.
- Weichlein Siegfried* (2006): Nationalbewegungen und Nationalismus in Europa. – Darmstadt.

Winfried Schenk

Homogenisierung oder Diversifizierung der Agrarlandschaften in Mitteleuropa unter dem Einfluss der Agrarpolitik der EU – eine Indikatoren- und Maßstabsfrage?¹

Mit 6 Abbildungen

Dieser Beitrag entstand im Anschluss an die in diesem Band dokumentierte Tagung, die sich zum Ziel gesetzt hatte, Phasen und Formen der Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften in Mitteleuropa in der räumlichen und zeitlichen Differenzierung von der Frühgeschichte bis in die jüngere Vergangenheit an Fallbeispielen herauszuarbeiten. Der Verfasser hatte seinerzeit die Aufgabe übernommen, die Bedeutung der EU-Agrarpolitik für den Agrarlandschaftswandel seit den Römischen Verträgen zur Gründung der EWG 1957 zu beleuchten, denn spätestens seit dem Vertrag von Stresa 1958 (zu den Verträgen und der Struktur der EU s. *Weidenfeld* 2006) mit dem Beschluss zu einer gemeinsamen Agrarpolitik (zukünftig GAP) und deren Umsetzung ab 1962 war diese ein zentrales Aktionsfeld europäischer Politik geworden (URFF von 2004). Dass bis vor gut 20 Jahren bis zu 75 % des EU-Haushalts in Agrarausgaben gingen (*Weingarten* 2010, S. 9), kann dafür als Beleg gelten. Damit zählt die GAP auch ohne Zweifel zu den zentralen ›drivers‹ des agrarlandschaftlichen Wandels (EEA 2011). Auch wenn aktuell der Anteil des Agrarbudgets (2011 sind das absolut 55 Milliarden Euro) am EU-Haushalt dank des Abbaus von Direktzahlungen und Preissubventionen in der sogenannten Ersten Säule und der Möglichkeit der Umverteilung von Mitteln (Modulierung) in die sogenannte Zweite Säule der Ländlichen Entwicklung (Abb. 1) auf knapp 40 % gefallen ist (*Weingarten* 2010, S. 9), so hat die EU-Agrarpolitik auch heute noch dieselben Hauptziele wie 1957/58.

Nach Artikel 33 des Vertrags zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft (kurz EGV) soll sie den Verbrauchern vor allem eine sichere Nahrungsmittelversorgung zu angemessenen Preisen sichern und den Produzenten ein gerechtes Einkommen garantieren. Um diese z.T. miteinander konkurrierenden Ziele einzulösen, zu denen als ein untergeordnetes Ziel auch die Sicherung der

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.



Abb. 1: Struktur der Gemeinsamen Agrarpolitik der EU
Schenk 2012, eigener Entwurf

Kulturlandschaft gehört (Abb. 2), wurde über die Jahrzehnte hin ein komplexes Regulationssystem an Preis- und Marktsteuerungen geschaffen, welches mehrfach grundlegend geändert worden ist (Abb. 3). Mithin gibt es mit Blick auf die Instrumente in der zeitlichen Betrachtung keine einheitliche EU-Agrarpolitik, folglich müssen auch die agrarlandschaftlichen Effekte je nach Instrument differenziert bewertet werden. Zudem ist zu bedenken, dass nach Weingarten (2010) sich die Leitbilder über die Jahrzehnte hin grundlegend änderten. War die GAP in den 1960er und 1970er Jahren vor allem von Produktivitätsaspekten dominiert (mit massiver Kritik daran Priebe 1985; weniger polemisch dazu Grubert 1993), war ab den 1990er Jahren das Bestreben um mehr Wettbewerbsfähigkeit zu erkennen, was etwa seit der Agenda 2000 (Europäische Kommission 2000) vom Bemühen um die Umsetzung des Nachhaltigkeitsgedankens abgelöst wurde.

Auch wenn die GAP für die Zeit nach 2013 bisher nur in Umrissen zu erkennen ist, so ist es doch Konsens, dass nun den öffentlichen Gütern und Gemeinwohlleistungen der Landwirtschaft verstärkte Aufmerksamkeit zukommen soll (Themenheft LandInForm spezial 1/2010), und schon in der erwähnten Agenda 2000 wird von der Erhaltung des ländlichen Kulturerbes gesprochen (Europäische Kommission 2000). In der aktuellen ELER-Verordnung (Verordnung zum Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums) aus der zweiten Säule der GAP (Abb. 1) wird dafür von Kulturlandschaft gesprochen, welcher vor

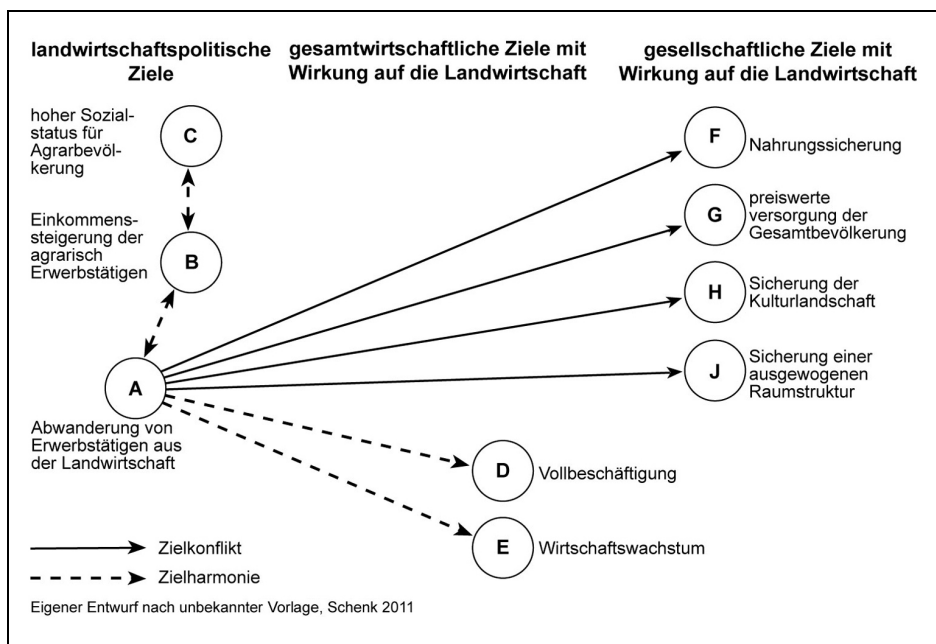


Abb. 2: Konflikte zwischen Zielbereichen der Agrarpolitik der EU
Schenk 2011, nach einer nicht mehr recherchierbaren Vorlage

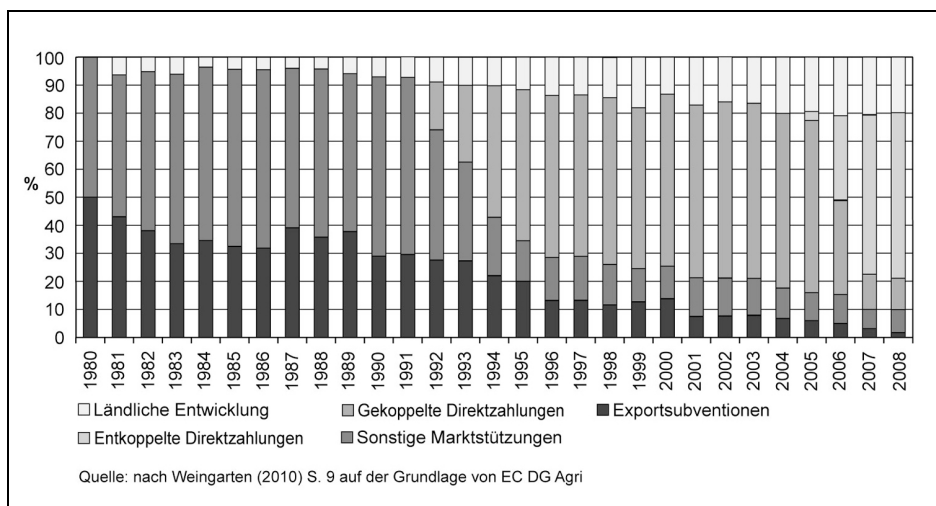


Abb. 3: Entwicklung der Agrarausgaben der EU nach Ausgabenbereichen
Weingarten 2010, S. 9

allem als regionales Entwicklungspotential etwa im Kontext von LEADER-Projekten (zu deren Konzept und Wirksamkeit in der ersten Programmphase Stöhr u. Schenk 1997) eine wichtige Rolle zuwiesen wird. Damit ist die Frage nach

den Wirkungen der bisherigen EU-Agrarpolitik auf die Agrarlandschaft derzeit sehr relevant, zumal einer der Hauptstreitpunkte der neuen, von EU-Agrarkommissar *Dacian Ciolo* vorangetriebenen Agrarpolitik ist, dass Beihilfen an bestimmte umweltschützende und gesellschaftlich erwünschte Leistungen gekoppelt werden sollen; man spricht von ›crosscompliance‹. Damit verbunden wird die Hoffnung, dass eine vielgestaltige Kulturlandschaft erhalten bleibt oder wieder entsteht, wie *Daniela Kuhr* in ihrem Kommentar »Bauern, Bäche, Bäume« in der Süddeutschen Zeitung vom 27. Dezember 2011 schreibt.

Vor diesem Hintergrund ist nachfolgend zu reflektieren, ob das Tagungskonzept von Homogenisierung und Diversifizierung von Kulturlandschaften einen geeigneten methodischen Zugang zur Klärung der Frage bieten kann, wie sich die Agrarlandschaft seit 1957 unter dem Einfluss der GAP entwickelte. Homogenisierung meint dabei allgemein die Schaffung einer homogenen, d.h. möglichst gleichartigen und gleichmäßigen Struktur eines realen oder virtuellen Objekts, Diversifizierung dagegen einen Prozess der Ausdifferenzierung eines Objekts in kleinere Einheiten, was sich in einer fragmentierten Struktur niederschlägt. Mit Blick auf den holistischen Charakter von Kulturlandschaft lassen sich diese, raumzeitliche Prozesse beschreibenden Zugänge, analytisch über die Beobachtung von Elementen und Strukturen der Kulturlandschaft im raumzeitlichen Wandel operationalisieren; die Landschaftsökologie hat dazu etwa unter den Stichworten ›Strukturreichtum‹ und ›Fragmentierung‹ quantifizierende Analysemethoden entwickelt (EEA-Report 2/2011), ohne aber die zur Erklärung der hier anstehenden Fragen notwendigen langen Reihen seit den 1950er Jahren aufgebaut zu haben. Homogenisierung einer Kulturlandschaft bedeutete demnach eine Verringerung der Zahl und Qualität von Elementen/Arten und Strukturen in einer Kulturlandschaft, Diversifizierung demgegenüber einen Zugewinn von all dem. Abb. 4 fasst die dabei deduktiv ableitbaren grundlegenden Prozesse in Kulturlandschaften der Objekt- und Strukturebene zusammen (Schenk 2011). Solche Elemente und Strukturen sind Materialisierungen komplexer demographischer, ökonomischer, politischer und ökologischer Einflüsse. Den Anteil einzelner Einflüsse aus deren Gestalt abzuleiten, kann daher nur näherungsweise gelingen, denn Physiognomie ist prinzipiell mehrdeutig. Da das Konzept ›Kulturlandschaft‹ zudem immer auch Aussagen zum Umgang des Menschen mit seiner Umwelt impliziert, können Homogenisierungsprozesse auch als Verluste an regionaler Eigenart und Diversifizierungsprozesse als Zugewinn derselben im Sinne des normativen Ansatzes der Kulturlandschaftspflege gewertet werden.

Vor diesem schwierigen methodischen Hintergrund hatte der Verfasser als summarische Bilanz der Wirksamkeit der EU-Agrarpolitik auf die Agrarlandschaften Mitteleuropas seinerzeit eher thesenartig, denn empirisch belegt, folgende differenzierte Einschätzung abgegeben:

1. Es ist Konsens, dass die GAP auf der Ebene der Elemente, Strukturen und Arten aufgrund der industriell-spezialisierten Produktionsweisen, die sie durch ihre preisstabilisierende Subventionspolitik lange Zeit förderte (Uekötter 2010), eher homogenisierend im Sinne eines Verlustes an Strukturreichtum gewirkt habe. Insbesondere die allgemeine Intensivierung der agrarischen Pro-

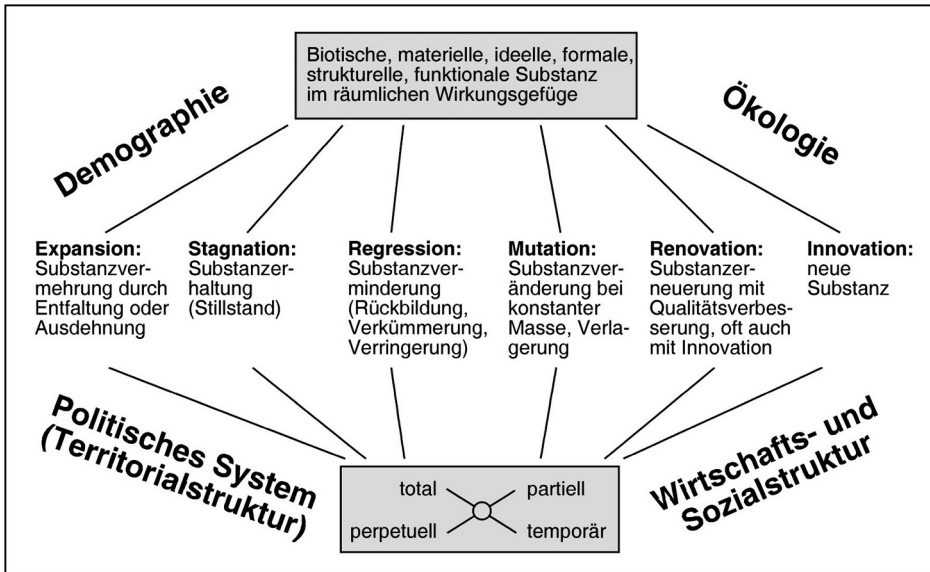


Abb. 4: Grundlegende Prozesse der Entwicklung von landschaftlichen Elementen und Strukturen

Schenk 2011, S. 1

duktion habe zur Sicherung eines effektiven Maschineneinsatzes zur Vereinfachung der Fruchtfolgen und der Beseitigung von Landschaftsstrukturen und gleichzeitig zur Aufgabe der Nutzung marginaler Flächen mit Verbuschungen und Aufforstungen geführt (Marschall u. Körner 2007).

2. An letztere Beobachtung knüpfte eine zweite These an, dass nämlich die selbe Politik auf der regionalen Ebene durchaus diversifizierend gewirkt habe, da innerhalb eines Marktes unter ceteris paribus-Bedingungen eine Konzentration von Produkten auf die relativ vorzüglichen Standorte erfolgt sei. Agrarlandschaftlicher Ausdruck ist das räumliche Nebeneinander von intensiv genutzten Agrarregionen und solchen mit der Tendenz zur Aufgabe der Landwirtschaft, wie für Deutschland in Abb. 5 für 1999 prognostiziert wird, ohne dass dies in Aussagen zur materiellen Veränderung der Agrarlandschaft überführt worden wäre (Dosch u. Beckmann 1999).

Während die erste Aussage vielfach belegt ist – so hat bspw. die Individuenzahl der auf Feldern und Wiesen lebenden Vogelarten in Mitteleuropa in den vergangenen 25 Jahren um 44 % abgenommen (Holm-Müller u. Budde 2010, S. 7) und Elemente wie Hecken oder Feldraine in vielen Regionen Mitteleuropas heute weitgehend verschwunden (Müller 2005) –, folgt der Verfasser mit letzterem Gedanken einer Untersuchung von Andreae (1976, S. 234), der komplexe landschaftliche Indikatoren zum Beleg dieser These aufbaute. Er hatte damals

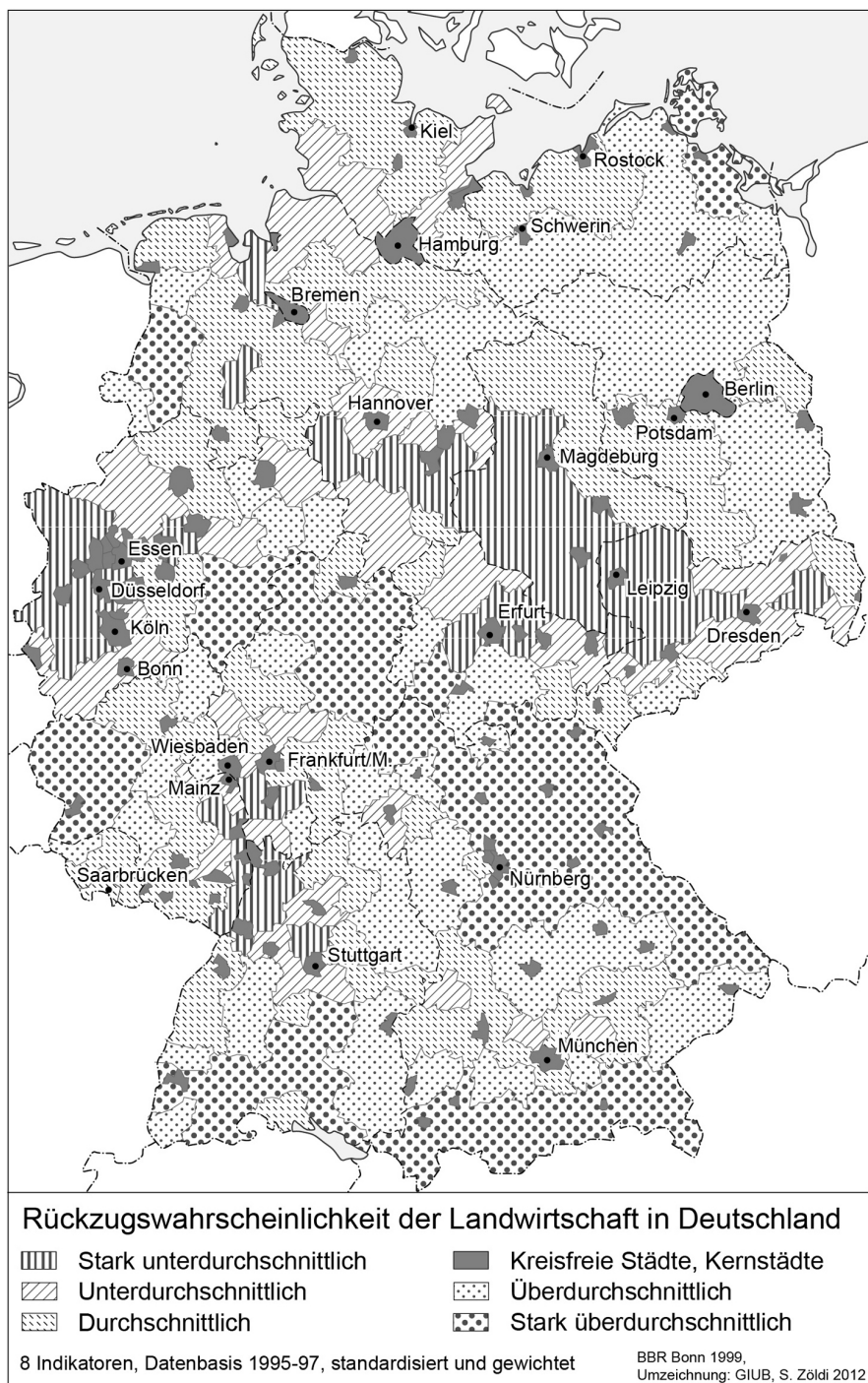


Abb. 5: Rückzugswahrscheinlichkeit der Landwirtschaft in Deutschland 1999
nach Dosch u. Beckmann 1999, S. 298

anhand der Auskartierung von Fruchtfolgen, landwirtschaftlichen Boden- und Viehhaltungssystemen sowie der Arbeitsintensität festgestellt, dass die Landbauzonen in der damaligen EWG die Ländergrenzen verwischten, was ein Zeichen für die Dominanz ökologischer Faktoren über ökonomische Produktionsbedingungen sei.

Die Wirkungen der EU-Agrarpolitik auf den Wandel mitteleuropäischer Agrarlandschaften seit den Römischen Verträgen von 1957 mit dem Konzept von Homogenisierung und Diversifizierung zu bestimmen, erscheinen dem Verfasser im Lichte dieser Gedanken vor allem ein Problem der Indizierung und der Maßstabebene zu sein. Je nach verwendetem Indikator und der daran gebundenen Maßstabebene lassen sich also entweder Homogenisierungs- oder Diversifizierungsprozesse feststellen. Auf der Ebene der Agrarlandschaftsobjekte und -strukturen wirkte diese Politik eher homogenisierend, also Elemente und Strukturen der Agrarlandschaft vernichtend, auf der regionalen Ebene der Bodennutzungssysteme aber diversifizierend (Abb. 6a/b), da sie den natürlichen Rahmenbedingungen verhalf, sich durchzupausen.

Um die Gültigkeit der letzteren Behauptung für einen längeren Zeitraum zu belegen, müsste die Untersuchung von *Andreae* von 1976 für den gleichen Raumzuschnitt zu einigen Zeitschnitten danach wiederholt und mit der älteren verglichen werden. Das erscheint allerdings vom verfügbaren Datenmaterial her kaum mehr möglich zu sein. Weiterhin haben sich die nicht von der GAP beeinflussbaren Rahmenbedingungen der Agrarproduktion grundlegend geändert, denn die GAP war und ist nur einer der ›drivers‹ des jüngeren Agrarlandschaftswandels. Als weitere, die vor allem in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen haben, sind zu nennen:

- der Demographische Wandel, der Quantität und Qualität der Nachfrage nach agrarischen Produkten sowie das regionale Arbeitskräfteangebot bestimmt und regional schon zur Aufgabe von Kulturland führt (*Marschall* u. *Körner* 2007);
- der Klimawandel, in dessen Folge sich die natürlichen Potentiale als Basis agrarischer Produktion verändern – eng damit verbunden sind Fragen der Energieerzeugung aus Biomasse (*Luick* 2012);
- und die Verfügbarkeit von Ressourcen- und Energie, womit der Rahmen für den Grad der Industrialisierung der agrarischen Produktion umrissen ist.

Ist schon jeder der genannten ›drivers‹ für sich hochkomplex und Gegenstand vieler Analysen mit bisweilen diametralen Ergebnissen (Bundesamt für Naturschutz 2010), so ist schließlich aus einer historisch-geographischen Perspektive abschließend festzuhalten, dass es keine agrarpolitische ›Stunde Null‹ gab, als in den Römischen Verträgen von 1957 auch die Landwirtschaft als ein Aktionsfeld der EWG bestimmt wurde. Mithin begann die GAP auf über Jahrhunderte gewachsene und räumlich stark ausdifferenzierte Agrarlandschaften einzuwirken. Die darin eingebundenen materiellen und immateriellen Persistenzen haben deren Wirksamkeit räumlich und zeitlich modifiziert (*Roth; Kruse* u. *Kruckenberg* 2011). Dieser Aspekt ist sicherlich nicht auf der regionalen Ebene, sondern

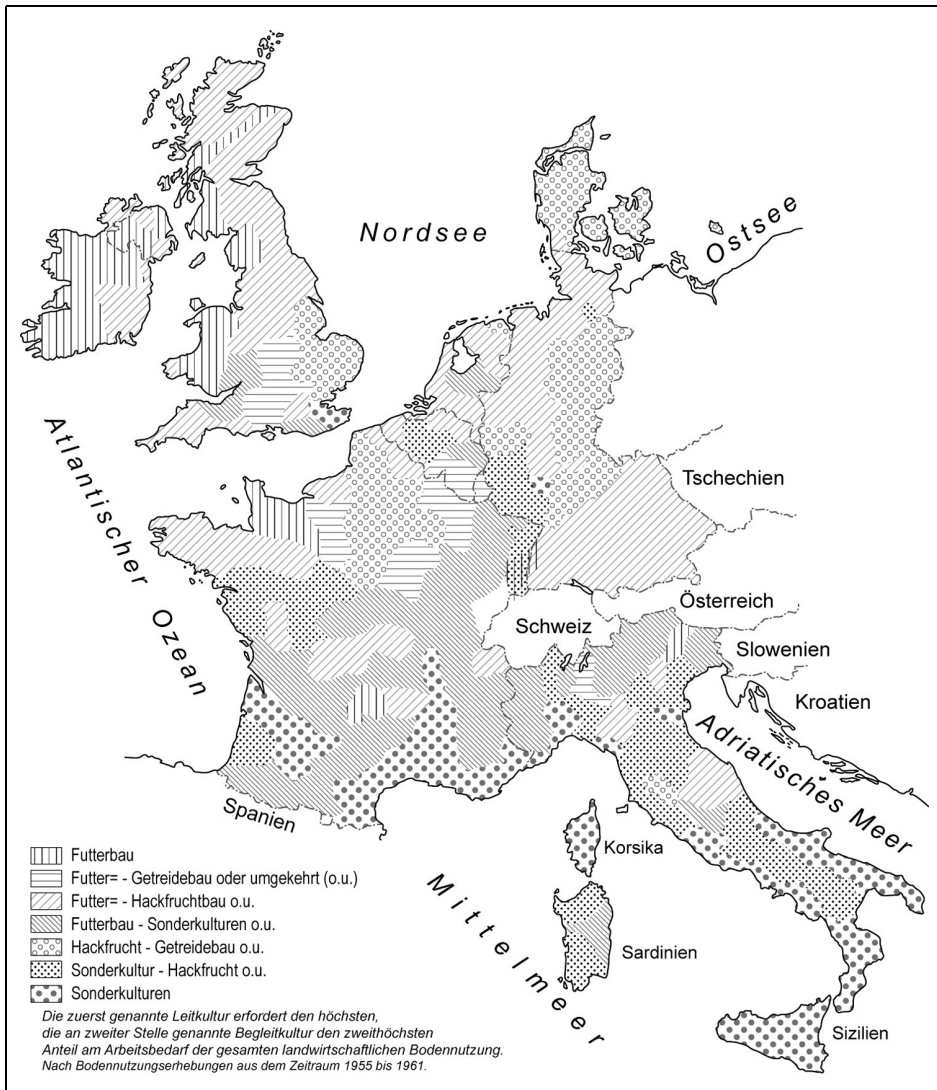


Abb. 6a/b: Bodennutzungs- und Viehhaltungssysteme in der EWG um 1976 nach Andreae 1976, S. 106

nur im lokalen Maßstab zu erfassen, d.h., es ist nach geeigneten Regionen zu suchen, für die entsprechende Unterlagen vorliegen. Diese methodischen Überlegungen zur Diversifizierung relativieren aber nicht die homogenisierenden, sprich ausräumenden Effekte der GAP auf der Ebene der Elemente und Strukturen der Agrarlandschaft.

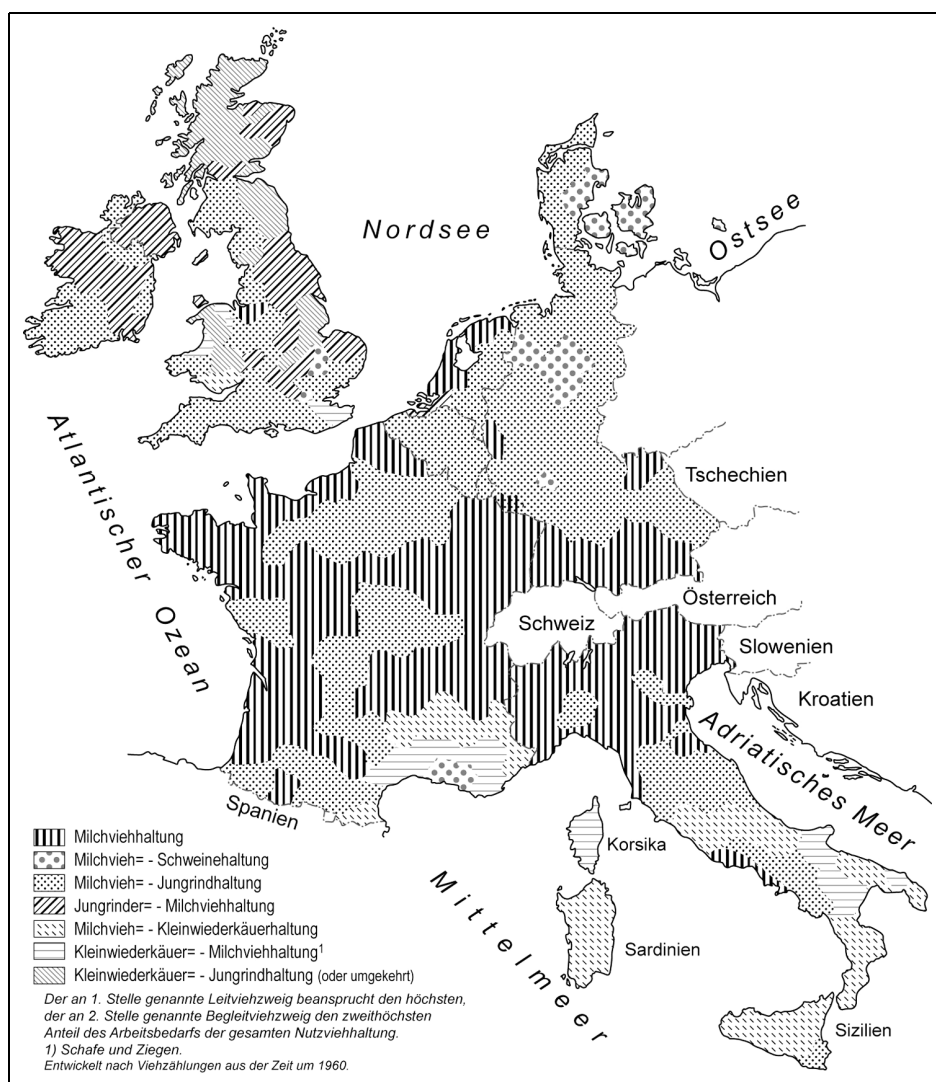


Abb. 6b

Summary

The article discusses the question whether the concept of homogenization and diversification is capable of modelling the development of agricultural landscapes in Central Europe, under the influence of the Common Agricultural Policy established by the Treaties of Rome and Stresa in 1957/1958. It was observed that considerable losses in terms of objects and structure of these landscapes occurred, as

the CAP fostered forms of industrial farming. This led to homogenization of agricultural landscapes. However, when looking at earlier studies conducted by *Andrae* in the 1970s, this has led to a diversification of agricultural production on the regional scale. The main reasons for this are the differing natural conditions which had an effect on production, when assuming the consistent condition (*ceteris paribus*) of having an unified market. The article concludes with the reasoning that there is not enough evidence to favour one of the two theses, i.e. not enough long-term research has been carried out although the field of landscape ecology has devised methods to analyze structures in agricultural landscapes.

Literatur

- Andrae, Bernd (1976)*: Strukturzonen und Betriebsformen der Europäischen Landwirtschaft. – In: Geographische Rundschau 6, S. 221–234.
- Bundesamt für Naturschutz (2010): Landschaften in Deutschland 2030 – der große Wandel. – Bonn (BfN-Skripte, 284).
- Dosch, Fabian u. Beckmann, Gisela (1999)*: Trends der Landschaftsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland. Vom Landschaftsverbrauch zur Produktion von Landschaften. – In: Informationen zur Raumentwicklung, 5, S. 291–310.
- EEA (2011): Landscape fragmentation in Europe. – Kopenhagen (EEA-Report 2/2011).
- Europäische Kommission (2000): Agenda 2000. Stärkung und Erweiterung der Europäischen Union. – Brüssel.
- Grubert, Elisabeth (1993)*: Problem der gemeinsamen Agrarpolitik der europäischen Gemeinschaft. – Münster.
- Holm-Müller, Karin u. Budde, Johanna (2010)*: Bereitstellung öffentlicher Güter durch die Landwirtschaft: Grundlagen und Perspektiven. – In: LandInForm spezial 1, S. 6–9.
- Luick, Rainer (2011)*: Kulturlandschaftliche Entwicklungen im Kontext der erneuerbaren Energien. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 29, S. 357–384.
- Marschall, Ilka u. Körner, Stefan (2007)*: Die Zukunft der Kulturlandschaft. Verwilderndes Land – wuchernde Stadt? Perspektiven einer modernen Landschaftspolitik vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen in Deutschland und den Nachbarländern. Bonn (BfN-Skripten, 224).
- Müller, Johannes (2005)*: Landschaftselemente aus Menschenhand: Biotope und Strukturen als Ergebnis extensiver Nutzung. – Heidelberg.
- Priebe, Hermann (1985)*: Die subventionierte Unvernunft. Landwirtschaft und Naturhaushalt. – Berlin.
- Stöhr, Liane u. Schenk, Winfried (1997)*: Die Umsetzung des EU-Förderprogramms LEADER. Ergebnisse einer bundesweiten Evaluierung. – In: Raumforschung und Raumordnung 55, S. 421–431.
- Uekötter, Frank (2010)*: Die Wahrheit ist auf dem Feld. Eine Wissensgeschichte der deutschen Landwirtschaft. – Göttingen.
- Roth, Michael; Kruse, Alexandra u. Kruckenberg, Helmut (2011)*: Europäische Agrarlandschaften zwischen kulturellem Erbe und gestaltbarer Zukunft. Klassifizierungsmodelle als Planungsgrundlage. Erkenntnisse aus dem Eucaland-Projekt. – In: Naturschutz und Landschaftsplanung 43, H. 8, S. 229–236.

Schenk, Winfried (2011): Historische Geographie. – Darmstadt.

Urff, Winfried von (2004): Agrarmarkt und Struktur des ländlichen Raumes in der Europäischen Union. – In: Weidenfeld, Werner [Hrsg.]: Europa-Handbuch Band I. Die Europäische Union. Politisches System und Politikbereiche. Gütersloh, S. 205–222.

Weidenfeld, Werner [Hrsg.] (2006): Europa-Handbuch. Band 1: Die Europäische Union. Politisches System und Politikbereiche. Band 2: Die Staatenwelt Europas. – Gütersloh.

Weingarten, Peter (2010): Agrarpolitik in Deutschland. – In: Aus Politik und Zeitgeschichte 5/6, S. 6–17.

Rainer Luick

Kulturlandschaftliche Entwicklungen im Kontext der erneuerbaren Energien¹

Mit 4 Abbildungen und 4 Tabellen

Prolog

Wäre man Mitte der 1980er Jahre in einen langen Schlaf gefallen und vor kurzem wieder erwacht, man würde sich wundern, was sich alles zum Thema Energiepolitik zwischenzeitlich ereignet hat. Erneuerbare Energien (EE) in jeglicher Form als Substitution für fossil-nukleare Energieträger wurden von den damals vorherrschenden konservativen Partei- und Gesellschaftsmeinungen noch als technische Phantastereien einiger unreal denkender Utopisten abgetan. Heute ist es ein belastbares Szenario, dass bis zum Jahr 2030 selbst in einem Hochtechnologieland wie Deutschland und einer Konsum-orientierten Gesellschaft der kompletter Energiebedarf – zumindest für Wärme und elektrische Energie – aus erneuerbaren Ressourcen bereitgestellt werden könnte.

Die Erzeugung von erneuerbaren Energien korreliert stark mit Potenzialen und Voraussetzungen, die es so nur in ländlichen Räumen gibt. Bei aller Sympathie haben alle erneuerbaren Energieträger auch Konsequenzen, die in ihren Auswirkungen auf Lebensansprüche, Ressourcennutzungen und Biodiversität diskutiert werden müssen. Zwar abhängig von der Energieerzeugungstechnik und von der Dimension einer Anlage, können erneuerbare Energien durchaus potentielle Störwirkungen auf Mensch und Umwelt haben und ein hoher Flächenbedarf oder große Raumwirkung muss mit anderen Interessen abgeglichen werden. Berücksichtigt werden muss bei den erneuerbaren Energien auch, was theoretisch möglich und gesellschaftlich wünschenswert, was ökonomisch sinnvoll ist und vor allem was ökologisch noch nachhaltig ist. Für Wind und Photovoltaik und

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde. Der Aufsatz basiert auf Ergebnissen des F+E Projektes »Naturschutzstandards für den Biomasseanbau«, finanziell gefördert durch das Bundesumweltministerium (BMU)/Bundesamt für Naturschutz (BfN), 2007–2009. Die vollständige Studie ist in der Schriftenreihe »Naturschutz und Biologische Vielfalt« des BfN (106) erschienen.

Solarthermie haben wir bei weitem noch nicht die möglichen und nachhaltig nutzbaren Potenziale erschlossen. Und im Sektor der Geothermie hat die Nutzung noch nicht einmal begonnen. Anders sieht es im Bereich der Biomasse aus. Hier sehen viele Experten mittlerweile, dass wir schon nach wenigen Jahren eines regelrechten Biomasse-Hypes die Grenzen zu erreichen beginnen und insbesondere beim Anbau von Biomasse für den Betrieb von Biogasanlagen eine Nachhaltigkeitsgrenze regional schon deutlich überschritten wird. Hier ist erneuerbare Energie aus Biomasse bereits zu einem ernststen neuartigen Umweltproblem geworden.

Zunehmend – und auch gerechtfertigt – werden Kriterien für eine nachhaltige Produktion von energetischer Anbaubiomasse gefordert. Wobei es persönlich gesehen nicht zentral um ethische Fragen geht (Lebensmittel contra Treibstoffe), sondern vor allem um das Problem des Benchmarkings ökologischer Standards. Das wohl wichtigste Kriterium ist eine positive Treibhausgasbilanz (THG-Bilanz), d.h., dass die Biomasse durch ihre Produktionsverfahren und nachgelagerten Prozessketten keine Verschlechterung der THG-Bilanz hat. Ein gutes (schlechtes) Beispiel ist der noch vor kurzem mit viel Euphorie propagierte Biodiesel, der bei uns in Deutschland aus Raps hergestellt wird. Hier hat man feststellen müssen, dass Biodiesel in seiner raffinierten Form sogar negative Klimawirkungen haben kann. Dieser Weg sollte auf keinen Fall weiterverfolgt werden! Klimawirksamkeit und ökologische Nachhaltigkeit müssen die Messlatte sein, die über den Sinn oder Unsinn einer alternativen Energiereource zu entscheiden haben und nicht Faktoren wie Arbeitskräfte, neue Einkommensmöglichkeiten und neue Wertschöpfungsketten für strukturschwache Räume.

Unterschätzt wird z.B. die Freisetzung des extrem Klima-schädlichen Lachgas (N_2O), das aus nicht standortgemäßen Bodenbewirtschaftungsformen und auch durch den intensiven Anbau landwirtschaftlicher Anbaubiomasse resultiert. N_2O hat eine rund 300-mal stärkere negative Klimawirkung als Kohlendioxid (CO_2). Ein grundsätzliches Problem der Biomasse ist außerdem die schlechte thermodynamische Effizienz. Über die Photosynthese wird nur zwischen 1 und 2 % der solaren Energie in Biomasse fixiert; das führt bei der Produktion automatisch zu einem großen Flächenbedarf. Zum Vergleich: Eine identische Fläche, die komplett mit PV-Modulen belegt ist, hat einen solarenergetischen Erntefaktor, der selbst in unseren Breiten bei rund 15 % liegen kann.

Situativ gesehen ist die Produktion von Biogas über Anlagen, die landwirtschaftlichen und viehhaltenden Betrieben zugeordnet sind, agrarische Reststoffe nutzen und über eine durchdachte Abwärmenutzung verfügen, energiepolitisch wünschenswert. Es kann aber nicht akzeptiert werden, dass bei rund Zweidrittel aller Biogasanlagen bislang keine oder keine sinnvolle Abwärmenutzung erfolgt. Damit ist z.B. gemeint, wenn Schwimmteiche und leer stehende Gewächshäuser beheizt werden oder technisch unnötige Trocknungsprozesse erfolgen. Zukünftig sollte daher auch dem Standort einer Anlage entscheidende genehmigungsrechtliche Bedeutung beigemessen werden. Klare Botschaft ist außerdem, dass die Biomassegewinnung für energetische Zwecke vor allem über den Abfall- und Reststoffweg realisiert werden sollte.

Es gibt Handlungsstränge im Klimaschutz, die gesellschaftlich wesentlich effektiver sind als manche Initiative im Bioenergiesektor. Gerade im Altbestand von Immobilien existieren zahlreiche Möglichkeiten für Suffizienz durch positives Handeln für das Klima. Bevor man z.B. in seiner häuslichen Energieversorgung zu so genannten erneuerbaren Systemen wechselt, sollten bestehende Anlagen optimiert, schlechte Fenster ersetzt, Dach, Kellerdecke und die Gebäudehülle isoliert werden. Der verbleibende Energiebedarf kann dann eventuell mit einer modernen Holzpellettheizung oder einem geothermischen System bereitgestellt werden. Eine schlechte Lösung ist, wenn der hohe Wärmebedarf eines energetisch ›schlechten‹ Gebäudebestands mit entsprechend groß dimensionierten, scheinbar ökologischen Heizanlagen ausgestattet wird. Das ist auch ein Problem von Bioenergiedörfern und vielen Nahwärmenetzen. Denn hier steht bei den Teilnehmern meist weniger die energetische Sanierung der Gebäude im Vordergrund, sondern ein billiger Energieträger. Aus Sicht des Betreibers eines derartigen Netzes sind nachträgliche Sanierungen sogar eher störend. Sie reduzieren die kalkulierten Umsätze und die Leitungsdimensionen entsprechen nicht mehr der berechneten Hydraulik, wenn nicht Neuanschlößer die Bilanzlücke schließen.

In der politisch-ökonomischen Diskussion wird oft der Aspekt der Kohlendioxid (CO₂)-Vermeidungskosten in den Vordergrund gestellt und soll Entscheidungen für bestimmte Strategieförderungen legitimieren. Zugegeben, das ist durchaus ein wichtiger Grund und würde als Ergebnis klar zeigen, dass z.B. jeder Euro, der in bessere Isolierung investiert würde, das beste CO₂ Investment generiert. Dazu zwei Gesichtspunkte: (1) (CO₂)-Vermeidungskosten können für einen identischen Sachverhalt je nach ›wissenschaftlichem Berechnungsverfahren‹ und Intention einer positiven oder negativen Argumentation sehr unterschiedliche Ergebnisse aufweisen. (2) Die physikalisch-ökonomische Lernkurve ist für viele erneuerbare Energien beachtlich und führt schon über kurze Zeitspannen zu völlig neuen Beurteilungen. So haben sich die Kosten pro Einheit installierter Leistung einer PV Anlage seit Förderbeginn über das Erneuerbare Energien Gesetz (EEG) schon um rund 70 % reduziert und weitere Kostenreduktionen sind erwartbar.

1 Einleitung

Es ist vergleichsweise einfach, im geschichtlichen Rückblick zu schlussfolgern, warum bestimmte Ereignisse eingetreten sind und welche Prozesse von diesen ausgelöst wurden. Ganze Wissenschaften begründen so ihre Forschungsfelder. Auch in der Landschaftsökologie oder ähnlichen gelagerten Disziplinen ist die kulturgeschichtliche Dimension ein intensiv verfolgter Forschungsbereich. Doch ungleich schwieriger ist ein Blick in die Zukunft. Schon über kurze Zeitintervalle hinweg lassen sich gesellschaftliche Entwicklungen nur sehr beschränkt und nicht im Detail prognostizieren. Vielmehr gilt dies noch für daraus abzuleitende landschaftliche Zustände.

Landschaften in einem kulturell-zivilisatorischen Kontext (= Kulturlandschaften) sind überwiegend Produkte von land- und forstwirtschaftlichen Nutzungssystemen. Wie diese wurden sie durch gesellschaftliche und politische Zwänge und/oder Wertschätzungen beeinflusst. Kulturlandschaft ist daher kein statischer Objektbegriff, sondern ein sich ständig veränderndes Kontinuum entlang der menschlichen Zeitgeschichte. Landschaften und dabei selbstverständlich auch die biotischen und abiotischen Potenziale verwandeln sich allerdings unterschiedlich schnell.

Als Bildungskräfte (»Drivers«), die zur Entstehung »neuer« Kulturlandschaften führen, können aktuell benannt werden:

- Struktur- und demographischer Wandel (Bevölkerungsrückgang),
- Geo-Klimatische Veränderungen (Global Warming),
- Politik, Subventionen und Strukturförderungen insbesondere im Agrarbereich,
- Ressourcen- und Energiesubstitutionen und damit verbundene Förderungen (EEG).

Ein interessantes Beispiel ist der »Driver« der erneuerbaren Energien und hier vor allem der Sektor der energetischen Biomassenutzung. In diesem wiederum spielt das Segment der landwirtschaftlichen Anbaubiomasse eine herausragende Rolle. Dieser Thematik wird sich der folgende Aufsatz explizit widmen.

Die Bereitstellung von energetischer Biomasse aus Holz, sei es als ökonomische Teilmenge der stofflichen forstwirtschaftlichen Holzproduktion oder auch der spezielle Anbau von schnellwachsenden Baumarten in so genannten Kurzumtriebsplantagen (KUP) auf landwirtschaftlichen Flächen, sind eigenständige Handlungsfelder. Auch hierzu wären ebenfalls kritische Entwicklungen und Aspekte zu diskutieren, die an dieser Stelle nicht beleuchtet werden können. Außen vor bleibt auch die globale Dimension unseres Biomassehungers, das mit dem neuen Unwort »Landgrabbing« gut beschrieben ist und zunehmend zu einem neokolonialistischen Element der ressourcenarmen Industriestaaten wird. Mit Landgrabbing sind Aktivitäten beschrieben, bei denen mittels Käufen oder Pachtverträgen von Staaten, von global tätige Unternehmen und auch von privaten Investoren aus Industrie- und Schwellenländern große Agrarflächen dem jeweiligen nationalen Markt entzogen werden. Dies geschieht derzeit vor allem in Afrika aber auch in Armutsländern in Asien und in Lateinamerika. Nur zwei Fakten an dieser Stelle: In den USA wird jetzt schon rund ein Drittel der Maisernte (Tendenz zunehmend) und ein Sechstel der jährlichen Getreidemenge zur Ethanolproduktion eingesetzt. Die volatilen Preise wichtiger Agrarrohstoffe wie Mais, Reis und Weizen haben nicht nur spekulative Ursachen, sondern sind auch der stark zunehmenden energetischen Verwertung geschuldet. Die revolutionären Entwicklungen in Tunesien, Ägypten oder im Jemen im vergangenen Jahr haben nicht nur eine Erklärung in der politischen Unterdrückung, sondern auch in den drastisch gestiegenen Lebensmittelpreisen.

Der Bioenergiesektor war in den vergangenen fünf Jahren von extrem dynamischen Entwicklungen geprägt und die dafür verantwortlichen Triebkräfte ha-

ben durchaus landschaftsverändernde Merkmale. Tab. 1 gibt einen kurzen Aufriss von Positionen und Fakten, die in den jeweiligen Jahren teils langfristig gültige Annahmen begründeten und die sich teilweise sogar als normative politische Vorgaben manifestierten. Was sind die Hintergründe im Detail?

Tab. 1: *Der gesellschaftlich-politische Weg und begleitende Themenfelder der agrarischen Biomasse seit 2006*

Themen 2006:
– Beträchtliche Agrarüberschüsse kennzeichnen die Märkte.
– Katastrophale Preissituation bei wichtigen agrarischen Mengenprodukten (Getreide, Mais, Milch).
– Große Flächenstilllegungen mit interessanten ökologischen Koppelprodukten (z.B. Agrobiodiversität: Zunahme zahlreicher Vogelarten der Offenlandschaften in den neuen Bundesländern).
– Gewaltige Flächenpotenziale zur Biomasseproduktion werden von zahlreichen Studien bilanziert.
– Energie aus Biomasse wird zu einem wichtigen Baustein im zukünftigen erneuerbaren Energiemix.
– Vom Landwirt zum Energiewirt heißt die ökonomische Devise.
Themen 2007:
– Konkurrenzsituation um Flächen nehmen regional deutlich zu (z.B. Pachtpreise, Verdrängungserscheinungen bestimmter extensiverer Nutzungen).
– Die Zeit der Ackerbrachen und obligaten Stilllegungen ist vorbei.
– Massive Preissteigerungen bei Lebens- und Futtermitteln.
– Trendprognosen durch politische Zielsetzungen: Anbau von Biomasse wird stark ausgeweitet; mit deutlichen Rückkopplungen auf Preise, Nutzungsintensitäten usw. ist zu rechnen.
– Umwelt-, Naturschutz- und Biodiversitätsprobleme werden adressiert: abiotische Ressourcenprobleme, N ₂ O, CO ₂ -Effizienz/Wirkung, Methanschlupf, Gründlandumbrüche, Regenwaldverluste.
Themen 2008:
– Verknappungen auf den Agrarmärkten bei wichtigen Mengenprodukten (Getreide, Mais, Sonja, Reis) führen zu deutlichen globalen Preissteigerungen. Ursachen sind vielfältig (Klima, Spekulation, tatsächliche anbaubedingte Verknappungen).
– Grüne Woche 2008: Klare Absage an den Energiewirt und zurück zur originären Landwirtschaft.
– Massive wirtschaftliche Probleme im agrarischen Biomassektor durch die hohen Produktionskosten (Treibstoffe, Agrochemikalien, Saatgut, Zukauf).
– Drastischer Einbruch im Anlagenbau (Biogas) und deutlicher Rückgang des Rapsanbaus.

– Die Erkenntnisse häufen sich, dass die eigentliche Dimension der CO ₂ - und Biodiversitätsproblematik in Südost-Asien und Süd-Amerika liegt und eine deutliche Beziehung zur Biomasseproduktion hat.
– Einbruch der Weltwirtschaft lässt Erdölpreise deutlich sinken.
– Insolvenz als reale Bedrohung für bestehende Biogas-, Ethanol- und Rapsölanlagen.
– Themen 2009:
– Deutliche Verschärfung der Weltwirtschaftskrise, welche auch im Sog die Agrarmärkte betrifft.
– Fossile Energie ist wieder billig und Knappheiten sind kein Thema mehr in Politik und Medien.
– Das neue EEG hat wieder etwas Ruhe gebracht, bäuerliche Anlagen mit Viehhaltung bis zum mittleren Leistungsbereich profitieren von den neuen Regelungen (Güllebonus).
– Die Kapitalbeschaffung für Projekte im regenerativen Energiebereich über Fonds, Aktien, Darlehen usw. – auch von lokalen Banken – wird schwieriger.
– Preise für Agrarprodukte bleiben billig, das Interesse für Anbau-Contracting von Biomasse steigt.
– Interesse an Naturschutzthemen ist im Kontext der politischen und wirtschaftlichen (globalen) Situation auf einem Tiefpunkt.
Themen 2010
– Die Novellierung des EEG mit der Einführung eines so genannten Güllebonus führt zu einem steilen nochmaligen Anstieg von Biogasanlagen, regional werden Pachtpreise von 1 500 € pro ha und darüber bezahlt. Ein geringer Anteil von Gülle mit geringem Energiegehalt legitimiert, dass beim Einsatz von Anbaubiomasse – überwiegend Mais – ein interessanter Bonus auf die gesamt erzeugte Strommenge bezahlt wird.
– In der zweiten Jahreshälfte zeigen die Preise für wichtige Cash-Crops steil nach oben (z.B. Weizen und Mais)
– Die Lobby der deutschen Atomenergie setzt gegen die Mehrheitsmeinung der deutschen Bevölkerung die Laufzeitenverlängerung der deutschen Kernkraftwerke durch. Es wird, 14 Jahr länger als ursprünglich politisch entschieden, gefährlicher radioaktiver Müll produziert, ohne dass nur andeutungsweise die Endlagerung geklärt ist.
– Es mehrern sich öffentliche Akzeptanzprobleme und die Expertenkritik mit Forderungen nach Korrekturen werden deutlicher.
– Insbesondere aus Niedersachsen kommen politische Forderungen aus dem Regierungslager, den agrarischen Biomassezuwachs zu korrigieren.
Themen 2011
– Der Supergau der Kernkraftwerke in Fukushima / Japan führt zu einem Paradigmenwechsel in der deutschen Energiepolitik und zu einer Rücknahme des Einstiegs in den Ausstieg (sofortige Stilllegung mehrerer Kraftwerke, genereller Ausstieg aus der Atomenergie) und forcierter Ausbau erneuerbarer Energieträger und der zugehörigen Infrastruktur.

– Investoren verschaffen sich in Afrika immer stärker Zugang zu Agrar- und Forstflächen für den Biomasseanbau (Landgrabbing).
– Die aktuelle globale Produktionskapazität von Holzpellets von ca. 12 Millionen t soll bis zum Jahr 2020 auf 120 Millionen t gesteigert werden. In Russland, den USA und Brasilien entstehen zahlreiche Werke mit jeweils 1 Millionen t Jahreskapazität. Die Holzpellets werden als so genanntes Co-Firing in großen thermischen Kraftwerken (Stromproduktion) eingesetzt
– Im Jahr 2011 wurde die bislang höchste Zahl an Biogasanlagen zugebaut (ca. 1.1000)
– Ein neues EEG wurde nach langen Diskussionen verabschiedet und tritt zum 1. Januar 2012 in Kraft. Es trägt im Biomassebereich die Handschrift der großen Investoreninteressen.

2 Der politische Weg

Um den avisierten Ausbau des Bioenergiesektors zu ermöglichen, hat der Gesetzgeber vielfältige Anreize geschaffen, auf denen die bekannten ›Karrieren‹ einzelner alternativer Energielinien basieren. Hervorzuheben sind vor allem die Initiativen im Bereich der Biokraftstoffe und der Biogaswirtschaft. In Deutschland wurden mit der Begünstigung für Biodiesel im Rahmen der Einführung der ökologischen Steuerreform (1999/2003), der bis 2007 gültigen Mineralölsteuerbefreiung für Biokraftstoffe und dem Markteinführungsprogramm »Treib- und Schmierstoffe« (2000/2003) starke Anreize für die Produktion von Biokraftstoffen gesetzt. Die Biogaswirtschaft profitierte erheblich durch das Erneuerbare Energien Gesetz (EEG) aus dem Jahr 2000 und den folgenden Novellen – vor allem aber durch die Einführung des NawaRo-Bonus (NawaRo = nachwachsende Rohstoffe) mit der EEG-Novelle in 2004. Ergänzende Anstöße wurden durch das Marktanzreizprogramm für EE sowie die Investitionsförderungsprogramme der Länder gegeben.

Es darf allerdings nicht unerwähnt bleiben, dass ein Notprogramm für die darübende Agrarwirtschaft mit der Überproduktion bei bestimmten Agrarprodukten, geringen Erlösen und schlechter Einkommenssituation Geburtshelfer der deutschen Energieproduktion aus agrarischer Biomasse war. Zwischen 1992 und 2007 bestand die Möglichkeit, Energiepflanzen auf Stilllegungsflächen anzubauen und gleichzeitig die Stilllegungsprämie für die betreffenden Flächen zu erhalten. Außerdem wurde bis 2009 (letztmalig) für den Anbau auf Nicht-Stilllegungsflächen von der Europäischen Union (EU) eine Energiepflanzenprämie gewährt (bis zu 45 €/ha).

Insgesamt wurde ein Förderkollektiv an Maßnahmen erschaffen, das seine stimulierende Wirkung nicht verfehlt hat. So hat sich die Flächennutzung in Deutschland zu Gunsten des Anbaus nachwachsender Rohstoffe binnen kurzer Zeit erheblich verändert (Doyle u. Schümann 2010). Die Anbaufläche von NawaRos (Energie- und Industriepflanzen), darunter hauptsächlich Energiepflanzen zur Verwertung in Biogasanlagen und Raps zur Produktion von Biodiesel, beträgt aktuell (Status 2011 ca. 2,3 Millionen Hektar; FNR 2012). Das sind ca. 12 % der

gesamten Agrarfläche oder ca. 17 % der Ackerfläche in Deutschland. Die rasante Zunahme sowohl des Anbaus als auch der Biogasanlagen in Deutschland ist in den Abb. 1 und 2 dargestellt.

Das wichtigste Verkaufsprodukt aus agrarisch erzeugter energetischer Biomasse ist Strom. Entsprechend dem Zuwachs an Flächen und Anlagen hat sich auch die Stromerzeugung aus erneuerbaren Energiequellen von knapp 37 Milliarden kWh im Jahr 2000 auf ca. 113 Milliarden kWh im Jahr 2011 enorm gesteigert. Oder anders ausgedrückt: Der Anteil der erneuerbaren Energien am gesamten Bruttostromverbrauch in Deutschland betrug im Jahr 2011 rund 20 %. Davon wiederum werden aktuell (Status 2011) ca. 29 % durch Biomasse abgedeckt (Angaben aus BMU 2012).

Es muss weiterhin objektiv konstatiert werden, dass die landwirtschaftliche Biomasse finanziell gesehen eine doppelte gesellschaftliche Förderung erfährt: Aktuell liegen auf Ackerflächen mindestens 300 €/ha Grundförderungen pro Jahr, die auf jeden Fall bis zum Jahr 2013 garantiert sind. Nach einer Studie des WWF (2011) wurde im Jahr 2009 jede eingespeiste kWh aus Biomasse mit 17,51 €Cent vergütet; darin sind auch Großanlagen über 500 kW enthalten. Anlagen bis 150 kW bzw. Anlagen bis 500 kW, die auf Grundlage des EEG (2009) entstanden sind, können Einspeisevergütungen und Boni bis maximal ca. 31 €Cent, bzw. bis ca. 27 €Cent kumulieren (der aktuelle Börsenpreis pro kW/h liegt bei ca. 5 €Cent).

Ein Hektar Anbaubiomasse (Mais) liefert bei guten Produktionsbedingungen Substrat für die Erzeugung von ca. 17 MWh Strom. Mit der Grundförderung und bei Ausnutzung aller Boni und Agrarförderungen ergibt dies eine Bruttowertschöpfung pro Hektar von ca. 4 000 €. Derart paradiesische Wertschöpfungen werden zwar nur von einigen wenigen Betrieben realisiert, doch 2 500 bis 3 000 €/ha sind für die Mehrzahl aller Anlagen durchaus erwartbar. Wobei, hier sei eine persönliche Wertung erlaubt, es durchaus gerechtfertigt ist, wenn sinnvolle energetische Technologien bei ihrer Einführung gesellschaftlich quersubventioniert werden, doch dürfen davon gleichzeitig keine dauerhaft negativen Nachhaltigkeitseffekte ausgehen.

Nach den so genannten Meseberger Beschlüssen der Bundesregierung aus dem Jahr 2007 bzw. den Zielsetzungen des deutschen EEG, der europäischen Erneuerbare-Energien-Richtlinie (EE-RL) und diversen Leitstudien des Bundesumweltministeriums (BMU) soll der Anteil der erneuerbaren Energien bis zum Jahr 2020 deutlich steigern. Die Abb. 3 und die Tab. 2 zeigen auf Basis des aktuellen Leitszenarios des BMU prognostizierte Entwicklungen. Danach ist auch für die Biomasse weiterhin eine zunehmende Bedeutung vorgesehen. Das Anbauflächenpotenzial für Biomasse (unter Einbeziehung der Anlage von Kurzumtriebsplantagen) wird in Deutschland nach unterschiedlichen Modellen für die kommenden beiden Jahrzehnte in extremen Szenarien sogar auf bis zu 40 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche geschätzt, das sind bis zu 7,3 Millionen ha.

Ob diese Potenziale allerdings tatsächlich zu aktivieren sind, ist kaum zu prognostizieren bzw. Szenarien von über 30 % Flächenanteil erscheinen geradezu unrealistisch. Entsprechende Anpassungen früherer Potenzialabschätzungen und

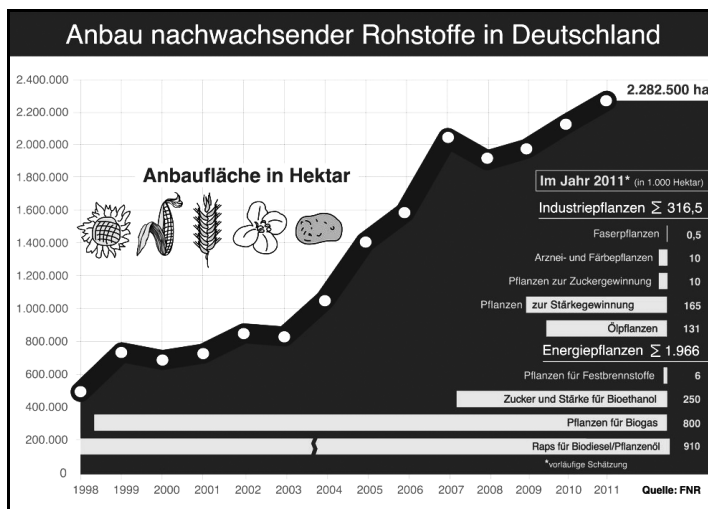


Abb. 1: Entwicklung der Anbaufläche für Entwicklung des Anlagenbestandes und der installierten elektrischen Leistung von 1997 bis 2011. Der Rapsanbau hat mit ca. 1 Million ha jährlicher Anbaufläche den höchsten Anteil unter den Energiepflanzen. Immer mehr wissenschaftliche Studien zeigen, dass der Klimabeitrag der daraus gewonnenen Agrotreibstoffe sogar deutlich negativ ist
Quelle: FNR 2012



Abb. 2: Entwicklung der Biogasanlagen und ihrer installierten Leistungen in Deutschland. Deutlich wird die Korrelation mit den Anreizwirkungen durch das EEG und dessen Novellierung. Die Prognose für die Jahre 2010 und 2011 wurden jeweils sogar deutlich übertroffen, denn prognostiziert für 2010 waren rund 5.500 Anlagen und für 2011 6.000 Anlagen, Stand Ende 2011 waren es dann rund 7.000 Anlagen
Quelle FNR 2012

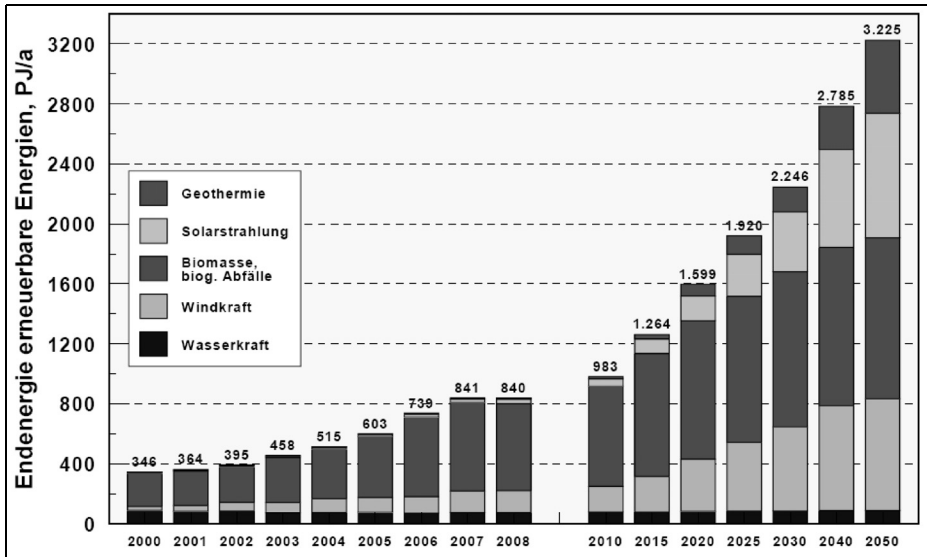


Abb. 3: Entwicklung des Endenergiebeitrags der erneuerbaren Energien im Leitszenario bis 2050. Es wird deutlich, dass der Biomasse eine weiterhin hohe Relevanz zugeordnet wird
BMU 2009

realistische Einschätzungen von tatsächlichen prüffähigen nachhaltigen Bewirtschaftungen werden mittlerweile auch aus politischen Kreisen und Expertengremien gefordert (s. auch BMU 2009; BMELV; BMU 2009; DRL 2006; Sachverständigenrat für Umweltfragen 2007; Nitsch u. Wentzel 2009; Nachhaltigkeitsbeirat der Landesregierung Baden-Württemberg 2007, 2008).

Einst sollte die energetische Biomassenutzung einen substanziellen Beitrag zur Entschärfung des Klimawandels leisten. Hier wird die Hypothese vertreten, dass die dazu entwickelte Förderpolitik umweltbelastende Produktionsmethoden nicht verhindern, ja sogar begünstigen und bestehende Probleme sogar noch verstärken kann. Besonders dort, wo durch Konzentrationseffekte Nutzungskonkurrenzen um Produktionsflächen deutlich werden, verschärfen sich bestehende Konflikte im Naturschutz und die Multifunktionalität der Landschaft geht verloren. Insbesondere die Ressource Boden wird regional mit Ansprüchen belegt als wenn es mehrere vertikale Produktionsebenen geben würde. Darüber hinaus zeigt sich in erschreckender Weise, dass die Biomasseeuphorie und ihre Nutzung auch in globalem Maßstab zu gravierenden Verschlechterungen von Umweltqualitäten führen können.

Zumindest für deutsche Verhältnisse wird die energetische Biomassenutzung unter der Prämisse einer nachhaltigen Nutzung schon sehr bald eine Potenzialgrenze erreichen. Sie hat diese regional auch schon überschritten. Das betrifft die möglichen Stoffströme sowohl aus der Landwirtschaft als auch aus der Forstwirtschaft. Energie aus Biomasse kann und soll nachhaltig und damit begrenzt bereit-

Tab. 2: Anteil der erneuerbaren Energien in Deutschland 2001, 2007, 2011 und 2020 gemäß Leitszenario 2009 (die Spalte ›Bioenergie‹ steht jeweils für den absoluten prozentualen Anteil der Energieerzeugung aus Biomasse am Gesamtverbrauch; die Zahlen basieren auf verschiedenen Veröffentlichungen von BMU und BMELV)
Quellen: BMU (2008) [1], BMELV; BMU (2009) [2], BMU (2009) [4], BMU (2012) [3]

	2001 [1]	2007 [2]	2011 [3]	2020 [4]				
	EE gesamt in %	Bio- energie in %	EE gesamt in %	Bio- energie in %	EE gesamt in %	Bio- energie in %	EE gesamt nach Leit- szenario 2009 in %	Bio- energie nach Leit- szenario 2009 in %
Anteil EE am gesamten Primärenergie- verbrauch	2,9	2,0	6,7	4,9	10,9	9,0	17,6	11,7
Anteil EE am gesamten Endenergie- verbrauch	4,1	2,7	8,6	6,2	12,2	8,2	20,1	11,9
Anteil EE am gesamten Bruttostrom- verbrauch	6,7	0,3	14,2	3,9	20,9	6,1	40,4	15,0
Anteil EE am gesamten Endenergie- Verbrauch für Wärme	4,2	4,0	6,6	6,1	10,4	9,5	17,5	13,5
Anteil EE am gesamten Endenergie- verbrauch für Kraftstoffe	0,6	0,6	7,4	7,4	5,6	5,6	11,5	11,5

gestellt werden. Die Forderungen nach gesellschaftliche Leitplanken und Steuerungsinstrumenten werden auch immer vehementer. S. dazu: *Anspach u. Möller* 2008; BFN 2010; BMVBS 2010; DRL 2006; *Fritsche et al.* 2006; JRC 2007; NABU, DVL 2007; OXFAM 2007; Sachverständigenrat für Umweltfragen 2007.

3 Superstar Mais

Für die Produktion von Biogas ist Mais unter heutigen wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen der mit Abstand effizienteste, ertragreichste und demnach auch der begehrteste agrarische Rohstoff. Der relative volumenmäßige Anteil von Mais beim Substrateinsatz liegt aktuell in Deutschland bei ca. 80 %. Durch den Bestandsschutz der bestehenden Anlagen wird auch die Substratmassenbegrenzung auf 60 % für Mais und Körnergetreide bei Neuanlagen (so genannter ›Maisdeckel‹) mit der seit Januar 2012 gültigen EEG-Novelle (s. auch Kapitel 9), erstmal nur wenig ändern.

Die Zunahme der Energiemaisanbaufläche geht selbstverständlich zu Lasten anderer Feldfrüchte und Landnutzungsarten und führt vor allem auch zu Verlagerungen, denn eine Flächenvermehrung zur Ausdehnung der Agrarproduktion ist in Deutschland de facto nicht möglich. Im Gegenteil, die agrarischen Nettoproduktionsflächen für Nahrungs- und Futtermittel gehen in Deutschland kontinuierlich zurück. Und es lässt sich auch nachweisen, dass verstärkt Futtermittel importiert werden, während bei uns die Ackerflächen mit den auf Grund des EEG profitableren Energiepflanzen bestellt werden. Werden Import, Export, Produktion und Binnenverbrauch von Lebensmitteln und den dafür notwendigen Rohstoffen saldiert, so ergibt sich, dass schätzungsweise 3 bis 4 Millionen ha Agrarflächen im Ausland liegen. Deutschland allein importiert ca. 6 bis 7 Millionen t eiweißhaltige Futtermittel pro Jahr, das ist ungefähr 80 % des Gesamtbedarfs und ist überwiegend Soja aus Argentinien und Brasilien (*Häusling* 2011).

Von besonderer ökologischer Problematik beim Anbau von Energiemais bei uns in Deutschland ist der Verlust des Grünlandes. Von 2003 bis 2009 hat sich die als Grünland bewirtschaftete Fläche in Deutschland um ca. 320 000 ha reduziert, das entspricht einer Verlustrate von 4 % (BfN 2009). Besonders drastische Verlusten verzeichnen die Bioenergie-Boomregionen in den nördlichen Bundesländern. In Schleswig-Holstein sind bspw. im genannten Zeitraum 28 000 ha (7 % der gesamten Grünlandfläche) verloren gegangen. Dies entspricht in der Summe nahezu der Erweiterung der Maisanbauflächen für Energieproduktion um 23 500 ha (*Behm* 2008).

Die Ursachen und Folgewirkungen dieser Entwicklungen sind nun nicht singular typisch für die Bioenergie, sondern sie sind zunächst grundsätzlich für jede mono-orientierte, intensive Landnutzungsform charakteristisch. Bedingt durch die Vorzüglichkeit des Maisanbaus und in Kombination mit den fördernden Rahmenbedingungen des EEG für den Einsatz in Biogasanlagen, ist hier dennoch eine enorme Stimulierung und einseitige Festlegung auf nur eine Pflanze festzustellen. Folgende Begleiterscheinungen sind zu konstatieren:

- Nutzungsintensivierung und Verengung der Fruchtfolgen,
- Landnutzungswandel – Zunahme des Grünlandumbruchs zu Gunsten des Anbaus von Energiepflanzen (Mais),
- Erosion, Eutrophierung und verminderte Humusbildung,
- Grünlandintensivierung zur Kompensation fehlenden Grünfutters,

- Konzentrische Nährstoffkonzentrationen in der Umgebung großer Anlagen, denn die Fermentationsrückstände kommen nicht unbedingt wieder auf die Produktionsflächen zurück,
- Verlust der Nutzungs- und Strukturvielfalt,
- Verminderter Reproduktionserfolg bei Ackervögeln und Rückgang von Wildkräutern,
- Zunehmende globale Konkurrenzsituationen für Agrarrohstoffe für die direkte menschliche Ernährung oder indirekt als Futtermittel für Tierhaltungen.

4 Die Sache mit CO₂-Neutralität

Den erneuerbaren Energien aus Biomasse wird in fast apodiktischer Auslegung meist eine CO₂-neutrale Energiegewinnung zugesprochen. Doch das ist zu einfach interpretiert, denn in Wirklichkeit ist die Bilanz komplizierter und durch immer zahlreichere Studien wird belegt, dass nicht allen energetischen Biomasselinien eine eindeutig positive THG-Bilanz bescheinigt werden kann (u.a. zusammengestellt in *Buttenbach-Bahl et al.* 2010). So geht es auch nicht nur um eine einfache Gleichung, die besagt, dass bei Verwertung der Biomasse entstehende CO₂ zuvor durch Pflanzen im Zuge der Photosynthese der Atmosphäre entzogen wurde, sondern auch um andere klimarelevante Gase, die einen vielfach höheren Wirkungsgrad als CO₂ haben. Diese sind in erster Linie Methan (CH₄) und Lachgas (N₂O). So müssen für CO₂, CH₄ und N₂O bei allen Anbauformen und jeweils getrennt für die einzelnen Gase eigenständige Bilanzen erstellt werden. Für die Emissionen, die beim Anbau von Energiepflanzen auftreten, sind folgende Aspekte jeweils getrennt zu betrachten:

1. Emissionen in Abhängigkeit von der Art und Intensität der Ackerbewirtschaftung:
 - insbesondere Emissionen durch Düngung (einschließlich Lagerung und Ausbringungstechnik),
 - Emissionen der energieaufwändigen Produktion der Betriebsmittel wie Mineraldünger und Pflanzenschutzmittel,
 - Emissionen aus der Treibstoffverbrennung bei Anbau, Transport, Lagerungs- und Konservierungsarbeiten.
2. Eine eigenständige Thematik sind die Emissionen, die standort- und klimaabhängig auftreten (ggf. Umbruch von Grünland zu Ackerland, Bewirtschaftung von humusreichen, organischen Böden, hohe Grundwasserstände, Wassersättigung der Böden im Jahresverlauf).

Im Detail ergeben sich folgende Zusammenhänge (Daten zusammengestellt aus *Hötter et al.* 2009; *Osterburg et al.* 2009): Die Höhe der Freisetzung von CO₂ ist, wie erwähnt stark standortabhängig. So weisen alte, humose und moorige Standorte höhere Bodenkohlenstoffvorräte auf als junges Grünland auf Mineralboden. Auf Niedermoorböden kann die Differenz der THG-Freisetzung durch Minerali-

sierungsprozesse zwischen Acker- und Grünlandnutzung aufgrund der stärkeren Grundwasserabsenkung unter Ackerland besonders groß sein. Die Vorräte an Kohlenstoff im Boden sind im Grünland mit durchschnittlich 100 t/ha (100 t C_{org} entsprechen bei vollständiger Oxidation 367 t CO₂) fast doppelt so groß wie auf dem Acker. Pauschal kann beim Umbruch mit einer Freisetzung von ca. 10 t CO₂äq pro ha/a über einen Zeitraum von zehn Jahren gerechnet werden. Die Freisetzung ist in den ersten Jahren nach dem Umbruch am höchsten.

Für die Mehrzahl aller Ackerflächen gilt, dass je nach Temperatur und Bodenfeuchtigkeit zwischen 0,1 und 2 % der N-Zufuhr durch Düngung in Form von N₂O wieder in die Atmosphäre abgegeben wird (Goossens *et al.* 2001; Leick 2003). Da N₂O ein um den Faktor 298 wirksames Treibhausgas ist als CO₂, haben bereits sehr geringe Mengen eine hohe Relevanz. Durchschnittlich kann für einen ungedüngten Acker ein N₂O-Emissionswert von 0,6 t CO₂äq pro ha/a angenommen werden, während dieser Parameter bei stärkerem Düngemitelein-satz auf 2,5 t pro ha/a, in Extremfällen sogar bis 8 t pro ha/a, steigt (Jungkunst *et al.* 2006). Nach jüngst vorgelegten Auswertungen von Buttenbach-Bahl *et al.* (2010) muss die Klimawirksamkeit der N₂O-Emissionen wohl sogar noch deutlich höher eingestuft werden. Außerdem werden durch zusätzliche Düngung die Aktivitäten der Mikroorganismen im Boden und damit auch die Bodenatmung verstärkt. Dies führt wiederum zum schnelleren Abbau der organischen Substanz und zu einer Erhöhung der CO₂-Emission gegenüber einem Ausgangszustand, z.B. einer extensiven Grünlandnutzung.

Ein Hektar Silomais liefert Substrat für die Erzeugung von ca. 17 MWh Strom. Diese Energiemenge – erzeugt mit dem gegenwärtigen Mix aus Kohle-, Gas-, Atom- und Ökostrom bei einer angenommenen Emission von ca. 600 g CO₂/kWh – würde zu einer Freisetzung von 10,2 Tonnen CO₂ führen (UBA 2007a). Die unmittelbar mit der Erzeugung von Feldfrüchten zusammenhängenden Treibhausgasemissionen (resultierend aus Mineraldüngerproduktion und -einsatz, Pflanzenschutz, Maschineneinsatz für Aussaat, Ernte und Bodenbearbeitung) ergeben für Mais einen Wert von 1,2 t pro ha oder 70 g/kWh (Plöchl u. Heiermann 2002). Hinzu kommen die transportbedingten Emissionen, die von den Entfernungen zwischen Feld und Biogasanlage abhängig sind. Mit diesen Emissionen sowie mit sonstigen ›Kosten‹ für eine mögliche Lagerung entstehen Rechenwerte in der Größenordnung von 100 bis 200 g/kWh (Plöchl u. Schulz 2006). Dies wäre tatsächlich signifikant emissionsärmer als es eine Energiegewinnung durch Verbrennung von Erdgas (ca. 400 g/kWh) und Kohle (> 1 000 g/kWh) ist (UBA 2007b). Wurde jedoch für den Maisanbau ein Niedermoorgrünlandstandort umgebrochen, müssen pro ha Anbaufläche für die ersten zehn Jahre nach dem Umbruch durchschnittlich zusätzlich 10 t CO₂ mehr gerechnet werden. Damit erhöht sich der Ausstoß pro kWh auf 700–800 g, was den Vorteil von Biogas als umweltfreundlichere Energiequelle vollständig zunichtemacht.

Als weiteres Problem ist anzufügen, dass die Überführung der durch Photosynthese in den Pflanzen gebundenen Energie in elektrische und technisch nutzbare Energie zuweilen völlig ineffizient erfolgt. Die elektrische Effizienz bei der Verbrennung des Biogases liegt systembedingt selbst bei den besten Anlagen

bei maximal 40 %. Zudem findet bislang bei der Mehrzahl aller Anlagen keine Verwertung der überschüssigen Wärme statt. So geht aus der baden-württembergischen Landtagsdrucksache 14/4351 hervor, dass mit Status 2008 von 558 Biogasanlagen in Baden-Württemberg lediglich 25 % ein nennenswertes Wärmekonzept realisiert hatten. Bundesweit dürfte die Situation ähnlich sein, in den ländlichen Regionen Nord- und Ostdeutschlands vermutlich noch negativer, da dort bislang kaum sinnvolle Abwärmenutzungen zu organisieren sind.

5 Biomasseanbau und Biodiversität

Als besonders sensibler ökologischer Wirkungsindikator zur Analyse und Bewertung von Landnutzungsänderungen und der Biodiversität haben sich schon lange die Vogelarten der Kulturlandschaften bewährt. Allerdings ist bislang nicht bekannt, wie großflächige Maismonokulturen Vogelbestände beeinflussen und welchen Bruterfolg Vögel auf Maisschlägen erzielen können. So ist unklar, ob Maisfelder als so genannte ökologische Fallen wirken können, d.h. Brutvögel anlocken, die dann aber keinen Reproduktionserfolg erzielen. Zu diesem Themenkomplex hat von 2008 bis 2010 ein Forschungsprojekt mit Förderung des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (Luick *et al.* 2011; Dziewiaty u. Bernardy 2007) interessante Zusammenhänge ermittelt: Untersuchungsregionen sind die Naturräume Lüchow-Dannenberg (Niedersachsen) und Prignitz (Brandenburg). Abb. 4 zeigt Ergebnisse für den Untersuchungsraum Lüchow-Dannenberg im Jahr 2009, die sich nahezu identisch auch für den Raum

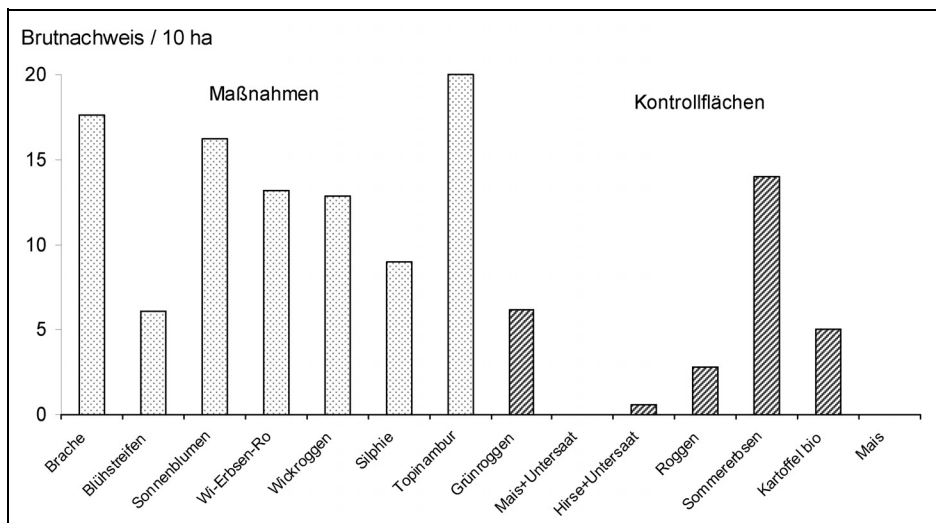


Abb. 4: Brutnachweise pro 10 ha auf allen untersuchten Flächen in Lüchow-Dannenberg 2010: hellgrau = Maßnahmen zur Erhöhung der Artenvielfalt, dunkelgrau = Kontrollflächen
Luick *et al.* 2011

Prignitz reproduzieren ließen. Vordergründig wird sichtbar, dass die Maisflächen als Lebensraum für die Feldvogelarten nahezu bedeutungslos sind.

Allerdings müssen die direkten Auswirkungen des Maisanbaus auf Vögel differenziert betrachtet werden. Was sind die tatsächlichen Zusammenhänge und Hintergründe? Gegenüber Brachflächen und Grünland bieten Maisäcker für die meisten Arten schlechtere Lebensbedingungen. Mais erweist sich jedoch gegenüber den in Deutschland häufigsten Marktfrüchten, Wintergetreide und Raps, nicht pauschal als schlechterer Brutstandort. Wie Raps und Wintergetreide bietet Mais zu Beginn der Brutsaison offene, nur mit niedriger Vegetation bestandene Freiflächen, wie sie von vielen Ackervögeln bevorzugt werden, wächst dann aber in der zweiten Hälfte der Brutsaison so hoch und dicht auf, dass die Äcker von den klassischen Agrarvögeln praktisch nicht mehr genutzt werden können.

Im Gegensatz zu Wintergetreide und Raps beeinflusst Mais aufgrund seiner enormen Wuchshöhe ab Juli massiv die Offenheit der Landschaft, so dass Maisschläge ab dieser Zeit als Nahrungslebensraum offensichtlich gänzlich unattraktiv für die klassischen Agrarvögel werden. Eine Art, die nach Beobachtungen in Deutschland durchaus einen Habitatwechsel vom (verschwundenen) extensiven Grünland auf Maisackerflächen vollzieht, ist der Kiebitz. Kiebitze haben allerdings nur dann einen Reproduktionserfolg, wenn sie ihre Küken nach dem Schlupf auf nahrungsreiches Grünland in der Umgebung führen können. Weiterhin ist festzustellen, dass die jungen noch konkurrenzschwachen Maiskulturen zu Beginn der Wachstumsphase mit Herbiziden behandelt werden, so dass sich keine Krautschicht mehr entwickelt. Damit fehlen die notwendigen Versteckmöglichkeiten für Nester. Die exponierten Nester sind für Prädatoren schneller aufzufinden (*Dziewiaty u. Bernardy 2007*).

Außerhalb der Brutzeit, nach der Ernte, ist die biozönotische Funktionalität der Maisäcker für die Avifauna ebenfalls uneinheitlich. Sicherlich dürfte die morphologische Beschaffenheit der Maisäcker und die Gründlichkeit der ›Räumung‹ eine große Rolle spielen. Die Menge potenzieller Nahrung in Form von Körnerresten, die spontane Bodenbegrünung und das Vorhandensein größerer Pflützen in den Fahrspuren kann die Nutzung von Maisäckern durchaus positiv beeinflussen. Bekannt ist bspw., dass abgeerntete Maisäcker eine wichtige Rolle als Nahrungsquelle für rastende Kraniche und Gänse spielen können (*Nowald 1996*). Auch für andere Vogelarten sind sie, wenn sie als Stoppeläcker in den Winter gehen (was aber zu einer zunehmend raren Ausnahme wird), oft die einzigen Orte, an denen in einer sonst sterilen und futterarmen Agrarlandschaft Erntereste und Sämereien von Ackerkräutern als Nahrungsquellen verfügbar sind.

Für die Brutvögel der Agrarlandschaft hat sich auch der großräumige Verlust von Stilllegungsflächen negativ ausgewirkt. Die bis zum Jahr 2008 nach EU-Regelungen obligatorischen Stilllegungen von Ackerflächen, die um freiwillige Brachlegungen noch ergänzt wurden, waren die Matrix einer erfolgreichen Biotopvernetzung und hatten große Bedeutung als Bruthabitate für viele Arten der extensiv genutzten Agrarlandschaften. Ein gutes Beispiel ist das Braunkehlchen (*Saxicola rubetra*). Zwar durften diese Flächen schon immer zum Anbau von Energiepflanzen genutzt werden, doch erst mit der Novellierung des EEG im Jahr

2004 wurden diese Kulturen wirtschaftlich interessant. Zum Wirtschaftsjahr 2008 hat die EU aufgrund des weltweit gestiegenen Bedarfs an Nahrungsmitteln und nachwachsenden Rohstoffen den Wegfall der Stilllegungsverpflichtung beschlossen. Bereits im Winterhalbjahr 2007/2008 wurden in Deutschland rund die Hälfte aller Stilllegungsflächen wieder in Nutzung genommen und sind nun aktuell im Grunde vollständig verschwunden. Drastische Rückgänge vieler Feldvogelarten sind zu befürchten.

6 Biomasseanbau und Strukturaspekte

Die vor allem durch den Energiemaisanbau verursachte hohe Nachfrage nach landwirtschaftlichen Produktionsflächen hat weitere indirekte negative Wirkungen. Biogasanlagen entstehen nicht in marginalisierten ländlichen Regionen mit schlechten Standortfaktoren, sondern konzentrieren sich in agrarischen Gunsträumen, wo sie dann mit bereits vorherrschenden und ebenfalls intensiven Agrarsystemen konkurrieren. Auf eine meist schon bestehende hohe Flächennachfrage expansionswilliger Betriebe der ›Normallandwirtschaft‹ und bereits hohen Pachtpreisen addieren sich die Flächenbedürfnisse von Biogasbetrieben. Sowohl die momentan (noch) gegebene Wirtschaftlichkeit als auch der Zwang Biomasse zum Betrieb einer Anlage verfügbar zu machen lässt die Pachtpreise in solchen Regionen deutlich steigen. Tab. 3 zeigt eine solche Entwicklung für ausgewählte Regionen in Niedersachsen. Dort werden regional schon Spitzenpreise von 1 500 bis 1 700 € pro ha und Jahr erreicht.

Tab. 3: Übersicht zu Pachtpreisentwicklungen für Ackerland in € pro Jahr in ausgewählten Landkreisen in Niedersachsen

Quelle: Zusammengestellt von Uwe Baumert;
NABU Niedersachsen nach eigenen Recherchen

Region/Landkreis	2010 ¹	2011 ²	2011/2012 ³
Helmstedt	344	ca. 380	–
Diepolz	401	ca. 450	850
Rottenburg (Wümme)	271	305 bis 500 im Nordkreis	1 260 bis 1 420
Stade	318	–	–
Cloppenburg	557	ca. 650	1 600 bis 1 750
Bentheim	476	ca. 530	1 480
Vechta	552	ca. 660	1 390

¹ Durchschnitt für Ackerflächen ohne Unterscheidung nach alten und neuen Verträgen
(Quelle: LWK/Nds.)

² Neuverträge: Eigene Untersuchungen NABU Nds./Baumert

³ Spitzenpreise für einzelne Flächen, Biogasbetriebe in Zwangssituationen

Dies führt dazu, dass z.B. Milchbetriebe, die prinzipiell auf Grünland wirtschaften, aber auf den Einsatz von Mais als Zusatzfutter angewiesen sind, kaum noch in der Lage sind, Anbauflächen für Mais zu finden bzw. dieses Preisniveau zu bedienen. Die kritische wirtschaftliche Situation der (noch) grünlandorientierten Milchviehbetriebe wird somit noch weiter geschwächt. Vertragsnaturschutzmaßnahmen im Agrarbereich verlieren außerdem an Attraktivität, da die als Ausgleich gedachten Zahlungen für die konventionellen Nutzungen mit den potenziell erreichbaren Wertschöpfungen über die Energiemaisproduktion nicht konkurrieren können. Aus nahezu allen Schwerpunktregionen mit Biogasanlagen wird berichtet, dass die Akzeptanz für Agrarumwelt-Maßnahmen deutlich zurückgeht, Verträge nicht verlängert werden und sogar versucht wird, bestehende Verträge aufzulösen. So sind etwa von fünf befragten landwirtschaftlichen Betrieben auf der Schwäbischen Alb nach dem Bau einer Biogasanlage drei Betriebe aus dem baden-württembergischen MEKA-Programm (ergebnisorientierte Honorierung der extensiven Grünlandbewirtschaftung mittels Kennarten) ausgestiegen. Aktuell verfügt entsprechend nur einer der fünf stichprobenartig ausgewählten Anlagenbetreiber über artenreiches MEKA-Grünland (76 ha; zuvor 132 ha, Summe der vier Betriebe) (IFAB 2010).

Im Gegensatz zu anderen Feldfrüchten wird bei Mais nahezu die gesamte oberirdische Biomasse der Pflanzen im frischen Zustand geerntet. Die immer größeren werdenden Anlagen haben einen enormen Biomassebedarf, so dass weite Wegstrecken anfallen, was wiederum impliziert, dass mit immer größerem Zug- und Wagenmaterial gearbeitet wird. Die landwirtschaftlichen Wege sind in aller Regel nicht auf diese Belastungen ausgelegt und die zunehmenden Schäden werden immer deutlicher. Doch was sind die Konsequenzen? Gefordert wird ein breiteres und besseres Wegesystem.

7 Handlungsempfehlungen

7.1 Handlungsempfehlungen aus ökologischer Sicht

Nach vorliegenden Erkenntnissen haben die Dominanz der Maisproduktion im Energiepflanzenanbau und die Einschränkung der Fruchtfolge negative ökosystemare Wirkungen, wenn diese Nutzungen insgesamt lokal und regional vorherrschen. Diese könnten jedoch abgemildert werden, wenn die einseitigen Maiskulturen durch den Anbau verschiedener Energiepflanzen und neuer Mischkulturen ergänzt werden. Die Verpflichtung, einen Fruchtwechsel einzuhalten und damit die Maismonokultur zu durchbrechen, kann aus den bereits bestehenden Regelungen (Cross-Compliance und gute fachliche Praxis) abgeleitet werden und wird auch aus phytosanitären Gründen dringend angeraten (*Karpenstein-Machan* 2004; *Karpenstein-Machan* u. *Weber* 2010; *Müller et al.* 2008). In der Praxis wird sie aber durch die alternativ mögliche rechnerische Herleitung einer ›ausgeglichene Humusbilanz‹, die sehr ›kreativ‹ gehalten sein kann, meist konterkariert.

Die landwirtschaftliche Beratung empfiehlt zur ›Lockerung‹ der Maisdominanz u.a. die so genannte Zweikulturnutzung. Als häufigste Kultur wird dabei der

Anbau von Wintergrünroggen praktiziert, dem nach der Ernte im Mai unmittelbar der Mais nachfolgt. Die im Grunde verdoppelten Befahrungen und Applikationen von Düngemitteln und Pestiziden führen nun allerdings dazu, dass den Agrarsystemen keinerlei Ruhezeiten zur natürlichen Regeneration mehr eingeräumt wird. Zumindest aus Perspektive der Feldvogelarten ist derartigen Anbaumethoden wenig Positives beizumessen, da z.B. die frühe Mahd im Mai alle bereits vorhandenen Nester zerstört und auch Nachgelege nicht möglich sind.

Wesentlich wichtiger jedoch wären Alternativen zum Mais als bislang dominanter Energiepflanze für die Biogasproduktion. Für eine strukturelle und biozönotische Vielfalt auf dem Acker bieten sich neben unterschiedlichen Getreiden (z.B. Grünroggen und Triticale) auch Zuckerrüben, Sonnenblumen, Topinambur, Gras/Klee-Mischungen, Sorghum-Hirsen (Zuckerhirsen, Sudangras), Durchwachsene Silphie, Rumex Schavnat (Kreuzung aus Breitblättrigem Ampfer und Spinat) oder Sida, ein Malvengewächs, an. Viele dieser Pflanzen können im geeigneten Fruchtwechsel und auch in Gemenge angebaut werden. Zahlreiche, über den Vogelschutz hinausreichende Aspekte sprechen dafür: Risikominimierung der Kulturen, verbesserte Bodenfruchtbarkeit und Pflanzenhygiene, metabolische Synergien der verschiedenen Pflanzen und ein sicher auch deutlich reduzierter Einsatz an Pestiziden.

Als Alternativen werden in Versuchen auch ökonomisch interessante Wild- und Zierpflanzenarten getestet. In Frage kommen z.B. Rainfarn, Wilde Malve oder Wasserdost. Diese Arten sind, anders als Mais, ganzjährige Stauden mit ganzjähriger Bodenbedeckung und liefern nach ersten Erkenntnissen akzeptable Biomasseerträge (DBFZ; TLL 2010). Doch auch diese Perspektiven sind nicht ohne Bedenken: Bei Alternativkulturen mit nicht einheimischen Arten ist im Vorfeld von Anbauversuchen ein mögliches Invasionspotenzial sorgfältig zu prüfen. Und bei einheimischen Arten fremder Herkunft muss die Gefahr einer Florenverfälschung durch Rückkreuzung berücksichtigt und gegenüber möglichen ökologischen Vorteilen abgewogen werden (*Schümann* 2008).

Die genannten Aspekte sollten eigentlich genügend Argumente liefern, um das Artenspektrum bei den Energiepflanzen zu erweitern und geeignete Standorte für deren Anbau zu wählen. Mögliche ökologische Verbesserungen des Maisanbaus sollten dringend erprobt werden. Ein Leitfaden, wie Bioenergieproduktion und Naturschutzaspekte gemeinsam verfolgt werden können, wurde aktuell für das Biosphärenreservat Flusslandschaft Elbe vorgestellt (*Dziewiaty u. Bernardy* 2010). Lösungsvorschläge wurden auch im Rahmen eines Forschungsvorhabens der Hochschule für Forstwirtschaft Rottenburg erarbeitet (*Schümann et al.* 2011a). Dazu zählen eine echte und möglichst langgliedrige Fruchtfolge, der Anbau von weiteren Energiepflanzen (am effektivsten in Mischungen), ein generelles Grünlandumbruchverbot und flankierende Maßnahmen zur ökologischen Aufwertung (Blühstreifen, Brachen etc.).

Möglicherweise wird der Energiemaisboom jedoch schon bald durch seinen eigenen ›Erfolg‹ nachhaltig gebremst werden. Die massive Zunahme maistypischer Probleme (u.a. Westlicher Maiswurzelbohrer und Maiszünsler) führt schon zu regionalen Anbauverböten und Produktionskostensteigerungen durch ver-

stärkten Einsatz von Pestiziden. Die sich abzeichnenden deutlichen Preissteigerungen bei Nahrungs- und Futtermitteln sind vermutlich ein weiteres Korrektiv.

7.2 Handlungsempfehlungen aus gesellschaftlicher Sicht

Um der Bioenergie langfristig eine breite gesellschaftliche Akzeptanz zu sichern, sollte es nach den beachtlichen Etablierungserfolgen künftig vorrangig darum gehen, naturverträgliche Verfahren zur Biomassebereitstellung zu fördern und die Technologien für die Nutzung ›minderwertige‹ Biomassen (Reststoffe) zu optimieren. Durch eine Harmonisierung von Förderpolitik, Genehmigungsrecht, Ordnungs-/Fachrecht und Raumplanung sollten künftig Umwelt- und Naturschutzbelange eine stärkere Gewichtung erfahren.

Neben einer grundsätzlich veränderten Ausrichtung der Förderpolitik zu Gunsten der Nutzung von Rest- und Abfallstoffen sowie einer Honorierung ökologischer Leistungen gibt es dringenden Bedarf und auch Möglichkeiten, für einzelne Bereiche flankierend neue Standards aufzustellen. Dies betrifft vor allem den Bereich der Anlagenplanung und -genehmigung. So sollten bspw. Biogasanlagen ohne überzeugende Abwärmenutzung nicht genehmigungs- und förderfähig sein.

Bisher gibt es trotz der hohen Flächenwirksamkeit der Bioenergienutzung keine nennenswerte strategische Lenkung der Anlagenstandorte zur Umgehung von Flächennutzungskonflikten. Um lokale und regionale Konzentrationseffekte beim Neubau von Biogasanlagen zu vermeiden, die fast automatisch zu vielfachen negativen Rückkopplungen führen (z.B. Intensivierungen, sinnvolle Abwärmenutzung, Anstieg der Pachtpreise) wäre ein grundsätzliches Prüfverfahren im Rahmen geeigneter Raumplanungsinstrumente zu empfehlen. Ein gleichberechtigter Abgleich von Umwelt- und Naturschutzbelangen mit der Weiterentwicklung der erneuerbaren Energien sollte als verbindlicher Grundsatz eingeführt werden.

Um neue Konkurrenzsituationen zu vermeiden, ist es unverzichtbar, künftige Anlagenplanungen an fundierten Potenzialanalysen auszurichten und im regionalen Kontext einen Interessenabgleich herzustellen. Bisher fehlen geeignete raumplanerische Steuerungsansätze, um räumliche Konzentration von Biomasseanlagen und die damit verbundenen Konflikte bereits im Vorfeld zu verhindern. Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich ein aktuelles Forschungsvorhaben an der Hochschule für Forstwirtschaft Rottenburg (gefördert im Rahmen des Programms ›Innovative Projekte‹ des Landes Baden-Württemberg) mit der Entwicklung eines Konzepts für regionalisierte Biomassekonzepte, um Ressourcenkonflikte bereits im Vorfeld zu identifizieren und nach Möglichkeit zu entflechten. Der nachfolgende Katalog an möglichen Steuerungs- und Regelungsinstrumenten (Tab. 4) repräsentiert einen Policy-Mix, der unterschiedliche Rechtskreise und Verwaltungsebenen adressiert (s. auch *Schümann et al.* 2011b). Es wird nicht verkannt, dass derartige Anpassungen, die auch erst in ihrer Synergie tatsächliche Wirkungen haben, nur über schwierige politische Prozesse durchsetzbar sind.

Tab. 4: Übersicht zu möglichen Steuerungsansätzen

Instrument	Maßnahme / Auflage
Korrekturen bei ›Förderinstrumenten‹	
<i>EEG</i>	– Bonus für naturverträgliche Anbauformen
	– Reduzierung von NawaRo-Bonus
	– Technologiebonus für bestimmte Verwertungsverfahren
	– Anpassung des Landschaftspflegebonus
	– 50 % – ›Maisdeckel‹
<i>Agrarumweltprogramme</i>	– bessere Finanzausstattung der Programme
	– Flexibilisierung der Programme
	– finanzielle Anreize für naturverträgliche standort-angepasste Anbauweisen bzw. Nutzungskonzepte
<i>Investitionsförderung / Kreditvergünstigungen</i>	– Einhaltung naturschutzfachlicher Standards (Bau und Betrieb) als Voraussetzung für Investitionsförderung
<i>Zertifizierung</i>	– Einhaltung von Anbaustandards im Rahmen der Biomassestrom-Nachhaltigkeitsverordnung = BioSt-NachV und Biokraftstoff-Nachhaltigkeitsverordnung = Bio-KraftNachV (bisher nur Einhaltung guten fachlichen Praxis und Ausschluss von Biomasse von Flächen mit hoher Biodiversität, Primärwäldern oder Kohlenstoffsenken)
	– freiwillige Einhaltung von Anbaustandards
	– finanzieller Ausgleich bei Einhaltung spezieller Naturschutzstandards
<i>Marktanreizprogramme</i>	– Honorierung von Umweltleistungen
<i>Förderung von F+E und E+E-Projekten</i>	– Weiterentwicklung der Verwertungstechnologien, Erntetechnik und Logistikkonzepte im Bereich der energetischen Nutzung von Restbiomassen fördern (z.B. Landschaftspflege)
Ordnungs- und Fachrecht	
<i>Grünlandverordnungen der Bundesländer</i>	– landesweite Umbruchverbote für Dauergrünland (Überschreiten der 5 %-Hürde nach Cross-Compliance verhindern)
<i>Anpassung von Schutzgebietsverordnungen</i>	– schutzzielbezogene Bewirtschaftungsauflagen in Schutzgebietsverordnungen
<i>Managementpläne für Schutzgebiete</i>	– Angebote für naturverträgliche Biomassegewinnung
	– ggf. Restriktionen für Energiepflanzenanbau
	– Entnahmegrenzen für Pflegematerialien

Instrument	Maßnahme / Auflage
<i>Bundesimmissionsschutzgesetz (BimSchG)</i>	– Anlagen, für die BimSchG-Genehmigungspflicht besteht (abhängig bspw. von Durchsatz, Feuerungswärmeleistung des Blockheizkraftwerks, Lagerkapazität des Gärrestlagers), sollten Nachweis über verfügbarer Flächen zur ordnungsgemäßen Ausbringung von Gärresten zu Düngezwecken erbringen müssen
<i>Cross Compliance</i>	– Anzeigepflicht für jeglichen Grünland-Umbruch (Genehmigungsvorbehalt)
	– beihilfefähiges Grünland im Jahr 2003 als Referenzgröße für 5 %-Hürde
	– Abschaffung der Humusbilanz zur ›Umgehung‹ einer dreigliedrigen Fruchtfolge
	– Verpflichtender Anteil an Flächen für ökologischen Ausgleich auf Betriebsebene
strengere Bewirtschaftungsauflagen/Umweltanforderungen in weiteren Fachgesetzen und Verordnungen	
allgemein oder biomassespezifisch; z.B. in Düngemittel-Gesetz, Dünge-Verordnung, Pflanzenschutz-Gesetz, Bundesnaturschutz-Gesetz	

Auf regionaler und kommunaler Eben ist daher zu empfehlen, dass schneller wirksame informelle Instrumente eingesetzt werden: In diskursiven Prozessen sollen zunächst mögliche Konflikte und Potenziale herausgearbeitet werden. In einem zweiten Schritt können dann sowohl auf lokaler wie regionaler Ebene sinnvolle Handlungsempfehlungen entwickelt werden, die helfen, ökologisch nachhaltige Nutzungskonzepte und ihre notwendige Akzeptanz abzubilden.

Wichtige Bestandteile entsprechender Beteiligungsprozesse sollten sein:

- Biomasse-Potenzialermittlungen auf kommunaler Ebene, die bei der Erarbeitung (über-)regionaler Potenziale als Korrektiv Berücksichtigung finden (›bottom-up‹).
- Für die Inanspruchnahme der ermittelten Potenziale sollten die zu erwartenden Umweltwirkungen szenarisch betrachtet/visualisiert werden.
- Für eine effiziente und effektive Nutzung von Biomasse sind ein regionales Stoffstrommanagement und entsprechende Logistikkonzepte (›Biomassebörsen‹) mit den Akteuren vor Ort zu entwickeln.
- Für die Akzeptanz einzelner Anlagen ist die Erstellung anlagenbezogener Bürgergutachten zu empfehlen.
- Integrative Beratungsmöglichkeiten müssen geschaffen und koordiniert werden.

Für den Biodiversitätsschutz in unserer Kulturlandschaft sind folgende Punkte von besonderer Relevanz:

- Zentrale Handlungserfordernisse sind die Schaffung von Funktionsflächen in der Agrarlandschaft, die den standorttypischen Biozönosen Rückzugsräume, Reproduktionsstätten und Nahrungsquellen bieten.
- Notwendig sind effiziente Maßnahmen zur Vermeidung eines weiteren Umbruchs von Dauergrünland und die Entwicklung von Strategien zur Förderung einer standortangepassten Anbauvielfalt.

Grundsätzlich sollten sich künftige Fördertatbestände streng an Treibhausgasbilanzen orientieren und die Landnutzungsänderungen in die Bilanzierung einbeziehen.

Eine Frage ist in dem zunehmend ethisch geführten Diskurs zur Rolle der Biomasse als Energieträger zu stellen: Welche Alternativen gibt es? Die Antwort ist leicht und schwierig zu gleich: Grundsätzlich muss gefragt werden, ob die verfügbaren Natur- bzw. Flächenressourcen unseren modernen Lebensstil (er)tragen können, ohne die Leistungsfähigkeit des Naturhaushaltes grundlegend zu beeinträchtigen.

Durch Suffizienz und Effizienz ließen sich vermutlich auch ohne radikalen Umbau unserer Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme 70 % des aktuellen Energieverbrauchs reduzieren, Beispiele wurden im Prolog dieses Aufsatzes schon benannt. Welche Hebelwirkungen möglich wären, sei mit folgendem Beispiel angedeutet: Weltweit gibt es noch vier Länder ohne Geschwindigkeitsbeschränkungen auf autobahnähnlichen Straßen. Das sind neben Deutschland die Länder Bhutan, Nepal und Uganda. Es gibt Berechnungen, nach denen das energetische Einsparpotenzial in Deutschland durch eine Geschwindigkeitsbegrenzung auf 100 km/h dem Äquivalent der Energie aus der aktuell genutzten land- und forstlicher Biomasse entspricht. Aber derart weise Entscheidungen sind wohl erst späteren Generationen vorbehalten.

8 Zusammenfassung

Die ›Energiewende‹ in Deutschland mit neuen Prioritäten bei Bereitstellung und Umgang mit Energie verdienen Respekt und Anerkennung. Weltweit gesehen ist Deutschland Vorreiter, wie es einer nahezu rohstofflosen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft gelingen kann, mit Hilfe der vorhandenen natürlichen Ressourcen, technologischer Innovation und Bewusstseinswandel den Energiebedarf zu reduzieren und vor allem zu substituieren. Einen hohen Anteil an den erneuerbaren Energien hat Biomasse aus landwirtschaftlicher und forstlicher Herkunft. Am Beispiel der Bioenergie wird dargestellt, dass diese Formen der erneuerbaren Energien trotz zahlreicher positiver Aspekte auch neuartige Problemfelder verursachen. Dies gilt nicht nur für die nationale Ebene, sondern auch für den globalen Raum. Aufgrund der begrenzten Verfügbarkeit von Biomasse und vielen

negativen Einflüssen auf Ökosysteme bei ihrer Produktion und Bereitstellung bedarf es für die Biomasseproduktion und für die Anlagenstandorte dringend überzeugender Steuerungs- und Regelungsinstrumente.

9 Nachgereicht

Das vorliegende Manuskript wurde bereits im März 2011 zusammengestellt und zur Veröffentlichung eingereicht. Jetzt im März 2012 hat sich die energiepolitische Welt auf ein Neues verändert: Zum 1. Januar 2012 ist zum wiederholten Male eine Novelle des EEG in Kraft getreten (zum rechtlichen Verständnis: Gesetzliche Änderungen haben nur Auswirkungen auf den Zubau von Anlagen). Sie trägt eine weiche Handschrift von moderaten Weichenstellungen und Reaktion auf berechtigter Kritik an einzelnen Förderinstrumenten wie auch in diesem Aufsatz dargestellt: In erster Linie ist die Novelle jedoch Ausdruck und Einfluss entsprechender wirtschaftlicher Stakeholder/Lobbyisten zu Besitzstandswahrungen.

So wird z.B. die Vergütung von Strom aus Offshore-Windkraftanlagen angehoben und im Gegenzug an Land erzeugter Windstrom jährlich um 2 % statt wie bisher um 1 % abgesenkt. Im Biomassesegment ist festzustellen, dass zukünftig der in großen Biogasanlagen erzeugte Strom gegenüber kleineren Anlagen deutlich begünstigt wird, obwohl gerade die kleineren Anlagen besonders gut geeignet sind, aus biologischen Reststoffen aus der Landwirtschaft und Landschaftspflege oder auch Bioabfällen ökologischen Strom und Wärme zu gewinnen. Es kann davon ausgegangen werden, dass die finanzielle Besserstellung von Großanlagen, die durch den so genannten Gülle-Bonus induzierten Fehlentwicklungen der vergangenen Jahre, mit einem weiteren Zuwachs an Mono-Maiskulturen, noch mehr befördern wird. Daran ändern wird auch nichts der so genannte ›Maisdeckel‹, der bedeutet, dass mit der Novelle in neuen Anlagen der Masseanteil zusammen mit Getreidekorn im Kalenderjahr maximal noch 60 % betragen darf. Kritik kommt u.a. von den Ökoanbauverbänden, denn Biobetriebe setzen bei der Biogasproduktion besonders auf den Anbau von umweltverträglichem Klee gras. Diese Kultur werde im neuen EEG jetzt auf die gleiche Vergütungsstufe gestellt wie Mais; lediglich beim Zwischenfruchtanbau wird noch eine bessere Vergütung gewährt. Damit verschlechtert die Novellierung des EEG deutlich die Entwicklungschancen einer nachhaltigen energetischen Biogasproduktion im ökologischen Landbau.

Logisch ist die Kritik des Bundesverbands Bioenergie (BBE) zur Novelle, der erhebliche wirtschaftliche Nachteile für die Investoren in der endlich verpflichtenden Mindestwärmenutzung in Höhe von 60 % der gesamtenergetischen Leistung einer Biogasanlage sieht. Diese Abwärmenutzung muss nach dem ersten Betriebsjahr über mindestens fünf Jahre garantiert und eingehalten werden, ansonsten drohen drastische Vergütungsreduzierungen und Rückzahlungen.

Neu eingeführt wurde im novellierten EEG eine Markt- und Flexibilisierungsprämie. Erstere können Anlagenbetreiber erhalten, die den Strom an der Börse vermarkten. Da der Börsenpreis in der Regel niedriger ist als die Einspeisever-

gütung im EEG, wird der entstehende Differenzbetrag durch die so genannte Marktprämie ausgeglichen. Die Flexibilisierungsprämie soll dafür sorgen, dass Betreiber größere Gasspeicher und Motoren bauen, um künftig den Strom nur in den Zeiten zu produzieren, wenn er auch vom Markt nachgefragt wird.

Zwar wurde die Anzahl der additiv zur Strom-Grundvergütung möglichen Boni von insgesamt sieben auf zwei reduziert, allerdings gibt es zahlreiche neue Detaildifferenzierung. So ist festzustellen, dass sich das EEG aus einem zu Beginn noch übersichtlichen Förderrechtsinstrument, das zwar mit Webfehlern ausgestattet war, sich mittlerweile zu einem nur noch für Experten zu durchdringenden Rechtsmonster entwickelt hat.

10 Summary

The so called German ›Energiewende‹ with new priorities in supply and in handling of energy is well acknowledged and respected. From a global perspective Germany has a leading role of how a society with almost no domestic fossil resources successfully manages to reduce and substitute its energy demands. This is achieved by means of technical innovation, switch to renewable energy sources and changes in consumption behaviours. A high proportion of renewable energy derives from agricultural and forestry biomass. But it has to be pointed out that even such alternative forms of energy may not only have entirely positive attributes since they can also cause new sorts of problems. This is not only the fact on the national level but also from a global perspective. It is shown which the dimension already of various uses in bio-energy is and what kind of developments have to be anticipated in the future. Because of the natural limitations of biomass and the various negative impacts intensive production of biomass may have to nature and environment systems for control and governance are needed and have to be installed.

Quellen und Literatur

- Anspach, Victor u. Möller, Detlef (2008):* Biogas – Grünes Gold vom Acker? Wirtschaftliche Potenziale und ökologische Nachhaltigkeit von Biogasanlagen. – In: Der kritische Agrarbericht, S. 129–134.
- Behm, Cornelia (2008):* Grünlandverluste schreiten beschleunigt voran – Schleswig Holstein, Mecklenburg-Vorpommern und Rheinland-Pfalz haben 5 %-Grenze bereits überschritten. – In: Pressemitteilung vom 13.11.2008. http://www.cornelia-behm.de/cms/presse/dok/314/314971.finanzkrise_und_gruenlandverordnungen_br.html
- Bundesamt für Naturschutz (BfN) [Hrsg.] (2010): Bioenergie und Naturschutz. Synergien fördern, Risiken vermeiden. Positionspapier. – Bonn.
- Bundesamt für Naturschutz (BfN) [Hrsg.] (2009): Where have all the flowers gone? Grünland im Umbruch. – Bonn.

- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) [Hrsg.] (2010): Globale und regionale Verteilung von Biomassepotenzialen. Status-quo und Möglichkeiten der Präzisierung. – In: BMVBS-Online-Publikation 27/2010.
- Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (BMELV); Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU) (2009): Nationaler Biomasseaktionsplan für Deutschland – Beitrag der Biomasse für eine nachhaltige Energieversorgung. Im Internet unter: http://www.erneuerbare-energien.de/files/pdfs/allgemein/application/pdf/broschuere_biomasseaktionsplan.pdf (Stand: 09.05.2009).
- Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU) [Hrsg.] (2008): Erneuerbare Energien in Deutschland 1990–2007. BMU-Broschüre. – Berlin.
- Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU) [Hrsg.] (2009): Landfristszenarien und Strategien für den Ausbau Erneuerbarer Energien in Deutschland. – Berlin (Leitszenario 2009. Reihe Umweltpolitik).
- Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU) [Hrsg.] (2009): Entwicklung der erneuerbaren Energien in Deutschland im Jahr 2009. Im Internet unter: http://erneuerbare-energien.de/files/pdfs/allgemein/application/pdf/ee_hintergrund_2009_bf.pdf (Stand: 16.04.2010).
- Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU) [Hrsg.] (2011): Erneuerbare Energien 2011. Bericht auf Grundlage der Arbeitsgruppe Erneuerbare Energien-Statistik (AGEE-Stat), 20 S. Im Internet unter: http://www.bmu.de/files/pdfs/allgemein/application/pdf/ee_in_zahlen_2011_bf.pdf (Stand: 16.04.2012)
- Bundesumweltamt (UBA) (2007a): Gesamttrend aller Treibhausgasemissionen in Deutschland. Im Internet unter: <http://www.umweltbundesamt.de/uba-info-presse/2008/pd08-016.htm> (Stand: 10.03.2007)
- Bundesumweltamt (UBA) (2007b): Energiepolitik und Energiedaten. Im Internet unter <http://www.umweltbundesamt.de/energie> (Stand: 31.03.2011).
- Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU) (2012): Erneuerbare Energien 2011. Bericht auf Grundlage der Arbeitsgruppe Erneuerbare Energien-Statistik (AGEE-Stat), 20 S. Im Internet unter http://www.bmu.de/files/pdfs/allgemein/application/pdf/ee_in_zahlen_2011_bf.pdf (Stand: 16.04.2012)
- Buttenbach-Bahl, Klaus et al.* (2010): Treibhausgasbilanz nachwachsender Rohstoffe. Eine wissenschaftliche Kurzdarstellung. – In: KIT Scientific Reports 7556. Karlsruhe.
- Deutscher Rat für Landschaftspflege (DRL) [Hrsg.] (2008): BEST PRACTICE. Erfolgsmodelle energetischer Nutzung von Biomasse aus der Landschaftspflege. Broschüre des DVL. – Ansbach.
- Deutscher Rat für Landschaftspflege (DRL) [Hrsg.] (2006): Die Auswirkungen erneuerbarer Energien auf Natur und Landschaft. – Berlin (Schriftenreihe des DRL, 79).
- Deutsches BiomasseForschungszentrum (DBFZ); Thüringer Landesanstalt für Landwirtschaft (TLL) (2010): Monitoring zur Wirkung des Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) auf die Entwicklung der Stromerzeugung aus Biomasse. Zwischenbericht, März 2010. Im Internet unter: http://www.dbfz.de/web/fileadmin/user_upload/3330002_Stromerzeugung_aus_Biomasse_3_Zwischenbericht_.pdf (Stand: 31.03.2011)
- Doyle, Ulrike et al.* (2007): Nachwachsende Rohstoffe – eine Einschätzung aus Sicht des Naturschutzes. – In: Natur und Landschaft 82, H. 12, S. 529–535.
- Doyle, Ulrike; Schürmann, Kolja* (2011): Erneuerbare Energien – Die Zukunft des Biomasseanbaus. – In: Demuth, Bernd et al. [Hrsg.]: Landschaften in Deutschland 2030. Der große Wandel. Bonn Bad-Godesberg (BfN-Skripten, 284), S. 61–70.
- Dziewiaty, Krista u. Bernardy, Petra* (2007): Auswirkungen zunehmender Biomassenutzung (EEG) auf die Artenvielfalt. Erarbeitung von Handlungsempfehlungen für den

- Schutz der Vögel in der Agrarwirtschaft. Gutachten im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit. – Seedorf.
- Dziewiaty, Krista u. Bernardy, Petra (2010):* Leitfaden Bioenergie und Naturschutz. Hrsg. von Biosphärenreservatsverwaltung Mittelbe. Oranienburg. Im Internet unter: <http://www.erneuerbare-energien.de/inhalt/41266/4593> (Stand: 31.03.2011).
- Fachagentur für nachwachsende Rohstoffe e.V. (FNR): Entwicklung des Anbaus von Rohstoffpflanzen. Im Internet unter: <http://www.nachwachsenderohstoffe.de/service/daten-und-fakten/anbau/> (Stand: 31.01.2012).
- Fritsche, Uwe et al. (2006):* Sustainability Standard for Bioenergy. WWF Germany. – Frankfurt am Main.
- Goossens, Anick et al. (2001):* Two-year field study on the emission of N₂O from coarse and middle-textured Belgian soils with different land use. Nutrient Cycling. – In: Agroecosystems 60, S. 23–34.
- Häusling, Martin (2010):* Entwurf eines Berichts zum Eiweißmangel in der EU. Wie lässt sich das seit langem bestehende Problem lösen? An das Europäische Parlament, Ausschuss für Landwirtschaft und ländliche Entwicklung. 2010/20111 (INI). Im Internet unter: www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/agri/pr/837/837708/837708de.pdf (Stand: 31.02.2012).
- Hötter, Herrmann et al. (2009):* Maisanbau für Biogasanlagen. CO₂-Bilanz und Wirkung auf die Vogelwelt. – In: Berichte zum Vogelschutz 46, S. 107–125.
- Informationsdienst Landwirtschaft – Ernährung – Ländlicher Raum Baden-Württemberg (LEL) (2009): Agrarmärkte 2009 – Foliensatz. Im Internet unter: http://www.landwirtschaft-mlr.baden-wuerttemberg.de/servlet/PB/show/1296645/LEL_Agrarm%E4rkte%202009%20-%2016%20NaWaRo%20%28Folien%29.pdf (Stand: 25.02.2011)
- Institut für Agrarökologie und Biodiversität (IFAB) (2010): Bioenergie und Biodiversität. Naturschutzverträgliche Erzeugung von Biogas. Unveröffentlichte Studie von NABU LV Baden-Württemberg, Landesnaturschutzverband (LNV) und Fachverband Biogas (FB). – Mannheim.
- Joint Research Centre (JRC) (2007): Biofuels in the European context: Facts, uncertainties and recommendations. – Ispra (Working Paper 19/12/2007).
- Jungkunst, Hermann et al. (2006):* Nitrous oxide emissions from agricultural land use in Germany. A synthesis of available annual field data. – In: Journal of Plant Nutrition and Soil Science 169, S. 341–351.
- Karpenstein-Machan, Marianne (2004):* Neue Perspektiven für den Naturschutz durch einen ökologisch ausgerichteten Energiepflanzenbau. Chancen und Methoden einer integrativen Ackernutzung. – In: Naturschutz und Landschaftsplanung 36, H. 2, S. 58–64.
- Karpenstein-Machan, Marianne u. Weber, Christian (2010):* Energiepflanzenanbau für Biogasanlagen. Veränderungen der Fruchtfolge und der Bewirtschaftung von Ackerflächen in Niedersachsen. – In: Naturschutz und Landschaftsplanung 42, H. 10, S. 312–320.
- Leick, Barbara (2003):* Emission von Ammoniak (NH₃) und Lachgas (N₂O) von landwirtschaftlich genutzten Böden in Abhängigkeit von produktionstechnischen Maßnahmen. Dissertation Universität Hohenheim, Institut für Pflanzenernährung. – Hohenheim.
- Luick, Rainer et al. (2011):* Superstar Energiemais. Auswirkungen auf die Biodiversität am Beispiel der Feldvogelarten. – In: Der Kritische Agrarbericht, S. 131–135.
- Müller, Klaus et al. (2008):* Wege zur naturschutzgerechten Erzeugung von Energiepflanzen für Biogasanlagen: Verfahren, Betriebe, Rahmenbedingungen. Endbericht für DBU-Projekt (AZ 23559–33/0). – Münchenberg.

- Nachhaltigkeitsbeirat der Landesregierung Baden-Württemberg (NBBW) [Hrsg.] (2007): Wege zu einer nachhaltigen Energieversorgung in Baden-Württemberg. Gutachten. – Stuttgart.
- Nachhaltigkeitsbeirat der Landesregierung Baden-Württemberg (NBBW) [Hrsg.] (2008): Energie aus Biomasse: Potenziale und Empfehlungen für Baden-Württemberg. Gutachten. – Stuttgart.
- Naturschutzbund Deutschland e.V. (NABU); Deutscher Verband für Landschaftspflege (DVL) [Hrsg.] (2007): Bioenergie. Aber natürlich! Nachwachsende Rohstoffe aus Sicht des Umwelt- und Naturschutzes. – In: DVL-Schriftenreihe Landschaft als Lebensraum, 12. Ansbach u. Berlin.
- Nitsch, Joachim u. Wentzel, Bernd (2009): Leitstudie 2009. Langfristszenarien und Strategien für den Ausbau erneuerbarer Energien in Deutschland. Untersuchung i. A. des BMU. – Berlin.
- Nowald, Günter (1996): Nahrungspräferenzen des Kranichs während der Herbststrat. – In: Vogelwelt 117, S. 153–157.
- Osterburg, Bernhard et al. (2009): Erfassung, Bewertung und Minderung von Treibhausgasemissionen des deutschen Agrar- und Ernährungssektors. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz. Arbeitsberichte aus der vTI-Agrarökonomie. – Braunschweig, Hamburg u. Trenthorst.
- OXFAM (2007): Mit Biosprit in die Armut? Warum die EU-Pläne für Biokraftstoffe katastrophale Folgen für arme Menschen haben könnten. Positionspapier. – Oxford.
- Plöchl, Matthias u. Heiermann, Monika (2002): Ökologische Bewertung der Bereitstellung landwirtschaftlicher Kosubstrate zur Biogaserzeugung. – In: Bornimer Agrartechnische Berichte 32, S. 97–105.
- Plöchl, Matthias u. Schulz, Michael (2006): Ökologische Bewertung der Biogaserzeugung und -nutzung. – In: Ministerium für Ländliche Entwicklung, Umwelt und Verbraucherschutz des Landes Brandenburg [Hrsg.]: Biogas in der Landwirtschaft. Leitfaden für Landwirte und Investoren im Land Brandenburg. Potsdam, S. 49–52.
- Sachverständigenrat für Umweltfragen (SRU) (2007): Klimaschutz durch Biomasse. Sondergutachten. – Berlin.
- Schümann, Kolja (2008): Nachwachsende Rohstoffe als nachwachsendes Problem mit invasiven Arten? – In: Natur und Landschaft 9/10, S. 438–440.
- Schümann, Kolja et al. (2011a): Biomasseanbau steuern. Konfliktminderung durch neue Anreize. – In: Natur und Landschaft 3, S. 112–119.
- Schümann, Kolja et al. (2011b): Naturschutzstandards für den Biomasseanbau. – In: Naturschutz und Biologische Vielfalt, S. 106.
- World Wide Fund For Nature (WWF) (2011): Energie im großen Stil – Auswirkungen des Bioagas-Booms auf Umwelt-, Artenvielfalt und Landwirtschaft. WWF/Deutschland. – Berlin.

Verena Gawel

Hochwasser und Eisgang am Niederrhein – grenzüberschreitende Bewältigung von Naturkatastrophen im 19. Jahrhundert¹

Mit 1 Abbildung

Einleitung

Gründung, Wachstum und Wohlstand von Städten – oftmals waren es Flüsse, die jene wesentlichen Faktoren begründeten und sich überhaupt erst für die Entstehung der meisten europäischen Städte und Siedlungen verantwortlich zeichnen konnten. Neben der gesteigerten Fruchtbarkeit der Flussauen waren es auch die günstigen Transportbedingungen, mit der im Vor-Eisenbahn-Zeitalter die hohe Bedeutung jener Standorte für die Ansiedlung an Flüssen begründet werden kann. So verwundert es nicht, dass die bedeutsamsten bereits im Mittelalter gegründeten europäischen Städte häufig unweit einer Fluss-Furt oder an einem anderen bedeutsamen Punkt im Flussverlauf situiert wurden.

Neben erhöhter Fruchtbarkeit und logistischen Vorteilen gehören aber auch wiederkehrende Hochwasser und die Neigung, ihr Bett ständig zu verändern, zum üblichen Erscheinungsbild von Flüssen. Dem Bestreben städtischer aber auch ländlicher Zivilisation, langfristige Stabilität zu sichern, widerspricht eine solche Dynamik grundlegend.

Dies ist eines der wichtigsten Spannungselemente in der Beziehung zwischen Siedlungen und Flüssen. Denn für den Menschen wahrnehmbare Folgen von Hochwassern kann es erst seit dem Zeitpunkt geben, seitdem jene begannen, sich in den Flussauen niederzulassen und diese für ihre wirtschaftlichen Zwecke zu nutzen. Während sich ein Natur-, Wetter- oder Witterungsereignis nämlich als ein möglicherweise sogar unbemerkter physikalischer Vorgang im Raum darstellen kann, wird jener physikalische Vorgang erst bemerkt, wenn er in einem gesellschaftlichen Teilbereich geschieht und darin Veränderungen auslöst. Erst durch die Wahrnehmung dieser Veränderungen und deren negativer Bewertung, die durch eigene Betroffenheit bestimmt wird, wandelt sich ein Hochwasserereignis in einem besiedelten Raum zu einer Hochwasserkatastrophe (Abb. 1).

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 37. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Leipzig, 15.–18. September 2010) gehalten wurde.

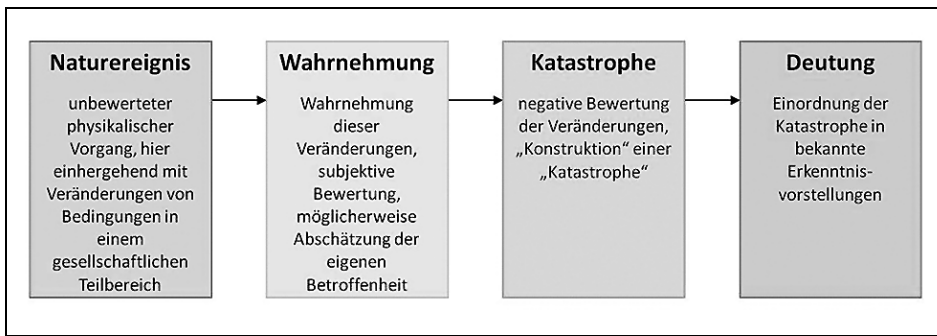


Abb. 1: Prozessverlauf: »Konstruktion« einer Katastrophe
Eigener Entwurf

Wenn eine Stadt einen Kai baut, wird normalerweise angenommen, dass der Fluss dieses künstliche Ufer nicht überflutet. Es hingegen absolut hochwasserfrei zu bauen, wäre jedoch aus wirtschaftlicher Sicht ein ungünstiges Vorhaben, weil dies Lade- und Entladevorgänge bei normalen Wasserständen unnötig behindern würde (Schott 2007, S. 143). Ähnlich verhält es sich bei der landwirtschaftlichen Produktion, je stärker man sich dem Flussbett nähert, desto fruchtbarer werden die Flächen, umso stärker setzt man die Ernte aber auch möglichen Hochwassern aus.

Kurzzeitigen Hochwassergefährdungen stehen also erhebliche Vorteile gegenüber. Solche hier getroffenen Abwägungsprozesse werfen die Frage auf, welche Erklärungsversuche, welches Wissen der Handelnden über das Verhalten von Flüssen bei ihren Entscheidungen zugrunde lagen. In wieweit waren sich die Akteure über die Gefahr und die Häufung exzessiver Wasserstände und Überflutungen bewusst? Welche Art von Risiken waren sie bereit einzugehen (Schott 2007, S. 143)? Wie wurde das Wissen über den Fluss anhand von Mustern gedeutet und in bestehende Wissensbestände, Denkstrukturen und Wertesysteme eingeordnet (Pfister 2002, S. 212)? Wie fand dieses Wissen Eingang in Planungsentscheidungen? Und wenn es zur Hochwasserkatastrophe kam, wie wurde sie bewältigt?

Grundannahme bei der Beschäftigung mit der Bewältigung von Hochwasserkatastrophen aus einer historisch-geographischen Perspektive ist, dass wesentliche historische Prozesse als Reaktion auf Naturkatastrophen stattgefunden haben, im Rahmen derer Gesellschaften diverse Muster und Strategien entwickelten, um auf die primär wirtschaftlichen Folgen von Naturkatastrophen zu reagieren.

Quellen der historischen Naturkatastrophenforschung

Die historische Naturkatastrophenforschung kann sich glücklicherweise auf eine breite Quellenbasis stützen, denn gerade das Außergewöhnliche erschien in der Vergangenheit berichtenswert und erweckte das Bedürfnis Erklärungen und

Lösungen zu finden, so dass eine Vielzahl historischer Dokumente entstand. Je größer die Auswirkungen einer Katastrophe waren, desto häufiger und ausführlicher ist sie im Allgemeinen beschrieben worden.

In den uns heute überlieferten Quellen über historische Naturkatastrophen, die bislang vornehmlich für die Rekonstruktion der betreffenden Ereignisse hinzugezogen wurden, durchdringen sich aber auch Elemente der Beschreibung und Deutung. Augenzeugen und Betroffene versuchten zum einen den Verlauf des physischen Geschehens zu beschreiben. Zugleich wurde dieses aber auch anhand von Mustern gedeutet und in bestehende Wissensbestände, Denkstrukturen und Wertesysteme eingeordnet. Allen Quellengattungen ist gemeinsam, das im Gegensatz zum Alltäglichen, das Außergewöhnliche berichtenswert erschien und Darstellungen über solche Ereignisse deshalb verstärkt niedergeschrieben wurden.

Zu beachten ist bei der Auswertung historischer Quellen jedoch die Tatsache, dass es sich bei der Art und Weise, wie sich uns überlieferte Quellen zu Naturkatastrophen im Allgemeinen und Hochwassern im Speziellen präsentieren, um keine objektiven Wiedergaben von physikalischen Vorgängen und ihren Folgen für einen gesellschaftlichen Teilbereich handelt. Es sind vielmehr äußerst subjektive Darstellungen der erlebten Geschehnisse.

Gerade auf solche subjektiven Darstellungen der erlebten Ereignisse stößt man in persönlichen und privaten Aufzeichnungen, wie zum Beispiel in überlieferten Tagebüchern. Hier finden sich möglicherweise Hinweise dazu, wie in Katastrophenzeiten die Hinwendung zur Religion und zu Gott als Rettungsanker dienen konnte. Zwar lässt sich vermuten, dass eine religiöse Deutung von Hochwasserkatastrophen im 19. Jahrhundert auszuschließen war, da keine wissenschaftlichen Erkenntnisse hinzugezogen werden mussten, um die sich jährlich wiederholenden Hochwasser auf die Schneeschmelze in höher gelegenen Rheinabschnitten zurückzuführen, oder aber das Aufstauen von Wasser an sich oftmals an Brückenpfeilern verkeilenden Eisschollen in strengen Wintern zu erklären. Dennoch berief man sich in Katastrophenzeiten gerne auf göttlichen Beistand, um das schlimmste Übel möglicherweise noch abwenden zu können.

Überschwemmung am Niederrhein 1855

Dass dies auch noch Mitte des 19. Jahrhunderts eine übliche Praxis war, mögen exemplarisch die Briefe eines Pfarrers aus Baerl – *Gottlieb Nourney* – zeigen. Die Briefe wurden in den Stunden und Tagen der Überschwemmung im Februar und März 1855 verfasst und waren an seine Frau adressiert, die sich zur Zeit der Überschwemmung aus Anlass der Geburt eines Enkelkinds in Mönchengladbach aufhielt. Mit diesem Hintergrundwissen können wir allerdings davon ausgehen, dass der Mann die Ereignisse sicherlich verharmloste. Seine Berichterstattung mutet teilweise humoristisch an, sicherlich um die Gefahrennächte für seine Frau als möglichst harmlos darzustellen und um diese nicht zu beunruhigen. Sie enthält aber auch Hinweise auf die angesprochene religiöse Rückbesinnung in Krisen-

zeiten und teilt uns mit, dass aus Angst vor der Katastrophe schnellstmöglich noch die Taufe eines neugeborenen Kindes vorgenommen werden sollte, damit Gott seine schützende Hand auch über den Säugling halten möge.

»Interessant war es, wie das Wasser, zusehend wachsend, in die Vertiefungen floß und aus den Maulwurfslöchern aufkochte. [...] Morgen habe ich die Beerdigung der alten Frau Engelen und erhalte soeben die Aufforderung, das Kind bei Sußmanns morgen zu taufen, theils der bevorstehenden Überschwemmung wegen, theils wegen plötzlich zunehmender Schwäche des alten Sußmanns, welche sein baldiges Ende erwarten lassen. [...] Nachts ½ 1: Uhr Ich war vor stark einer halben Stunde eingeschlafen, als Cornelia mich weckte. Drei Böllerschüsse verkündeten den Eisgang. Es war ein furchtbar grausiges Krachen und Rauschen. Der Damm voller Menschen. Das Wasser im Garten bis wo der alte Apfelbaum stand. Drei fernere Schüsse dröhnten, wie ichs nie gehört, in krachendem Widerhall den Rhein hinunter wieder. Die Leute behaupten, der Eisgang erstrecke sich nicht weit unterhalb. Signale von Binsheim und Orsoy hat man nicht gehört. Das Krachen und Toben in den Eismassen hört nach ½ Stunde stark auf. Bewegung ist noch da, aber sachte. Eine Stauung kann nicht wohl vorhanden seyn, dann müßte das Wasser schneller auflaufen. Gott sey der armen Uferbewohner gnädig und barmherzig« (Josten 1956, S. 29).

Dass neben privaten und persönlichen Aufzeichnungen auch Verwaltungsakten und herrschaftliche Dokumente Informationen zu extremen Witterungsereignissen enthalten können, ergibt sich aus den verwaltungsobliegenden Pflichten, bei einer Katastrophe die Verantwortung beispielsweise für die Instandhaltung infrastruktureller Einrichtung zu übernehmen. Einmal abgesehen von ersten Rettungsmaßnahmen und Hilfeleistungen, wie die Versorgung der vom Wasser umschlossenen Menschen mit Lebensmitteln etc., lag die Verantwortung in der Ergreifung von Strategien zur Krisenbewältigung längerfristig in den Händen der preußischen Regierung. Und auch die archivalische Quellenlage besteht – mit Ausnahme von oben genannten Hinterlassenschaften – vornehmlich aus preußischen Verwaltungsakten.

Technische Krisenbewältigung Ende des 19. Jahrhunderts

Das oben angeführte Zitat enthält noch einen weiteren Hinweis auf den unmittelbaren Umgang mit der Hochwassergefahr. »Drei Böllerschüsse verkündeten den Eisgang«. Die hier beschriebene gängige Praxis, vor Eisgang und dem damit einhergehenden sich aufstauenden Wasser zu warnen, wie auch zuvor beim bekannten Johanna-Sebus-Hochwasser im Jahre 1809 angewandt, wurde im Verlauf der Zeit – dank technischer Entwicklungen – ausgebaut und perfektioniert.

So wandte sich der Oberpräsident der Rheinprovinz am 3. November 1894 an den königlichen Regierungspräsidenten mit der Bitte, zur Erleichterung der Abwendung von Hochwasser- und Eisgefahren Fernsprechleitungen anzulegen. Ein Vorläufer zu einer solchen Idee bestand bereits im Regierungsbezirk Bromberg, in dem solche Anlagen aus Anlass der Regulierung der Netze geplant wurden.

Da zur Einrichtung eine finanzielle Beteiligung der einzelnen beteiligten Deichschau vonnöten war (die Kosten für einen Kilometer Leitung bei der Verwendung von Bronzedraht beliefen sich auf durchschnittlich 215 Mark und für jede zum Sprechen ausgelegte Station auf 222 Mark), wurde über die Installation eines solchen Netzes heftig diskutiert und dessen Vor- und Nachteile für die jeweilige Deichschau besprochen. Die ablehnenden Beschlüsse verweisen – wenig überraschend – teils auf die hohen Kosten der Telefonanlagen auf weiten Strecken, teils aber auch auf die bereits bestehenden Telegraphen, die zur Verbreitung von amtlichen Nachrichten über Hochwasserstände und Eisgang am Rhein genutzt wurden. Exemplarisch lässt sich für das Überschwemmungsgebiet des Kreises Kleve für die damalige Zeit anführen, dass bereits Telegraphen oder Telefonstationen in Kleve, Kranenburg, Düffelward, Spyk, Griethausen, Till-Moyland, Kalkar, Appeldorn, Wissel und Grieth existierten, mittels welcher – teilweise mit Hilfe von kurzen Botengängen – alle Nachrichten über Hochwasser und Eisgang kommuniziert werden konnten.

Im Gebiet der Deichschau Düffelt erschien jedoch der Ort Keeken bezüglich der Hochwasserkommunikation unterversorgt, da insbesondere der Düffeltsche Deich in seiner langen Strecke bis zur holländischen Grenze durch die häufigen Eisstopfungen an der Bimmenschen Ecke und dem alten Rheinende bei Lobith oft von Hochwasser betroffen war.

Doch nicht nur die niederrheinischen Nachrichten zu Wasserständen und Eisgang waren für die hiesigen Deichgrafen von Interesse; auch über Flut und Eisstände aus dem holländischen Stromgebiet informiert zu werden, erschien durchaus sinnvoll und war zur Abwendung der Gefahr für die preußischen Behörden von Belang. Von der Waal, dem Rhein (Rijn), der IJssel und Lek wollten die Deichgrafen verständigt werden, da die Verhältnisse der holländischen Ströme auch Rückwirkung auf die niederrheinischen Zustände hatten. So traf es sich gut, dass der holländische Bürgermeister zu Millingen ebenso gewillt war, zwecks Übermittlung von Wasserstandsnachrichten eine Leitung bis zur preußischen Grenze bei Bimmen anzulegen, sofern auf preußischer Seite ebenfalls bis dorthin der Anschluss eingerichtet werden würde. Die Einrichtung der Station in Keeken und die Weiterführung der Leitungen bis zur Grenze standen also zur Debatte. Der kaiserliche Ober-Postdirektor lehnte den Antrag im Januar 1895 mit dem Argument ab, dass ein allgemeines Verkehrsbedürfnis zwischen Nimwegen und dem Kreis-Telegraphennetz nicht vorliege, da die bestehende Telegraphenverbindung zwischen Nimwegen und Kleve für den Telegrammverkehr der beiderseitigen Grenzzorte völlig ausreiche. Nötig sei allenfalls die Einrichtung einer Telegraphenanstalt mit Fernsprechbetrieb in Keeken mit einer Verbindung nach Kleve. Wegen einer solchen hätten jedoch bereits einige Jahre zuvor Ermittlungen stattgefunden, die zur Einrichtung einer Postagentur in dem nur 2 km entfernten Ort Düffelward geführt hatten. Eine Poststelle für Keeken würde nach eingegangenen Erkundigungen in Ermangelung einer geeigneten Person nicht nötig sein. Weiterhin wurde angeführt, dass insbesondere bei der kurzen Entfernung von Düffelward nach Keeken eine Neueinrichtung nicht vonnöten sei, vor allem hinsichtlich der Wasserstandstelegramme, da der Deichgraf von Keeken ohnehin nur

1 km von der Poststelle in Düffelward entfernt wohne. Der Wohnstandort des Deichgrafen war in den folgenden Korrespondenzen zwischen Landrat und Postdirektor Stein des Anstoßes. Dabei wurde darauf hingewiesen, dass der telegraphische Verkehr durch einen längeren Botenweg eine Verzögerung erfahren könnte, die in Zeiten der Gefahr recht kritisch zu werden drohe. Die Gemeinde Keeken und auch die Schau Düffelt sahen allerdings von einer finanziellen Beteiligung zur Einrichtung einer Telefonstation in Keeken ab, da sie von der Auffassung ausgingen, dass die allgemeinen öffentlichen Interessen die Einrichtung einer Telefonstation ohnehin nötig machen würden und die Kaiserliche Post- und Telegraphenverwaltung sich dieser Anforderung auf Dauer nicht entziehen könne.

Und so wurde am 10. Juli 1897 der Beschluss zur Einrichtung einer Fernsprechverbindung gefasst und im Laufe desselben Jahres auch ausgeführt. Die Anbindung an das niederländische Netz ließ noch eine Weile auf sich warten, da darauf hingewiesen wurde, dass die Mittel zur Deckung der Kosten erst im Staatsetat des Jahres 1898 zur Verfügung stehen würden. Nachdem der Regierungspräsident zu Düsseldorf jedoch auf die Fertigstellung drängte, ließ sich der kaiserliche Gesandte im Haag dazu überreden, die Herstellung der Leitung noch im selben Jahre vollenden zu lassen. Die gemeinschaftliche Aufnahme des Betriebes in den niederländischen und deutschen Anstalten erfolgte schließlich am 20. Dezember 1897 (HStAD 35629 330/7).

Fazit

Es lässt sich festhalten, dass bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die technischen Möglichkeiten, Naturkatastrophen abzuwenden, stark beschränkt waren. Andererseits ließ es auch oft die religiöse Deutung von Naturkatastrophen als göttliche Strafe nicht zu, in das Geschehen einzugreifen. So fragten die frommen Leute: »Womit soll den Gott strafen, wenn man ihm die Zuchtrute aus der Hand windet?« (Zimmermann 1856, S. 303, zitiert nach Schmidt 1999). Gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahmen jedoch die technischen Maßnahmen zur Abwehr von Katastrophen stetig zu. Nicht nur am Niederrhein – auch im Alpenraum wurden in dieser Zeit zahlreiche Flüsse eingedeicht und Gebirgswälder zum Schutz vor Lawinen aufgeforstet. In dieser Entwicklung lässt sich ein gesteigertes Vertrauen in die Dauerhaftigkeit technischer und wissenschaftlicher Problemlösungen erkennen (Pfister 2002, S. 214). Die technischen Maßnahmen beruhen ebenso auf Wiederholungserwartungen, die wiederum auf gewachsenen Erfahrungen mit Katastrophen gründen. »Sie rechnen also mit einer Zukunft der Vergangenheit« (Sonabend u. Schenk 2006, S. 87).

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag stellt einen kurzen Ausschnitt aus meinem Dissertationsvorhaben am Geographischen Institut der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn mit dem Titel »Strategien im Umgang mit Hochwasser und Eisgang am Niederrhein – eine historisch-geographische Betrachtung von Naturkatastrophen im 19. Jahrhundert« dar. Der Beitrag untersucht exemplarisch eine Form der technischen Krisenbewältigung im oben genannten räumlichen und zeitlichen Kontext und betrachtet am Beispiel der Einrichtung von Fernspreverbindungen, wie von behördlicher Seite Strategien im Umgang mit Katastrophen bzw. Hochwassern entwickelt wurden. Die Einrichtung von modernen Kommunikationsmitteln gegen Ende des 19. Jahrhunderts am Niederrhein kann als ein Beispiel für eine grenzüberschreitende Krisenbewältigung angeführt werden und belegt darüber hinaus den Austausch von Wissen und Erfahrungen über Hochwasser am Niederrhein mit unseren niederländischen Nachbarn.

Summary

The paper presents a brief excerpt from my dissertation at the Geographical Institute of the University of Bonn with the title »Strategies for Flood and Ice Management on the Lower Rhine – Natural Disasters in the Nineteenth Century from the Perspective of Historical Geography«. The paper takes a historical geographical perspective on the administrative strategies for flood management on the Lower Rhine in the past. It was primarily economic factors which drove the authorities to find new strategies for coping with flooding crises. The establishment of telephone connections by the end of the nineteenth century may be cited as an example of a cross-border crisis management and evidence beyond the exchange of knowledge and experience on high water on the Lower Rhine with our Dutch neighbors.

Quellen

HSTAD 35629 330/7 – Hauptstaatsarchiv Düsseldorf: Fernsprechleitungen zur Abwendung von Hochwasser und Eisgefahr (1894–1899).

Literatur

- Josten, Hans (1956):* Rhein-Überschwemmung vor 100 Jahren. – In: Heimatkalender Kreis Moers. Moers, S. 28–36.
- Pfister, Christian (2002):* Strategien zur Bewältigung von Naturkatastrophen seit 1500. – In: Pfister, Christian [Hrsg.]: Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000. Bern, S. 209–254.
- Schmidt, Andreas (1999):* Gewitter und Blitzableiter. Historische Deutungsmuster eines Naturphänomens und deren Umschlag in Technik: – In: Sieferle, Rolf Peter u. Breuninger, Helga [Hrsg.]: Natur-Bilder. Wahrnehmungen von Natur und Umwelt in der Geschichte. Frankfurt am Main, S. 279–196.
- Schott, Dieter (2007):* Stadt und Fluss: Flüsse als städtische Umwelten im 19. und 20. Jahrhundert. – In: Herrmann, Bernd [Hrsg.]: Beiträge zum Göttinger Umwelt-historischen Kolloquium 2004–2006. Göttingen, S. 141–162.
- Sonnabend, Holger u. Gerrit J. Schenk (2006):* Initiativen zur historischen Katastrophenforschung. – In: Wechselwirkungen. Jahrbuch aus Lehre und Forschung der Universität Stuttgart. Stuttgart, S. 78–88.
- Zimmermann, W.F.A. (1856):* Der Erdball und seine Naturwunder. Populäres Handbuch der physischen Geographie. Ersten Bandes zweite Abtheilung. – Berlin.

Christine Mauelshagen

Ufo-Effekt des Strukturwandels

Die Kulturlandschaft Zollverein in historischer und funktional-genetischer Beziehung zum Stadtteil Essen-Katernberg¹

Mit 8 Abbildungen und 1 Tabelle

1 Einleitung

»Das Ruhrgebiet zwischen den Flüssen Emscher, Ruhr und Lippe im Westen Deutschlands zeichnet sich durch Stätten von außergewöhnlichem universellem Wert aus. Sie dokumentieren in weltweit einzigartiger Dichte und Ausdehnung die Veränderung einer Landschaft und die Entwicklung der Technik-, Industrie-, Sozial- und Stadtgeschichte von der Mitte des 19. bis weit in das 20. Jahrhundert hinein« (*Mehrfeld u. Heinrich 2011, S. 1*), so heißt es in dem Vorschlagspapier für die Erweiterung des UNESCO-Titels »Industriekomplex Zeche und Kokerei Zollverein« auf »Zollverein Coal Mine Complex and the Industrial Landscape Ruhr District«, der bisher nur einige wenige Anlagen umfasst. Bereits *Plöger* (1988, S. 113) benennt die Wichtigkeit einer stetigen Weiterentwicklung der Kulturlandschaft Zollverein »unter Wahrung gewachsener und identitätsstiftender Elemente und Strukturen«. Die Kulturlandschaft ist sowohl elementar für die räumliche Identität im Bewusstsein und Lebensgefühl der hier lebenden und arbeitenden Menschen als auch wichtiger Bestandteil für die Erlebbarkeit durch Besucher. Der Erhalt dieser räumlichen Identität für die Einwohner in Essen-Katernberg stellt heute eine große Herausforderung dar. Denn Zollverein als »*einst schönste Zeche der Welt*« (Stiftung Zollverein 2011a) gerühmt, grenzt unmittelbar an einen Stadtteil »mit besonderem Entwicklungsbedarf«: Essen-Katernberg. Das Industriedenkmal Zollverein, heute ein Zentrum der Kreativwirtschaft im Ruhrgebiet (*Berkhoff et al. 2008a*), und der durch einen hohen Ausländeranteil, Arbeitslosigkeit, schlechte Wohnbedingungen und soziale Probleme geprägte Stadtteil Katernberg stellen heute Gegensätze dar, die in der Vergangenheit eng

1 Diese Ausarbeitung geht auf eine Präsentation der Autorin im Oberseminar »Past in the Present« im Wintersemester 2011/12 im Rahmen des Masterstudiums Geographie sowie auf einen Vortrag im Rahmen des Historisch-geographischen Kolloquiums des Bereichs Historische Geographie am Geographischen Institut der Universität Bonn im Sommersemester 2012 zurück.

funktional miteinander verknüpft waren (*Brosk* u. *Wiegel* 2011), denn bis zur Schließung der Zeche Zollverein 1986 und der Kokerei 1993 war das Leben in Katernberg untrennbar mit dem Bergbau auf Zollverein verbunden (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996). Danach setzten Prozesse ein, die zu der heutigen Gegensätzlichkeit führten, die man als »UFO-Effekt des Strukturwandels« bezeichnen kann.

Dieser Beitrag hat zum Ziel, die historische und funktional-genetische Beziehung zwischen der Kulturlandschaft Zollverein und dem Stadtteil Essen-Katernberg darzustellen. Hierbei geht die Betrachtung von einer Kulturlandschaft (vgl. *Plöger* 1988) aus, wie das auch im Rahmen der Erweiterung des UNESCO Titels aufgenommen wird. Die bisher praktizierte Konzentration auf die Zechenanlagen erscheint daher aus historisch-geographischer Perspektive unangemessen, da funktionale Zusammenhänge, insbesondere zu Katernberg, die zum Verständnis des räumlichen Gesamtgefüges unerlässlich sind, nicht deutlich werden. Zunächst wird die durch den Bergbau bedingte Verknüpfung anhand der historischen Entwicklung der Kulturlandschaft Zollverein und der parallelen Entwicklung Essen-Katernbergs veranschaulicht. In einem zweiten Abschnitt wird die durch die Schließung der Zeche einsetzende divergierende Entwicklung zwischen Zollverein und Katernberg aufgezeigt. Diesbezüglich werden u.a. die Ergebnisse der Studie »Ausländerintegration in Essen-Katernberg« des Kommunalverband Ruhrgebiet (1983) und Informationen aus einem Gespräch mit *Brosk* u. *Wiegel* (2011) von Zollverein Touristik herangezogen.

Das Untersuchungsgebiet umfasst den Standort Zeche Zollverein und den Stadtteil Katernberg im Nordosten von Essen. Zollverein liegt auf der Grenze der Essener Stadtteile Katernberg, Stoppenberg und Schonnebeck, welche den Stadtbezirk VI bilden, der im Nordwesten und Westen an die Stadtteile Altenessen Nord und Süd angrenzt und im Nordosten bis an die Grenze zu Gelsenkirchen reicht. Im Norden und Süden wird der Stadtbezirk VI durch die Autobahnen A 42 und A 40 begrenzt. Das Untersuchungsgebiet Essen-Katernberg wird außerdem seit 1847 von der Köln-Mindener Eisenbahn von Südwest nach Nordost durchquert (*Plöger* 1998).

2 Der Bergbau als verknüpfendes Element zwischen der Zeche Zollverein und Essen-Katernberg

2.1 Einordnung in den historischen Kontext

Bis zur beginnenden Industrialisierung im 19. Jahrhundert war das Ruhrgebiet durch Agrarnutzung und Kleingewerbe geprägt. Doch schon seit dem Mittelalter bauten Bauern in der Ruhrzone (vgl. Abb. 1) oberflächennahe Kohlen als Nebenerwerb ab (*Herget* u. *Ergler* 2007). Erst durch den technischen Fortschritt im Zuge der Industrialisierung war es möglich, auch die tiefer liegenden Kohleflöze in den Zonen nördlich der Ruhr zu erreichen. So gelang es 1834 erstmals dem Industriellen *Franz Haniel* durch den Einsatz von dampfbetriebenen Wasserpumpen, die unter der Mergelschicht lagernden Fettkohlen abzubauen. Die zeitglei-



Abb. 1: Die Nordwanderung der Kohle. Der Essener Stadtbezirk VI (als Punkt dargestellt)
Verändert nach Herget u. Ergler 2007

che Etablierung der Eisenbahn führte dazu, dass sich das Ruhrgebiet innerhalb kürzester Zeit zu einem Zentrum der Montanindustrie mit zahlreichen Zechen, Stahl- und Eisenwerken entwickelte (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996; Herget u. Ergler 2007).

2.2 Die Zeche Zollverein von 1847–1993

Die Zeche Zollverein wurde 1847 als nördlichste Zeche im Ruhrgebiet von Franz Haniel gegründet. Haniel hatte für die Zeche ein Gebiet (in der südlichen Emscherzone) aus 13 zusammenhängenden Grubenfeldern bestehend ausgesucht, das direkt an die damals neu geplante Köln-Mindener Eisenbahntrasse angebunden war. Der Name Zollverein ist auf die Gründung des deutschen Zollvereins im Jahr 1834 zurückzuführen. Bereits 1848 erfolgte die Abteufung der Schächte 1/2 und nach der Fertigstellung des Eisenbahnanschlusses 1851 begann der Verkauf von Kohle. Zu diesem Zeitpunkt betrug die Fördermenge 13 152 t Steinkohle pro Jahr bei einer Anzahl von 256 Angestellten (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996).

Da sich die auf Zollverein geförderte Kohle gut zur Verkokung eignete, erfolgte 1866 der Bau einer Kokerei und 1874 der Bau einer Kohlenwäscherei. Durch die rasche Erschließung neuer Grubenfelder untertage und die größer werdenden Förderwege zur Schachanlage 1/2, folgte die Abteufung weiterer Schachanlagen (Essen Marketing GmbH 2011). Bis 1890 stieg die Fördermenge auf etwa 1 Mio. t Kohle pro Jahr und die Anzahl der Angestellten auf 2 500 an. Vor dem Ersten Weltkrieg wurde auf Zollverein in vier Schachanlagen mit insgesamt zehn Schächten Kohle gefördert (Stiftung Zollverein 2011b).

1920 ging Familie Haniel eine Interessensgemeinschaft mit der »Phoenix AG für Bergbau und Hüttenbetrieb« ein. 1926 wurde diese in die »Vereinigte Stahlwerke AG« integriert, wodurch finanzielle Mittel zur Modernisierung der inzwischen überalterten Anlagen frei wurden. Jedoch entschied man sich für den Bau einer neuen, effizienteren und kostengünstigeren Zentralschachtanlage, welche die Förderung und Aufbereitung der Kohle in einer Schachtanlage möglich machte. 1932 wurde die neu errichtete Zentralschachtanlage XII in Betrieb genommen und dort die gesamte Zollverein-Kohle mit einer Menge von 12 000 t pro Tag gefördert. Alle weiteren Förderschächte stellten damit ihre Arbeit ein (Essen Marketing GmbH 2011). In Spitzenzeiten (1934) war Zollverein Arbeitgeber für 6 057 Bergleute bei einer Förderleistung von 3 046 390 t Kohle pro Jahr. Zollverein war somit die größte Zeche im Ruhrgebiet (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996).

»Zollverein war aber nicht nur die größte Zeche des Reviers, sie wurde auch als die »schönste Zeche der Welt« bezeichnet. [...] Die Formensprache ist sachlich, reduziert, ästhetisch. Einheitlich rote Backsteinfassaden im Stahlfachwerk bestimmen das Bild. Schacht XII wird als Gesamtheit begriffen, als Monument. Damit entspricht die Anlage durchaus dem Repräsentationsbedürfnis ihrer Eigentümerin, der Vereinigten Stahlwerke AG, die als Europas größter Montankonzern galt« (Stiftung Zollverein 2011a). Auch die 1961 neu erbaute Zentralkokerei wird an den architektonischen Stil der Schachtanlage XII angelehnt. Sie wurde bekannt als modernste Kokerei Europas und veredelte täglich in 304 Öfen 10 000 t Kohle zu 8 600 t Koks. In Spitzenzeiten zählte sie bis zu 1 000 Mitarbeiter (Stiftung Zollverein 2011b).

Ende der 1950er Jahre kam es zu einem Rückgang der Nachfrage nach Steinkohle und deren zunehmender Verdrängung durch Erdöl und Erdgas. Die zeitgleiche Stahlkrise bedingte einen weiteren Rückgang der Kohleförderung. Ebenso führte die Abnahme bauwürdiger Kohlenvorräte zur Zusammenlegung von Zollverein mit der Zeche Holland (1974) und Nordstern (1982). Die in den Feldern Holland und Nordstern abgebaute Kohle wurde unter Tage durch Förderbänder nach Zollverein transportiert und dort in Schacht XII zu Tage gefördert. Mit der Zusammenlegung und der Schließung weiterer Zechen im Ruhrgebiet waren die Übernahme weiterer Bergleute und ein Anstieg der Belegschaft auf Zollverein verbunden. Diese wurde durch Frühpensionierungen der Bergleute reduziert. Im Jahre 1983 war die flache Lagerung aus dem Feld Holland restlos abgebaut und es folgten weitere Fördereinschränkungen durch die Ruhrkohle AG, die seit 1968 Betreiber von Zollverein war (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996). Trotz vielseitiger Rationalisierungsmaßnahmen konnte Zollverein 1986 dem Kostendruck durch die ausländische Kohleförderung nicht mehr standhalten, und so kam es zur Schließung von Zollverein – der letzten Zeche in Essen (Essen Marketing GmbH 2011). Zum Zeitpunkt der Schließung waren noch 1 265 Bergleute auf Zollverein tätig, wovon 380 für die Übergangszeit weiterhin benötigt wurden. Die verbliebenen Bergleute wurden auf andere Zechen verteilt, allerdings waren diese ebenfalls in ihrer Existenz bedroht. Auch der Betrieb der Kokerei auf Zollverein wurde 1993 eingestellt (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996).



Abb. 2: Zentralschachtanlage XII, 1932
Geschichtswerkstatt Zollverein 1996, S. 56

Die Entwicklung der Zeche Zollverein von 1847 bis zu ihrer Schließung 1986 hat auch in ihrem Umland einen deutlichen Fußabdruck hinterlassen und zur Entstehung der heutigen historischen Kulturlandschaft Zollverein geführt. Zu den bergbaulichen Kulturlandschaftselementen Zollvereins zählen die Schachtanlagen, die Kokerei, (Verwaltungs-)Gebäude, Verkehrsanlagen, Halden sowie die umliegenden Arbeitersiedlungen im heutigen Stadtteil VI (Essen Marketing GmbH 2011; Plöger 1998). Wie sich das Gebiet und das Leben um die Zeche herum von den Anfängen des Bergbaus bis zur Schließung 1986 entwickelt hat, soll im folgenden Kapitel am Beispiel Essen-Katernberg erläutert werden.

2.3 Essen-Katernberg: Das Leben von der Zeche

Bis zur Gründung der Zeche Zollverein war das Gebiet des heutigen Stadtbezirks VI ein rein agrarisch genutzter Raum, dessen Landschaftsbild durch Äcker und Wiesen, kleinere Waldflächen, verstreut liegende Höfe und Kotten sowie vereinzelte Mühlen geprägt wurde (vgl. Abb. 3) (Plöger 1998). Aufgrund der ungünstigen Anbaubedingungen war die südliche Emscherzone nur schwach besiedelt, während die Ackerbürgerstädte am Hellweg zu Zentren der städtischen Entwicklung wurden (Bronny 2007; Kommunalverband Ruhrgebiet 1983). In den Bauernschaften Katernberg, Schonnebeck und Stoppenberg lebten bis 1847 etwa 1 200 Einwohner; 350–400 davon in Katernberg verteilt auf 25 Bauernhöfe und 34 Kotten. Die drei Landgemeinden gehörten zunächst dem Altessener Quartier des Stifts Essen an und gingen 1809 in die Verwaltung durch die eigenständige Bürgermeisterei Altenessen bzw. Stoppenberg über (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996). 1929 wurden Katernberg, Stoppenberg und Schonnebeck in das Stadtgebiet der Stadt Essen eingemeindet (Stadt Essen 2012a).

Mit der Gründung und dem Wachstum der Zeche Zollverein begann eine grundlegende Veränderung der agrarisch geprägten Kulturlandschaft und des Lebens in der Landgemeinde Katernberg. Bedingt durch den Ausbau der Zeche und die ansteigende Kohleförderung bestand ein stetig wachsender Bedarf an Arbeitskräften, welcher zu einer starken Bevölkerungszunahme führte (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996). Von 1850 bis 1890 stieg die Bevölkerungszahl um mehr als das Zwölfwache an und verdreifachte sich noch einmal bis 1914. Mit der Bevölkerungszunahme ging auch der Bedarf nach Wohnraum einher. Da der private Wohnungsbau den Wohnraum für die wachsende Bevölkerungszahl nicht decken konnte, mussten die Bergbaugesellschaften als »Vorbedingung für die Existenz ihrer Unternehmen« (Plöger 1998, S. 120) Werkwohnungen errichten. Die Kommunen und Kirchengemeinden waren für die Schaffung der infrastrukturellen, öffentlichen und gemeinnützigen Einrichtungen zuständig (Plöger 1998).

1860 begann Zollverein mit dem Bau von Bergarbeitersiedlungen auf den aufgekauften Ländereien von Höfen und Kotten im Umland. »Am Ende gehörte fast ganz Katernberg der Zeche Zollverein« (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996, S. 70). Erst Ende des 19. Jahrhunderts gelang es der Gemeinde, sich ein wenig von Zollverein zu emanzipieren. So wurde der Bahnhof »Zollverein« in »Katernberg Süd« umbenannt und Katernberg erhielt einen eigenen Marktplatz. Ebenso unterstützte die Zeche das Vereinsleben und die Kirchengemeinde (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996).

Heute befinden sich aus allen Wohnungsbauphasen Zollvereins Beispiele rund um den Katernberger Markt (Kania 1999). Charakteristisch für die erste Wohnungsbauphase ist die gleichartige Anordnung »1½-geschössiger Satteldach-häuser in strenger Reihung entlang gradliniger Straßen, die Bauweise der Häuser in schlichter Backsteinarchitektur und in Varianten des Kreuzgrundrisses für (bis auf Ausnahmen) vier Wohnungen sowie die Ausstattung mit Ställen für Kleintierhaltung, [Aborten] und relativ großen Nutzgärten zwischen den Häuserreihen« (Plö-

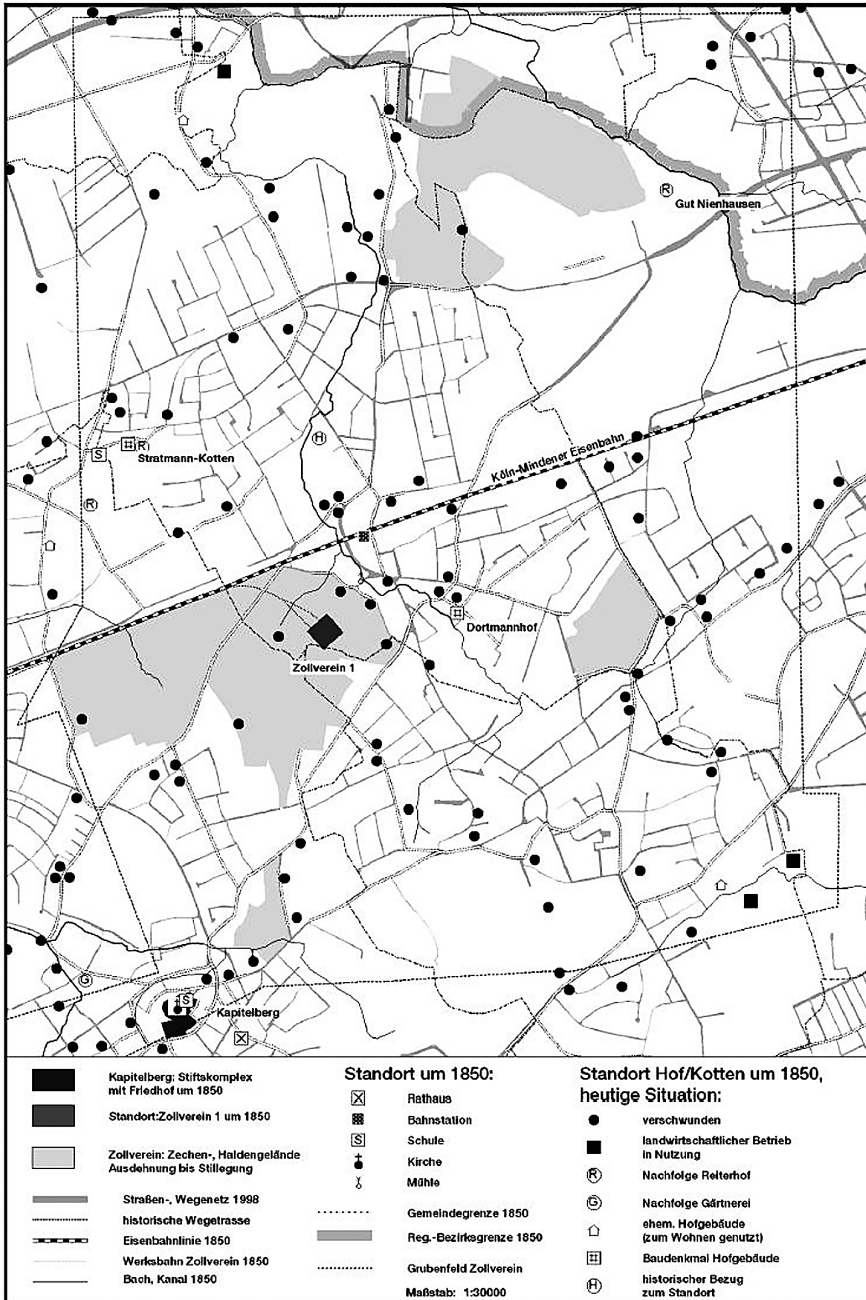


Abb. 3: Bereich Grubenfeld Zollverein: Standorte von Höfen und Kotten, Bäche, Standort Zollverein 1 und Eisenbahn um 1850; überkommene historische Wegetrassen und bis zur Stilllegung erreichte Ausdehnung der Zollvereinkomplexe
Plöger 1998, S. 117

ger 1998, S. 122) (vgl. Abb. 4 und 5). In den Ställen wurden üblicherweise Schweine, Ziegen – die sogenannte »Bergmannskühe« – und Hühner gehalten, teilweise auch Schafe und Rinder. Der Garten diente zum Anbau von Melde und Kartoffeln sowie weiteren Gemüsesorten. Die Bergleute waren somit fast Selbstversorger (Neuhaus 2011).

Bis 1920 lagen die Arbeitersiedlungen verstreut und wurden durch Grünanlagen und Felder unterbrochen. Nach dem Vorbild des organisch gewachsenen Dorfes der vorindustriellen Zeit erhielten die Kolonien durch die aufgelockerte Bebauung sowie eine abwechslungsreiche Gestaltung der Fassaden ein freundliches Aussehen. Außerdem wurden die Siedlungen an die Kanalisation angeschlossen und mit Strom und Wasser versorgt. Zuvor musste das Trinkwasser aus einem Brunnen zwischen den Häusern gepumpt werden und Petroleumlampen und Karbidlampen spendeten den Bewohnern künstliches Licht (Bronny 2007; Buschmann 2004–2006; Geschichtswerkstatt Zollverein 1996; Kommunalverband Ruhrgebiet 1983). Bis zum Ersten Weltkrieg baute Zollverein 1 563 Arbeiterwohnungen in insgesamt elf Bauphasen (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996).

Ab 1920 übernahmen die neu gegründete Treuhandstelle für Bergmannswohnstätten und andere Gesellschaften die Trägerschaft für den Wohnungsbau. Damit einher ging der Wandel von einer ländlichen, aufgelockerten Bauweise in eine städtische Bauweise. Die Häuser wurden mehrgeschossig und aneinander gebaut und je Häuserblock gab es zwei bis drei Eingänge mit Zugang zu jeweils fünf Wohnungen (Kommunalverband Ruhrgebiet 1983; Plöger 1998). Außerdem erbaute Zollverein 1929 in unmittelbarer Nähe der Schachanlage 1/2 »auf der Seilscheibe« (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996, S. 74) zweigeschossige Wohnhäuser für Steiger und Verwaltungsangestellte, damit diese in kritischen Situationen schnell verfügbar waren. 1933 gingen nach der Neuordnung der Vereinigten Stahlwerke rund 3 000 Wohnungen in den Besitz der Rheinisch-Westfälischen Wohnstätten AG bzw. der Westdeutschen Wohnhäuser AG über. Nur 36 Häuser mit insgesamt 44 Wohnungen blieben im Besitz von Zollverein (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996).

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es durch die Aufstockung der Belegschaft Zollvereins sowie durch die Zerstörung von Bausubstanz im Krieg zu Wohnungsnot. Aus diesem Grund entwickelte sich erneut eine rege Bautätigkeit in Katernberg. Für die ledigen Bergleute und die Bergbaulehrlinge wurden Lehrlingsheime und sogenannte Pestalozzidörfer (eine Wohnsiedlung für die jugendlichen Lehrlinge) errichtet. Um den Wunsch vieler Bergleute nach einem Eigenheim zu realisieren, wurden in Katernberg von 1952 bis 1964 Eigenheimsiedlungen mit Einliegerwohnungen (insgesamt 842 Wohneinheiten) errichtet (vgl. Abb. 6). Die Wohnanlagen wurden in einer aufgelockerten Bauweise mit großen Grünflächen zwischen den einzelnen Häuserblöcken angelegt. Viele Häuser der ersten Bauphasen wurden hierfür abgerissen und durch Mehrfamilienhäuser ersetzt. Ihr Wert wurde erst später erkannt (Bronny 2007; Kommunalverband Ruhrgebiet 1983). Insgesamt zeigt sich, dass die Bergarbeitersiedlungen nach dem Zweiten Weltkrieg durch Modernisierungsdruck, bauliche Verdichtung und Aufgabe der Gartenflächen sowie den Ausbau von Straßen und Parkflächen, Eingriffe in ihre



Abb. 4: Vierspinner in der Meerbruchstraße, Siedlung Hegemannshof, 1890–1895
Foto: Mauelshagen 2011



Abb. 5: Stallung und Nutzgarten
Foto: Mauelshagen 2011

Bausubstanz und Struktur erfahren haben. Erst später ging man zu behutsameren Formen der Stadterneuerung, Wohnumfeldverbesserung und Verkehrsberuhigung über Teile der Arbeitersiedlungen konnten so erhalten und Großwohnsiedlungen durch Modernisierungen und Rückbau bewohnerfreundlicher gestaltet werden (Hoppe et al. 2010; Plöger 1998).



Abb. 6: *Hegemannshof II*
Foto: Buschmann 2004–2006

Im Ganzen lässt sich erkennen, dass der Siedlungsentwicklung im Bereich des Grubenfeldes Zollverein keine übergreifende, einheitliche Raumplanung zu Grunde gelegen und sich in Katernberg wie auch Stoppenberg und Schonnebeck kein eindeutiges Zentrum ausgebildet hat. Die zentralen Ortsbereiche lassen sich vielmehr durch die Baudichte, Geschäftshäuser und Verwaltungsbauten sowie Einrichtungen zentralörtlicher Funktionen definieren. Die unterschiedlichen Wohnungsbauphasen in Katernberg stehen vielmehr in direktem Zusammenhang mit dem Anwerben und der Zuwanderung von Arbeitskräften im Bergbau (Plöger 1998). Generell lassen sich nach Hoppe et al. (2010, S. 20) fünf große Zuwanderungswellen feststellen:

1. »1840er bis 1860er-Jahre: Zuwanderung einer meist bäuerlichen Bevölkerung aus den preußischen Westprovinzen Westfalen, Rheinland und Hessen;
2. Von 1865 bis 1880er-Jahre: Zuwanderung einer bergbaulichen Bevölkerung aus dem oberschlesisch-mährischen Bergbaurevier;
3. Ab 1880er-Jahre: Zuwanderung aus Ost- und Westpreußen, Galizien und Slowenien;
4. Nach dem Zweiten Weltkrieg: Zuwanderung von Heimatvertrieben und Flüchtlingen;
5. Seit 1959: Zuwanderung von Gastarbeitern aus dem Mittelmeerraum«.

Tab. 1: *Einwohnerzahlen und Zechenbelegschaft*
Geschichtswerkstatt Zollverein 1996

Jahr	Katernberg	Schonnebeck	Stoppenberg	Zollverein-Belegschaft
1815	374	186	457	–
1868	1 755	728	1 166	ca. 700
1871	2 075	1 195	1 928	1 237
1880	4 172	1 887	2 872	1 237
1890	7 588	3 100	3 837	2 488
1900	15 376	6 468	8 014	5 355
1910	17 195	8 907	11 922	5 700
1928	23 093	11 850	14 235	7 300

Tab. 1 zeigt das Verhältnis zwischen den steigenden Einwohnerzahlen in Essen-Katernberg, Schonnebeck sowie Stoppenberg und der Zollverein-Belegschaft. Proportional mit dem Wachstum der Zechen-Belegschaft stieg die Einwohnerzahl in Katernberg bis 1928 auf 23 093 Einwohner an. Die höchste Bevölkerungszahl erreichte Katernberg – wie auch das gesamte Ruhrgebiet – um 1961. In Katernberg lebten zu diesem Zeitpunkt 29 070 Einwohner (Statistikstelle Stadt Essen 2012) und im gesamten Ruhrgebiet 5,7 Mio. Einwohner. Die Städte der Hellweg- und Emscherzone entwickelten sich in den 1960er Jahren zu besonders dicht besiedelten Räumen mit einer Einwohnerdichte über 3 000 Einwohner/km² (Hoppe *et al.* 2010). Durch die Zuwanderungswellen stieg der Anteil der ausländischen Bevölkerung im Ruhrgebiet signifikant an. Auch Katernberg erlebte einen starken Zuzug ausländischer Bevölkerung – überwiegend türkischer Nationalität – und wies im Vergleich zum Ausländeranteil der Stadt Essen von 5,6 % 1983 einen überdurchschnittlich hohen Ausländeranteil auf. Der Anteil der ausländischen Bevölkerung betrug rund 20 % der Wohnbevölkerung (Kommunalverband Ruhrgebiet 1983) und ist bis heute unverändert.

2.3.1 Das Leben in den Arbeitersiedlungen

Das Leben der Bergleute in den Arbeitersiedlungen wurde sehr stark von Zollverein bestimmt. So waren sowohl die Arbeits- und Wohnfunktion als auch die Freizeit- und Erholungsfunktion eng an die Zeche gebunden. Arbeits- und Mietvertrag waren so gekoppelt, dass im Falle eines Arbeitsplatzverlustes, die Wohnung noch am selben Tag geräumt werden musste. Zollverein konnte qualifizierte Arbeiter somit langfristig an den Betrieb binden (Bronny 2007). Gleichzeitig ermöglichten die günstigen Mietpreise in den Arbeiterkolonien entsprechend niedrige Löhne (4,18 Mark/Schicht um 1900) (Geschichtswerkstatt Zollverein 1996). Nach Teves (2010) wechselten Koloniewohner ihre Stelle erheblich seltener als Arbeiter, die nicht in Siedlungen lebten. Auch die Werksfürsorge und die fünf Konsumanstalten für die Bergarbeiterfamilien in Katernberg wurden von der Ze-

che unterhalten. Darüber hinaus förderte Zollverein die Kirchen, Sozialeinrichtungen und Schulen durch finanzielle Mittel. Um die Jahrhundertwende wurde ein Ausflugslokal mit Vergnügungspark (u.a. Schießstand, Kegelbahn, Tanzbühne) für die Freizeitgestaltung erbaut. 1914 folgte ein »Volksgarten« und nach dem Ersten Weltkrieg ein Sportplatz in der Nachbargemeinde Stoppenberg (Buschmann 2004–2006; Plöger 1998).

Auch das Gemeinschaftsleben in der Kolonie war für die Bergleute und ihre Familien von besonderer Bedeutung. Innerhalb der einzelnen Kolonien wurden gemeinsam Feste gefeiert, wie beispielsweise das Kinderschützenfest, und Brieftauben gezüchtet. Die Tauben wurden von den Bergleuten gemeinsam auf Reise geschickt und auf deren Rückkehr gewettet. Durch die gemeinsame Arbeit in der Zeche war auch das Leben in der Kolonie geprägt durch gegenseitige Nachbarschaftshilfe und ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Kindergärten und Altenheime wurden so fast überflüssig (Bronny 2007, Geschichtswerkstatt Zollverein 1996, Neuhaus 2011, Teves 2010). Erst der Bau der Mehrfamilienhäusern in den 1950er Jahren sorgte für einen Einschnitt des gemeinschaftlichen Zusammenlebens in den Kolonien (Stadt Essen 2012a).

Bis zur Schließung der Zeche 1986 und der Kokerei 1993 war der Stadtteil Essen-Katernberg eng funktional mit der Zeche Zollverein verknüpft. Doch mit der Schließung Zollvereins setzte eine neue Entwicklung ein. Während die Zeche zu einem bedeutenden Industriedenkmal und UNESCO Welterbe wurde, offenbarte sich in Katernberg durch den radikalen Strukturwandel eine Reihe von Problemen. Diese divergierende Entwicklung zwischen Zollverein und Katernberg soll im folgenden Kapitel beleuchtet werden.

3 Die divergierende Entwicklung zwischen der Zeche Zollverein und Katernberg

3.1 Das Welterbe Zollverein: Erhalt durch Umnutzung

Die Ruhrkohle AG hatte den Abrissantrag für Zollverein bereits gestellt, als das Land Nordrhein-Westfalen die Entscheidung traf, die Zeche zu kaufen. So ging Zollverein am 16. Dezember 1986 in den Besitz der Landesentwicklungsgesellschaft NRW (LEG) über, wurde unter Denkmalschutz gestellt und es wurden grundlegende Sanierungspläne beschlossen (DUK 2011, Stiftung Zollverein 2011b). Nach dem Prinzip »Erhalt durch Umnutzung« entstand die Idee, »Zollverein kulturell zu nutzen, um damit einen Katalysator für den Strukturwandel zu erhalten« (Stiftung Zollverein 2011b).

Bereits in den 1970er Jahren hatte die Denkmalpflege im Rheinland damit begonnen, sich mit Industriedenkmalern als Zeugnisse des Industriezeitalters auseinanderzusetzen. 1980 trat das Denkmalschutzgesetz von Nordrhein-Westfalen in Kraft, welches auch industrielle Produktionsstätten einbezog. Somit war die Denkmalpflege bei der Stilllegung von Zollverein sensibilisiert, den Denkmalwert der Zeche zu erkennen und die Inwertsetzung und Umnutzung Zollvereins einzuleiten. Auch auf landespolitischer Ebene wurde der hohe Stellenwert alter

Industrieanlagen verstanden und mit der Konzeption der Internationalen Bauausstellung Emscher Park (IBA) 1989 der Grundstein für die zukünftige Nutzung dieser Anlagen gelegt (*Plöger* 1998; *Ringbeck* 1999). Die IBA sollte »konzeptionell und praktisch dem ökologischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Umbau des Emscherraumes zukunftsweisende Impulse geben« (*Plöger* 1998, S. 144) und »modellhaft die Transformation einer alten Industrieregion in eine moderne Dienstleistungsregion mit Hilfe von baulichen Maßnahmen demonstrieren« (*Ganser* 1999, S. 11). Auch Zollverein wurde in die IBA Emscher Park 1989 aufgenommen und im Rahmen der Ausstellung erstmals für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Hierzu wurde seitens der LEG, der Stadt Essen und der IBA Emscher Park die Bauhütte Zollverein gegründet, die ein umfangreiches Konzept zum Erhalt, der Sanierung und Umnutzung der Gebäude ausarbeitete und den Sanierungsträger bildete (M:AI o.J.).

2001 ereignete sich ein weiterer Höhepunkt in der Geschichte Zollvereins. Am 14. Dezember wurde Zollverein mit den beiden Schachtanlagen XII und 1/2/8 sowie die Kokerei Zollverein in die Welterbeliste der UNESCO aufgenommen und somit zum Welterbe der Menschheit erklärt (Stiftung Zollverein 2011c).

Nach *Ringbeck* (1999, S. 20) lassen sich die verschiedenen Instrumente und Strategien zum Erhalt, seit der Schließung Zollvereins bis hin zum UNESCO Welterbe, »mit den Begriffen Umnutzung, Musealisierung, Monumentarisierung und Inszenierung belegen.« Der Begriff der Umnutzung beschreibt die Aufbereitung der ehemaligen Industriebauten als Flächen für Handel, Gewerbe und Dienstleistungen. Das Instrument der Musealisierung sichert die wirtschafts- und sozialgeschichtliche Dokumentation durch Museen und kulturelle Begegnungsstätten und die Monumentarisierung den Erhalt der großindustriellen Anlagen, wie beispielsweise Fördertürme, Hochöfen oder Kokereien. Die Strategie der Inszenierung benennt die temporäre Umnutzung von Industriedenkmalern als Ausstellungsort und Objekt künstlerischer Verfremdung. Alle diese vier Instrumente und Strategien wurden auch auf Zollverein angewendet. So wurden u.a. Büros und Ateliers für Künstler und Kreative sowie eine Galerie und eine Ausstellungshalle eingerichtet und auch das Designzentrum NRW ist auf Schacht XII ansässig. Im Rahmen der IBA Emscher Park wurde 1999 ein Museumspfad und eine Ausstellung über die Geschichte der Energie auf der Kokerei angelegt, der die Funktionen und Arbeitsabläufe an den Gebäuden und Betriebsanlagen im historischen Kontext veranschaulicht. Zudem entstand eine kulturelle Begegnungsstätte, Werkstätten für eine Beschäftigungs- und Qualifizierungsinitiative sowie gastronomische Einrichtungen (*Ringbeck* 1999).

Seit 1998 wurde die Wiedernutzbarmachung und Erhaltung Zollvereins durch die neu gegründete Stiftung Zollverein fortgesetzt. Seit der Ernennung zum Welterbe 2001 steht dabei der Um- und Ausbau des Zechengeländes zu einem internationalen Kultur- und Wirtschaftsstandort im Mittelpunkt (Stiftung Zollverein 2011c). Hierzu zählt beispielsweise der Neubau des SANAA-Gebäudes für die Zollverein School of Management and Design, die Schaffung von Büros und Ateliers für Gründer sowie Kongress-, Messe-, und Ausstellungshallen. Außerdem wurde eine 58 Meter lange, freistehende Rolltreppe für das neue



Abb. 7: Das Ruhr Museum in der ehemaligen Kohlenwäsche der Zeche Zollverein mit der freistehenden Rolltreppe im Kulturhauptstadtjahr 2010
Foto: Willemsen 2010

»RUHR.VISITORCENTER« errichtet, der »Denkmalpfad ZOLLVEREIN®« zur Veranschaulichung der Kohleaufbereitung angelegt und 2010 das neue Ruhr Museum in der ehemaligen Kohlenwäsche eröffnet. Im Rahmen des Kulturhauptstadtjahres RUHR.2010 war Zollverein außerdem Besucherzentrum und Ort der Eröffnungsfeier. Daraufhin wurde Zollverein zum Wahrzeichen für das Ruhrgebiet und »Herz der Kulturhauptstadt« (Stiftung Zollverein 2011b; DUK 2011; M:AI o.J.).

Heute gilt Zollverein als ein Beispiel für einen erfolgreichen Strukturwandel und »als das gesamte Wahrzeichen für das Ruhrgebiet« (Essen Marketing GmbH 2011, S. 38). An der Anlage selbst und in der umliegenden Kulturlandschaft lässt sich die Komplexität des Bergbaus bis heute ablesen. Ebenso ist die Geschichte Zollvereins und der umliegenden Stadtteile charakteristisch für die Entwicklung der Schwerindustrie und Industriearchitektur im nördlichen Ruhrgebiet sowie in ganz Europa (DUK 2011; Essen Marketing GmbH 2011). Darüber hinaus ist das Welterbe ein touristischer Anziehungspunkt mit 1,5 Mio. Besuchern 2011; im Kulturhauptstadtjahr RUHR.2010 waren es sogar 2,2 Mio. (Stiftung Zollverein 2012). Dank der touristischen Erschließung und des Aufbaus als Zentrum der Kultur- und Kreativwirtschaft im Ruhrgebiet sind seit der Stilllegung etwa 1 000 Arbeitsplätze in 170 Unternehmen auf Zollverein entstanden (Berkhoff et al. 2008b).

3.2 Essen-Katernberg nach der Schließung der Zeche

»Erst kam der Arbeitgeber, dann die Menschen« (*Brosk u. Wiegel 2011*). Dieses Zitat fasst die Entwicklung des Stadtteils Katernberg, angetrieben durch die Niederlassung der Zeche Zollverein, wohl am besten zusammen. Mitte der 1980er Jahre ging der Arbeitgeber und die (meisten) Menschen blieben, obwohl sie alle direkt oder indirekt von der Zeche abhängig waren. In Katernberg waren rund 3 000 Arbeitskräfte von der Stilllegung der Zeche 1986 und der Kokerei 1993 betroffen (Stadt Essen Büro Stadtentwicklung 2005). Dennoch gab es keine signifikante Abwanderung aus dem Stadtteil. Zwar zogen einige Arbeiter (mit ihren Familien) wieder in ihr Heimatland zurück, jedoch blieb die Bevölkerungszahl zwischen 1986 (23 646 Einwohner) und 1987 (23 565 Einwohner) nahezu konstant (Stadt Essen Statistikstelle 2012). Einen Grund für die vergleichsweise geringe Abwanderung aus Katernberg sieht *Neuhaus* (2011) darin, dass die Bergleute mit Antritt der Rente ein Wohnrecht auf Lebenszeit in ihrer Werkswohnung erhielten. Bei der Schließung der Zeche galt dieses Wohnrecht auf Lebenszeit außerdem für alle Arbeiter, die ein Alter über 50 Jahre erreicht hatten. Andere Bergleute wurden nach der Stilllegung Zollvereins mit Bussen täglich zu anderen Zechen transportiert, behielten ihren Wohnsitz aber dennoch in Katernberg. Außerdem wurden den Bergleuten Umschulungen für Berufe im Dienstleistungssektor angeboten. Die Einwohnerzahlen in Katernberg betragen aktuell 22 862 Einwohner (Stand 31.12.2011) (Stadt Essen Statistikstelle 2012).

Das Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung und Bauwesen des Landes Nordrhein-Westfalen beschreibt Essen-Katernberg als einen Stadtteil mit einem hohen Ausländeranteil, einem hohen Jugendquotient und einem niedrigen sozialen Rang. Diese Merkmale sind typisch für innenstadtnahe Viertel mit einem hohen Migrantenanteil und zeigen gleichzeitig ein hohes Maß an Segregation an (ILS NRW 2004). Auch *Brosk u. Wiegel* (2011) bestätigen diese Einstufung des Stadtteils. Katernberg hat einen überdurchschnittlich hohen Ausländeranteil von rund 20 % mit sehr vielen Kindern mit geringem Bildungsniveau. Ein Fünftel aller Schüler wechselt nach der Grundschule auf eine Hauptschule – mehr als doppelt so viele wie auf gesamtstädtischer Ebene – und nur 28 % auf ein Gymnasium (44 % auf Stadtebene). Auch der Anteil junger Arbeitsloser ist überdurchschnittlich hoch und etwa 21 % der Bevölkerung sind auf existenzsichernde Hilfen angewiesen. Hinzu kommen soziale Probleme und Kriminalität, sowie die Bildung von Parallelgesellschaften zwischen Deutschen und Ausländern (*Brosk u. Wiegel 2011; Hanisch u. Meyer 2000–2012*).

Eine weitere Folge des Strukturwandels ist die Verringerung des Einzelhandelsangebotes durch den Kaufkraftverlust. Noch heute ist der Stadtteil geprägt von Leerstand, Kneipen und Restaurants fehlen ebenfalls in Katernberg. Durch die fehlende Durchmischung ist eine Etablierung einer »gewollten Szene« (*Brosk u. Wiegel 2011*) (Künstler, Kneipen und Studenten) nicht möglich. Stattdessen gibt es allein entlang der Katernberger Hauptstraße sieben »Casinos« (*Wüllenweber 2004*). Ebenso fehlt es an finanziellen Mitteln, den Wohnraum zu sanieren und aufzuwerten. Vor allem die ausländische Bevölkerung lebt unter vergleichsweise

schlechten Wohnbedingungen (*Brosk* u. *Wiegel* 2011; Kommunalverband Ruhrgebiet 1983).

Die Stadt Essen reagierte schon in den 1980er Jahren auf die durch den Strukturwandel bedingten Probleme. Gemeinsam mit der Arbeiterwohlfahrt, dem Institut für stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung der Universität Essen-Duisburg sowie weiteren Partnern initiierte sie eine integrierte Stadtteilentwicklungsarbeit in Katernberg. Deren Ziel war es u.a., zunehmende Alltagskonflikte zwischen deutschen und türkischen Bewohnern zu verringern (*Wermker* 2006). So stellte der Kommunalverband Ruhrgebiet (1983) in einer Studie zur Ausländerintegration in Essen-Katernberg fest, dass ungeklärte Perspektiven bezüglich der Länge des Aufenthalts der türkischen Bevölkerung in Deutschland einen Hauptgrund für verschiedene Integrationsprobleme darstellen. Mehr als 70 % der für die Studie befragten Türken hatten noch nicht entschieden, ob sie nach ihrem Aufenthalt in der BRD wieder in die Türkei zurückkehren. Nur 4 % hatten sich für das Verbleiben in Deutschland entschieden. Diese ungeklärten Perspektiven wirken sich negativ auf die Integration in die deutsche Gesellschaft aus. Ursache hierfür ist zunächst eine mangelnde Beherrschung der deutschen Sprache, obwohl die Befragten schon alle mehr als acht Jahre in der BRD lebten. Gute Sprachkenntnisse sind die Basis für die Aneignung wesentlicher Tätigkeiten, die für den Umgang und die Möglichkeiten der deutschen Gesellschaft wichtig sind. Außerdem fand der Kommunalverband Ruhrgebiet (1983) heraus, dass sich die Kontakte der türkischen Bevölkerung auf sehr wenige Deutsche beschränken und die Mehrzahl der Deutschen den türkischen Bewohnern eher reserviert und skeptisch gegenüber steht. Weitere Integrationshemmnisse sehen die deutschen Bewohner in den Sitten und Gewohnheiten der türkischen Bevölkerung. Bereits 1983 prognostiziert die Studie der türkischen Bevölkerung sehr schlechte Einstiegsmöglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt, da die von türkischen Arbeitnehmern besetzten unteren Berufspositionen mit niedrigem Qualifikationsniveau besonders stark von Rationalisierung betroffen waren. Die Folge war eine hohe Arbeitslosigkeit, insbesondere bei den Jugendlichen. Auch eine Rückwanderung in die Türkei war nach dem Kommunalverband Ruhrgebiet (1983) nicht zu erwarten, da dort zum Zeitpunkt der Erhebung ebenfalls nicht ausreichend Arbeitsplätze verfügbar waren. Folglich stellte eine soziale Eingliederung der türkischen Bevölkerung (sowie aller anderen ausländischen Bevölkerungsgruppen) die einzige Möglichkeit dar, größere Konflikte zu vermeiden.

1993 wurde der Stadtteil Katernberg in das NRW-Landesprogramm »Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf«, jetzt Bund-Länder-Programm »Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf – Soziale Stadt«, aufgenommen (*Wermker* 2006). Seitdem finden in Katernberg Projekte im Bereich der Beschäftigung und Qualifizierung, zur Förderung des Zusammenlebens zwischen Deutschen und Nichtdeutschen und zur Verbesserung der Infrastruktur, insbesondere für Kinder und Jugendliche statt. Ziel dieser Maßnahmen ist es, den Stadtteil lebenswert zu machen und das Stadtteilleben attraktiv zu gestalten. Allein aus öffentlichen Mitteln wurden rund 50 Mio. Euro für mehr als 250 Projekte in den Bereichen Wohnungsbau, Kultur und Bildung, Tourismus sowie zur Verbesserung der



Abb. 8: Die drei Säulen im Essener Modell des Quartiermanagements
Stadt Essen 2012b

Infrastruktur und Schaffung neuer Arbeitsplätze bereitgestellt (Stadt Essen o.J.). Zur Umsetzung der verschiedenen Maßnahmen gibt es für Katernberg ein eigenes Modell des Quartiermanagements, welches sich sehr stark an den Bürgerinnen und Bürgern orientiert. Durch dieses Instrument kann die Verwaltung besser auf die Bedürfnisse der Bewohner eingehen (vgl. Abb. 8) (Stadt Essen 2012b).

Im Folgenden wird erfolgreich umgesetzte Stadtteilentwicklung in Katernberg anhand von drei Beispielprojekten aufgezeigt:

Herbartschule International: Die Herbartschule in Katernberg wurde von einer klassischen städtischen Grundschule zu einer offenen Ganztagschule umstrukturiert. Neben einer Nachmittagsbetreuung für die Kinder bietet die Schule ein umfangreiches Förder- und Bildungsangebot. Hierzu zählen die Förderung der musischen und künstlerischen Begabungen der Schülerinnen und Schüler, Programme um Gewalt und Rassismus vorzubeugen und mehr Sportunterricht als an anderen Schulen, um das soziale Miteinander zu trainieren. Aufgrund des Migrationshintergrundes von 85 % wird zur Festigung des Selbstbewusstseins der Schülerinnen und Schüler sowohl deutsch, als auch türkisch alphabetisiert. Auch die Elternarbeit ist ein wichtiger Bestandteil des Pädagogikkonzeptes (Stadt Essen Büro Stadtentwicklung 2005).

Fassaden- und Hofprogramm: Das Fassaden- und Hofprogramm ist ein Förderprogramm zur Fassadenverschönerung, insbesondere der nicht unter Denkmalschutz stehenden Zechensiedlungen, und der Verbesserung des Ortsbildes. Die Bewohner können finanzielle Zuschüsse zur Renovierung und Gestaltung der Fassaden sowie der Gestaltung von Innenhöfen anfordern (Stadt Essen Büro Stadtentwicklung o.J.).

Zollverein-Touristik: Das Projekt Zollverein-Touristik verbindet das touristische Potential der Region durch das Welterbe Zollverein mit neuen wirtschaftlichen Chancen für die Menschen. Unter dem Motto »Übernachten unterm Förderturm« bietet Zollverein Touristik seit 1998 Bürgerinnen und Bürgern im

Stadtbezirk VI die Möglichkeit, private Zimmer an Touristen zu vermieten. Im Kulturhauptstadtjahr RUHR.2010 wurde dieses Angebot von 5 690 Gästen in 45 verschiedenen Unterkünften wahrgenommen (*Brosk* u. *Wiegel* 2011; Essen Marketing GmbH 2011).

4 Der Ufo-Effekt: Die Kluft zwischen dem Welterbe Zollverein und Katernberg

Zu Beginn dieses Kapitels sollen insbesondere die Ergebnisse des Gespräches mit Frau *Anne Brosk* und Herrn *Arndt Wiegel* vom Projekt Zollverein Touristik vorgestellt werden. In dem Gespräch am 12. Dezember 2011 ging es besonders um die heutige Beziehung zwischen dem Welterbe Zollverein und dem Stadtteil Katernberg / Stadtbezirk VI.

Brosk u. *Wiegel* (2011) bemängeln vor allem die Divergenz zwischen der Zeche Zollverein und den umliegenden Wohngebieten. Die Zeche nimmt in Essen-Katernberg eine Funktion als »Ufo« oder »Insel« ein, da die Fördermittel in Höhe von mehr als 165 Mio. Euro (*Berkhoff et al.* 2008a) ausschließlich in das Industriedenkmal investiert wurden und nicht auch in den Stadtteil selbst. Auch der Wohnraum hätte durch diese Mittel saniert und aufgewertet werden müssen, damit sich sozial höhere Bevölkerungsschichten ansiedeln und eine Durchmischung des Stadtteils möglich wäre. Außerdem hätte man den Standort Zollverein mehr öffnen können, damit auch der Stadtbezirk VI davon profitiert. So hätten beispielsweise statt dem Großprojekt Zollverein mehrere kleinere Projekte realisiert werden sollen.

Generell stößt das Welterbe Zollverein bei den Katernbergern nach *Brosk* u. *Wiegel* (2011) auf Unverständnis und es gibt kaum Dialog zwischen der »High-end Zeche« und dem Stadtteil Katernberg sowie dem gesamten Stadtbezirk VI. Auch nach Stadt Essen (o.J.) ist für die Akzeptanz eines Großprojektes wie dem Welterbe Zollverein in der Bevölkerung viel Aufklärungsarbeit sowie Veranstaltungen von denen auch die Anwohner etwas haben nötig. Nach *Brosk* u. *Wiegel* (2011) kommen die Katernberger nur wenig oder gar nicht zu Veranstaltungen auf Zollverein und die Veranstaltungsangebote werden stärker von Besuchern von außerhalb nachgefragt. Nur bei dem jährlichen Zechenfest ist eine höhere Anzahl von Katernbergern vertreten, da es dort auch ein Stadtteilangebot gibt. Bei der Frage nach dem Nutzen des Welterbes für die Katernberger heben *Brosk* u. *Wiegel* (2011) die neuen Radfahr- und Spaziermöglichkeiten hervor.

Auch als Zentrum der Kultur- und Kreativwirtschaft kann der überwiegende Teil der Katernberger Bevölkerung nicht von der Zeche profitieren. Diese haben einfache Berufe erlernt oder sind Hilfsarbeiter ohne eine abgeschlossene Berufsausbildung. Die Arbeitsplätze in der Kreativwirtschaft ziehen jedoch vor allem Pendler mit höheren Berufspositionen an. Auch hier wird die »Ufo«-Funktion der Zeche bestätigt, da die Pendler nur zum Arbeiten nach Zollverein kommen und weder Wohn- noch Freizeitmöglichkeiten in Katernberg nutzen. Sie sind also nahezu völlig abgeschottet von »dem wahren Elend« (*Wüllenweber* 2004). So lautet der Titel eines 2004 im Stern veröffentlichten Artikels über die Meerkamp-

Siedlung in Essen-Katernberg. Der Journalist *Walter Wüllenweber* hatte sich stellvertretend für das Thema Armut in Deutschland die Meerkamp-Siedlung in Katernberg ausgesucht. In seinem Artikel beschreibt er beispielhaft die »neue Unterschicht«, hervorgegangen aus der Schließung der einst größten Zeche Europas, denn viele der im Meerkamp lebenden Menschen arbeiteten zuvor als ungelernte Arbeitskräfte auf Zollverein. Heute sind »die Jobs für die Leute ohne Ausbildung [...] weg. Sie kommen nie zurück. In unserer heutigen Wirtschaft ist die Unterschicht überflüssig« (*Wüllenweber* 2004). Die Menschen im Meerkamp sind arbeitslos und leben von Sozialhilfe. Nach *Wüllenweber* (2004) ist das monatliche Einkommen nicht der richtige Maßstab, um die Situation dieser Menschen zu beurteilen. Er begründet die Armut der Menschen vielmehr in ihrer mangelnden Bildung. Diese wiederum führte zu einer eigenen »Unterschichtkultur«, die geprägt ist durch ein hohes Gesundheitsrisiko (chronische Krankheiten), demonstrativen Konsum, sehr kurzlebige Beziehungen sowie mangelnde Selbstdisziplin. *Wüllenweber* (2004) beendet seinen Artikel mit den Worten »die Unterschicht braucht echte Investitionen in ihre Zukunft, Investitionen in die Köpfe der Menschen«.

Der Leiter des Büros für Stadtentwicklung der Stadt Essen, *Klaus Wermker*, greift genau diesen Artikel im Editorial der Publikation »In Katernberg: Leben. Ein Stadtteil macht sich auf den Weg« auf und schreibt, »es hätte eine düstere Story werden können, wenn er [*Wüllenweber*] nicht ausgerechnet in diesem Stadtteil eine beachtliche Zahl von Menschen begegnet wäre, die engagiert und vielfach vernetzt daran arbeiten, die Dinge vor Ort in die richtige Richtung zu lenken« (Stadt Essen Büro Stadtentwicklung 2005). Damit meint er die verschiedenen Projekte der Stadt Essen, dem Institut für stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung der Universität Essen-Duisburg und weiteren Partnern (vgl. Kapitel 3.2.). Während die Stiftung Zollverein Fördergelder für die Erhaltung des Welterbes und die Nachnutzung des Zechenstandortes akquiriert, versuchen diese Akteure die Menschen vor Ort zu fördern und ihnen neue Perspektiven aufzuzeigen (Stadt Essen Büro Stadtentwicklung 2005). Dabei wird deutlich, dass von der einst eng funktionalen Verbindung zwischen der Zeche und Katernberg nicht viel geblieben ist außer der »Sozialromantik des Bergbaus« (*Brosk u. Wiegel* 2011), womit die Touristen- und Gästeführer den Stadtteil heute verkaufen.

5 Zusammenfassung

140 Jahre lang prägte die Zeche Zollverein als Hauptarbeitgeber für die Katernberger Bevölkerung und Entwicklungsmotor der Region die industrielle Kulturlandschaft und die Lebensbedingungen der Menschen im Essener Norden. Nur durch die Zeche entstanden die ersten Bergarbeitersiedlungen und später völlig neue Stadtteile. Auch die heutige Bevölkerungsstruktur in Essen-Katernberg ist durch das Anwerben von Arbeitskräften aus ganz Europa auf Zollverein zurückzuführen. Zollverein war für die Katernberger jedoch nicht nur der Hauptarbeitgeber, sondern auch Wohn- und Freizeitfunktion wurden durch die Zeche bereit-

gestellt. So entstand eine sehr enge funktionale Verbindung zwischen den Bergleuten und dem Betrieb. Mit der Stilllegung der Zeche und den Strukturwandel von der Montan- zur Dienstleistungswirtschaft wurde die Region, und vor allem Katernberg, erheblich geschwächt. Durch einen hohen Migrantenanteil, mangelnde Durchmischung der Bevölkerung, hohe Arbeitslosigkeit sowie mangelnde Bildung, soziale Probleme und Kriminalität wurde der Stadtteil zu einem sozialen Brennpunkt. Das Engagement der Stadt Essen und weiterer Akteure u.a. im Rahmen des Bund-Länder Programmes »Soziale Stadt« haben bereits zu einer nachhaltigen Verbesserung der Situation in Katernberg geführt. Trotz dieser vielseitigen Bemühungen sind auch in Zukunft Quartiersmanagement und Stadtteilentwicklungsprojekte notwendig.

In der unmittelbaren Nachbarschaft zeigt sich die Entwicklung der Zeche Zollverein. Diese wurde 2001 zum Welterbe ernannt und erlangte im Rahmen der Kulturhauptstadt RUHR.2010 internationale Berühmtheit. Zwischen der »High-end Zeche« und dem Stadtteil Katernberg gibt es jedoch nur noch wenig Interaktion, da beide Seiten seit 1986 sehr unterschiedliche Entwicklungen durchlebt haben. Auch von der Umnutzung der Zeche als Zentrum der Kultur- und Kreativwirtschaft im Ruhrgebiet kann die Katernberger Bevölkerung nicht profitieren. Bedingt durch das niedrige Bildungsniveau und/oder die mangelnde Sprachkompetenz, haben viele Katernberger keine Chance auf höhere Berufspositionen. Gleichzeitig mangelt es an Arbeitsmöglichkeiten für ungelernte Kräfte.

Aus Sicht der Historischen Geographie erscheint es im Lichte dieser Ausführungen unabdingbar, die Zeche und die zugehörigen Siedlungen endlich als kulturlandschaftliche Einheit zu verstehen und entsprechend zu planen.

6 Summary

For over 140 years the coal mine Zollverein has been the main employer for the people living in Katernberg. Zollverein became an engine for the development of the industrial landscape, and affected the living conditions to the population residing in the northern part of Essen. Settlements were built and new districts emerged mainly due to the initial coal mine from the first miners. Even the demographic structure of Katernberg today may be seen as the result of recruiting foreign workers from all over Europe. Furthermore, Zollverein has been more than just an employer for the people living in Katernberg, as housing and recreation were also provided by the coal mine industry. Therefore a very strong and functional relationship between the miners and the employer has been created.

However, since the closedown of Zollverein and the structural changes the economy of the region, especially in Katernberg, has been substantially negatively impacted. The district has become a socially deprived area due to factors such as: a very homogeneous population, high number of immigrants, high unemployment rate, high crime rates, numerous social issues and lack of quality education. The commitment of the city of Essen and further players in the so called program

“Soziale Stadt” (social town) helped to steady the situation in a sustainable way; however additional projects and management are needed in the future.

In the immediate neighbourhood a very different development of the coal mine Zollverein is shown as Zollverein became an UNESCO world heritage in 2001 and down to the European Capital of Culture 2010, it rose to international fame. Today, there is less interaction between the “high-end coal mine” and the district Katernberg as both players developed very differently after 1986. Even through the conversion of the coal mine to a centre for cultural and creative industries, the people living in Katernberg cannot make any profit. Due to the lack of education and/or the insufficient language competence, many people in Katernberg have little or no chance for better jobs. As of today, there is a lack of job opportunities for unskilled workers.

From historical geography’s point of view and concerning to the achievements of this essay, the coal mine Zollverein and the associated settlements should be understood and planned as an entity of a cultural landscape.

Literatur

- Berkhoff, N.; Durchholz, U.; Sonn, A.; Valentin, C. u. B. Wendling (2008a):* Zollverein heute. Lebendiges Welterbe. Dynamisches Kreativzentrum. Symbol für die Kulturhauptstadt 2010. – In: Entwicklungsgesellschaft Zollverein mbH [Hrsg.]: Zollverein 31/8. Zollverein heute! Today! Nr. 12, S. 5.
- Berkhoff, N.; Durchholz, U.; Sonn, A.; Valentin, C. u. B. Wendling (2008b):* Zollverein 2.0.1.0 >> neue Herausforderungen. – In: Entwicklungsgesellschaft Zollverein mbH [Hrsg.]: Zollverein 31/8. Zollverein heute! Today! Nr. 12, S. 10–11.
- Bronny, H.M. (2007):* Werkssiedlungen im westfälischen Ruhrgebiet. – In: Heineberg, H.; Wieneke, M. u. P. Wittkamp [Hrsg.]: Siedlung und Landschaft in Westfalen. Westfalen Regional, Bd. 1. Aktuelle Themen, Wissenswerte und Medien über die Region Westfalen Lippe. Geographische Kommission für Westfalen. Münster, S. 118–119.
- Brosk, A. u. A. Wiegel (2011):* Die Beziehung zwischen dem Welterbe Zollverein und dem Stadtteil Katernberg / Stadtbezirk VI. Interview geführt am 12.12.2011 von Mauels-hagen, C. in Essen.
- Buschmann, W. (2004–2006):* Rheinische Industriekultur. Essen Siedlung Hegemannshof. Abgerufen am 15.01.2012 unter <http://www.rheinische-industriekultur.de/objekte/Essen/siedlHegemannshof/hegemannshof.html>.
- DUK (Deutsche UNESCO-Kommission e.V.) (2011):* Industriekomplex Zeche Zollverein. Abgerufen am 24.01.2012 unter <http://www.unesco.de/318.html>.
- Essen Marketing GmbH [Hrsg.] (2011):* Essen sind wir. Schonnebeck – Stoppenberg – Katernberg. – Essen.
- Ganser, K. (1999):* Von der Industrielandschaft zur Kulturlandschaft. – In: Höber, A. und K. Ganser (1999): *IndustrieKultur: Mythos und Moderne im Ruhrgebiet im Rahmen der IBA Emscher Park*. Essen, S. 11–15.

- Geschichtswerkstatt Zollverein [Hrsg.] (1996): Zeche Zollverein. Einblicke in die Geschichte eines großen Bergwerks. – Essen.
- Hanisch, M. u. M. Meyer (2000–2012): Entwicklungsprojekt Katernberg: Bildung – Schule – Stadtentwicklung. Der Weg einer Problemschule in einem schwierigen sozialen Umfeld. Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung. Soziale Stadt Bundestransferstelle. Abgerufen am 24.01.2012 unter <http://www.sozialestadt.de/praxisdatenbank/suche/ausgabe.php?id=508#projektbeschreibung>.
- Herget, J. u. C. Ergler (2007): Stadtböden – schlummernd lastendes Erbe der Geschichte. – In: Heineberg, H.; Wieneke, M. und P. Wittkamp [Hrsg.]: Siedlung und Landschaft in Westfalen. Westfalen Regional, Bd. 1. Aktuelle Themen, Wissenswertes und Medien über die Region Westfalen Lippe. Geographische Kommission für Westfalen. Münster, S. 70–71.
- Hoppe, W.; Keil, A.; Makowka, K.; Schneider, W. u. F. Schulte-Derne (2010): Das Ruhrgebiet im Strukturwandel. Diercke Spezial. – Braunschweig.
- ILS NRW (Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung und Bauwesen des Landes Nordrhein-Westfalen) (2004): Zukunft der Städte. Bericht der Enquetekommission des Landtags von Nordrhein-Westfalen. Präsident des Landtags Nordrhein-Westfalen Enquetekommission »Zukunft der Städte Nordrhein-Westfalen«. – Düsseldorf, S. 174–176.
- Kania H. (1999): Die gewachsene industrielle Kulturlandschaft Zollverein 1847–1986. – In: Höber, A. und K. Ganser.: IndustrieKultur: Mythos und Moderne im Ruhrgebiet im Rahmen der IBA Emscher Park. Essen, S. 16–18.
- Kommunalverband Ruhrgebiet [Hrsg.] (1983): Arbeitshefte Ruhrgebiet. Ausländerintegration in Essen-Katernberg (Handlungsprogramm). – Essen.
- Mehrfeld, U. u. H. Heinrich (2011): Tentative List Submission Format. Name of Property: Zollverein Coal Mine Complex and the Industrial Landscape Ruhr District. UNESCO. – Dortmund, S. 1–3.
- M:AI (Museum für Architektur und Ingenieurkunst NRW e.V.) (o.J.): Welterbe Zollverein. Abgerufen am 25.01.2012 unter <http://www.mai-nrw.de/Welterbe-Zollverein.41.0.html>.
- Neuhaus, H. (2011): Bergarbeitersiedlungen in Essen-Katernberg. Interview geführt am 12.12.2011 von C. Mauelshagen in Essen.
- Plöger, R. (1998): Die Bergbaulandschaft »Zollverein« im Nordosten von Essen. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie, 16, S. 113–166.
- RAG Montan Immobilien GmbH (2012): Starke Partner machen Zollverein zum Motor für die Entwicklung des Essener Nordens. Abgerufen am 22.01.2012 unter <http://www.rag-montan-immobilien.de/index.php?siteID=664&newsID=1663>.
- Ringbeck, B. (1999): Denkmallandschaft Zollverein: Strategien und Instrumente der Bewahrung. – In: Höber, A. u. K. Ganser [Hrsg.]: IndustrieKultur: Mythos und Moderne im Ruhrgebiet im Rahmen der IBA Emscher Park. Essen, S. 19–20.
- Stadt Essen (2012a): Die Essener Stadtteile. Abgerufen am 10.01.2012 unter <http://www.essen.de/de/Leben/Stadtteile/Stadtteilliste.html>.
- Stadt Essen (2012b): Quartiermanagement in Essen. Abgerufen am 24.01.2012 unter http://essen.de/de/Rathaus/Aemter/Ordner_0116/Soziale_Stadt/Quartiermanagement.html.
- Stadt Essen (o.J.): Ein Stadtteil macht sich auf den Weg – Essen – Katernberg. Projektfilm. Abgerufen am 24.01.2012 unter http://media.essen.de/media/wwwessende/filmdateien/0116_2/Soziale_Stadt_Essen_Katernberg~1.wmv.
- Stadt Essen Büro Stadtentwicklung [Hrsg.] (2005): In Katernberg: Leben. Ein Stadtteil macht sich auf den Weg. – Essen.
- Stadt Essen Büro Stadtentwicklung (o.J.): Fassaden- und Hofprogramm. – Essen.

- Stadt Essen Statistikstelle (2012)*: Telefonische Auskunft über die Einwohnerzahlen in Essen-Katernberg.
- Stiftung Zollverein (2011a)*: Architektur. Abgerufen am 03.08.2012 unter <http://www.zollverein.de/#/welterbe/architektur>.
- Stiftung Zollverein (2011b)*: Geschichte. Abgerufen am 03.08.2012 unter http://www.zollverein.de/#/welterbe/geschichte_zollverein.
- Stiftung Zollverein (2011c)*: 10 Jahre Welterbe Zollverein. UNESCO Kommission erklärt Zeche und Kokerei Zollverein zum Welterbe der Menschheit. Abgerufen am 25.01.2012 unter http://essen.de/de/meldungen/pressemeldung_616576.html.
- Stiftung Zollverein (2012)*: Zollverein erneut beliebtes Ausflugsziel zu Pfingsten. Im Jahr 2011 zählte das UNESCO-Welterbe rund 1,5 Mio. Besucher. Presseportal. Abgerufen am 03.08.2012 unter <http://www.zollverein.de/#/service/presseportal/zollverein-erneut-beliebtes-ausflugsziel-zu-pfingsten>.
- Teves, C. (2010)*: Arbeitersiedlungen. Abgerufen am 16.01.2012 unter http://www.planetwissen.de/laender_leute/nordrhein_westfalen/arbeitersiedlungen/index.jsp.
- Wermker, K. (2006)*: Teilhabe von Bürgerinnen und Bürgern an Quartiersentwicklung und Stadtumbau. – In: Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. [Hrsg.]: Partizipation in der Stadtentwicklung; Trendforschung, H. 3/2006, S. 181–184.
- Wüllenweber, W. (2004)*: Unterschicht. Das wahre Elend. – In: Stern, H. 52/2004.

Anschriften der Autoren, Herausgeber und Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

Anschriften der Autoren

Drs. Peter Burggraaff: Institut für Integrierte Naturwissenschaften der Universität Koblenz, Geographie – Universitätsstraße 1, D-56070 Koblenz, E-Mail: burggra@uni-koblenz.de

Dr. Wieland Carls: Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Projekt »Das sächsisch-magdeburgische Recht als kulturelles Bindeglied zwischen den Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas« – Karl-Tauchnitz-Straße 1, D-04107 Leipzig, E-Mail: carls@saw-leipzig.de

Prof. Dr. Vera Denzer: Institut für Geographie der Universität Leipzig – Johannisallee 19a, D-04103 Leipzig, E-Mail: denzer@rz.uni-leipzig.de

Anne Dietrich: Institut für Geographie der Universität Leipzig – Johannisallee 19a, D-04103 Leipzig, E-Mail: anne-dietrich@gmx.net

Prof. Dr. Andreas Dix: Historische Geographie, Geographisches Institut der Otto-Friedrich-Universität Bamberg – Am Kranen 1, D-96045 Bamberg, E-Mail: andreas.dix@uni-bamberg.de

Gerhard Gabel: Referat Landschaftsentwicklung im Bayerischen Landesamt für Umwelt – Bürgermeister-Ullrich-Straße 160, D-86179 Augsburg, E-Mail: gerhard.gabel@lfu.bayern.de

Verena Gawel M.A.: Im Bruch 4, D-51371 Leverkusen, E-Mail: verenagawel@google-mail.com

Dr. Matthias Hardt: Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas der Universität Leipzig e.V. (GWZO) – Specks Hof, Reichsstraße 4–6, D-04109 Leipzig, E-Mail: hardt@rz.uni-leipzig.de

Dr. Orsolya Heinrich-Tamaska: Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas der Universität Leipzig e. V. (GWZO) – Specks Hof, Reichsstraße 4–6, D-04109 Leipzig, E-Mail: heintama@rz.uni-leipzig.de

Prof. Dr. Christofer Herrmann: Bartag 82d, PL-10687 Olstzyn, E-Mail: chriherr@yahoo.de

Prof. Dr. Jürgen Lafrenz: Institut für Geographie der Universität Hamburg – Bundesstraße 55 (Geomatikum), D-20146 Hamburg, E-Mail: lafrenz@geowiss.uni-hamburg.de

Prof. Dr. Rainer Luick: Hochschule für Forstwirtschaft Rottenburg – Schadenweilerhof, D-72108 Rottenburg, E-Mail: luick@hs-rottenburg.de

Christine Mauelshagen B.Sc.: Institut für Geographie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität – Meckenheimer Allee 166, D-53113 Bonn, E-Mail: christinemauels-hagen@gmail.com

Prof. Dr. Johannes Meier: Abteilung Mittlere und Neuere Kirchengeschichte / Religiöse Volkskunde im Seminar für Kirchengeschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz – Saarstraße 21, Forum Universitatis 6, D-55099 Mainz, E-Mail: johannes.meier@uni-mainz.de

Dr. Haik Thomas Porada, M.A.: Leibniz-Institut für Länderkunde e.V. – Schongauerstraße 9, D-04328 Leipzig, E-Mail: H_Porada@ifl-leipzig.de

Prof. Dr. Winfried Schenk: Institut für Geographie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität – Meckenheimer Allee 166, D-53113 Bonn, E-Mail: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

Prof. Dr. Anton Schindling: Projektbereich Ordnungskonkurrenz: DO2 Josephinismus der Eberhard-Karls-Universität Tübingen – Wilhelmstraße 36, D-72074 Tübingen, E-Mail: anton.schindling@uni-tuebingen.de

Dipl.-Geogr. Christian Schneider: Institut für Geographie der Universität Leipzig – Johannisallee 19a, D-04103 Leipzig, E-Mail: christian.schneider@uni-leipzig.de

Prof. Dr. Anngret Simms: 3, Gilforg Rd., Sandymount, IRL-Dublin 4, E-Mail: anngret.simms@ucd.ie

Jan Erik Steinkrüger M.A.: Institut für Geographie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53113 Bonn, E-Mail: steinkrueger@geographie.uni-bonn.de

Prof. Dr. Rolf Peter Tanner: Institut Sekundarstufe I und II der Pädagogischen Hochschule Bern – Fabrikstraße 2E, CH-3012 Bern, E-Mail: rolf.tanner@phbern.ch

Dr. Marcin Wołoszyn: Instytut Archeologii Uniwersytetu Rzeszowskiego, ul. Hoffmanowej 8, PL-35-016 Rzeszów, E-Mail: woloszyn@archeo.pan.krakow.pl

Dr. Christian Zschieschang: Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas der Universität Leipzig e. V. (GWZO) – Specks Hof, Reichsstraße 4–6, D-04109 Leipzig, E-Mail: zschie@rz.uni-leipzig.de

Anschriften der Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

Dr. Rudolf Bergmann: Westfälisches Museum für Archäologie – Landesmuseum und Amt für Bodendenkmalpflege, Mittelalter und Neuzeitarchäologie – An den Speichern 7, D-48157 Münster, E-Mail: rudolf.bergmann@lwl.org

Prof. Dr. Vera Denzer: Institut für Geographie der Universität Leipzig – Johannisallee 19a, D-04103 Leipzig; E-Mail: denzer@rz.uni-leipzig.de

Prof. Dr. Andreas Dix: Geographisches Institut der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Historische Geographie – Am Kranen 12, D-96049 Bamberg, E-Mail: andreas.dix@uni-bamberg.de

Prof. Dr. Hans-Rudolf Egli: Geographisches Institut der Universität Bern – Hallerstraße 12, CH-3012 Bern, E-Mail: egli@giub.unibe.ch

Dr. Matthias Hardt: Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas der Universität Leipzig e. V. (GWZO) – Specks Hof, Reichsstraße 4–6, D-04109 Leipzig, E-Mail: hardt@rz.uni-leipzig.de

Dr. Klaus-Dieter Kleefeld: Landschaftsverband Rheinland: LVR-Dezernat Kultur und Umwelt / Redaktion KuLaDig – Bachstraße 11, 53115 Bonn; E-Mail: klaus.kleefeld@t-online.de

Prof. Dr. Thomas Meier: Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg – Marstallhof 4, D-69117 Heidelberg, E-Mail: thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de

Dr. Johannes Renes: Departement Sociale Geografie en Planologie der Universiteit Utrecht – Heidelberglaan 2, NL-3584 CS Utrecht, E-Mail: j.renes@geo.uu.nl

Dr. Peter Rückert: Hauptstaatsarchiv Stuttgart – Konrad-Adenauer-Straße 4, D-70173 Stuttgart, E-Mail: peter.rueckert@la-bw.de

Prof. Dr. Winfried Schenk: Institut für Geographie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, E-Mail: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

Umschlagabbildung:

Die Konstruktion der Städte der Leviten durch den Landmesser Christian Gottlieb Reuter (1761) fußt auf der entsprechenden Bibelstelle (4. Mose 35, 1–6) und sollte den im Entstehen begriffenen neuen Siedlungen der Herrnhuter Brüdergemeine beiderseits des Atlantiks als Vorbild dienen. (Entwurf: Jürgen Lafrenz; Quelle: Unitäts-Archiv in Herrnhut, Topografische Sammlung Bd. 13.8)

CONTENTS

Homogenisation and diversification of cultural landscapes

Vera Denzer, Anne Dietrich, Matthias Hardt and Haik Thomas Porada

Homogenisation and diversification of cultural landscapes – an introduction.	9
Summary	

Anngret Simms

Homogenisation and diversification of cultural landscapes from an European point of view	17
With 4 figures and 1 table	
Summary	

Orsolya Heinrich-Tamáska

Late roman estates on the Middle Danube – remarks to the research of land use at the transition between the late antiquity and early middle ages.	39
With 4 figures	
Summary	

Matthias Hardt

Diversifying semi-natural existence prevailing versus a profit making homogenisation. About the change of the cultural landscape by medieval colonisation in Eastern Central Europe	61
Summary	

Marcin Wołoszyn

The Červenish castles and the question of the development of the Polish-old Russian border from the 10 th until the 13 th century	75
With 7 figures and 1 table	
Summary	

Christian Schneider

Modernisation for sustainable land use? Development of a traditional cultural landscape in Southern Poland	107
With 6 figures	
Summary	

Christian Zschieschang

A homogeneous landscape? Changes in the medieval settlement land-scape southern the Luther town of Wittenberg and later developments	123
With 8 figures	
Summary	

Christofer Herrmann

- Research of architectural landscapes on an empirical statistical basis –
an objective method? General considerations and concrete experien-
ces at the example of the medieval architecture of Prussia 155
With 15 figures
Summary

Wieland Carls

- The juristically landscapes of the Sachsen Spiegel and the Magdeburg
legislation in Eastern Central and Eastern Europe 177
Summary

Vera Denzer, Anne Dietrich and Haik Thomas Porada

- The Hanseatic days of modern times – an European town landscape
as a memory area 199
With 7 figures
Summary

Anton Schindling

- The protestant universities and colleges their towns and territories in
the Holy Roman Empire and its neighbouring countries 219
With 11 figures
Summary

Johannes Meier

- From Europe to the end of the world – the settlements of the Jesuit
order in Southern and Northern America as a formative landscape
society model 243
With 9 figures
Summary

Jürgen Lafrenz

- The local communities of the Moravian as independent settlements
with a typological conciseness 265
With 8 figures and 1 table
Summary

Andreas Dix

- Homogenisation of cultural landscapes by agrarian large farms.
A comparison of creation of goods and collectivisation processes in
Central Europe 291
Summary

Gerhard Gabel

- Plurality of Bavarian cultural landscapes – cultural landscape classifi-
cation as a contribution to biodiversity 311
With 1 figure
Summary

Jan Erik Steinkrüger

Tendencies of homogenisation and heterogenisation of (cultural) landscapes in zoological gardens	319
Summary	

Rolf Peter Tanner

Politics of the ethnic and cultural homogenisation and their impacts on the cultural landscape	329
With 8 figures	
Summary	

Winfried Schenk

Homogenisation or diversification of agrarian landscapes in central Europe under the impact of the agrarian politics of the EU – a question of indication and scale?	345
With 6 figures	
Summary	

Rainer Luick

Cultural landscape developments in the context of regenerative energies	357
With 4 figures and 4 tables	
Summary	

Verena Gawel

Floodwater and ice gang on the Lower Rhine – cross border coverage of natural catastrophes in the 19 th century	385
With 1 figure	
Summary	

Article

Christine Mauelshagen

The “Ufo-effect” of the structure change. The cultural landscape Zollverein in historical and functional-genetic relationship to the district Essen-Katernberg	393
With 8 figures and 1 table	
Summary	

Addresses of authors and board members of the working group	417
Contents	421

Schwerpunktthemen der bisher erschienenen Bände der Zeitschrift
Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie

Schwerpunktthemen der Siedlungsforschung

Band 1, 1983, S. 15–166

STADTRANDPHÄNOMENE

Mit Beiträgen von: Busso von der Dollen; Burkhard Hofmeister; Winfried Schich; Felix Escher; Wolfgang Hofmann; Eberhard Bohm; Franz Irsigler; Henriette Meynen.

Band 2, 1984, S. 7–185

MITTELALTERLICHE UND FRÜHNEUZEITLICHE SIEDLUNGSENTWICKLUNG IN MOOR- UND MARSCHENGEBIETEN

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille; Hans-Jürgen Nitz; Hendrik van der Linden; Guus J. Borger; Ekkehard Wassermann; Klaus Brandt; Rosemarie Krämer; Dietrich Hoffmann, Hans Joachim Kühn und Bodo Higelke.

Band 3, 1985, S. 7–85

METHODISCHE UND KONZEPTIONELLE WEITERENTWICKLUNGEN IN DER HISTORISCH-GEOGRAPHISCHEN SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn; Dietrich Denecke; Helmut Hildebrandt und Neek Maqsud; Hans-Jürgen Nitz.

Band 4, 1986, S. 9–184

VERKEHRSWEGE UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DIE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Karlheinz Willroth; Birgitta Hardh; Svend Gissel; Franz Irsigler; Karel A.H.W. Leenders; Ulrich Troitzsch; Frank Norbert Nagel; Gerhard Oberbeck.

Band 5, 1987, S. 9–204

STÄDTISCHES WOHNEN

Mit Beiträgen von: Wilfried Krings; Günter P. Fehring; Miroslav Richter und Zdenek Smetánka; Pavel J. Michna und Vladimír Nekuda; Herbert Knittler; Jürgen Ellermeyer; Josef Ehmer; Renate Banik-Schweitzer.

Band 6, 1988, S. 9–214

FRÜHE UMWELTEN

Mit Beiträgen von: Helmut Jäger; Walter Janssen; Jens Lüning und Arie J. Kalis; Karl-Ernst Behre; Helmut Bender; Ulf Dirlmeier; Christian Pfister; Jürgen Hagel; Engelbert Schramm; Achim Rost; Reinhard Mook und Helge Salvesen; Günter Bayerl; Hubert Mücke.

Band 7, 1989, S. 9–216

SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG AM UNTERLAUF GROSSER STRÖME AM BEISPIEL DES RHEIN-MAAS-DELTAS

Mit Beiträgen von: Guus J. Borger; J.H.F. Bloemers; W.J.H. Willems; H. A. Heidinga; Peter Henderikx; Herbert Sarfatij; Adriaan Verhulst; Jan Bieleman; J.D.H. Harten; Jelier A. J. Vervloet; Johannes Renes und Gerard P. van der Ven.

Band 8, 1990, S. 9–206

SIEDLUNGSPROZESSE AN DER HÖHENGRENZE DER ÖKUMENE. AM BEISPIEL DER ALPEN

Mit Beiträgen von: Klaus Aerni; Hans-Rudolf Egli; René Wyss; Jürg Rageth; Paul Gleirscher; Werner Kreisel; Werner Meyer; Werner Bätzing; Hans Becker; Susanne Pacher.

Band 9, 1991, S. 9–227

DER EINFLUSS POLITISCHER GRENZEN AUF DIE SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler; Hermann Parzinger; Helmut Bender; Vladimír Nekuda; Armin Ratusny; Hans-Jürgen Nitz; Winfried Schich; Ludwig Schober; Johann-Bernhard Haversath; Klaus Fehn.

Band 10, 1992, S. 9–210

DIE BESIEDLUNG DER HÖHEREN MITTELGEBIRGE

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke; Wolf-Dieter Sick; Uwe Kühl; Jörg Stadelbauer; Rainer Graafen; Heiko Steuer; Eike Gringmuth-Dallmer; Gerhard Billig und Volkmар Geupel; Wolfgang Schwabenicky.

Band 11, 1993, S. 9–291

ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG KLEINERER STÄDTE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn; Hans Losert; Hans-Georg Stephan; Gabriele Isenberg; Miroslav Richter und Tomáš Velímský; Lieselott Enders; Michel Pauly; Ronald Flückiger-Seiler; Ernst Pleßl; Martina Stercken; Gerhard Henkel; Alois Mayr.

Band 12, 1994, S. 9–233

WÜSTUNGSPROZESSE – WÜSTUNGSPERIODEN – WÜSTUNGSRÄUME

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke; Rudolf Bergmann; Manfred Balzer; Günter Mangelsdorf; Vladimír Nekuda; Rostislav Nekuda; Ervín Černý; Alojz Habovštiak; Hans Krawarik; Peter Rückert; Peter Čede; Johannes Renes.

Band 13, 1995, S. 9–249

BRÜCHE IN DER KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Hans-Jürgen Nitz; Georg Kossack; Walter Janssen; Karlheinz Blaschke; Felix Escher; Frank Hering; Dieter Scholz; Heinz Günter Steinberg;

Thomas Wölker; Luise Grundmann; Heinz Schürmann; Horst Förster; Jörg Stadelbauer.

Band 14, 1996, S. 7–313

KULTURLANDSCHAFTSMUSTER UND SIEDLUNGSSYSTEME

Mit Beiträgen von: Eike Gringmuth-Dallmer; Günter Löffler; Harm Tjalling Waterbolk; Theo Spek; Wim A. Ligtendag; Johannes A. Mol und Paul Noomen; Johannes Ey; Dirk Meier; Hans-Rudolf Egli; Carl-Hans Hauptmeyer.

Band 15, 1997, S. 9–220

MARITIME KULTURLANDSCHAFTEN AM BEISPIEL DES OSTSEERAUMES

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille; Christer Westerdahl; Winfried Schich; Andreas Dix; Achim Leube; Axel Prieb; Rolf Plöger; Bruno Benthien; Susanne Schumacher-Gorny; Gerd Hoffmann, Walter Dörfler, Michael Müller-Wille und Jörn Thiede.

Band 16, 1998, S. 9–362

BERGBAU- UND INDUSTRIELANDSCHAFTEN UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON STEINKOHLENBERGBAU UND EISEN- UND STAHLINDUSTRIE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Wolfgang Wegener, Hans-Werner Wehling, Rolf Plöger, Johannes Biecker und Heinrich Otten, Michael Hartenstein, Horst Kranz, Jörg Wiesemann, Johannes Renes, Georg Römhild, Günther Hein, Christoph Willms.

Band 17, 1999, S. 9–318

DÖRFER IN VORINDUSTRIELLEN ALTSIEDELLANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Werner Rösener, Johann-Bernhard Haversath, Mathias Auster mann, Norbert Gebauer, Udo Recker, Birgitta Vits, Ulrich Reuling, Reinhard Bauer, Jürg Tauber, Friedrich Eigler, Hans Krawarik, Armin Ratusny, Eike Gringmuth-Dallmer, Matthias Hardt, Hans-Jürgen Nitz.

Band 18, 2000, S. 9–261

ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN DER GENETISCHEN SIEDLUNGSFORSCHUNG IN MITTELEUROPA

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Winfried Schenk, Peter Rückert, Klaus-Dieter Kleefeld, Hermann Parzinger, Perdita Pohle, Dirk Meier, Karl Martin Born, Matthias Koch, Günther Moosbauer, Hansjörg Küster, Renate Gerlach, Bernward Selter, Gabriele Recker, Ulrich Stanjek, Oliver Karnau, Josef Mangold, Franz Maier, Helmut Flachenecker, Jürgen Vollbrecht, Heinrich Otten. Die Beiträge von Dietrich Denecke und Rudolf Bergmann finden sich in Band 19, 2001.

Band 19, 2001, S. 9-270

WALD UND SIEDLUNG

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Günter Moosbauer (mit einem Beitrag von Matthias Leopold und Jörg Völkel), Chrystina Häuber, Hansjörg Küster, Christoph Morissey, Peter Rückert, Bernd-Stefan Grewe, Aline Kottmann und Reinhold Schaal, Bernward Selter, Anton Schuler, Richard Pott und Holger Freund, Franz Schmithüsen, Per Grau Møller.

Band 20, 2002, S. 9–237

RELIGION UND KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Leszek Paweł Słupecki, Jerzy Strzelczyk, Izabela Skierska, Ralf Gebuhr, Winfried Schich, Rudolf Bergmann, Jerzy Piekalski, Krzysztof R. Mazurski, Peter Čede, Oliver Karnau, Zoltán Ilyés, Klaus Fehn, Dietrich Denecke.

Band 21, 2003, S. 7–215

SINGULÄRE UND PERIODISCHE GROSSVERANSTALTUNGEN IN IHRER AUSWIRKUNG
AUF DIE HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Karl-Heinz Willroth, Hans-Wilhelm Heine, Hauke Jöns, Caspar Ehlers, Christoph Bartels, Monika Meyer-Künzel, Dieter Rödel und Franz Kümmerle, Klaus Fesche, Olaf Mußmann, Siegfried Zelnhefer.

Band 22, 2004, S. 7–202

KERNRÄUME UND PERIPHERIEN

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Franz Irsigler, Günter Mangelsdorf, Heiko Steuer, Christian Lübke, Hans Rudolf-Egli, Klaus Fehn, Reinhard Zölitz-Möller, Helmut Klüter, Reinhold E. Lob

Band 23, 2005, S. 9–294

NATURKATASTROPHEN UND NATURRISIKEN

Mit Beiträgen von: Thomas Glade, Karl-Ernst Behre, Guus J. Borger, Elke Freifrau von Boeselager, Manfred Jakubowski-Tiesen, Eike Gringmuth-Dallmer, Peter Rückert, Birgit Heuser-Hildebrandt, Martin Gudd, Christian Rohr, Lukas Clemens, Mathias Deutsch und Karl-Tilman Rost, Christian Stolz, Thomas Meier, Klaus Fehn

Band 24, 2006, S. 9–312

HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG IM SPANNUNGSFELD VON ÄLTEREN
ANSÄTZEN UND AKTUELLEN FRAGESTELLUNGEN UND METHODEN

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Klaus Fehn, Ute Wardenga, Sebastian Brather, Eike Gringmuth-Dallmer, Fred Ruchhöft, Rainer Schreg, Udo Recker, Rudolf Bergmann, Theo Spek, Johannes Renes und C.A. Kolen, Peter Rückert, Axel Posluschny

Band 25, 2007, S. 9–312

FLÜSSE UND FLUSSTÄLER ALS WIRTSCHAFTS- UND KOMMUNIKATIONSWEGE

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Stephan Freund, Eike Gringmuth-Dallmer, Vladimír Salač, Thomas Fischer, Matthias Hardt, Peter Ettel, Roman Grabolle, Petra Weigel, Christian Zschieschang, Hans Friedrich Kniehase, Horst-Günter Wagner, Volker Kaminske, Klaus-Dieter Kleefeld, Johannes Ey, Jette Anders, Pierre Fütterer, Max Linke, Stefan Baumeier und Thomas Küntzel.

Band 26, 2008, S. 7–286

STÄDTISCHE SIEDLUNGEN UND IHR UMLAND

Mit Beiträgen von: Susanne Siewers, Donat Wehner, Pim Kooij, Thomas Küntzel, Franz Irsigler, Ragnhild Berge, Renger E. de Bruin, Rolf Peter Tanner, Peter Burggraaff und Klaus-Dieter Kleefeld, Peter Rückert, Annika Björklund, Klaus Fehn, Raf Verbruggen, Michael Kriest, Orsolya Heinrich-Tamaska, Rainer Schreg.

Band 27, 2009, S. 7–244

SEEN ALS SIEDLUNGS-, WIRTSCHAFTS- UND VERKEHRSRÄUME

Mit Beiträgen von: Matthias Hardt, Hans-Rudolf Egli, Albert Hafner und Christian Harb, Orsolya Heinrich Tamáska und Sylvia Hipp, Heidemarie Hüster Plogmann, Thomas Meier, Hans-Ulrich Schiedt, Armand Baeriswyl, Rolf Tanner, Roland Flückiger-Seiler.

Band 28, 2010, S. 7–212

KONSUM UND KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Thomas Gunzelmann, Andreas Dix, Thomas Eißing, Peter Rückert, Hans Becker und Helmut Hildebrandt, Volkmar Eidloth, Manuel Schramm, Klaus Fehn.

Band 29, 2011, S. 9–392

HOMOGENISIERUNG UND DIVERSIFIZIERUNG VON KULTURLANDSCHAFTEN

Vera Denzer, Anne Dietrich, Matthias Hardt und Haik Thomas Porada, Anngret Simms, Orsolya Heinrich-Tamáska, Matthias Hardt, Marcin Wołoszyn, Christian Schneider, Christian Zschieschang, Christofer Herrmann, Wieland Carls, Vera Denzer, Anne Dietrich und Haik Thomas Porada, Anton Schindling, Johannes Meier, Jürgen Lafrenz, Andreas Dix, Gerhard Gabel, Jan Erik Steinkrüger, Rolf Peter Tanner, Winfried Schenk, Rainer Luick, Verena Gawel.

Die bisher erschienenen Bände der Zeitschrift Siedlungsforschung sind zu beziehen bei: Selbstverlag Arkum e.V., Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn, % Geographisches Institut / Historische Geographie. Tel. 02 28 – 73 58 71 und 73 76 52, Fax 02 28 – 73 76 50